EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch
Fortgeführt von Fritz Hofmann
und Josef Poláček

X

EGON ERWIN KISCH

Läuse auf dem Markt

Vermischte Prosa



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1985

Übersetzungen und Rückübersetzungen
aus dem Tschechischen, Slowakischen, Russischen
und Englischen von Josef Poláček
Nachwort, Personenregister und Inhaltsverzeichnis
zu den „Gesammelten Werken" von Fritz Hofmann

1. Auflage 1985
Alle Rechte Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
Einbandgestaltung Erich Rohde
Karl-Marx-Werk, Graphischer Großbetrieb, Pößneck V 15/30
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/82/85
Bestellnummer 613 268 2
01650

TEXTE AUS DEM NACHLASS

MARKTPLATZ DER SENSATIONEN

SCHWIMMEND IM TINTENSTROM

Bevor dieses Buch begonnen sei, soll gesagt werden, daß die Anregung, es zu schreiben, einem amerikanischen Verlag entspringt.

Aus zwei Gründen, Gründen der Entschuldigung, muß das gesagt werden. Der erste ist der, daß der Autor nie auf den Einfall gekommen wäre, eine Selbstbiographie zu schreiben. Er nimmt sich nicht im mindesten wichtig, hat es immer verabscheut, von sich selbst zu sprechen, das Fürwort der ersten Person findet man nur selten in dem, was er bisher schrieb. Nun aber, da ihn die Verhältnisse zwingen, der lockenden amerikanischen Aufforderung Folge zu leisten, wird er nicht vermeiden können, von sich selbst zu sprechen, ja, das ist sogar seine hauptsächliche Aufgabe.

Grund zwei macht ihm die Arbeit noch schwerer. Es ist eine amerikanische Leserschaft, für die er Längstvergangenes aufzeichnen soll, also für ein Publikum, das ihn kaum kennt, dem er nichts bedeutet. Wenn Edison Memoiren geschrieben hätte, so wäre es sehr wichtig, darin zu lesen, daß seine liebste Kindheitsbeschäftigung die Lösung von Rechenaufgaben gewesen ist, es wäre deshalb wichtig, weil der leidenschaftlich rechnende Knabe später ein Edison wurde. Aber was wurde aus dem Knaben, der zum Autor des nachstehenden Buches wurde? Was ist er denn geworden, daß er sich seine Biographie schreibt und wir sie lesen sollen?

Deshalb ist es, daß der Autor seine Niederschrift damit beginnt, daß er dem Verlag die Schuld an ihr gibt. Er hat Hemmungen, und nicht nur die, daß er sein Ich nicht besonders schätzt und sich nicht als Vorbild hinzustellen vermag. Noch eine dritte Hemmung beherrscht ihn.

Er hat den Tintenstrom durchkrawlt. Von der Quelle bis zur

Mündung hat er ihn durchkrawlt. Jetzt steht er am Meer und sieht, daß das Durchkrawlen des Stroms ein Nichts gewesen ist.

Unmetaphorisch gesprochen: Die Journalistik, der Wunsch, als erster eine Nachricht zu haben, die Jagd nach der Sensation, der Sport des Aufspürens von Details, all das, was des Autors Leidenschaft von Kindheit an war, lehnt er heute aus literarischen und politischen Gründen ab, er lehnt es ab, nur deshalb zu schreiben und deshalb gelesen zu werden, weil er etwas Interessantes zu berichten hat.

Weshalb also, werden die amerikanischen Leser fragen, weshalb nimmt er dann den Auftrag unseres Verlegers an, warum schreibt er dann sein Buch, und warum sollen wir es lesen?

Antwort: Weil er etwas Interessantes zu berichten hat.

DIE AKTEN DES LEIERMANNS FRANTIŠEK HAJS

Unter den Liedern, die der blinde Scherenschleifer in unserem Hofe sang, war eines, das von einem besonders blutrünstigen Mord handelte. Ich hatte es mir nicht gemerkt und erklärte mir das damit, daß es für einen Kinderkopf zu kompliziert war. Erst ein halbes Jahrhundert später fand ich, daß nicht der Kinderkopf daran schuld war, sondern der Textdichter. Ich stieß nämlich im Register des Ministerial-Archivs auf den Vermerk „Überwachung des Drehorgelspielers Hajs wegen des Liedes ‚Der fürchterliche Mord auf dem Pohořelec'". Ach, das war das blutige Lied, das ich aus meiner Kindheit kannte! Ich suchte mir die Akten heraus. Es war ein ganzes Konvolut, und alle Stücke waren ungefähr des gleichen Inhalts.

Dieser Drehorgelspieler František Hajs hatte, etwa von 1862 bis 1872, eine Reihe seiner Lieder bei einem Jan Spurný in Prag drucken lassen. Die Polizei hatte zwar die Druckerlaubnis gewährt, gleichzeitig jedoch eine Menge Gegenmaßnahmen vorgekehrt. In ausführlichen Berichten an die Statthalterei wurde darauf hingewiesen, daß die Drucklegung nach dem Gesetz nicht verweigert werden dürfe, doch bestehe der Verdacht, daß Hajs (als Herr wird er in den Akten niemals be-

zeichnet) den Druck nur deshalb bestellte, um beim Absingen seiner Bänkel diese in den Höfen zu verkaufen, „was nach Paragraph 23 des Pressegesetzes als Hausieren mit Druckschriften zu betrachten und streng verboten ist".

Im Hinblick auf diese Gefahr habe das Polizeipräsidium sämtliche Polizeireviere Prags und der Vororte angewiesen, zu verhindern, daß von diesem mit Bewilligung der Behörden gedruckten Lied auch nur ein einziges Exemplar verkauft werde. Und nicht nur dieses Lied, sondern auch alle anderen Lieder des František Hajs. Von Fall zu Fall, das heißt, immer wenn ein neues Lied vorgelegt wird, ergeht dieses staatspolitisch wichtige Aviso an die zehn Polizeireviere Prags, und die zehn Bezirksleiter bestätigen mit ihrer Unterschrift, die Anweisung erhalten zu haben und im Betretungsfalle gegen Hajs energisch einschreiten zu wollen.

Und in der Tat hat sich die hellseherische Voraussicht der Polizeidirektion als begründet erwiesen, denn aus allen Teilen der Stadt langen nun Anzeigen ein, daß „p. p. Hajs beim Singen der Lieder unauffällig beobachtet und dann in flagranti betreten wurde, als er die Texte verkaufte". Er wird vorgeladen und verhaftet oder mit Polizeistrafen belegt, die bis zu fünfzehn Gulden ansteigen. Das sind recht hohe Beträge in Anbetracht des Umstandes, daß Hajs – um Brot für sich und seine neun Kinder zu verdienen – nur ein Vierkreuzerstück beim Verkauf des Gedichts bekommt, das er verfaßt, verlegt, vorgetragen und mit seiner Drehorgel begleitet hat.

Aus der polizeilichen Strenge und Wachsamkeit geht hervor, daß František Hajs sich einer außergewöhnlichen politischen Unbeliebtheit bei aller k. k. Obrigkeit erfreute. Vergeblich war sein Bemühen, daran etwas zu ändern, zum Beispiel dadurch, daß er in seinen Balladen die Polizei nicht anders als „slavná policie" – „glorreiche Polizei" – tituliert. Ohne Zweifel hat er sich seine Unbeliebtheit durch eine Reihe von Liedern zugezogen, Einblattdrucke in Fraktur, die den Akten P. P. (1870-75) H/4/8, P. P. (1870-75) P/2/39, P. P. (1870-75) P/2/21 beiliegen.

Darunter sind tschechische patriotische Lieder wie „Česká píseň pro vlastence" (Lied der tschechischen Patrioten); ein an-

deres, „Vzpominka na české výtečníky“ (Erinnerung an tschechische Berühmtheiten), hat er am Allerseelentag von 1862 unter sehr belastenden Umständen verkauft: in der Nähe des Grabes von Karel Havlíček auf dem Olšaner Friedhof. Havlíček war noch auf dem Totenbett und sogar beim Begräbnis von Konfidenten bewacht und alle seine Besucher als Rebellen zur Kenntnis der Behörden gebracht worden. Wie bedenklich mußte den vormärzlichen Obrigkeiten die Tatsache erscheinen, daß am Grabe des tschechischen nationalen Vorkämpfers sich genug Trauernde versammelten, um Hajs Anlaß zu geben, hinzugehen und ein Lied zu verschleißen, in dem der Name Havlíček erwähnt war.

Eine Spitzelnote vom 24. Juli 1862 meldet, daß vaterländische tschechische Studenten eine geheime Beratung abgehalten haben, in der sie beschlossen, bei dem bevorstehenden Begräbnis des im Irrenhaus sterbend darniederliegenden František Hajs eine nationale Demonstration zu veranstalten. Eilig wendet sich die Polizei an die Landesirrenanstalt und bittet, ihr den Tod von Hajs rechtzeitig und vertraulich bekanntzugeben, damit wegen der Beerdigung die nötigen Vorkehrungen getroffen werden können. Aber die „Kgl. Böhmische Landesirrenanstalts-Direktion“ antwortet, daß besagter Hajs bereits acht Tage vor Datierung des polizeilichen Avisos als geheilt aus dem Irrenhaus entlassen wurde.

Für politische Konventikel scheint die Prager Hermandad jene Kreise zu halten, bei denen Hajs als Verkäufer seiner Lieder betreten wird. Im Gasthaus „U Šturmu“ verkaufte er den Hökerinnen und Blumenhändlerinnen zu wiederholten Malen einen „Aufruf“ mit dem Titel „O tom panu Grégrovi“ (Über diesen Herrn Gregor), wofür ihm eine Geldstrafe von zehn Gulden aufgebrummt wurde. Auch bei einem Ausflug des „Trinkerklubs Randal“ wird Hajs erwischt und entsprechend bestraft.

Eine seiner Schöpfungen, „Bolná upomínka na mrtvou milenku“ (Schmerzliche Erinnerung an die tote Geliebte), ist rein lyrisch und geeignet, Wasserfälle von Tränen aus den Pawlatschen in die Prager Höfe strömen zu lassen. Solch trauererregender Wirkung stellt Hajs ein Lied von schroff entgegenge-

setzter Art gegenüber, benannt „Pepík fláma ze židů" (Pepik, der jüdische Flamender) mit dem Untertitel „Žertovná píseň ku všeobecnému Zasmání" (Spaßiges Lied zum allgemeinen Gelächter). Es ist kulturhistorisch bemerkenswert, weil es – vielleicht zum erstenmal – den „Flamender" schildert, der in den Kaschemmen des Prager Elendenviertels „Judenstadt" das Gewerbe des Zuhälters und Gelegenheitsverbrechers ausübt, einen Typus also, der dann ein Menschenalter lang nicht von den armseligen Bühnen der Prager Chantants verschwindet.

Bei seinen zahlreichen Verhören benimmt sich Hajs reumütig und bescheiden und versucht das Herz der Beamten so zu rühren, wie er das der Köchinnen und der Marktweiber rührt. Immer wieder weist er darauf hin, daß seiner Not an Geld ein Reichtum an unmündigen Kindern gegenübersteht, immer wieder betont er, daß er versucht habe, sich einen Erwerb als Verkäufer von Heiligenbildern vor der Wallfahrtskirche bei Příbram zu schaffen, was erfahrungsgemäß nicht als „Hausieren mit Druckschriften" verfolgt wird. Gerade ihm aber habe die Behörde die Ausübung dieses Geschäftes verboten.

Kaum aber hat Hajs seine Strafe bezahlt oder abgesessen, so zeigt er, daß er seine Ironie nicht verloren hat. Sie prägt sich besonders in einem Lied aus, das sich nennt „Bolestná zpomjnka na krutý boj o kralovohradecké pevnosti, vpád Prušáků do Prahy a na jejich rekvisice v zemi České roku 1866. V Praze. František Hajs. K dostání na Pankráci hned u brány č. 21".

Darin widmet er eine Strophe, die auf dem Exemplar der Polizei mit sechs Ausrufungszeichen versehen, einem Flašinetář (Drehorgelspieler), nämlich offensichtlich sich selbst. Man habe ihn beschuldigt, in seiner Drehorgel Pläne versteckt zu haben..., und deshalb wurde er, der Drehorgelspieler, in Stücke gehackt. Dennoch aber singt er, ein vom Tode Auferstandener, euch wieder seine Lieder.

Unter den Corpora delicti findet sich auch jenes Lied, an dessen Unverständlichkeit ich meinem damaligen Kinderkopf die Schuld gegeben habe. Aus den Akten ersehe ich aber, daß ich es noch heute nicht besser verstehe als im vorigen Jahrhun-

dert. Es ist eine lokale Begebenheit, die Hajs in sachlichem Balladenton zu berichten versucht. Bei diesem Beginnen gerät er jedoch in solche Verwirrung, daß er den Mord an der Leiche der Ermordeten verüben läßt. Schon der Titel „Nová píseň o hrozné vraždě, která zpáchána byla na Pohořelci v Praze" (Nápěv dle písně „O láska, rozkoši očí") – „Neues Lied über den schrecklichen Mord, begangen auf dem Pohořelec in Prag" (Melodie nach dem Lied „O Liebe, du Augenwonne") – ist irreführend, denn die zweiundsechzigjährige jüdische Geldverleiherin Rebekka Humpolcová ist nicht auf dem Pohořelec ermordet worden, sondern in Karlín, in der Wohnung einer Cecilia Šefčíková, zu der die Humpolcová kam, um Geld abzuholen. Wohl erst nach der Tat schnitt die Mörderin ihrem Opfer den Kopf und die Beine ab, um den Leichnam bequemer in einem Sack unterbringen zu können; dann trug sie ihn mit ihrer Mutter auf den Pohořelec, wo sie ihn auf einen Bauplatz warf. Das geschah am 4. August 1870, und Hajs wird zu fünf Gulden verurteilt, weil er diese Untat der Vergessenheit zu entreißen versuchte. Es half ihm nichts, daß er die bevorstehende Hinrichtung der Mörderin gutheißt und moralisch hinzufügt:

Jaký život, taková smrt
každého očekává
kdo pak cestou pravou kráčí
blaze život skonává.

ALS KRIEGSBERICHTERSTATTER

Warum mußte die „Bohemia", eine Provinzzeitung und nichts weiter, warum mußte denn die ihren eigenen Spezialkorrespondenten im Balkankrieg 1913 haben? Genügten ihr nicht die offiziellen Telegramme vom Kriegsschauplatz, allenfalls bereichert um den Abdruck der Privatberichte, die die Weltblätter brachten?

Darauf ließe sich antworten, daß nach allgemeiner Meinung die Balkanwirren das Vorspiel zu einem gesamteuropäischen

Krieg darstellten, bei dem eine gute Zeitung von Anfang an vertreten sein müsse.

Außerdem waren auch Prager Regimenter ins balkanische Grenzgebiet Österreichs abgegangen, und die und ihre daheim gebliebenen Familienangehörigen wollten doch in ihrem Blättchen lesen, welch welthistorische Aufgaben sie dort lösten. Ferner war unser Chefredakteur etwas größenwahnsinnig geworden, und er hoffte, die Telegramme seines sonst vielzitierten jungen Mannes würden auch diesmal Beachtung finden. Er hatte unrecht.

Es war mir (denn der Entsandte war ich) nicht möglich, den Krieg gegen die großen Kanonen der Weltpresse zu bestehen. Wie ein scheeles Hündchen zottelte ich hinter ihnen einher. Fleet Street trat auf, mächtig wie das Empire. Von Amerikas Repräsentanten hatte jeder, ob ihr es glaubt oder nicht, eine Schreibmaschine und eine Füllfeder mit sich. Budapest kam dank seiner Photoapparate überall an und unterhielt geheime Beziehungen zu Gesandtschaftsattachés und Geheimagenten. St. Petersburg vertraten Spitzbärte und Zwicker, denen die russische Gesandtschaft und der Panslawismus Material lieferten.

Am quantitativsten aber war Wien zur Stelle. In dem Krieg und dem daraus folgen könnenden größeren Krieg ging es um die Wahrung des europäischen Gleichgewichts, und Österreich-Ungarn war das Zünglein oder, besser gesagt, das Doppelzünglein an der Waage. Einerseits unterstützte es die Türkei, weil sie gegen Rußland war, andererseits unterstützte es Montenegro, das an der Seite der anderen slawischen Balkanstaaten den Krieg gegen die Türkei führte. Und die Wiener Presse war noch mehrzüngiger, sie machte die türkenfreundliche Politik ihrer Regierung mit, war aber gleichzeitig von Serbien oder Rumänien subventioniert.

Getreu der Wiener Parlamentsmaxime „Eine Krähe wäscht die andere" bezog jeder balkanische Minister, der einer Wiener Zeitung die Subvention seiner Regierung verschaffte, von dieser Zeitung das Gehalt eines ständigen Korrespondenten. Man kann sich denken, daß er nun die Abgesandten seiner Wiener Brotgeber nicht allzu karg informierte.

Der Vertreter der christlichsozialen Wiener „Reichspost",

ein Herr Hermenegild Kolarz, galt als der größte Balkanfachmann und war nicht nur als Journalist anwesend, sondern auch als Beobachter für die Militärkanzlei des Erzherzogs Franz Ferdinand; deshalb durfte er seine Zeitungsberichte vom Flaggschiff der Marinedivision, die demonstrativ angriffsbereit in der Bocche di Cattaro lag, telegrafieren, vermittels einer geheimnisvollen und neuen Erfindung, „drahtlose Telegrafie" genannt.

Von den liberalen Wiener Blättern lagen je zwei Mann an der Front, einer für Nachrichten und der andere, der Redaktionsdichter, um in schwelgerischen Rhythmen von den Stimmungen und den Landschaften des Krieges zu singen. Immerfort bekamen sie Telegramme ihrer Redaktion, die das oder jenes wünschten, und darüber ärgerten sie sich, aber ich beneidete sie, daß sie auf diese Weise von zu Hause erfuhren, was auf dem Kriegsschauplatz los sei.

Denn ich – das kann ich ohne Übertreibung sagen –, ich hatte keine Ahnung, um was es sich bei dem Krieg handelte, ja, ich wußte nicht einmal genau, wer die kriegführenden Mächte waren. Zum Beispiel konnte ich Rumänien und Bulgarien nicht und nicht auseinanderhalten, geschweige denn war mir bewußt, ob das eine auf der einen und das andere auf der anderen Seite Krieg führe oder umgekehrt.

An sich hätte mich das nicht verhindern müssen, Details zu erfahren oder feuilletonistische Stimmungsbilder zu schreiben. Aber es waren Umstände in mir selbst, die mich unfähig machten zur Aufnahme und Abgabe. Schon der von meinen großen Kollegen entfaltete Betrieb und Scheinbetrieb versetzte mich in ein nichtsdurchbohrendes Gefühl. Sie, es vielleicht nicht merkend, vielleicht es verstärken wollend, ließen keine Gelegenheit außer acht, mich, ein „Provinzschlieferl", fühlen zu lassen, wie sehr sie mir überlegen seien. Wenn sie mich überhaupt einer Anrede würdigten, so war es nur, um mir zu erzählen, wie schön und interessant es gestern an der Tafel des Gesandten zugegangen oder wieviel hundert Worte sie über einen Frontbesuch beim Armeekommandanten an die Redaktion gedrahtet hatten.

Ich aber, ich wußte nichts, bekam keine Einladungen, sogar

um mein Quartier und um mein Essen mußte ich mich selbst bekümmern, und in dem Auto, das die Korrespondenten täglich zweimal mit ihren Briefen und Telegrammen aus Cetinje an das Postamt in Cattaro und später aus dem albanischen Grenzort Rjeka an das Postamt Cetinje zur Weiterbeförderung abfertigten, wurden meine Korrespondenzen nicht mitgenommen.

Es stand also beim Balkanbrand schlimmer mit mir, als es einst beim Mühlenbrand mit mir gestanden hatte, denn ich konnte heute nicht einmal eine breughelsche Zuschauerschaft aus dem Nachtasyl zu Hilfe rufen.

Anfang Mai war der Fall von Albanisch-Skutari besiegelt, die Türken hatten es gehalten, die Montenegriner belagert, aber noch bevor die Belagerungstruppen einzogen, trafen aus den europäischen Außenministerien Noten des Inhalts ein, Montenegro dürfe Skutari und dessen albanisches Hinterland nicht behalten. Eine Botschaftskonferenz werde über das Schicksal Albaniens entscheiden.

König Nikita gab den Pressevertretern ein Interview, er werde Skutari um keinen Preis der Welt herausgeben, aber auch um gar keinen. Die ersichtliche Unwiderruflichkeit dieses königlichen Entschlusses, die tiefe Wahrhaftigkeit dieser königlichen Erklärung, die aus dem Tonfall mehr noch als aus den Worten fühlbare Unverrückbarkeit des königlichen Willens wurden von den dankbaren Interviewern in alle Richtungen der Windrose geblasen. Nicht aber von mir. Denn ich hatte keine Einladung zu dieser Thronrede an die Presse erhalten, ihr nicht beigewohnt. Ich hatte nichts zu melden.

Das einzige, was ich tun konnte, war, mich in dem Zimmer mit der Aufschrift „Kr. C. Ministarstvo unustraschnich djela", also im Außenministerium, darüber zu beschweren, daß ich keine Einladung zu dem Presse-Empfang beim König erhalten habe. Ich tat das nur, um bei irgendeiner nächsten Gelegenheit nicht von neuem übergangen zu werden. Aber meine Intervention hatte das Ergebnis, daß ich zu einer Einzelaudienz beim König eingeladen wurde, und das an dem Tage, an dem sich Skutari den Montenegrinern ergab. Ich wollte dabeisein, konnte aber nicht. Während die anderen Journalisten abfuh-

ren, um den Einzug der siegreichen Truppen und den Zustand der Stadt zu beschreiben, mußte ich bleiben, um ein durch das Masseninterview entwertetes Interview zu machen.

Im Audienzsaal des Konak, einem von riesigen Vasen und Gipsskulpturen vollgestopften Salon, ging Nikita, König von Montenegro und Schwiegervater der europäischen Monarchen, auf und ab, als ich eintrat. Er war dick, und die rote Schärpe um den Bauch machte ihn noch dicker. Er war siebzig Jahre alt, und die schreienden Farben der Landestracht machten ihn noch älter. Er trug himmelblaue Hosen und ein goldgesticktes offenes Bolerojäckchen, und als weiße Aussparung hingen ihm „Röllchen", unbefestigte Manschetten, locker um die Handgelenke.

Gleich zu Beginn der Audienz verlor er an Alter und Korpulenz. Mit erhobener Stimme und bewegtem Gestus begann er mir zu erklären, daß und warum er Skadar (Skutari) niemals herausgeben könne. Der Zugang zum Meer sei die einzige Existenzmöglichkeit des montenegrinischen Staates, der Bojana-Fluß und der Skutarisee für Montenegro die Lebensnerven. Aber sie seien auch Lebensnerven für die Welt und deren Handel, und diese Lebensnerven wären unterbunden, wenn sie nicht in der Hand eines christlichen, monarchistischen, zivilisierten und alten Staates, nämlich des montenegrinischen, verblieben, sondern den wilden Albanern überlassen würden.

„Die Mächte sprechen von Prestige, aber niemand bedenkt, daß auch das Königreich Montenegro ein Prestige zu wahren hat. Wir haben die Türken in den Bergen besiegt und monatelang unter unbeschreiblichen Opfern um Skadar gekämpft, ohne daß jemand dem Krieg Einhalt geboten hätte. Kaum aber ist die Stadt in unserem Besitz, so will man, wir sollen sie verschenken. Nein, nie und nimmermehr werden wir Skadar hergeben."

Ich wagte zu fragen, ob es nicht gegen eine Entschädigung doch möglich wäre. König Nikita wurde etwas ruhiger und äußerte mit diplomatischem Perfektum: „Montenegro hat alle Versuche, sich durch eine Entschädigung abfinden zu lassen, weit von sich gewiesen, weil nicht zu sehen war, daß es eine Entschädigung für den Besitz von Skadar gebe."

Mit dem tschechischen Gruß „Nazdar" verabschiedete mich der König, da er meine Zeitung für eine tschechische und panslawistische hielt. Aber das Interview, das ich nun zu schreiben hatte, enthielt nichts, was er nicht schon den anderen erklärt hatte und in allen Zeitungen publiziert war, also keineswegs von neuem gedruckt werden würde. Ich mußte es dennoch schreiben und der Zensur vorlegen, damit man sehe, daß ich es nicht mutwillig reklamierte und daß ich königliche Worte journalistisch zu schätzen wisse. Mit der Zensurierung vergingen wieder anderthalb Tage, dann erst konnte ich in das eroberte Skutari.

Aus den erbärmlichen Unterständen der Berge Bardagnol und Tarabosch hatte sich das Belagerungsheer gierig in die eroberte Stadt gestürzt, aber ach, da drinnen sah es infolge der Belagerung, Bombardierung, Hungersnot und Seuchen weit erbärmlicher aus als im erbärmlichsten Unterstand. Über dem nun erschlossenen Jammer schwebte stickig und rußig der Qualm des Basarviertels, das zur Begrüßung der Einziehenden in Flammen stand.

Unter die Besetzungstruppen hatten sich einige zurückgebliebene Pressevertreter gemischt, unter sie ich mich. Sie bekamen Quartiere, wenn auch nur kärgliche, mir wurde keines zugewiesen, jedoch es schien, daß mir das Glück lächle. Der türkische Polizeipräsident von Skutari, insgeheim den Montenegrinern Dienste leistend, war bei Beginn der Belagerung nach Cetinje geflüchtet und kehrte jetzt mit den Feinden seines Staates zurück. Er sah, wie verstört ich über meine Obdachlosigkeit war, und bot mir an, in seiner Villa zu schlafen, vorausgesetzt, daß sie noch existiere und bewohnbar sei.

Sie war es, und mein freundlicher Wirt wies mir mein Bett an; es war eine schöngeschnitzte Koje in der Wand eines türlosen und nur durch einen Vorhang abgeschlossenen Salons. Als ich mich hineingebettet hatte, kam mein Wirt, noch freundlicher als früher, setzte sich vor meine Nische, so daß ich sie nicht verlassen konnte, und begann, vorerst mit Zärtlichkeit, hinterher mit Gewalt um meine Gunst zu buhlen.

Er erlangte sie nicht, wie ich für meine besorgten Leser bemerken will, aber die Nacht verlief darum nicht schöner, auch

als er sich zornschnaubend entfernt hatte. Man kann und will, wie mir die Leserinnen bestätigen werden, nicht einschlafen im Hause eines wütend enttäuschten Gastgebers, und selbiges um so weniger, wenn keine Tür da ist, um ihn von neuerlichem Besuch, von neuerlichem Versuch abzuhalten. So lag ich wach in meiner Koje, manche Gedanken wälzend, und der eben dargebrachte Beweis, daß ich erotisch begehrenswert sei, tröstete mich nicht über meine Gesamtlage in diesem Kriege hinweg. Als Lokaljournalist in Prag mochte ich gelten, mit der Weltpresse konnte ich mich nie und nimmer messen. Meinen Traum, einst in Wien oder Berlin wirken zu können, habe ich in jener schlaflosen Nacht begraben.

Zwar fand ich in Skutari am nächsten Tag eine Lagerstatt, die mich vor Annäherungsversuchen schützte, aber es gab Läuse und kalten Wind. Zu essen gab es nur getrocknete Fische, ihre Schwanzflossen lagen mir unverdaut im Magen, ich bekam Fieber und beschloß abzureisen.

Zwar hatte Montenegro eingewilligt, die Stadt an ein internationales Detachement zu übergeben, aber wann das erfolgen würde, stand nicht fest, und ich hatte es satt, allein in der Stadt umherzuirren und meinen Notizblock mit Beobachtungen zu füllen, die ich nicht bearbeiten und nicht telegrafieren konnte.

Nur Dienstag und Freitag gingen die fahrplanmäßigen Dampfer von Skutari europawärts ab. Am Freitag ging ich mit meinem Köfferchen durch die Hauptstraße – sie war von den Eroberern bereits auf „König-Nikita-Straße" umgetauft – der Landungsbrücke zu. Zwei Wiener Korrespondenten kamen mir entgegen, der „Beobachter für die Militärkanzlei Sr. Königlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand" Hermenegild Kolarz und Marco Buisson, ein Novellist, der seine Novellistik aufgegeben hatte, um in den Feuilletondienst eines Wiener Tagblattes zu treten, wo er allsonntäglich seine Kolumne schrieb. Marco Buisson war der bestbezahlte Journalist Wiens.

„Sie fahren fort?" fragte mich Herr Hermenegild Kolarz mit deutlichem Erstaunen.

„Ja", sagte ich, „ich bin krank. Außerdem können bis zur Übergabe der Stadt noch Monate vergehen."

Verbissen sie nicht ein Lächeln, blinzelten sie einander nicht zu? Einen Augenblick lang schien es mir so.

„Oder ist etwa schon ein Termin festgesetzt?" fragte ich.

„Nein", antwortete der Vertreter des Thronfolgers treuherzig. Und der teure Marco Buisson fügte hinzu: „Nach unseren Informationen soll die Übergabe erst Mitte Juli erfolgen."

Sie wünschten mir gute Reise, und ich stieg an Bord. Die Fahrt ging über den Skutarisee bis nach Virpasar, von dort kehrt der Dampfer zurück, und man muß umsteigen. Vom neuen Schiff her, das schon in Fahrt war, sah ich einen ungarischen Presse-Photographen aus Cetinje.

„Wohin?" rief ich ihm zu.

„Nach Skutari. Aufnahmen machen von Übergabe der Stadt."

„Man weiß doch nicht, wann die Übergabe erfolgt."

„Wieso nicht? Am Dienstag", schallte es zu mir aufs fahrende Schiff, „steht doch heute in Zeitungen."

Diese Schurken! Diese lächelnden Schurken! Jetzt lächelten sie nicht mehr, jetzt lachten sie schon ein schallendes Hohngelächter, dieweil sie allen Kollegen erzählten, wie sie den dummen Provinzjournalisten hineingelegt, ihn nicht verhindert hatten, knapp vor dem entscheidenden Ereignis abzureisen. Rot vor Scham, rot vor Zorn, rot vor Fieber setzte ich meine Heimfahrt fort.

In Alt-Montenegro finde ich die blitzenden Trachten des Landes unter sich, die Fremden, die das Bild verdunkelt hatten, sind zerstoben. Man spricht den Fremden an, im Autobus, im Hotel, auf der Straße, um sich über das europäische Konzert zu beklagen, das die Herausgabe von Skadar erzwingt. Ein einflußreicher Montenegriner schimpft hemmungslos über den König; er mache nur Privatpolitik und Privatgeschäfte, ob auch das Land darüber zugrunde gehe. Während die montenegrinischen Truppen unter Qualen und Verlusten um Skutari kämpften, habe Nikita schon alles eingeleitet, um es lukrativ loszuschlagen. Als die Stadt genommen war, habe er nicht einmal die Übersiedlung von Ämtern dorthin bewilligt, sondern auch die Herstellung von staatlichen Drucksachen mit der Aufschrift „Skadar" verboten. Schon das sei den Eingeweihten auf-

gefallen, aber klar wäre alles erst geworden, als er seinem Bankier Reitzes in Wien Spekulationsaufträge gegeben mit dem Tip: „Skutari wird geräumt". Gleichzeitig aber beteuerte, beschwor der König, für immerdar werde er sein Skadar behalten.

Ich setzte meine Heimfahrt fort, kam am Dienstag, dem 8. Mai, in Prag an, just an dem Tage, an dem mit dem solennen Akt der Übergabe Skutaris an die europäischen Mächte der Kehraus des Krieges gespielt werden sollte. So krank ich mich fühlte, in die Redaktion mußte ich mich doch schleppen, um wenigstens eine Glosse, eine Ergänzung zu dem offiziellen Telegramm über die vollzogene Übergabe zu schreiben.

Kein Telegramm war da. So schrieb ich denn die Glosse, die Ergänzung im vorhinein. Kurze Vorberichte waren schon in den Zeitungen gestanden, Telegramme, die die handelnden Personen und den Schauplatz des bevorstehenden Aktes nannten. Ich kannte das Gebäude und seine Räume und seine Umgebung und die ganze Stadt, ich kannte die Personen und ihre Uniformen und die Trachten, mein ganzer Notizblock war voll von Details, nie hat ein Kriegsberichterstatter mehr an unverwerteten Notizen besessen.

Jetzt konnte ich verwerten, daß alles krachte. Ich schrieb bis in den späten Abend. Die Redakteure – fast alle waren, außer daß sie Redakteure waren, auch Prager Korrespondenten auswärtiger Blätter – verließen das Büro mit ihrem üblichen Abschiedsgruß: „Wenn etwas los ist, blasen Sie's für mich nach Wien."

Ich aber blieb und schrieb, alles, was ich seit Wochen an Beobachtungen geschluckt hatte und nicht verdauen konnte, nun heftig verdauend. Selbstverständlich auch mein nicht erschienenes privates Königsinterview – „das einzige Einzelinterview, das König Nikita gegeben", nannte ich es, auf diese Weise diskret andeutend, daß ich auf dem Kriegsschauplatz weitaus als der wichtigste Korrespondent angesehen worden sei.

Keineswegs aber, so erwies sich, war dieser wichtigste der Korrespondenten durch die Ehrung bestochen. Ich betonte – die montenegrinische Zensur war weit –, daß der Ton der Erklärungen mich nicht täuschen konnte und daß Se. Majestät

auf meine direkte und energische Frage eine ausweichende Antwort gegeben. Niemals habe König Nikita an eine definitive Besetzung Skutaris gedacht. Die Eingeweihten hätten von der Nicht-Designierung von Ämtern, der Nicht-Anfertigung von Drucksorten und von Börsenaufträgen an Reitzes gewußt. Wenn dennoch die zum Masseninterview mit Nikita zugelassenen Reporter dieses Interview in die Welt posaunten, so taten sie es entweder aus Unkenntnis der Sachlage oder aus unverantwortlichem Sensationsbedürfnis, wenn nicht gar aus Spekulationsgründen.

Ursprünglich hatte ich gedacht, es würden nur einige Zeilen werden, nun waren es schon drei volle Spalten. Ursprünglich hatte es eine Glosse zur amtlichen Nachricht werden sollen, jetzt war es ein riemenlanger Bericht, „von unserem nach Skutari entsandten Spezialberichterstatter...", dessen Name folgte.

Erst um zwölf Uhr nachts, als meine Dichtung schon gesetzt war und in Korrekturfahnen vor mir lag, kam die Meldung des k. u. k. Telegrafen-Korrespondenzbüros: „Übergabe Skutaris an die Großmächte ohne Zwischenfall erfolgt."

Wenn das amtliche Telegramm so spät einlangte, so konnten private Telegramme nur noch später kommen, das heißt heute überhaupt nicht mehr. Würde ja schon ein einziger ausführlicher Bericht den Draht auf Stunden belegen. Sicherlich bin ich mit meinem Bericht den beiden unkollegialen Kollegen zuvorgekommen. Aber werden sie davon erfahren? Ein Provinzblatt ist kein Konkurrenzblatt für ein Residenzblatt. Sie sollten aber davon erfahren!

Ich rief eine Wiener Zeitung an, als Vertreter ihres Prager Vertreters: „Eine andere Wiener Redaktion hat unseren Bericht aus Skutari verlangt. Wenn Sie ihn auch wünschen, können Sie ihn haben. Unser Blatt und den Namen des Korrespondenten müssen Sie nennen."

„Einen Moment."

Ich wartete. Dann kam die Antwort: „Bitte alles zu diktieren, was Sie haben. Wir haben keine Zeile aus Skutari bekommen, unsere Herren da unten haben versagt."

Heiser vom Diktat der drei Spalten, schwindlig von der

schlechten Luft in der Telefonzelle, heiß vom Fieber, freute ich mich dennoch, mich gerächt zu haben. Den Bericht im Konkurrenzblatt würden die Herren Marco Buisson und Hermenegild Kolarz schon erfahren. Auch von ihnen würde es in ihren Redaktionen heißen, „... haben versagt".

Aber warum sollte ich mir ihr Versagen nicht direkt von ihren Redaktionen bestätigen lassen? Ich bot beiden „unseren telegrafischen Bericht" an.

Er erschien dort spaltenlang mit unserem Zitat und meinem Namen. Andere Berichte wurden nicht mehr veröffentlicht, sie waren verspätet. So kommt es, daß mein Augenzeugenbericht in Geschichtskalendern, den Büchern über den Balkan oder die Vorgeschichte des Weltkrieges unzähligemal abgedruckt wurde, bei der Annexion Albaniens durch Mussolini (April 1939) findet er sich wieder in den Zeitschriften reproduziert.

Welche Vorwürfe die anderen Berichterstatter damals nach dem ersten Erscheinen meines „Telegramms" von ihren Chefs zu hören bekamen, vornehmlich meine beiden Spezialfeinde, habe ich nie erfahren.

LITERATUR IN BERLIN

Unbeschadet meiner Sonntagsfeuilletons und der Tatsache, daß ich nun einen Assistenten hatte, war es noch immer meines Amtes, Polizeibüros und Tatorte zu durchschnuppern, mich in Wohnungen einzudrängen und Fragen zu stellen, so lästig sie auch dem Interviewten, so peinlich sie mir selbst sein mochten. Und bis in die Träume verfolgte mich die Furcht, einen Raubmord verpaßt zu haben.

Mit all dem sollte Schluß gemacht sein, als ich 1913 meine Stellung an der „Bohemia" kündigte und nach Berlin ging. Nur außerhalb von Reih und Glied des Redaktionsstabes beabsichtigte ich zu wirken, ein Free-lancer, der seine Lanze schleudert, wann und wohin es ihm gefällt.

Zunächst wollte ich einen Roman schreiben. Ich schwankte zwischen drei Themen: das Leben in einer Redaktion, eine Spionagegeschichte aus dem Siebenjährigen Krieg, das Treiben

der Prager Zuhälterwelt. Am Abend meiner Ankunft in Berlin entschied ich mich für das Thema Nummer drei.

Nun schrieb ich zu Hause, nicht mehr in einer Bahnhofshalle, wie es die Redaktion gewesen. Nun schrieb ich mit Tinte und auf glattem Papier und konnte dabei Schnörkel und Schlingen ziehen und Männchen auf mein Manuskript zeichnen. Nun war ich unabhängig von dem Raum, den der Metteur en pages verfügbar zu haben behauptete, und von der Stunde des Redaktionsschlusses. Nun war ich unabhängig von den Abhängigkeiten des Chefredakteurs und von den Zuschriften betroffener Abonnenten.

Nun brauchte ich die Klinik nicht mehr zu fragen: „Lebt der Verwundete noch?“

Nun brauchte ich die Polizei nicht mehr zu fragen: „Hat man den Täter?“

Nun brauchte ich das Gerichtsmedizinische Institut nicht mehr zu fragen: „Was für ein Gift war es?“

Nun brauchte ich die Feuerwehr nicht mehr zu fragen: „Was ist die Ursache des Brandes?“

Nun brauchte ich nicht mehr bei Tagesanbruch die Konkurrenzpresse aufzuschlagen: „Was habe ich versäumt?“

Nichts und niemanden brauchte ich mehr zu fragen, kein Faktum pfuschte mir ins Konzept, die Personen hießen und waren, handelten und litten, liebten und haßten, lebten und starben just nach meiner Laune und Logik.

Hatte ich zwei bis drei Stunden solcherart absolutistisch regiert, ging ich ins Café des Westens. Das wurde von der Außenwelt „Café Größenwahn“ genannt, die Innenwelt nannte sich die deutsche Literatur. Hier saßen alle Richtungen: von den Überlebenden des Naturalismus bis zu den expressionistischen Knaben; von der esoterischen Mystikerin bis zu dem Plauderer, der unter drei Namen in drei Abendblättern täglich Feuilletons schrieb; vom Lieblingsromancier unserer Eltern bis zum Gymnasiasten, der den Vatermord predigte; vom reichen Bibliophilen bis zum verhungernden Verfasser der Schriften, die jener sammelte; vom temperamentplatzenden Biographen bis zu dessen blassem Objekt; vom Ministerkandidaten bis zum konzessionslosen Anarchisten; vom Herausgeber der „Zu-

kunft", vor dem Throne zitterten, bis zum Lyriker, der für jeden geknickten Grashalm eine Totenmesse las; vom Südamerikaner, der seine Indio-Abkunft verheimlichte, bis zu dem auf Tropenkrankheit posierenden Reiseschriftsteller; vom galanten Abbé des Rokoko bis zum wüsten Rüpel der Kaschemmen; vom ewig belustigten Tragödiendichter bis zum ewig klagenden Humoristen; von dem nach neuester Mode gekleideten und immerfort zeichnenden Maler bis zu seinen immerfort bummelnden Schülern, die seinen Vorwürfen entgegneten, daß die Kunst weniger von der Faulheit der Begabten beeinträchtigt werde als vom Fleiß der Unbegabten; vom kraftmeierischen Bildhauer, der den pausbäckigen Gipsengeln an den Wänden die Köpfe abschlug, bis zu dem Kunstkritiker, der immer Dame blieb; vom sexualrevolutionären Dramatiker, an dessen Tisch kein zweideutiges Wort gesprochen werden durfte, bis zum Dichter-Rechtsanwalt Frauenlob, der mit schmetternder Stimme Gerichtsakten von Notzucht vorlas; vom uralten Langstreckenläufer der Kritik bis zum gleichaltrigen baltischen Genie, dessen literarisches Lebenswerk in dem Aphorismus bestand: „Reiche Leute sind nicht immer reich."

Auch Egerias Schwestern saßen hier zu Tisch. Da war die Spela, weithin erkennbares Urbild des Gedichts:

Auf dem Teiche
Schwimmt eine bläulich-bleiche,
Schwammig-weiche
Wasserleiche.

Da war Lotte Pritzel, die inmitten von Schreckens-, Sehnsuchts- und Fieberträumen Puppen gebar. Da war Schnorchen, der Literaturgenerationen Poesie und Prosa auf den schlanken Leib schrieben. Da war Margot, die Knaben zu Morphinisten und Morphinisten zu Selbstmördern machte. Da war die elegante Trude-Lou, die sich von ihren nie aus Berlin herausgekommenen Verehrern die Pariser und Wiener Originalberichte für ihr Modejournal schreiben ließ. Fräulein Peschke spielte unter dem Namen Mara Mia in den photographierten Pantomimen mit, die im „Kintopp" vorgeführt wurden. „Babychen", in

allen erotischen Künsten erfahren, saß in kurzen Röckchen und Söckchen, mit naiven Augen da und hielt bunte Luftballons in der Hand. Es gab Schauspielerinnen, Malerinnen, Tänzerinnen, Kunstgewerblerinnen und Freundinnen.

Nicht ohne weiteres konnte sich ein Neuling aus der Provinz als seine eigene Büste in eine solche Ruhmeshalle setzen. Auch dann nicht, wenn er dem einen oder anderen dieser Größen einen Artikel abgedruckt, auch dann nicht, wenn er über den anderen oder dritten eine lobende Kritik geschrieben, auch dann nicht, wenn er mit dem dritten oder vierten bei einer Berichterstattung zusammengearbeitet hatte, auch dann nicht, wenn der vierte oder fünfte etwas Rühmendes über die lokalen Erfolge des Neulings auszusagen wußte. Ich erlebte all das wieder, was ich sieben Jahre vorher bei meinem Eintritt in die „Bohemia“-Redaktion erlebt hatte.

Es wiederholte sich sogar dermaßen getreu, daß Doktor Dykschy abermals der mich abweisende Tempelhüter war. „Ein Abschreiber der Wirklichkeit mag auf dem Marktplatz der Tagesnachrichten handeln, nichts zu suchen hat er in der Kathedrale der Kunst.“ Dieser Meinung des einflußreichen Kritikers hatten alle beizupflichten.

Als ein Niemand saß ich in der Kathedrale der Kunst, wo sonst jeder ein Jemand war. Mochte ich äußern, was es auch immer war, es war falsch. Wir saßen am Fenster und schauten auf den Regen hinaus. „Das ist ja ein tollgewordener Regen“, sagte ich. Doktor Dykschy fuhr mich an: „Für Prag mag das vielleicht ein tollgewordener Regen sein; für Berlin ist das ein ganz gewöhnlicher Regen. Kritisieren Sie nicht, Sie sind kein Kritiker, sondern ein Reporter.“

Einige Tage lang blieben die meisten Stammgäste dem Café fern. Im Sonderzug waren sie nach Cuxhaven abgereist, um an der Jungfernfahrt des „Imperator“, des größten Passagierdampfers der Welt, teilzunehmen. Herr Melonik, der sonst für die Hamburg-Amerika-Linie die Auswanderungspropaganda unter den russisch-polnischen Juden leitete und zu den Stammgästen des Cafés gehörte, hatte seine Bekannten und sonstige Prominente auf die Liste der Teilnehmer gesetzt. Unter den Eingeladenen war ich selbstverständlich nicht.

Zurückgekehrt von der glanzvollen Seereise nach England, bildeten die „Imperatoren" eine geschlossene Familie; sie schwelgten in Reminiszenzen und wiegten sich im Gefühl, als Repräsentanten des deutschen Geistes ausgewählt worden zu sein. Da schlug der Reisebericht Alfred Kerrs in sie ein. Er erschien in der „Neuen Rundschau" und griff die Auswahl der Teilnehmer an, machte sich über ihr Benehmen an Bord lustig, schilderte ihren Faustkampf am Büffet der Londoner Deutschen Botschaft. Es sei eine Affenschande gewesen.

Tief traf der Artikel jeden einzelnen der Beteiligten ins Selbstbewußtsein. Sie saßen beisammen im Vorgarten des Cafés, hart am Gitter, das den heiligen Bereich vom profanen Bereich des Kurfürstendamms trennte, und entfesselten ihre Temperamente: „Wir müssen etwas unternehmen" – „das kann man sich unmöglich gefallen lassen" – „protestieren" – „Gerichtsklage" – „unsere Meinung sagen ..."

Jemand schlug vor, kollektiv eine Postkarte an Alfred Kerr zu schreiben, ein anderer beantragte den Text: „Difficile est satiram scribere", und ein dritter schrieb die Karte. Das war harmlos genug, aber einer, der die Verhältnisse kannte, schüttelte den Kopf: „Unsinn! Doktor Dykschy wird das ja doch nicht unterschreiben." Denn Doktor Dykschy war ja durch Alfred Kerr nach Berlin gekommen, als Schleppenträger und Stellvertreter in der Theaterkritik des „Tag" und von der Gnade seines Herrn abhängig, „Kerrs Kerl".

„Ich unterschreibe", rief Doktor Dykschy, um Zivilcourage zu zeigen. Er nahm die Karte und unterzeichnete als erster – allerdings ziemlich tief unten, damit die anderen Namen vor dem seinen stünden. So beträchtlich diese Schläue war, die Bosheit des Herrn Melonik war noch beträchtlicher: der riß die nur von Doktor Dykschy unterschriebene, noch unfrankierte Karte an sich und schob sie durch das Gitter des Vorgartens in den Briefkasten.

Niemand lachte. Kreidebleich und zitternd saß Doktor Dykschy da. Als Mitunterzeichner hätte er sich – und das hatte er wahrscheinlich erwogen – mit irgendeiner Ausrede vor seinem Chef rechtfertigen können, aber was vermochte er als alleiniger Absender eines höhnischen Billetts zu seiner Entlastung vor-

zubringen? Doktor Dykschy tat mir leid, und ich wandte mich an ihn: „Rufen Sie doch Kerr an."

Da brach er los: Gegen die Kerrsche Attacke, gegen den, der die Absendung der Karte, gegen den, der ihren Text vorgeschlagen, gegen den, der sie geschrieben, gegen den, der seinen Mut zur Unterschrift bezweifelt hatte, und vor allem gegen Herrn Melonik, der ihm den argen Streich gespielt, hatte Doktor Dykschy kein Wort geäußert. Gegen wen also wagte er seine Wut? Gegen mich! Er brauche keine Ratschläge von einem Provinztinterl, er habe es satt, mit einem Reporter am Tisch zu sitzen.

„Und ich hab es satt, mit Dickschiß am Tisch zu sitzen", sagte ich. Dickschiß war Dykschys Spitzname in der Prager Redaktion gewesen, in Berlin hörte man ihn zum erstenmal, als ich aufstand und ging.

Allein saß ich nun auf der andern Seite des Cafés. Trude-Lou kam vorbei und sagte, mehr Mitleid als Vorwurf: „Sie machen aber auch alles falsch."

„Ich hab doch gar nichts falsch gemacht, Fräulein Trude-Lou."

„Sehen Sie, wie starrköpfig Sie sind. Ich mache Sie auf etwas aufmerksam, und Sie fahren mich an: Gar nichts hätten Sie falsch gemacht."

„Was hab ich denn eigentlich falsch gemacht, Fräulein Trude-Lou?"

„Eigentlich? Warum: eigentlich? Eigentlich und uneigentlich machen Sie alles falsch."

„Bitte erklären Sie mir, was ich falsch mache, Fräulein Trude-Lou."

„Warten Sie um sechs Uhr drüben vor dem Grünfeldschen Schaufenster auf mich, ich werde es Ihnen erklären."

Dort und unterwegs – ich begleitete sie in ihre Druckerei im Berliner Osten – zählte sie mir meine Fehler auf. Falsch war mein Spazierstock, mein Zylinder, meine Krawatte, meine Bemerkung über den tollgewordenen Regen, mein Ratschlag, Alfred Kerr anzurufen, und mein alberner Wortwitz Dykschy-Dickschiß.

Im Café setzte sie sich niemals zu mir, aber drüben bei

Grünfeld trafen wir uns allabendlich um sechs, und ich begleitete sie in die Druckerei und holte sie wieder ab, wobei ich widerspruchlos ihre Lehren entgegenzunehmen hatte.

Mein Monatseinkommen bestand in dreißig Mark, die ich bei Georges Weill, dem sozialistischen Reichstagsabgeordneten von Metz und Berliner Korrespondenten der Pariser „Humanité", verdiente. Für ihn besuchte ich jeden Abend die Redaktionen der „Vossischen Zeitung", des „Berliner Tageblatt" und vor allem die des sozialdemokratischen „Vorwärts", um die politischen Neuigkeiten zu holen. Die Nachtredakteure diktierten mir entweder die aus Berlin und der deutschen Provinz eingelangten Nachrichten oder gaben mir die Bürstenabzüge. Damit kehrte ich zu Weill zurück, der aussuchte und übersetzte und dann an die „Humanité" telefonierte. Schon nach einer Woche überließ er es mir, auszusuchen und nach Paris zu telefonieren.

Mehr als einen Monat lang war ich mit der Zabern-Affäre beschäftigt, dem von einem preußischen Leutnant provozierten Zusammenstoß zwischen Zivilbevölkerung und Garnison der elsässischen Stadt Zabern. Es war eine der Vorkriegsangelegenheiten, die auf beiden Seiten des Rheins die gewünschte nationale Erregung hervorriefen und in denen nur die sozialistische Presse eine abweichende Haltung einnahm. Ein anderes großes Objekt meiner Berichterstattung war die Klage des deutschen Reichsheers gegen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, die in einer Interpellation von „täglichen Mißhandlungen in deutschen Kasernen" sprach; Kurt Rosenfeld, der Anwalt der sozialdemokratischen Partei, sammelte Material, das die Richtigkeit der Behauptung stützen sollte, und versorgte auch mich damit.

Die Berichterstattung war nicht einfach. Ich mußte das, was hüben schonungslos Kritik an Mißständen des eigenen Landes war, so redigieren, daß es drüben nicht als Argument für die Chauvinisten und Kriegstreiber dienen konnte. Aber Jean Jaurès, der Chefredakteur der „Humanité", belehrte mich allabendlich, daß journalistische Geschicklichkeit allein dafür nicht ausreiche. Ob er meine Telefonate selbst aufnahm oder ob er nur mithörte, weiß ich nicht. Jedenfalls meldete er sich in

dem Augenblick, da ich zu Ende war. „Citoyen Kisch“, sprach er mich an, was ich seit 1789, den Tagen des Bastillensturms, und auch später nie mehr gehört. (Die französischen Sozialisten gebrauchen sonst die Anrede „camarade“.) Der Franzose Jean Jaurès erklärte mir nun, warum nicht der preußische Militarismus, sondern der Militarismus an sich der Schuldige sei. „Fragen Sie den Citoyen Kürt Rosanfelde, ob der betreffende Soldat sich zu beschweren versucht hat. Die indirekte Beschwerde, der sogenannte Dienstweg über alle Zwischeninstanzen, muß zur Mißhandlung des Beschwerdestellers führen – bei euch wie bei uns.“

In der Redaktion der „Bohemia“ hatten sich Politik und Tagesnachrichten fast nie überschnitten. Die Meldungen aus dem Landtag waren Politik und boten den Stoff für Glosse oder Leitartikel. Was von der Polizei kam, bekümmerte – wenn es sich nicht gerade um ein politisches Verbrechen handelte – die politische Redaktion nicht. Eine ganz andere Auffassung offenbarte mir Jean Jaurès durch seine Fragen, seine Einwände und durch die Art, wie meine Meldungen in der „Humanité“ erschienen. Aus jedem Lokalfall schälte sich das Allgemeingültige, das Politische, das sozial Wichtige heraus, das mir nicht aufgefallen war, als ich die Nachricht ausgewählt und telefoniert hatte.

Inzwischen war mein Roman fertig geworden, der Verlag Erich Reiß nahm ihn an und zahlte mir zweitausend Mark Vorschuß. Im Café des Westens änderten die Stammgäste ihre Einstellung zu mir. „Ihre Bemerkung über den tollgewordenen Regen habe ich in meinem neuen Essay verwendet“, sagte mir einer, „tollgewordener Regen ist eine famose Wendung.“

„Setzen Sie sich doch zu uns, der Dickschiß ist nicht hier.“ Der Spitzname „Dickschiß“ begann in Berlin Fuß zu fassen, tauchte sogar in einer Polemik auf. Jeder versicherte mir, mein Rat, Kerr anzurufen, sei recht anständig gewesen.

Trude-Lou saß nun immer bei mir, ging mit mir fort, was ich sagte, war goldrichtig, und wenn sie mir Vorhaltungen machte, geschah es nur wegen anderer Frauen. Ein neues Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, die „Vaterland“, größer als der „Im-

perator", ging auf Jungfernfahrt. Unter den Eingeladenen war selbstverständlich auch ich.

Im Mai 1914 erschien mein Roman, er hieß „Der Mädchenhirt". Während ich ihn schrieb, hatte ich meine sieben Jahre lang gefesselt gewesene Phantasie nicht ganz auf die Erfindung der Romanhandlung entfesselt, sondern einen stattlichen Prozentsatz dazu verwandt, mir den Erfolg des Buches auszumalen. Aber der Erfolg wurde weit phantastischer als meine Phantasie. Fünftausend Exemplare waren binnen vierzehn Tagen verkauft, fünfzehntausend neue im Druck, die Übersetzungsrechte und Option auf künftige Romane nach Paris, London und St. Petersburg verkauft etc., etc. Neue Literaturtheorien entstanden, die sich auf den Wert der Dokumentation stützten, wie sie in meinem Roman erstmalig Anwendung gefunden habe.

„Dokumentation"! – daß ich nicht lache. In jeder meiner Zeitungsreportagen hatte mehr Dokumentation gesteckt, und ich hätte sie noch weit stärker dokumentieren können, wäre ich nicht so sehr von Zeit und Raum abhängig gewesen.

Nein, der Erfolg meines Phantasieprodukts konnte mich nicht irremachen an meinem Entschluß aus der Nacht des Mühlenbrands.

So habe ich sie alle enttäuscht, die Kritiker, die mir eine Zukunft als Romanschriftsteller prophezeiten, die Zeitschriften, die sich dereinst mit meiner seinerzeitigen Mitarbeit zu rühmen hofften, Gerhart Hauptmann, der glaubte, ich würde die Fahne der naturalistischen Literatur weitertragen, die Autographenhändler, die sich im Termingeschäft mit meinen Manuskripten eindeckten, den Hofstaat, der sich um mich etablierte, die prominenzlüsternen Damen.

In der Literaturgeschichte steht von mir nur, daß ich der Verfasser des Romans „Der Mädchenhirt" sei, und wenn Kollegen aus den dort anerkannten Literaturgattungen mich loben, so formulieren sie es so: „Er hat in seiner Jugend einen guten Roman geschrieben."

Ich kehrte zur Reportage zurück. Vorerst sollte ich für das „Berliner Tageblatt" zum Bau der Bagdad-Bahn fahren. Durch Beziehung des Chefredakteurs bekam ich Einsicht in die Ge-

heimakten des Auswärtigen Amts und exzerpierte sie drei Tage und drei Nächte lang in einer Privatwohnung. Auf Grund dieser Notizen hätten die Berichte aus Bagdad alles schlagen müssen, was jemals über das weltpolitische, vieldiskutierte Unternehmen veröffentlicht worden war.

Aber bevor es zu meiner Abreise kam, unterbrach ein Ereignis gleichermaßen den Erfolg meines Romans wie meine journalistische Tätigkeit: der Weltkrieg.

DIE MORAL DER TRUPPE

1915 wurde Serbien zum Nebenkriegsschauplatz erklärt, das heißt, Österreich beschränkte den Krieg dort auf Grenzbefestigung. Unsere in Serbien zusammengeschlagene Armee wurde auf ungarischem Boden „retabliert". Die Retablierung bestand erstens darin, daß wir neue Uniformen, Waffen, Munition und Konserven bekamen, zweitens darin, uns durch Exerzieren und verschärfte Disziplin eine neue Moral beizubringen. Eine neue Moral . . .

Ich hatte im Schützengraben viele Kriegsbücher gelesen, schonungslose waren darunter, wie Zolas „Débâcle" und Tolstois „Krieg und Frieden". Sogar über den gegenwärtigen Feldzug, über das, was wir erlebten, hatten wir kritische Darstellungen zu Gesicht bekommen. Sie stammten von italienischen Kriegsberichterstattern, die an der österreichischen Front zugelassen waren. Heimgekehrt und frei von der österreichischen Zensur, schilderten sie alles in den schwärzesten Farben, ganz im Sinne der italienischen Politik, die den Krieg gegen Österreich vorbereitete.

Pro forma war Italien noch immer ein Bundesgenosse, pro forma noch immer neutral, und Österreich versuchte noch immer, die öffentliche Meinung dort zu beeinflussen. Deshalb konnte es den Vertrieb der italienischen Presse nicht verbieten.

Ich hatte einen ganzen Stoß des „Corriere della Serra" mit den Artikeln Luigi Barzinis bekommen, der seit dem Russisch-Japanischen Krieg als der Champion der Kriegskorresponden-

ten galt. Das Thema seiner Serie aus Österreich war der moralische Verfall im Hinterland. „Der Wucher mit Nahrungsmitteln" – „Antimilitarismus der slawischen Nationen in Österreich" – „Korruption bei Vergebung von Posten" – „Ordensschwindel".

Von der Moral, deren Zeugen wir wurden, stand nichts bei Emile Zola, obwohl dieser Zusammenstoß von Krieg und Eheleben auch 1870 erfolgt sein mußte. Ebensowenig schrieben Luigi Barzini und seine Kollegen darüber, vielleicht deshalb, weil diese Massenerscheinung jeden Krieg begleitet, also auch den, den Italien vorbereitete.

Wir sahen wieder Frauen. Wie sie erfahren hatten, daß und wo die Armee rasten werde, wußte niemand. Zuerst waren Prostituierte aus ungarischen Städten eingetroffen; einige von ihnen waren schon in Belgrad tätig gewesen, als aber die Stadt bedroht schien, wurden sie rechtzeitig evakuiert. Kurz nach ihnen kamen die Gattinnen von Offizieren und Unteroffizieren, dann Frauen von Reservesoldaten. Direkt vom Bahnhof fuhren Kriegsbräute in die Kirche, knapp nach der Trauung fand die Geburt des ehelichen Kindes statt.

Wegen der Sexualbefriedigung, die im Feld die einzig mögliche gewesen war, verhöhnte jetzt einer den anderen, weil es Prostituierte gab. Schauderhafte übrigens. Aber im Bordell von Neusatz soll es viel schönere geben, erzählte Leutnant Kl. und schwärmte insbesondere von einem Mädchen namens Sarika. Als ein Offizier und zwölf Mann unseres Regiments die Erschießung von vier Meuterern in Neusatz vornehmen sollten, meldete sich Leutnant Kl. freiwillig, das Peloton zu befehligen. Er tat es, um mit seiner Sarika beisammen sein zu können.

Ehefrauen und Kriegsbräute mußten den Reisezoll hierher mit ihrem Körper entrichten, man wußte es, weil sich jeder, der ihn einkassierte, damit brüstete. Protektionsgeschäfte wurden auf Grund dieser Währung getätigt. In mein Kriegstagebuch notierte ich:

Sonntag, 10. Januar 1915

Übermorgen Inspizierung durch Erzherzog Eugen. Potemkinsche Vorbereitungen. Oberstleutnant F. läßt mich rufen. Dies-

mal nicht in die Kanzlei, sondern in die Wohnung. Er will mich von nun an zur Stilisierung von Dienststücken verwenden. Heute sei nur eine Dekorierungseingabe zu verfassen. Diktiert mir Angaben über Heldentaten, die Leutnant J. in Lieschanski Kljuc vollbracht habe. Leutnant J. war überhaupt nur acht Tage beim Feldregiment. Als die Schießerei in Lieschanski Kljuc losging, hat er sich krank gemeldet. Seither nicht mehr an der Front. Jetzt ist er hier, und seine Frau besucht abendlich den Oberstleutnant. Der Oberstleutnant hat Papier vorbereitet und sogar den Regimentsstempel bei sich. In der Regimentskanzlei soll niemand wissen, daß Orden als Strumpfgeld verliehen werden. Damit ihr Mann ein Stück Blech auf die Brust bekommt, läßt sich die junge Frau Leutnant J. von einem alten Kracher mißbrauchen, der immer Anekdoten von seinen Hämorrhoiden erzählt.

Heute fährt Korporal B. nach Hause. Seine Frau hatte ein Verhältnis mit dem Regimentsarzt, der dafür ihren Gatten als angeblich lungenkrank ins Spital steckte und von dort zur Versetzung ins Hinterland bestimmte.

Der Spitalshauptmann, der das wußte (wie jeder hier), verweigerte die Durchführung, bis die Frau ihm gleichfalls zu Willen war. Dann stellte er eine Marschroute aus, die erst nach drei Tagen Gültigkeit bekam, damit er sich so lange mit der Frau vergnügen könne.

Mittwoch, 13. Januar 1915

Besuche nachmittag meinen Freund Josef im Isolierspital. Bringe eine Flasche Bitterwasser für Anton Berka mit, der mit Hilfe von Abführmitteln eine Dysenterie simuliert. Aber Anton Berka ist nicht mehr da, ist in der Nacht gestorben, wie mir Josef ganz aufgeregt erzählt: „Hier wird jeder angesteckt. Als nächster krepier ich, wenn man mich nicht herausholt." Es gelingt mir nicht, ihn zu beruhigen. Beim Verlassen des Spitals sehe ich seine Frau in das Wohnzimmer des Oberarztes huschen. Am Abend wartet sie vor meinem Quartier und beschwört mich, sie nicht zu verraten. Sie habe es getan, um ihren Mann nicht im Isolierspital sterben zu lassen. Sie schluchzt: Drei Stunden habe sie bei dem Schweinkerl bleiben

müssen, bevor er den Befehl ausstellte, Josef zu entlassen. Und wie er sich benommen habe...

Wir sind bei einem deutschen Bauern einquartiert, in einem Gebäude hinter dem Hof, das halb Gesindehaus, halb Scheune ist. Im Vorderhaus hat der Generalstabschef der Division sein Zimmer. Jeden Abend besucht ihn der Ordonnanzoffizier mit seiner rothaarigen Frau. Nach dem Abendbrot geht der Ordonnanzoffizier in den Hof. Im Zimmer oben verlöscht das Licht. Wenn es hell wird, ruft die Frau Oberleutnant harmlos aus dem Fenster: „Willi, komm doch wieder herauf." Heute hatte Willi zweimal zu verschwinden. Nervös marschiert er auf dem Hof auf und ab.

Die Soldaten beobachten die Phasen solcher Vorgänge und lauschen gierig den Offiziersdienern, die von allen Besuchen und Gesprächen wissen, eine mündliche Nachrichtenagentur sind.

Knapp einen Monat dauerte diese Retablierung unserer physischen und moralischen Kräfte. Bevor der Monat um war, wurden wir gegen Rußland eingesetzt. Die langen Märsche im Kot, die schwer zu erklimmenden Hänge der Karpaten, der meterhohe Schnee und der Flecktyphus waren erbarmungslosere Feinde als die, denen wir auf dem Balkan gegenüberstanden.

Ein Erlebnis aus Serbien beschäftigte uns noch in Rußland. Bei der Besetzung des Bahnhofs von Valjevo hatten wir einen Lastzug mit Gewehrmunition beschlagnahmt, der eben aus der Schweiz eingelangt war. Die Patronen waren österreichisches Fabrikat, paßten jedoch nur für die serbischen Gewehre.

„Wahrscheinlich hat die Schweiz das gleiche Kaliber wie Serbien", antworteten die Offiziere auf die Frage, wieso Österreich mitten im Krieg Waffen an seine Feinde liefere, „die Schweiz ist ja neutral, sie kauft also und verkauft weiter. Dagegen kann man nichts machen."

Kann man dagegen wirklich nichts machen? Jedenfalls kann man sich dagegen Gedanken machen. Vor allem machte man sich Gedanken über die Ursache des Krieges. Primitive Zeitungsleser gaben den Mördern des Erzherzogs Franz Ferdinand die Schuld; sie dachten sich besondere Körperqualen für

die Attentäter aus, zum Beispiel sollte man vor ihnen geheimhalten, daß sie einen Weltkrieg entfesselt hatten. Andere sahen in König Peter von Serbien den Urheber; ebenso wie seinen Vorgänger habe er den österreichischen Thronfolger ermorden lassen. Wieder andere flüsterten, Kaiser Wilhelm habe das Ganze vom Zaun gebrochen. Fatalisten stellten den Krieg einem Erdbeben gleich, dagegen lasse sich nicht ankämpfen. Konservative Naturen meinten, Kriege habe es immer gegeben, also werde es sie immer geben. Von Berufsoffizieren konnten wir hören, daß nur die Demagogen, die Hetzer schuld seien; hinge man alle Abgeordneten und Zeitungsschreiber auf, der ewige Friede wäre da. Manche hielten den Krieg für eine Gottesstrafe, für manche war er das Werk der Freimaurer beziehungsweise der Jesuiten, der Juden oder der Radfahrer.

Unser Kompanieschuster betete unausgesetzt, aber sein Glaube war kein gewöhnlicher. „Gott ist sehr mächtig“, erklärte er uns, „ihr habt keine Ahnung, wie mächtig der ist. Aber allmächtig ist er nicht. Daß man ihn den Allmächtigen nennt, schädigt ihn und die Menschheit. Man verläßt sich zu sehr auf ihn. Davon kommt alles Übel. Auch der Krieg.“

Unser Regiment war ein tschechisches, und man hörte leise Seufzer: „Wenn dieser Krieg nur schon zu Ende wär, selbst wenn wir ihn gewinnen sollten.“ Gemeint war: Auch ein Sieg Österreichs konnte nicht so schlimm sein wie die Fortdauer des Krieges. Alle wußten, daß ein geschlagenes Österreich die tschechische Unabhängigkeit bedeuten würde.

Ein tschechischer Turnlehrer sprach von der Notwendigkeit, die Armee zu zersetzen, wie es ein paar Jahre vorher die nationale Antimilitaristengruppe versucht hatte. Aber wenn das Essen oder die Post nicht rechtzeitig ankam, schimpfte er wie ein Rohrspatz. Als ein serbisches Schrapnell-Sprengstück seine Thermosflasche zerbrach, war er auch zerbrochen. „Dieser Weltkrieg kommt mich teuer zu stehen“, trauerte er.

Der Bataillonsarzt, ein Jude, beklagte bitter, daß der Papst nicht gegen alle kriegführenden Mächte den Bannfluch schleudere. Statt die Katholiken zur Niederlegung der Waffen aufzufordern, verkünde er Sündenablaß für die Gefallenen und segne hüben und drüben die Waffen. Das sei unchristlich.

Für den Proviantoffizier, einen deutschnationalen Sparkassenbeamten, waren nur die internationalen Sozialisten schuld: „Einen Friedenskongreß haben die Kerle gemacht, den Kriegsdienst wollten sie verweigern. Wie haben sie schön gesungen: ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.' Warum will es denn ihr starker Arm jetzt nicht, he? Nun, mit der Blase bin ich fertig. Ein für allemal. Schlußpunkt. Streusand drauf."

Mir schien, daß nur diejenigen das Recht haben, von einem Menschen oder einer Sache enttäuscht zu sein, die sich vorher das Recht erworben hatten, auf diesen Menschen oder diese Sache zu hoffen. Durfte der tschechische Turnlehrer, der die österreichische Armee desorganisiert sehen wollte, über den mangelnden Post- und Menagezuschub enttäuscht sein? Durfte jemand, der immer gegen die Sozialisten aufgetreten war, plötzlich mit ihnen fertig sein? Ich notierte mir die Sentenz: „Da mache ich nicht mehr mit, sagt der, der niemals mitgemacht hat."

Klar war mir, und das war auch das einzige, was mir klar war, daß diesen Anklägern die Klagelegitimation fehle. Aber das bedeutete noch nicht, daß die Beklagten unschuldig seien.

Von einem Mann meiner Korporalschaft, mit dem ich mich nächtelang unterhielt, hörte ich Worte und Ideen, die ich vorher nie gehört. Er war Anarchist, wiederholt vorbestraft, und in der Stammrolle des Regiments standen neben seinem Namen die Buchstaben „p. v." – politisch verdächtig. Das verhinderte zwar seine Beförderung, verhinderte ihn aber nicht, ein mutiger und pflichttreuer Soldat zu sein. Er war ein Bergmann und hieß auch so. Wenn er über Politik sprach, schimpfte er auf die Politik. Namentlich gegen die Sozialdemokratie, der er früher angehört hatte, legte der Bergmann Bergmann los, als ob er die Haue schwinge.

„Sag mal, Bergmann", unterbrach ich ihn, „wie würdest du einen ehemaligen Anarchisten nennen, der so auf die Anarchisten schimpft wie du auf die Sozialdemokraten?"

„Ich würde ihn einen gekauften Verräter nennen. Denn das ist er, mag er sich auch dessen nicht bewußt sein."

„Nicht bewußt, Bergmann? Jemand, der gekauft ist, muß doch wissen, daß er sich verkauft hat."

„Niemand glaubt von sich, daß er sich verkauft hat. Selbst ein Spitzel redet sich ein, er handle aus Überzeugung."

„Und warum darfst du als ehemaliger Sozialdemokrat gegen die Sozialdemokraten auftreten, aber ein ehemaliger Anarchist nicht gegen die Anarchisten?"

„Weil er bei uns erfahren hat, daß Exploiteure nur mit Gewalt exploitiert werden können. Und weil er erfahren hat, daß wir für die Gewalt eintreten, fürs Attentat, für Dynamit, für Sabotage."

„Aber vielleicht passen ihm die Leute bei euch nicht oder eure Methoden?"

„Ganz recht. Das behaupten alle Abtrünnigen. Jeder schwört, er ziele nicht gegen die echten Revolutionäre, er ziele gegen uns, weil wir falsche Revolutionäre seien. In Wirklichkeit ist natürlich er der Konterrevolutionär. Wir verneinen die kapitalistische Gesellschaftsform, wer uns verneint, bejaht sie."

„Aber du, Bergmann, verneinst die Sozialdemokraten, und die sind doch auch gegen den Kapitalismus."

„Sie bejahen ihn, denn sie bejahen den Staat und den Krieg. Wer das nicht sieht, ist blind."

„Hast du von dem Abgeordneten Liebknecht in Berlin gelesen?"

„Ach was, wenn er es ehrlich meint, warum verläßt er dann nicht die Partei der Kriegshetzer?"

Als Bergmann so offen mit mir sprach, hatte er schon Vertrauen zu mir gewonnen, aber mich zu überzeugen war ihm nicht gelungen. Insbesondere die Argumente des Kameraden Browning und der Genossin Höllenmaschine schienen mir naiv und wirkungslos. So setzten wir unsere Diskussionen fort, bis wir uns an einem Morgen entzweiten. Nicht aus politischen Gründen geschah das, sondern aus Zufall.

Wir lagen zum erstenmal in Bataillonsreserve. Am frühen Morgen, eigentlich war es noch Nacht, wurde so heftig an den Pflöcken des Zelts gerüttelt, in dem ich schlief, daß es auf einer Seite zusammenstürzte. Dazu rief jemand: „Aufstehen, es ist fünf Uhr!" Ich rief hinaus: „Mach dich nicht so wichtig, Idiot, und laß uns schlafen." Der draußen antwortete: „Ich bin im Dienst." – „So kannst du uns im Dienst am Arsch lecken."

– „Du Schwein, ich hau dir ein paar Ohrfeigen herunter." – „Willst wohl befördert werden, Streber, was?" Dieser Satz schien ihn besonders zu ärgern. Er brüllte: „Beim Kompanierapport werden Sie das Weitere hören, wie heißen Sie?"

Die anderen, die belustigt herumstanden, klärten ihn auf, daß er den Mann im Zelt nicht zum Rapport bestimmen könne, der sei sein Korporalschaftsführer. „Der Kisch? Das sieht dir ähnlich. Was konnte ich denn anderes von dir erwarten, einem Zeitungsschreiber, einem Hofnarren der Bourgeoisie."

Nun wußte auch ich, wer mein Gegner jenseits der Zeltwand war.

Einige Minuten später trafen Bergmann und ich bei der Feldküche zusammen und blickten uns gehässig an. Nie wieder haben wir miteinander auch nur ein Wort gewechselt.

KRIEGSPROPAGANDA UND IHR WIDERSPIEL

In Wien war der Standort des k. u. k. Kriegspressequartiers – wohlgemerkt: nur der Standort. Das Pressequartier war überall, seine Berichterstatter-Gruppe war in der Etappe, sein Fronttheater fuhr die Fronten entlang, seine Künstlergruppe malte Heldenporträts der Generäle, während die Lichtbild-Gruppe sie nur photographierte, und die Kinogruppe filmte diese großen Herren, um sie den kleinen Männern vorzuführen. Überall übte diese militärische Propagandastelle eine harte Diktatur über das Geistesleben der Monarchie aus.

In Wien aber war die Zentralstelle. Dort saß der Adjutant Eric von Janischfeld und regierte, was schlimm war, und schrieb auch privat für Zeitungen, was fast ebenso schlimm war. Er schrieb keineswegs über den Krieg, er schrieb über Operettenlieblinge, Sonntagsspaziergänge, Gott weiß, worüber er schrieb, aber Gott kann nicht wissen, worüber Eric von Janischfeld nichts schrieb. Und die Zeitungen der Monarchie beeilten sich, diese wäßrigen Plaudereien abzudrucken, um sich's mit dem mächtigen Mann nicht zu verderben.

Durch ihn kam es zu einer Mordtat von Weltbedeutung, zu

einer Tat, die den Untergang der Monarchie einleitete, ohne daß dies seine eigene Stellung gefährdet hätte.

Diese Tat war die Erschießung des österreichischen Ministerpräsidenten Graf Stürgkh durch Dr. Friedrich Adler, und der letzte Anlaß dieser Tat war ein Artikel des Kriegspressequartier-Adjutanten.

Der Täter, Dr. Friedrich Adler, war der Sohn Viktor Adlers, des Führers der österreichischen Sozialdemokratie, und dieser hatte einmal gesagt: „Der eine meiner beiden Söhne ist die Karikatur meiner Tugenden, der andere die Karikatur meiner Laster." Unter seinen Tugenden verstand Viktor Adler vor allem seinen opferfrohen und gewissenhaften Glauben an die Befreiung der Arbeiterklasse durch allgemeines Wahlrecht, Koalitionsrecht, Pressefreiheit, Geschworenengerichte und Parlamentarismus, vor allem Parlamentarismus, denn er war ein Sozialdemokrat, der auf den zweiten Teil dieses zusammengesetzten Worts mehr Betonung legte als auf den ersten. In seinem Sohn Friedrich, der „Karikatur seiner Tugenden", überstiegerte sich während des Weltkriegs dieser Glaube an die Demokratie zur Wut gegen jene, die alle demokratischen Institutionen Österreichs außer Kraft gesetzt hatten und unter dem Vorwand „Krieg" eine korrupte Despotie über die Presse ausübten. Und als sein letzter Versuch, mit einer demokratischen Waffe gegen die Unterdrücker der Pressefreiheit vorzugehen, scheiterte, griff er zu einer undemokratischen.

Es war 1916. In der Schweiz war eben der bedeutende Marx-Philosoph Dr. Gustav Eckstein gestorben. Herr Eric von Janischfeld schrieb flugserhand ein Feuilletönchen über Gustav Eckstein, wie er über jeden schrieb, der starb oder heiratete oder Geburtstag feierte oder sonstwie aktuell wurde, ja, wenn es möglich ist, war diese Plauderei noch seichter als seine anderen, denn was wußte Herr von Janischfeld von Marx oder Eckstein, von Philosophie oder Sozialismus?

Dr. Friedrich Adler, ein Freund Gustav Ecksteins, regte sich über diese Leichenschändung auf, schnaubte einen Angriff auf Janischfeld und übergab ihn dem sozialdemokratischen Abgeordneten Leuthner zum Abdruck in der „Arbeiter-Zeitung". Leuthner erschrak, als er das Manuskript las, und erkannte, ge-

gen wen es gerichtet war. Er lehnte den Abdruck ab. Begründung: Die Verantwortung für das Erscheinen eines Artikels von so weittragender Bedeutung – ist denn Herr von Janischfeld nicht Diktator über die Presse! – könne er keineswegs übernehmen. Dr. Friedrich Adler sollte warten, bis der eigentliche Chefredakteur, Austerlitz, von der Reise zurückkomme. Aber als Austerlitz von der Reise zurückkam, verweigerte er gleichfalls den Abdruck.

Erregt führte Dr. Friedrich Adler vor dem sozialdemokratischen Parteivorstand Klage gegen die Redakteure des Partei-Organs; sie hätten dem Adjutanten des k. u. k. Pressequartiers mit der Ablehnung des Artikels eine Gefälligkeit erweisen wollen, um sich ihre weitere Enthebung vom Militärdienst zu sichern. Der Parteivorstand lehnte es ab, Dr. Friedrich Adler recht zu geben. Was konnte dieser weiter tun? Ein Parlament, in dem die Sache zur Sprache gebracht werden konnte, gab es nicht, es war von der Regierung des Grafen Stürgkh außer Kraft gesetzt, und so ging Friedrich Adler am Tag nach der Sitzung des Parteivorstands ins Hotel „Meissl & Schaden", wo der Ministerpräsident Mittag zu essen pflegte, und erschoß ihn.

Es läßt sich nicht beschreiben, welches Echo dieser Schuß in der Monarchie weckte, aber wenn etwas noch größeres Aufsehen hervorrief, so war es die Rede, die Dr. Friedrich Adler vor dem Gericht hielt, eine Anklagerede gegen das reaktionäre Regime und die Fäulnis Österreichs. Fast unzensuriert, fast im Wortlaut, seitenlang erschien der Bericht über den Attentatsprozeß in der ganzen Presse – nur darüber, was der Anlaß des Todesschusses gewesen, stand nichts darin. Das Kriegspressequartier war tabu.

Immerhin begann sich der Protest gegen die dilettantischen Methoden bemerkbar zu machen, mit denen es Weltpropaganda machen wollte. Aus den Angriffen gegen Lord Northcliffe, den britischen Propaganda-Diktator, ging hervor, daß der etwas mehr von Massenbeeinflussung verstand als die Herren vom Kriegspressequartier. Ihre Filme erregten nur Heiterkeit. Ihre Kriegsbilder („vorläufig sind wegen Mangel an Ölfarbe nur Aquarelle zu malen, die nach Kriegsende mit Ölfarbe übermalt werden sollen", lautete ein pressequartierlicher Erlaß

an die Künstler) wurden zwar ausgestellt, aber nur zur Vernissage fanden sich Besucher ein – die Vertreter der Behörden. Die Berichterstattergruppe bestand zumeist aus Protektionskindern, die auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur Berichterstattergruppe mit der Korrespondenz der Zeitungen betraut wurden, statt daß es umgekehrt gewesen wäre. Ungeschickte und uninteressante Nachrichten wurden ausgegeben. Die Artikel, die das Kriegspressequartier den Redaktionen mit der Weisung übermittelte, sie an der und der Stelle unverzüglich zu veröffentlichen, welch endlos lange, welch stinklangweilige Elaborate waren das doch!

Allgemeine Klagen über diese Pfuscherei hatten zur Folge, daß alle Truppen und Anstalten der Wehrmacht angewiesen wurden, die Personalien der verwundeten oder sonstwie untauglich gewordenen Reserve-Offiziere und Soldaten zu melden, die von Beruf Journalisten seien. Eines Tages wurde ich in die Kanzlei meines Ersatzbataillons befohlen – ich weiß sogar das Datum, 21. November 1916, denn eben traf dort das Telegramm vom Tode Kaiser Franz Josephs ein –, um meine Personalien für das Kriegspressequartier abzugeben. Ich verweigerte das mit der Ausrede, ich sei zwar einmal Journalist gewesen, habe aber diesen Beruf aufgegeben, und der Erlaß habe auf mich keinen Bezug. Weil ich in der Tat mit dem Zivilberuf „Schriftsteller“ geführt wurde und an dem Tag, an dem der allerhöchste Kriegsherr gestorben war, die Vereidigung der Truppen auf den Namen des neuen (Karl) vorbereitet werden mußte, entrann ich der Gefahr, der verhaßten Organisation beigegeben zu werden.

Aber nicht auf lange. 1917 kam eine Kommandierung, die sich ausdrücklich auf mich bezog, da gab's kein Fackeln mehr, ich mußte abgehen, nach Wien, ins Kriegspressequartier, das ich par distance haßte.

Zum Glück herrschte in der österreichischen Armee das ungeschriebene, aber auch unverrückbare Prinzip, jedermann in einer Funktion zu verwenden, von der er nichts verstand. So entging ich der Gefahr, die ich gefürchtet hatte, der Gefahr, zur Abfassung von Artikeln herangezogen zu werden. Ich wurde der „Auslandsgruppe“ zugeteilt, welche aus ausländi-

schen Zeitungen solche Nachrichten exzerpierte, die im Inland nicht erscheinen durften. Diese Nachrichten wurden zu einem gedruckten, aber streng reservaten Bulletin vereinigt, das in numerierten Exemplaren an die leitenden Personen des Heers und der Marine abging. Was für den Druck zu gefährlich schien, wurde nur mit Schreibmaschine geschrieben und ging an einen noch beschränkteren Kreis von Abonnenten ab.

Überdies aber schien unser Oberst den Geheimhaltungsmaßnahmen nicht zu trauen, schien zu befürchten, daß doch eines oder das andere Exemplar in unberufene Hände kommen könne. Vielleicht auch wollte er in seinem patriotischen Eifer nicht zu einer Entmutigung der maßgebenden Kreise beitragen – jedenfalls verlangte er von uns, daß wir vor allem die für Österreich günstigen Nachrichten aus der Feindpresse herausholen mögen, solche Meldungen, die als Vorboten eines baldigen Zusammenbruchs der Entente zu werten seien. Wenn wir dennoch etwas Bitteres übersetzten, so strich er es sorgfältig aus. So geschah es, daß in dem streng geheimen Auszug aus der Auslandspresse und auch in den noch strenger geheimen Schreibmaschinennachrichten kaum ein Wort stand, das nicht in jeder öffentlichen Zeitung Österreich-Ungarns hätte stehen können.

Darin also bestand mein Dienst, und im übrigen war ich ein freier Mann, konnte in Uniform (der eines Leutnants, später eines Oberleutnants) oder in Zivil durch Wien gehen und mir meine Freunde suchen, wo immer ich glaubte sie finden zu können.

Über Wien lag im Jahr vor dem Kriegsende ein tiefer Dämmer, nur hier und da wetterleuchtete das Kommende. Diese Atmosphäre hat Franz Werfel in seinem Roman „Barbara“ geschildert und darin der Figur des Ronald Weiß, des Gegenspielers des Helden, meine Züge geliehen. Als ich 1929 zu einem Vortrag nach Wien kam, war Werfels Buch eben erschienen, und schon auf dem Bahnhof verlangten die Interviewer eine Erklärung von mir, ob ich Werfel auf Ehrenbeleidigung klagen werde und dergleichen. Ich erklärte, ich dächte gar nicht daran, Werfel sei in jener Zeit vor zehn Jahren mein Freund gewesen,

und ihm stehe das Recht zu, seine Erlebnisse und Freunde von damals so zu malen, wie er wolle.

Aber hier muß ich sagen, daß ich nicht glaube, er habe richtig gemalt. Eine Revolution kann nie das Werk von einzelnen sein. Es muß eine revolutionäre Situation vorliegen, es muß Massen geben, die eine revolutionäre Veränderung herbeiwünschen, und vor allem kann kein einzelner, sozusagen l'art pour l'art, die Revolution machen.

Die Sache war anders.

Karbid, fürwahr ein trübseliges Beleuchtungsmittel für die Kaiserstadt. Kaum ein Schimmerchen von ihrem alten Glanz ließ sich entdecken. Von der Backhendelpoesie war nicht einmal die Poesie geblieben, und selbst der Galgenhumor war den Wienern vergangen. Überhaupt war alles rasch vergangen.

Sicherlich waren kaum je in einem kriegführenden Reich Kriegsbegeisterung und Kriegswillen von so kurzer Dauer gewesen wie in Österreich. Schon die Kriegsursache hatte niemand als eine zwingende empfunden. Weil der österreichische Thronfolger auf österreichischem Boden von österreichischen Untertanen umgebracht worden war, hatte man einen Rachefeldzug gegen das Ausland begonnen. Kein Teilnehmer des Rachefeldzugs schnob aber Rache, weil der Ermordete teils unpopulär, teils verhaßt gewesen war. Seiner Thronbesteigung hatte man mit Furcht entgegengesehen, galt es doch als ausgemacht, er und seine ehrgeizige, energische Gattin, eine geborene Gräfin Chotek, würden ihrem Sohn die Thronfolge sichern wollen, obwohl bei der morganatischen Eheschließung diesbezüglich ein formeller Verzicht beschworen worden war. Ein Kampf um die Krone schien für die Zukunft unvermeidlich, vielleicht ein Bürgerkrieg, vielleicht das Ende der Monarchie.

Und nun, da der unheilversprechende Prinz tot, alles Gewölk verscheucht war, der greise Chef der Dynastie (der diesen Neffen nie geliebt hatte) aufatmen konnte – nun erklärte er den Rachekrieg.

Freilich dachten die Militärkreise, die Franz Joseph dazu preßten, bloß an eine Aktion gegen das kleine Serbien, sozusa-

gen an eine Fortsetzung der Annexion von Bosnien mit anderen Mitteln.

So rasch wie dieses Feuerchen zu einem Weltenbrand anschwoll, so rasch erlosch es im Feuerherd selbst. Die mit dem Beginn des Krieges beginnenden Niederlagen, die „beruhigende“ Beteuerung des Heeresberichtes: „Lemberg noch in unserem Besitz“, gaben auch den letzten Optimisten den Rest. Im deutschen Reichstag erklärte der Kanzler Bethmann Hollweg eselhafterweise, dieser Krieg sei die entscheidende Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Slawentum – wie konnte man da von den slawischen Offizieren und Soldaten Österreich-Ungarns verlangen, sich für das Germanentum und gegen das Slawentum zu schlagen?

So also war es mit der Ideologie schon zu einer Zeit bestellt, als der materielle Unterbau noch fest gequadert dastand. 1917 besaß der Bauer wohl die Klaviere und die Prunkmöbel, die ihm im vorigen und vorvorigen Jahr die Hamsterer aus der Stadt für Butter und Mehl und Geflügel eingetauscht hatten, aber er besaß weder Butter noch Mehl, noch Geflügel mehr. Genauso wie die vorherigen Besitzer seiner Klaviere mußte der Bauer Dörrgemüse fressen und „Huhn in der Tüte“, die neuen Kleiderstoffe hatte er noch gekannt, als er sie als Brennnesseln ausjätete.

In den Häusern der Städte wohnte der Hunger. Die Straßen waren vom Abend bis zum Morgen voll von Schlangen, die aus Menschen bestanden und auf ein Stück Schlangenfraß lauerten. In Ämtern, eingesetzt zur rigorosen Bekämpfung von Schiebertum und Schleichhandel, wurde geschoben und schleichgehandelt.

In den Fabriksbetrieben arbeiteten Frauen, und der schneidige militärische Betriebsführer trieb sie zu immer schwererer Schwerarbeit an. An allen Kanten und Seiten des polygonalen Kaiserstaats erlitten nun auch Knaben und Greise den Heldentod, immer Jüngere und immer Ältere fielen.

Siegesaussichten? Du lieber Himmel, wer konnte je daran denken, England und Frankreich und Italien und Rußland und Amerika würden auf die Knie gezwungen werden! Im Gegenteil, von Anfang an diskutierte man, wie sich nach dem Kriege

die Aufteilung der Monarchie vollziehen werde. Da jedermann einer Nationalität angehörte, hatte keinermann gegen eine solche Zerstückelung viel einzuwenden. Was macht es denn viel Unterschied, ob man sein Beamtengehalt statt aus Wien aus Prag beziehen wird, ob der Firmenadresse als Landesname Ungarn zugefügt werde oder Kroatien? Es macht auch nicht viel Unterschied, ob man siegen würde oder besiegt werde. Die Toten werden nicht mehr lebendig, die amputierten Gliedmaßen werden nicht mehr nachwachsen, und der kleine Mann hätte keinen Vorteil davon, ob Serbien zu Österreich gehöre oder Kroatien zu Serbien. Von einer Kriegsentschädigung hätten nur die gleichen Herren etwas, denen schon jetzt der Kriegsverlauf Nutzen abwarf.

Republik oder Monarchie – diese Alternative wurde gleichfalls überall erörtert, und zwar ohne Leidenschaft. Eine Republik könnte mit den bisherigen Machthabern auf bestem Fuße stehen – die stärksten Parteien im Reichsrat würden die Regierung stellen, was sie bisher ohnedies getan, nur mit dem Unterschied, daß sie auch das Staatsoberhaupt stellen würden. Also entweder ein Regime der Deutschnationalen, die größtenteils die alpenländische und niederösterreichische Industrie vertraten, oder ein Regime der Christlichsozialen, die im Parlament zumeist durch Geistliche vertreten waren, oder ein Regime der Sozialdemokraten, welche die Kriegserklärung als „den deutschen Tag" bejubelt hatten und deren Führer, insbesondere ihr staatsmännischer Dr. Renner, patriotische Durchhalter geblieben waren.

Noch weniger aber als jede dieser Parteien versprach ein Kompromiß zwischen allen dreien.

Auch in Rußland war ja im Februar die Republik proklamiert worden, weil die Soldaten dem Zaren, den zaristischen Offizieren den Gehorsam verweigert hatten und nicht mehr kämpfen wollten. Kaum war die Republik im Sattel, so erklärte Kerenski, der Krieg sei fortzusetzen, und schickte die Soldaten in die Schützengräben zurück.

Nein, Proklamierung der Republik und Aufteilung des Staates in Nationalstaaten konnten den Menschen und die Wirtschaft nicht retten. Die Massen ahnten, was sie retten

könne, und wer sich mit dem Sozialismus unabhängig auseinandergesetzt hatte, wußte es.

Vor allem wußten es die, die den damals noch ziemlich geheimgehaltenen Unterschied zwischen bürgerlicher und sozialistischer Republik kannten. In diesem Zusammenhang muß hier wohl oder übel erwähnt werden, daß ich in meinem Vorkriegsroman „Der Mädchenhirt“ die bei unterdrückten Nationen sehr häufige Verwechslung zwischen nationaler und sozialer Befreiung zu analysieren versucht hatte.

Die Prager Moldauflößer haßten die Holzhändler, von denen sie ausgebeutet wurden und die sich zum Deutschtum bekannten, und nicht zum letzten aus diesem Haß bildeten die Flößer eine tschechische Avantgarde bei Demonstrationen – sie identifizierten den nationalen Kampf mit dem Klassenkampf.

Ich hatte seither mehr von diesen Fragen gelernt, der Krieg bot an Illustrationen genug zu der Theorie, die ich studierte. Wie aber in Wien Gesinnungsgenossen finden?

Überraschend leicht war nur zu erfahren, daß sich die Anarchisten einmal wöchentlich bei ihrem Führer in Korneuburg versammelten – aber als ich an der ersten Sitzung teilnahm, begriff ich sofort, warum diese Zusammenkünfte so leicht zu erfahren gewesen. Vor allem bestand der Anarchismus dieser Anarchisten im Bekenntnis zum Bibelwort „So dich einer auf die rechte Backe schlägt, so halte ihm auch die linke hin“. Das war nur insoweit Theorie, als niemand Anlaß hatte, sie auf die rechte Backe zu schlagen, da sie niemandem etwas zuleide taten, gegen niemanden etwas im Schilde führten. Demgemäß nannten sie sich auch „gewaltlose Sozialisten im Sinne Leo Tolstois“.

Im zaristischen Rußland mochte Tolstois Evangelium eine revolutionäre Lehre gegenüber dem Terror des Kirchensynods bedeuten – im kriegführenden Nationalitätenstaat Österreich aber war das „Widersetze dich nicht dem Übel“ das, was die Obrigkeit gerade noch verlangen konnte. Deshalb und vielleicht auch aus anderen Gründen ließ man dieses Grüppchen angeblicher Revolutionäre ungeschoren, wenn auch einer oder der andere von ihnen den Kriegsdienst verweigerte.

Die Anarchisten, die ich bisher kannte, vor allem die Russen im Londoner Whitechapel, die Gruppe um Erich Mühsam in München, um den Mainzer Buchdrucker Rudolf Rocker in London und Berlin und vor allem mein Exfreund aus dem Felde, der Bergmann Bergmann, waren von ganz anderer Prägung gewesen. Aber mit diesen anderen Anarchisten wollte der Wiener Anarchistenherrscher weder persönlich noch theoretisch etwas zu tun haben, wenngleich er neben Tolstoi den keineswegs gewaltlosen Bakunin zu verehren vorgab sowie Kropotkin und Stirner, die auch bei jenen ihm feindlichen Anarchisten hoch im Kurs standen.

Übrigens schien, wie sich bei den Debatten auf den Rückfahrten nach Wien herausstellte, manch einer aus diesem Kreise Zweifel daran zu hegen, daß den Lehren des Meisters eine reale Bedeutung zukomme und daß doch etwas anderes als pure Gewaltlosigkeit die bestehenden Verhältnisse ändern müsse.

Bei den Intellektuellen, eben in jenem Kreis, den Franz Werfel in der „Barbara" schildert, herrschte der Pazifismus der Kriegsmüdigkeit vor, der nichts mit Politik und noch weniger als nichts mit Sozialismus zu tun hatte. Sie scharten sich um ein Wochenblatt „Der Frieden".

Obwohl der Herausgeber dieser Zeitschrift, Benno Karpeles, ein ehemaliger Sozialist war und die Werke von Friedrich Engels mit dessen eigenhändiger Widmung besaß, stand er und mit ihm seine Mitarbeiterschaft den revolutionären Strömungen in der Arbeiterschaft und den Ereignissen in Rußland kühl, um nicht zu sagen feindlich gegenüber. Die Leitartikel des „Frieden" waren gleichsam politische Kalligraphien, sie entstanden aus der Wortgewandtheit ihrer Verfasser und um solcher Wortgewandtheit willen. So dementierten auch die Ereignisse ihre Vorhersagen, die Wirklichkeit ließ sich auch mit der brillantest gezogenen Folgerung nicht in Einklang bringen, und alle Angriffe gegen Personen und Institutionen gingen in lächerlicher Weise fehl, woraus man folgende Moral lernen kann: Wer in einem Elfenbeinturm wohnt, soll nicht mit Steinen um sich werfen.

Gelegentlich spielte auch ich in diesem Orchester mit, und zwar saß ich links und schlug die Pauke. In einem meiner Arti-

kel wandte ich mich gegen die deutschen und österreichischen Delegierten bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Das war nichts Besonderes, auch im Parlament war die schroffe und unkluge Behandlung des ersten friedensbereiten Feindes gegeißelt worden; und als der österreichische Außenminister Graf Czernin das Verhalten des deutschen Generals Hoffmann zu verteidigen versuchte, der, mit der Faust auf den Tisch schlagend, den Partnern das Wort abgeschnitten hatte, wurde Czernin ausgepfiffen.

Was meinen Artikel hier der Erwähnung wert macht, ist ein Wort, das ich gebrauchte, das Wort „Diktatfrieden". Gegen diese „sprachlich und politisch falsche Zusammenkoppelung zweier Substantive", gegen diese „unlogische Neubildung" polemisierte die Durchhaltepresse Deutschlands, wohl könnte man allenfalls von einem Friedensdiktat sprechen, keinesfalls aber von einem Diktatfrieden. Die offiziöse „Deutsche Allgemeine Zeitung" machte sich gleichfalls über mein Wort her, um die Duldung schlapper Tendenzen in Österreich zu treffen; drohend fügte sie hinzu, das Wort „Diktatfrieden", so unschön es auch sei, werde man erst akzeptieren, bis Deutschland den anderen Feindmächten, den hartnäckigen, den Frieden diktieren werde.

Wie männiglich weiß, kam es dann anders, ohne daß man darum auf meine Wortprägung verzichtet hatte: Als Diktatfrieden, nicht mehr drohender, sondern klagender Weise, bezeichnete man nun den Vertrag von Versailles.

Auf der Suche nach unabhängigen sozialistischen Gruppen fand ich die „Freie Vereinigung sozialistischer Studenten". Ihre männlichen Mitglieder waren zumeist im Feld, standen aber in regem Gedankenaustausch mit den Daheimgebliebenen. Vorsitzender war der alte Doktor Max Adler, ein Versöhnler und Doktrinär zugleich, der Immanuel Kant mit Karl Marx auf einen gleichen Nenner zu bringen versuchte und sich in ähnlichen Bildungsspielereien erschöpfte. Hier standen nicht nur einzelne, sondern die Mehrheit in Opposition zu ihrem Führer und erstrebten mit allen Mitteln, daß aus dem unvermeidlichen Zusammenbruch eine glücklichere Neuordnung der Verhältnisse sich ergebe.

Diese in der sozialistischen Theorie sehr geschulten Studenten standen bei weitem nicht so geschlossen und energisch zueinander und zu ihrem Ziel wie die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich, keiner Partei oder allen Parteien angehörend, in einer Organisation „Freie Jugend" vereinigt hatten.

Nach der Zimmerwalder Konferenz von 1916 hatte sich illegal ein Aktionskomitee der Linksradikalen gegründet; insbesondere in den Betrieben der Wiener Bezirke Ottakring und Favoriten sowie bei den Metallarbeitern von Ternitz und Wiener Neustadt war dessen Einfluß sehr stark. Unter Führung dieses Aktionskomitees nahmen die Teuerungsdemonstrationen und die Metallarbeiterbewegung politischen Charakter an.

Das war lange vor der russischen Oktoberrevolution, das war zu einer Zeit, da eben Nordamerika die russischen Finanzen durch eine Anleihe saniert hatte und die Welt einstimmig feststellte, daß „mit der Auseinanderjagung der Petersburger Soldaten- und Matrosendemonstrationen vom 16. und 17. Juli der letzte Versuch der ‚Bolschisten', die Regierungsgewalt an sich zu reißen, endgültig gescheitert und der Bolschistenspuk ein für allemal zerstoben ist".

Als aber im November vom Moskauer Sender aus „An alle" der Aufruf gerichtet wurde, in allen Ländern die Einstellung der Feindseligkeiten zu erzwingen, da hörte man überall, obwohl noch niemand einen Radioempfänger besaß, die neue Stimme, die auf neuem Wege an die Menschheit herankam.

Das linksradikale Aktionskomitee trat im November 1917 in St. Ägyd zu einer illegalen Reichskonferenz zusammen, der dreißig gewählte Betriebsvertrauensmänner beiwohnten. Beschlossen wurde die Gründung des illegalen „Arbeiter- und Soldatenrats", der im Januarstreik 1918 und von da ab in allen innerpolitischen Ereignissen des Jahres, zu denen auch der Sturz der Monarchie gehörte, die entscheidende Rolle spielte. Mit der politischen Arbeit unter den Soldaten waren drei Genossen befaßt. Einer war der besonders unter den Jungarbeitern populäre Leo Rothziegel; in Österreich war er zwei Jahre vorher wegen Kriegsdienstverweigerung verurteilt worden, in Ungarn kämpfte und fiel er zwei Jahre später als Kommandant des internationalen Regiments zur Verteidigung der Räterepublik.

Der zweite Führer der vorbereiteten Soldatenorganisation war der Korporal Stephan Haller, ein sehr gut vorgebildeter Marxist, und der dritte war ein Offizier, nämlich ich.

Es war ein seltsamer Sprung, geradenwegs aus einem zeitlebens leidenschaftlich ausgeübten Beruf, dem des Öffentlichmachens, in die Tätigkeit des Geheimhaltens zu springen. Da nannte ich mich, der ich mir einen Namen gemacht hatte, nun mit einem anderen Namen und wechselte auch diesen wieder mit jeder Stelle des Auftretens. Ebenso änderte ich wiederholt die Egalisierung, die Regimentsfarbe meines Uniformkragens, der aber gar nicht mein Offizierskragen, sondern der einer Mannschaftsperson war, bald war ich ein Gefreiter, bald ein Feldwebel. Ich nächtigte in den Sammelstellen der Soldaten, bald in der Rossauer Kaserne, bald in der Augartenschule, bald im Arsenal, bald im Hospital Rudolfinerhaus, und traf mich mit den Vertrauensleuten, die wir bei unseren Nächtigungen gewählt hatten, zu Sitzungen auf der Praterwiese oder im Keller einer wegen des Krieges stillstehenden Schokoladefabrik. Alle Vorsichts- und Tarnungsmaßregeln wurden vorgekehrt, und während ich sie vorkehrte, ertappte ich mich oft bei dem Gedanken, wieviel schöner es wäre, solch eine Verschwörerszene zu beschreiben, statt sie zu organisieren.

Einen Haupthinweis in unserer Agitation bildete die Gefahr, daß durch die Bezahlung der hohen Generals- und Offiziersgehalte beziehungsweise Pensionen keinerlei Entschädigung an die Veteranen und Invaliden des Mannschaftsstandes bezahlt werden können. Ja, mehr als das: Der Staat müsse an der Höhe dieser Pensionen und Gehalte für Minister und Generale, Offiziere und Beamten etc. unweigerlich zugrunde gehen, seine Unabhängigkeit verlieren und zu einer Kolonie des Auslands herabsinken.

Aber für jene, die später, da unsere billige Prophezeiung in Erfüllung ging, als die ersten Opfer fielen, mußten wir Hochverräter sein. Der illegale Arbeiter- und Soldatenrat wurde von der Polizei ausgeforscht, nach wochenlanger Beobachtung schlagartig ausgehoben und die meisten seiner Mitglieder zur gleichen Stunde in ihren Wohnungen verhaftet. Die Soldatengruppe hatte bessere Vorsichtsmaßregeln getroffen, da im Fall

ihrer Aushebung Todesstrafen zu gewärtigen waren. So wurde die Polizei nur eines Kuriers mit Schriftstücken und zweier ganz untergeordneter Funktionäre habhaft. Weder Leo Rothziegel noch Stephan Haller oder ich wurden verhaftet.

Aber einige Tage später langte an das Kommando des Kriegspressequartiers eine Anfrage der Polizeidirektion Wien ein. Im Hinblick auf „bestimmte Umstände" wurde reservate Auskunft über die politischen Ansichten, die Dienstführung und den Verkehr des Oberleutnants E. E. K. erbeten sowie, ob an löblicher Dienststelle etwas darüber bekannt sei, daß selbiger sich jemals des Decknamens „Weitemayer" bedient habe.

Diese Anfragen blieben unbeantwortet, denn es hat sie außer der Beamtin des Einlaufsprotokolls, Frau Zdenka Cervenka, und mir, dem sie sie zeigte, niemals jemand zu Gesicht bekommen. Frau Cervenka legte das Schriftstück sofort in eine Mappe „Gemischte Personalakten" ab. Einem die Antwort urgierenden Schriftstück, das im Juni folgte, erging es ähnlich. Aber nun muß die Polizei einen anderen Weg gefunden haben, um meine Vorgesetzten zu verständigen, und so geschah es, daß ich aus Wien verschickt wurde.

Weshalb ich nur verschickt und nicht verhaftet wurde, verstand ich: Eine Verhaftung desjenigen, der sozusagen der einzige Berufsjournalist im ganzen Offiziersstand des Pressequartiers war, hätte einen neuerlichen Beschwerdegrund gegen die lächerlich dilettierenden Blaustrümpfe männlichen Geschlechts geboten, die sich der Presse aufdrängten und sie unterdrückten. Außerdem hätte meine Verhaftung wohl mehr Aufsehen hervorgerufen, als in dieser Zeit zuträglich schien – die Korrespondenten aus dem neutralen Ausland, vereinigt in der Berichterstattergruppe, hätten einen solchen Vorfall unweigerlich gemeldet.

Warum schob man mich, den politisch Verdächtigen, gerade zur Kriegsmarine ab? Das erfuhr ich erst einige Wochen später, als ich in meinem neuen Dienst bereits heimisch geworden war: meine Marschroute war als Uriasbrief gedacht gewesen.

Unmittelbar vorher hatte ein ungarischer Schriftsteller, Bela Revesz, bei der Marine das Amt eines Presse-Offiziers innegehabt. Aber er war vom Flottenkommando davongejagt worden,

weil erstens sein Auftreten in der Offiziersmesse zuwenig repräsentativ gewesen war und zweitens weil er mit Personen des Mannschaftsstandes verkehrte. Dies waren zwei schwere Verbrechen in den Augen des Marineoffizierskorps, und es war mehr als sicher, daß auch ich mich beider schuldig machen und deshalb irgendwo, irgendwie und irgendwann von irgendeinem tarpejischen Fels gestürzt werden würde.

Ein Nachfolger für den unliebsam gewordenen Béla Révész [war] deshalb so dringend angefordert worden, weil eine große Aktion vorbereitet wurde. Um nichts Geringeres handelte es sich als um eine Ausfahrt der Dreadnought-Flotte, die erste und einzige in der Geschichte der Kriegsschiffahrt. Jahrelang war über die Zweckmäßigkeit von Dreadnoughts diskutiert worden, und die Fachleute waren sich darüber ziemlich einig, daß so schwerfällige und riesige Ziele unweigerlich bei einer Ausfahrt torpediert werden und mit Mann und Maus untergehen müßten. Die Flottenkommanden aller Großmächte schienen diese negative Beurteilung dadurch zu bestätigen, daß sie ihren sogenannten Fürchtenichtsen ängstlich verboten, sich auch nur für ein Momentchen aus Mutterns Haus zu entfernen!

Aber im vierten Kriegsjahr wollte Österreich-Ungarn seinen Völkern zeigen, daß sie ihre Steuergelder nicht umsonst dem Marinebudget und das Marinebudget die Milliarden nicht umsonst in die vier Dreadnoughts investiert habe. Dazu kam die Ruhmsucht des Flottenkommandanten, eine Ruhmsucht, die er mir mit zynischer Offenheit eingestand.

Auf diese Jungfernfahrt nun, die wenig Hoffnung auf Heimkehr bot, schickten mich meine Wiener Vorgesetzten. Von meinen illegalen Freunden nahm ich Aufträge mit: Bei den in der Bucht von Cattaro liegenden Marine-Einheiten hatten wir unsere Vertrauensleute, aber die besaßen keine Verbindung mit den Kameraden vom Hauptkriegshafen Pola, und diese Verbindung sollte ich herstellen.

Das gelang mir auch, wenngleich mit Schwierigkeiten. Die lagen diesmal in mir selbst: Gegen meine politische Leidenschaft trat meine berufliche in Widerstreit, fast unwiderstehlich.

Der Zug, mit dem ich nach Pola fuhr, rollte durch die Dunkelheit, er würde erst gegen Mitternacht ankommen. Ich fragte einen Matrosen im Zug, ob Hoffnung bestehe, nachts ein Hotelzimmer zu bekommen, und was man andernfalls nachts in Pola beginnen könne. So kam ein Gespräch zustande, und er erzählte mir, daß er Tiefseetaucher sei, Absolvent der Taucherschule in Pola. Tiefseeschule! Taucherschule!

Am nächsten Morgen meldete ich mich beim Admiralstab und fragte, wann ich dem Herrn Flottenkommandanten meine vorgeschriebene Aufwartung machen könne. Schon bevor ich diese Frage aussprach, hatte der Admiralstäbler mein Äußeres voll sichtlich mangelndem Entzücken gemustert. Er fragte mich, ob ich für die Antrittsvisite eine andere Uniform besäße. Woraufhin ich meinerseits erwiderte, ich besäße keine. Woraufhin er seinerseits erwiderte, ich würde Bescheid bekommen, ob und wann mich der Herr Admiral empfangen würde. Woraufhin das Gespräch zu Ende gewesen wäre, wenn ich nicht ersucht hätte, die Zeit, in der ich auf die Einladung zur Audienz warten werde, mit der Besichtigung und Beschreibung einiger Institutionen der Kriegsmarine ausfüllen zu dürfen, zum Beispiel der Taucherschule.

„Taucherschule? So etwas gibt's bei uns gar nicht."

So etwas gäbe es, erlaubte ich mir zu bemerken, denn ein Matrose habe es mir erzählt.

„Was für ein Matrose? Haben Sie denn einen Matrosen gesprochen? Wo?"

Ich, nicht ahnend, daß Verkehr zwischen Offiziersstand und Mannschaft bei der Marine etwa dem Verbrechen widernatürlicher Unzucht gleichkomme, erklärte, wie und wo und warum ich den Taucherschüler gesprochen. Darauf beruhigte sich der Admiralstäbler etwas, erkundigte sich telefonisch, ob es wirklich eine Taucherschule gäbe und wo sie sei, und gab mir eine Anweisung, sie zu besichtigen.

Schnurstracks ging ich hin und äußerte den Wunsch (eigentlich mehr Befehl als Wunsch, denn ich befürchtete Widerrede und wollte sie schon im voraus abschneiden), sofort tauchen zu dürfen.

Während mir der Skaphander luftdicht und bleischwer über

den Leib geschnallt wurde, erklärte mir der Tauchermeister, welche Sorte von Signalen ich bei dieser und jener Gefahr, bei dieser und jener Beschwerde mit dem Taucherseil zu geben habe, o weh, mein Befehl tat mir leid.

Aber ich tauchte und marschierte, mit der obertags mir nachschwimmenden Taucherplatte verbunden, den Schlauch im Mund, das Signalseil in der Hand, todesverachtend auf dem Meeresgrund umher. Als man mich emporwand, fühlte ich mich allerdings mehr als Wasserleiche denn als Lebewesen.

Kognak tut gut, rieten mir, spöttisch lächelnder Überlegenheit voll, Tauchermeister und Taucherschüler. Ich ließ mir eine Flasche Kognak auffahren und trank sie fast alleine leer. Gut betrunken und danach gut lustig dichtete ich, was ich als Taucher erlebt, welch ein Lügner Schillers Taucher sei, wie es da unten wirklich zugehe, wie schwer es sei, mit Bleigewicht, Tauchergewand, Luftschlauch und Signalschlauch. Dann schickte ich den Artikel zensurhalber aufs Admiralsschiff hinüber.

Nachts im Marinekasino begegnete ich nur freundlichen Gesichtern. Mein Artikel war in der Messe vorgelesen worden und mit beifälligem Hallo aufgenommen worden. Eine Gruppe von Offizieren hatte beschlossen, morgen auch einen Ausflug auf den Meeresgrund zu machen. Selbst der Admiralstäbler, bei dem ich mich angemeldet hatte, war sehr kameradschaftlich zu mir, hatte er ja Anteil an dem Erfolg des Taucherartikels, war er es doch, der mir die Bewilligung gegeben.

„Wollen Sie in Pola noch etwas beschreiben? So etwas Interessantes wie die Taucherei werden Sie allerdings kaum mehr finden."

Ich äußerte, morgen möchte ich die Werkstätte der Barometermacher besuchen. Wohlweislich erwiderte er nicht mehr, daß es so etwas nicht gäbe.

So sah ich mir nach und nach vieles an. Auf einem der neu erfundenen Aeroplane, die statt Rädern unten Schwimmkörper hatten (eine streng geheime Apparatur!), flog ich als Beobachter und Bordphotograph übers Feindesland, den Hafen von Venedig. Die Kriegsmarine wollte sich aber nicht vorwerfen lassen, aus Reklamesucht einen Journalisten für eine so wich-

tige Mission zu verwenden. Deshalb verbot man mir zu schreiben, daß ich an dem Flug, und später, daß ich an einem Raid der Unterseebootflotille nach der Otrantostraße teilgenommen habe. Damit wäre aber meinen Artikeln jeder Reiz des Erlebten genommen worden. Nun, ich gab meinen Reportagen die Form von Interviews: In der Einleitung schilderte ich die Person des Interviewten, eines kriegserfahrenen Fachmanns seiner Waffe, und dann ließ ich ihn in Ich-Form das erzählen, was ich erlebt und beobachtet hatte. So ging der Artikel zur Zensur, die ihn mir mit ein paar geringfügigen Streichungen zurückgab. Die größte Streichung machte ich nun selbst: Ich strich die Einleitung weg. So erschienen die Artikel in der Presse als mein Erlebnis, das sie auch waren. Würde mich jemand beanständen, so konnte ich antworten, die Redaktion habe selbstverständlich die Einleitung weggelassen, weil sie die journalistische Leistung beeinträchtige.

Tagtäglich trieb ich mich in den Werften und Docks des Marinearsenals umher, ließ mir von den Arbeitern alles erklären und saß nachher in stundenlangen Diskussionen mit ihnen am Tisch der Kantine oder auf den Balken des Werkplatzes.

Einfügend muß bemerkt werden, daß meine Artikel aus Pola ein paar Jahre später in meine Bücher „Der rasende Reporter" und „Hetzjagd durch die Zeit" aufgenommen wurden, ebenso wie die anderen Artikel, von denen ich hier gesprochen habe, wie das Interview mit König Nikita von Montenegro vor der Übergabe Skutaris, wie der Aufsatz über die türkische Donau-Insel, der mich in militärgerichtliche Untersuchung gebracht hatte, oder die Recherche über die ungarische Abstammung Dürers und dergleichen.

Der Leser meiner Memoiren wird den Ablauf meiner Fahrten ziemlich logisch gefunden haben, die Leser meiner Reportagebücher aber sahen sich verblüfft einem Autor gegenüber, der heute in Cuxhaven den Rekord-Personendampfer „Vaterland" zur Stapelfahrt besteigt und morgen ohne Übergang als Hopfenpflücker ins böhmische Land zieht – auf Seite zwanzig nächtigt er im Londoner Nachtasyl, und auf Seite vierundzwanzig überfliegt er mit einem Hydroplan Venedig –, all das ohne

Übergang, ohne Verbindung, als spränge er, von Raum und Zeit, von Hindernissen und Kosten unabhängig, just nach seiner Laune kreuz und quer.

Eine solche sinnlos scheinende Hast entsprach und gefiel der wurzellos gewordenen, enervierten Nachkriegszeit, und deshalb – nicht etwa um der Entdeckung neuer Stoffgebiete oder einer sachlichen Darstellungsart willen – bin ich eine Zeitlang ein Mode-Autor gewesen.

Sogar auf die einzige Dreadnought-Ausfahrt der Marinegeschichte sah sich der Leser dieser rasenden Reportagenbände mitgenommen und war sozusagen Augenzeuge, als der Dreadnought „Szent István" durch einen Torpedoschuß auf den Grund des Adriatischen Meeres geschickt wurde – ebenfalls ein einzigartiges Ereignis in der Geschichte der Seeschlachten. Bei dieser Flottenausfahrt war ich dem Admiralsschiff „Viribus Unitis" als Maschinengewehroffizier zugeteilt, weil Reklamechef keine im Marinebudget systemisierte Charge war. Meine Aufgabe war, den Sieg in die Welt und Weltgeschichte zu schicken, und vornehmlich der Flottenkommandant, Vize-Admiral Horthy, tat alles, damit er in den edelsten Posen auf die Nachwelt komme. Sogar nach Mitternacht ließ er mich wecken, damit ich sehe und schreibe, daß er und wie er persönlich auf der Kommandobrücke agiere. Als aber der „Szent István", allen uns umgebenden Torpedobootzerstörern und Unterseebooten und kleineren Einheiten zum Trotz, den tödlichen Flankenschuß abbekam, kehrte die Flotte sang- und klanglos in den Hafen der Ruhmlosigkeit zurück, aus der sie ausgesegelt war.

Nur ein Interview mit dem Flottenkommandanten, das gegen den Jubel der italienischen Presse polemisieren sollte, war das, was man noch von mir verlangte. So saß ich denn dem Vize-Admiral Horthy gegenüber und stellte ihm die Fragen, die er gestellt haben wollte, und ich diktierte seine Antworten formuliert einem Schreiber. Wo dem Vize-Admiral Horthy meine Formulierung zu gemäßigt schien, fiel er mir ins Wort und diktierte selbst. Er diktierte vor allem Anwürfe gegen das italienische Volk: „Wenn man den dortigen Volkscharakter näher kennt, wundert man sich nicht, wenn die Deputierten

schwulstige, von Erfindungen überladene Reden halten, von Ministern und Kollegen gelobt werden und die Senatoren und Generale dann vor Rührung weinen ... der italienische Hang zu notorischen Unwahrheiten ... In der Kunst, rasch zu entfliehen, sind unsere Erbfeinde Meister ..."

Eine Stelle des Interviews bezog sich auf die Beschädigungen der Kunstschätze Venedigs durch die österreichischen Marineflieger. Statt das energisch zu dementieren, bramarbasierte der Flottenkommandant wörtlich:

„Unsere Feinde brauchen uns den Wert der historischen Bauten Venedigs nicht vorzuerzählen, denn der Reichtum der Stadt wie überhaupt ganz Italiens beruhte *nur* auf dem Reiseverkehr der aus Österreich-Ungarn und Deutschland herbeieilenden Kunstliebhaber (sic!). Wir führen gewiß keinen Krieg gegen Kunstwerke, und Vandalismus liegt uns ferne. Aber man kann uns nicht übelnehmen, daß unsere eigenen Häuser uns doch näherliegen als die schönsten Palazzi Venedigs. Bei den zahlreichen Angriffen feindlicher Flieger auf Pola (sic!), die offene Stadt Triest und andere Küstenplätze wurden nur Privathäuser beschädigt und unter der Zivilbevölkerung Opfer hervorgerufen. Ich bin fest entschlossen, für ein derartiges Vorgehen jedesmal *vollste* Revanche zu üben. Wir haben bisher stets ritterlich Krieg geführt. Aber wenn unsere Feinde barbarisch vorgehen, werde ich mich *auch durch das Gefasel über den Wert des ‚Kleinods der Menschheit'* nicht von einer *schonungslosen* Vergeltungsaktion *gegen Venedig, Rom und andere Städte* abhalten lassen."

Nach dem Entrüstungssturm, den eben die deutsche Beschießung der Kathedrale von Reims in der ganzen Kulturwelt hervorgerufen hatte, hätte mir mein vorgesetztes Kommando mit Recht vorwerfen können, daß ich den Flottenchef ohne Widerspruch solchen politischen Unsinn reden lasse. So strich ich die oben gesperrt gedruckten Worte aus und schickte das Interview im Dienstwege, das heißt über das Flottenkommando, ab. Am gleichen Tag kam das Manuskript an mich zurück, meine Striche waren energisch gestrichen, und am Rand stand, von der Hand des Flottenkommandanten geschrieben und überdies unterfertigt:

„Über die eventuelle Kürzung eines vom Flottenkommandanten gegebenen Interviews kann nur dieser selbst entscheiden.
7. 7. 1918. Horthy."

Mir war's egal, aber dem Admiral Horthy wären im Falle einer Veröffentlichung die Phrasen, auf denen er beharrte, mindestens zweimal im Leben hinderlich gewesen. Erstens als er nach der Novemberrevolution von 1918 mit einem Kontingent Matrosen aus Pola durch Wien kam und mich in der Stiftskaserne aufsuchte, weil er sich mit seiner Truppe der kommunistischen Bewegung zur Verfügung stellen wolle. Zweitens wäre er auch als Staatsoberhaupt Ungarns von seinen italienischen Bundesgenossen kaum so begeistert bejubelt worden, wenn die gewußt hätten, was Horthy über ihren Volkscharakter, ihren Hang zur Lüge und ihre Feigheit auszusagen versuchte und wie er ihnen die Vernichtung Venedigs und Roms angedroht hatte.

Aber das Interview blieb ungedruckt. Zwar meldete ich nach meiner Rückkehr in Wien, was ich noch an unverwertetem Material über die Flotte mitgebracht habe, aber das Interview mit den eigenhändigen Randbemerkungen des Interviewten blieb mir am Hals, denn keine Militärstelle war mehr an einer Polemik mit den Italienern interessiert.

Jetzt war jemand ganz anderer der Feind! Wer? Etwa Amerika, das in den Krieg eingetreten war? Etwa Frankreich, das das geheime Friedenangebot Kaiser Karls so höhnisch der Öffentlichkeit preisgegeben hatte? Etwa England, das zu bestrafen man Gott noch vor kurzem täglich angefleht hatte? Waren es etwa die im Ausland tätigen Vertreter der Tschechen und Polen, diese Hochverräter, die das Ausland jetzt als Staatsmänner selbständiger Staaten anerkannt hatte?

Oh, es gab so viele Feinde, denen man zum letzten Kampf gegenüberstand. Aber sie alle waren nicht *der* Feind.

Der Feind war der einzige Staat, mit dem man Frieden geschlossen hatte!

Auf die Bekämpfung dieses Feindes fand ich nach meiner Rückkehr das ganze Pressequartier eingestellt.

Eine Liste von Weisungen regulierte den Generalangriff,

den die Presse der Monarchie führen sollte, bis ins minutiöseste Detail. Während in den slawischen und den christlichsozialen Zeitungen betont werden solle, daß die neuen Gewalthaber Rußlands keine Slawen und keine Russen, sondern Juden aus Polen, der Ukraine und Weißrußland seien, die unter den Pseudonymen Swerdlow, Raskolnikow, Krylenko, Trotzki, Lenin, Dzerdzinski, Semaschko, Uritzki, Kollontay, Lunatscharski, Sinowjew und Radek ihre jüdischen Familiennamen verbergen, sei in der liberalen Presse mit Nachdruck darauf aufmerksam zu machen, daß diese Gruppe zum Unterschied von den Sozialisten niemals gegen die Pogrome auftrat, sich also der antisemitischen Tendenzen bediene.

Strengstens sei bei allen Veröffentlichungen in der Presse, welcher Richtung diese auch immer angehöre, darauf zu achten, daß die neue russische Regierung nicht als eine sozialistische hingestellt werde. Es handle sich um nichts weiter als eine Gruppe von Heimatflüchtigen aus Rußland, Verurteilten, Verbannten, die vom deutschen Generalstab nach Sankt Petersburg expediert wurden, um die russische Armee zu zersetzen, und die teils aus sadistischen Rachegelüsten, teils aus gewinnsüchtiger Absicht diesen Auftrag übernommen haben. Sorgfältig sei das Wort „Bolschewiki" zu vermeiden, welches den falschen Anschein erwecken könne, daß es sich um eine Mehrheitsbewegung der Sozialdemokratie handle; anzuwenden ist der Ausdruck „Maximalisten". Zum Beweis dafür, daß es sich keineswegs um Sozialisten handle, sind die Enthüllungen des russischen Sozialisten Burzew, des amerikanischen Sibirienkenners Kennan und die in diesem Punkte einheitlichen Äußerungen der sozialdemokratischen Presse des Inlands, unserer Bundesgenossen und des feindlichen Auslands auszuschicken und für deren Abdruck energisch Sorge zu tragen. „Hinweise auf die verübten Greuel, auf die Hinrichtungen des Dichters Maxim Gorki, des Anarchisten Fürsten Kropotkin, des Sängers Schaljapin, des Sozialdemokraten Plechanow, des Malers Ilja Repin, des Nobelpreisträgers Professor Pawlow, des Theaterdirektors Stanislawski etc., die satanischen Szenen bei der Ermordung der Zarenfamilie einschließlich des kleinen Zarewitsch, die Ertränkung der Marine-Offiziere im

Schwarzen Meer, die angeordnete Schändung der Aristokratinnen und Kapitalistinnen, auf die auffallenden Parallelitäten zwischen Iwan dem Grausamen und Lenin, der Gebrauch des Zarenschmucks durch die Frauen und Geliebten der Volkskommissare, auf die Sozialisierung aller Frauen und Mädchen von zwölf Jahren ab, auf die befohlene Verwendung von Kirchen als Gefängnisse (wobei die Altäre als Klosetts zu dienen haben) und von Ikonen als Wände für Hundehütten, Ställe und dergleichen, die öffentliche Verbrennung aller Bücher von Dostojewski, Tolstoi, Tschechow, Gorki etc., die Verbrennung oder Demolierung der Kirchen, Paläste und Monumente, auf die Hungersnot und den Kannibalismus, auf die wirtschaftliche Deroute der Fabriken und Felder, kurzum auf den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des Regimes etc. sind gewiß wichtig, aber vor allem darf unsere Abwehrpropaganda nicht den falschen Anschein erwecken, daß sie sich gegen den Sozialismus richte, sondern sie soll im Gegenteil bei linken, radikalen Kreisen und der Arbeiterschaft nachhaltigen, ja definitiven Abscheu vor diesen Mißbräuchen des Wortes ‚Sozialismus' erwecken."

Wenn es noch einer Erweckung bedurft hätte, so hätte mich das erweckt.

KARL KRAUS

Karl Kraus, den Herausgeber der „Fackel" in Wien, einer Leserschaft vorzustellen, die seinen Namen nie gehört hat, bedeutet, ihm unrecht tun. Und je mehr Gerechtigkeit man bei Vollzug dieser Ungerechtigkeit walten lassen möchte, desto schwieriger ist das Beginnen. Es ist, als wollte man eine Festung aufführen, um sie im Augenblick der Vollendung bis zur Spurlosigkeit zu schleifen – als wollte man eine Gemeinde für einen ihr bislang unbekannten Gott werben, um sie sogleich die Mißachtung dieses Gottes zu lehren – als wollte man ein Wesen festlich auf den Olymp geleiten, nur um es von dort in den Orkus zu stoßen.

Wie man sieht, liebe ich die „Fackel" nicht, die ich hier wieder entzünden muß, weil sie die Bühne bestrahlte, auf der sich

dieses mein Buch abspielt, die Bühne, die für Karl Kraus die Welt bedeutete und in deren Figuranten er die Menschheit sah.

Karl Kraus gab von der Jahrhundertwende an seine Zeitschrift heraus, von 1910 an schrieb er sie allein. Sie hatte keine Mitarbeiter, keinen regelmäßigen Erscheinungstermin, keine bezahlbaren Inserate, keine gleichbleibende Seitenzahl, manchmal war ein Heft nur zwei Seiten dünn, manchmal über dreihundert Seiten dick.

Die ganzen Nächte seines Menschenlebens saß Karl Kraus in seinem Arbeitszimmer, verfaßte und feilte seine Manuskripte, die nach und nach zu den siebzig dicken Halbjahrbänden der „Fackel" und zu seinen vielen Büchern wurden, Gedichtbücher, Essays, Dramen. Während des Tages schaffte er – ob er in Wien oder im Eisenbahnzug war – an der Korrektur der Druckbogen, der Beschaffung des Materials für die Polemiken, an den „Briefen des Herausgebers". An den Abenden las er vor dichtgedrängtem, begeisterungsberauschtem Publikum seine Schriften oder spielte, Ensemble und Orchester in einem, klassische Dramen und klassische Operetten.

Seine Sätze waren klar und scharf umrissen, ihre advokatorische und anklägerische Wucht machte jeden Gedanken an Widerstand oder Replik im vorhinein lächerlich, seine Plädoyers waren bereits das Urteil, seine Formulierungen waren so zugespitzt, daß sie jahrelang als Witze kolportiert wurden, er vermochte typographisch alle Sprachunarten nachzuahmen und entlarvte Widersprüche durch eine ihm eigene Art der Montage.

Er war unbestechlich, wohltätig (der Ertrag seiner Vorlesungen fiel nach dem Weltkrieg zum größten Teil der Kriegsblindenfürsorge und später der Roten Gefangenenhilfe zu) und hilfsbereit.

Seine Angriffe galten der Wiener Presse, die wegen ihrer Sprachverderbnis und Käuflichkeit jeden Peitschenhieb redlich verdiente. Seine Angriffe galten dem österreichischen Liberalismus, der borniert, selbstgefällig oder reaktionär geworden war. Sie galten der feige tänzelnden und speichelleckerischen Wiener Justizmoral. Sie galten der Massenverblödung

durch die moderne Wiener Operette. Sie galten der Schädigung literarischen Erbguts durch kunstfremde Philologen. Sie galten der Reklamehascherei von Künstlern und Bürgern. Sie galten vor allem den Verhunzungen der Sprache. Gegen die Sprachmörder trat er mit grammatikalischen Schriften und seinen eigenen Übersetzungen auf. Sein mächtigster Angriff hat den Weltkrieg 1914–1918 zum Objekt, die Zeit, die er für „Die letzten Tage der Menschheit“ hielt, ein Drama von „der großen Zeit, die ich noch gekannt habe, als sie so klein war“, eine Dichtung, die aus Zeitungszitaten und Redewendungen Verkündigungen von apokalyptischer Wucht hervorwachsen läßt.

Wie, so muß sich der Leser meiner Lobeshymne fragen, wie kann es auf der Welt Negatives von soviel Gewicht geben, daß es soviel Positives aufzuwiegen vermag?

Leider gab es dieses überwiegende Negativum. Karl Kraus vernichtete die Großartigkeit seiner Leistung durch die Mittel, die er anwandte, durch Angriffspunkte, die er sich wählte, durch Bundesgenossen, deren er sich bediente, durch die gewollte Blindheit, die ihm dazu verhalf, nicht zu sehen, wem seine Attacken zugute kamen, wen und was er durch seine Verneinungen bejahte, und schließlich dadurch, daß die von ihm zersetzte, fast niedergekämpfte scheußliche Gesellschaft durch eine unendlich scheußlichere besiegt wurde.

Seine Mittel waren oft genug die Mittel, deren Anwendung er bei seinen Angriffsobjekten als hassenswert und verächtlich gebrandmarkt hatte. Er änderte den Sinn von Texten, die er zitierte, durch Weglassungen. Er ließ Vorlesungen stören. Er unterstützte die Aussendung von Mystifikationen. Er schädigte durch schikanöse Berichtigungen und Presseklagen auch solche Zeitungen, die unter größten Opfern und Gefahren von Arbeitern und Emigranten zur Bekämpfung Hitlers herausgegeben wurden. Er gab seine nörgelnde, querulierende Haltung auch dann nicht auf, wenn es um die Rettung von Menschenleben aus den Klauen des Faschismus ging, und verweigerte seine Unterschrift für Protestkundgebungen, weil ihm der oder jener der Unterschriebenen aus dem oder jenem Grunde nicht paßte. Er lehnte es ab, die Dimensionen seiner Schußziele in Betracht zu ziehen, Waffe und Kaliber nach ihnen zu richten,

und schoß mit Kanonen auf Spatzen und mit Pfeilen auf Bastionen. Er entfesselte eine Massenbewegung für die Ausweisung eines die Inflationshyänen erpressenden Erpresserjournalisten und rehabilitierte damit die übrige, die erbeingesessene Journaille, die er sein Leben lang als korrupt, bestechlich und erpresserisch gebrandmarkt hatte.

Sein Leserstamm zählte nach Tausenden und war in zwei Schichten geteilt. Die eine bestand aus jugendlichen Intellektuellen kleinbürgerlichen Milieus, die in irgendeiner Weise defekt waren, und wäre es auch nur in ihrer hysterischen Hingebung an Karl Kraus. Wie sie am Erscheinungstag der „Fackel" das rote Heft in Empfang nahmen! Außerstande, die Konsumierung auch nur eine Weile aufzuschieben, vollzogen sie den Akt auf der Straße mit herausgequollenen Augen und wollüstig verzerrtem Gesicht.

Was in dem Heft stand, zerstörte ja die Idole, die die Väter für ihre Söhne ausgewählt hatten, und machte alle, die sich einem solchen väterlichen Ziele zu nähern versucht hatten, unsterblich lächerlich, indem es Erfolg und Anerkennung zu Staub zerstampfte.

Die positive Einstellung dieser Leserschicht zu Karl Kraus war eine negative Einstellung zu jedem anderen, der auftrat oder wirkte. Ihr Neid, geboren aus Unfähigkeit, Unproduktivität und Impotenz, wurde dadurch befriedigt, daß der Andersgeartete seinen Teil abbekam. Schadenfreude war die einzige Freude, deren sie fähig waren.

Sie bildeten eine Gemeinde, wenn sie sich das auch nicht eingestanden, weil der Meister als Individualist jeden Zusammenschluß verspottete. Weil der Meister als Individualist jeden Zusammenschluß verspottete, traten sie sogar aus dem Schachklub aus. Weil der Meister gegen Bestechung war, lehnten sie empört ab, wenn ihnen ein Freund eine Zigarette anbot. Weil der Meister die Werke Heinrich Heines angriff, sanken sie auf die Knie: „Herrgott, ich danke dir, daß du mich nicht werden ließest wie Heinrich Heine."

Sosehr sich Karl Kraus von dieser Hälfte seiner Jüngerschaft zu distanzieren versuchte und sosehr er ihr Gegenteil an Energie und Witz darstellte, er gehörte dazu, war sein eigener Ge-

folgsmann und der kritikloseste dazu. Wie seine Jünger ihn nicht überwanden, überwand er sich [nicht] selbst. Niemals starb er, um zu werden, als er starb, starb er einen häßlichen Tod.

Die andere Hälfte seiner Leser war paradoxerweise eine, die kaum lesen konnte. Es waren dekadente Aristokraten, näselnde Offiziere, forsche Beamte und verbittert-boshafte Kleinbürger, die allesamt bildungsfeindlich, pressefeindlich, intellektuellenfeindlich, judenfeindlich und liberalenfeindlich waren. Der Lieferant ihrer Argumente und ihrer Ideologie wurde Karl Kraus, der ein Pressemensch, ein Intellekt, ein alttestamentarischer Jude war und ein eingefleischter Liberaler – vor allem ein eingefleischter Liberaler.

Diese letzte Behauptung, die alles aufklärt, muß biographisch erklärt werden. Seine Heimat war die böhmische Provinzstadt Gitschin, wo noch das Herzogsschloß des Feldmarschalls Wallenstein steht und das Riesenkloster „Karthaus". Aber diese Kartause beherbergte keine Mönche mehr, sondern war zu einem Zuchthaus geworden, dem gefürchtetsten der Monarchie. Hier stellten die zum Tode durch lebenslängliche Haft verurteilten Sträflinge ihre Lebenslänglichkeit lang Papiersäcke her, die von der Familie Kraus in Handel gebracht wurden. Die Erzeugungskosten waren gering, kein Wunder, daß der Wunsch entstand, auch das Rohmaterial nicht minder billig zu kaufen. So wurde Karl Kraus' Vater auch Papierindustrieller und entwickelte genau die gleichen Ideale wie alle anderen reich gewordenen Familien der Provinz: Sie dachten liberal und standen in politischer und ökonomischer Beziehung fest auf dem Boden ihrer Bibel, als welche die „Neue Freie Presse" war, in gesellschaftlicher Hinsicht aber träumten sie davon, Anschluß an die vornehmen Kreise der Monarchie zu finden. Wien, Wien war das Hochziel ihres arrivierten Stadiums, die vielbesungene blaue Donau, an deren Gestaden sich der Kaiserhof und die „Neue Freie Presse" erhoben. Dorthin übersiedelten sie und ließen sich oder wenigstens ihre Kinder taufen, damit sie in die feine Gesellschaft einheiraten, in feudale Studentenkorps eintreten und bei den Kavallerie-Regimentern dienen könnten.

Karl Kraus, der 1874 in Gitschin zur Welt und schon als

Knabe nach Wien kam, hätte, selbst wenn er von solch albernen Wünschen beseelt gewesen wäre, nicht in ein Studentenkorps eintreten und nicht bei den Ulanen dienen können, denn er war äußerst kurzsichtig und hatte – ähnlich wie Jonathan Swift – einen etwas gebeugten Rücken. Er war um so mehr zur Karriere eines Intellektuellen prädestiniert, als er das Prototyp eines Vorzugsschülers darstellte, ein Musterknabe seiner Eltern und ihrer Epoche war. Zeitlebens blieb er dieser Periode des Fischbein-Korsetts und des falschen Pathos, der schmalzigen Schauspieler und „geistreichen" Wortspieler treu, er stellte die Schmöcke von gestern (zum Beispiel Daniel Spitzer) denen von heute als leuchtendes Vorbild gegenüber, war gegen die Frauenemanzipation und pries den Federstiel gegenüber der Schreibmaschine, die Laterna magica gegenüber dem Kino. Auch prinzipiell bekannte er sich zu der Zeit der Väter. Mit Anspielung auf einen Witz, in dem ein alter Wiener Herr den Niedergang des Geschlechtsverkehrs beklagt („gut ge ... hat man in den achtziger Jahren"), dichtete Karl Kraus:

„gern den gebührlichen
Dank will bewahren
jenen figürlichen
achtziger Jahren."

Aber er bewahrte ihnen nicht nur den gebührlichen Dank, sondern auch die Denkweise, er forderte sie von anderen, ohne merken zu wollen, daß sie nicht mehr passen konnte, weil ein ganz anderes Zeitalter, das des Monopolkapitalismus und des Imperialismus, angebrochen und damit ein Umsturz aller Verhältnisse eingetreten war.

Die innere Kolonisation der Staaten war vollendet, die Eisenbahnnetze bis in die entlegensten Dörfer an den Grenzen ausgebaut und die heimischen Absatzgebiete bis zum letzten gesättigt, aus Fabrikanten wurden Aktiengesellschaften, aus Aktiengesellschaften wurden Trusts, aus Bankiers wurden Großbanken, die die Trusts eigneten und die Felder enteigneten. Es wurde zuviel produziert, und man brauchte neue Märkte. Ozeanriesen – die ersten, hundert Jahre nach Erfindung des Dampfschiffs – wurden gebaut, man richtete sich in

der Nationalitätenpolitik nach Gesichtspunkten eines bevorstehenden Krieges, man modernisierte und popularisierte die Armee, man schuf nicht nur Dreadnoughts, sondern gründete auch Flottenvereine zwecks ideologischer Vorbereitung des Weltkriegs. Kriegsreden, Konflikte, Annexionen, Zollkriege, Wirtschaftsrepressalien, Flottendemonstrationen waren von patriotischer Stimmungsmache begleitet. Andererseits unterstützten auswärtige Großmächte die Irredenta der innerhalb Österreichs lebenden nationalen Minoritäten. Die Gewerbetreibenden, vom Aufstieg der Großbetriebe und der Warenhäuser in ihrer Existenz bedroht, schlossen sich oppositionell zusammen und errangen, obwohl der Kaiser die Bestätigung der Wahl verweigerte, die Macht im Wiener Gemeinderat. Die internationalen Sozialdemokraten brachten hunderttausend Demonstranten auf die Straße. Die Großdeutschen in den Alpenländern und auf den Universitäten demonstrierten unter schwarzrotgoldenen Fahnen für den Anschluß an Deutschland.

Es war nur der Liberalismus, der eine staatserhaltende, eine zentralistische und eine im Vergleich zu den anderen Parteien (mit Ausnahme der Sozialdemokraten) progressive Position aufrecht hielt – die schwächste Position im Spiel der Kräfte.

Just kalendarisch genau traf diese Änderung der Verhältnisse mit der Zeit zusammen, in welcher der junge Karl Kraus seine publizistische Aktion gegen den Liberalismus und dessen Hauptorgan begann.

Der erste Antrieb war private Rache. Er hatte selbst in die „Neue Freie Presse" wollen und sich als Student die Freundschaft des Sohnes von Moriz Benedikt erworben. Durch dessen Fürsprache durfte er Buchkritiken schreiben. Eine der ersten war schon gesetzt, als der Feuilletonredakteur Theodor Herzl sie herausstrich. Nachts erschien der ehrgeizige Autor in der Setzerei und schmuggelte sein Werk wieder ins Blatt. Daraufhin wurde er für immer der Redaktion verwiesen.

So fing er den Kampf an gegen eine sterbende Welt und für eine tote. Zunächst ging's nur gegen das Hauptorgan des Liberalismus, später gegen den Liberalismus selbst, aber niemals, sosehr er auch die Bundesgenossenschaft der anderen Lager

suchte, verließ Karl Kraus den Boden des Liberalismus; seine Angriffe bildeten im Grunde eine zwar gehässige, aber gutgemeinte Opposition, eine scharfe Art von Selbstkritik. Daß die wirklichen Feinde seiner Klasse ihm die Strategie abguckten und seine Waffen ihrem Arsenal einverleibten, störte ihn nicht, ja, es freute ihn aus Eitelkeit.

Charakteristischerweise war eines der beiden Pamphlete, mit dem er in die literarisch-politische Öffentlichkeit eintrat, gegen den Zionismus gerichtet, der von der „Neuen Freien Presse" besonders lange und besonders hartnäckig totgeschwiegen wurde, weil sich ein Anwachsen dieser neuen Bewegung nur aus den bisher liberalen Schichten rekrutieren konnte.

Vergebens wird man in den ersten dreißig Halbjahrsbänden der „Fackel" ein gutes Wort für die Sozialdemokratie finden. Deren Organ „Arbeiter-Zeitung" war sachlich und mutig, ihre Sprache genau das Gegenteil von jener, die Karl Kraus bekämpfte – Karl Kraus als konsequenter Liberaler konnte sie nicht loben. Wegen lächerlicher Vergehen gegen Presse-, Versammlungs-, Auflauf-Gesetze warf man Führer und Mitglieder der Sozialdemokratie ins Gefängnis, und die bürgerliche Presse stellte sie unisono als Verbrecher hin – Karl Kraus, als konsequenter Liberaler, konnte sie nicht verteidigen.

Von besonderem Chauvinismus war die deutsche Presse Österreichs gegen die Tschechen, und Karl Kraus stand ihr darin zur Seite, obwohl sich Professor Masaryk seiner Feder wiederholt bediente. So schrieb Karl Kraus, damit seine Polemik gegen die Prager deutsche Studenten-Lesehalle nicht etwa als antideutsch aufgefaßt werden könne: „. . . weil deutsch gesinnte Jünglinge in einem Lande, wo Haß und Heuchlertum – bei den Tschechen – gar manche Erfolge zu zeitigen vermochten . . ." Die beiden Gedankenstriche, zwischen die sich die feige Einschränkung duckte, hätten Karl Kraus zu einer glänzenden sprachphilosophischen Entlarvung genügt, wenn sie jemand andrer verübt hätte.

Nach 1917 bestand die Presse, die bislang die Handelspolitik ihrer Geldgeber verfochten hatte, ausschließlich aus der aktiven Bekämpfung der Klassenkämpfe, die sich in vielen Ländern entspannen. In Wiener Kaffeehäusern waren, wie jeder-

mann wußte, Börsen für Greuelnachrichten etabliert. Die gleichen Journalisten, die zu Beginn des Weltkriegs „serbische Greuel", „russische Greuel" und dergleichen am laufenden Farbband erzeugt und am Ende des Krieges diese ihre eigenen Lügen als „Propagandalügen" des alten Regimes enthüllt hatten, fabrizierten nun wiederum Greuel aus Sowjet-Rußland und Sowjet-Finnland, Räte-Bayern und Räte-Ungarn für die Tagespresse. „Lenin ißt Suppe aus Kinderfingern", „Großfürstinnen müssen nackt vor Trotzki tanzen" – das war noch das Glaubhafteste und Klügste, was den Zeitungslesern vorgesetzt wurde.

Karl Kraus, der große Enthüller der Presse-Lügen, fand hier nichts zu enthüllen. Karl Kraus fand auch kein Wort des Protestes, als die Leitartikler verlangten, daß ungarische Flüchtlinge an die Pogromhorden von Pronay, Horthy und Gömbös ausgeliefert werden sollten, er fand kein Wort der Verteidigung für verleumdete und eingekerkerte Revolutionäre, sondern verabreichte ihnen Seitenhiebe.

Damals gehörte er schon als Sympathisierender der Sozialdemokratie an, aber er war der alte geblieben, der Alt-Liberale, und nach wie vor rezitierte er Dramen und Operetten und lauste Moral- und Sprachfehler und überfiel die an ihnen Schuld Tragenden mit der gleichen Wucht wie ein Vierteljahrhundert vorher. So persönlich, so aggressiv diese Attacken waren, so häufig er objektiv klagbare Beleidigungen anwandte, so wenig zeugten sie von Mut. Wußte doch Karl Kraus allzugut, daß Tageszeitungen und ihre einzelnen Redaktionsmitglieder in eigener Sache nicht gegen eine Zeitschrift polemisieren können, die fast ausschließlich der eigenen Sache diente. Wußte doch Karl Kraus allzugut, daß die Beschimpften ihm nicht den Gefallen einer Gerichtsklage tun würden; die christlichsozialen und deutschnationalen, also zutiefst antisozialistischen Richter standen ja auf seiner Seite, sie hatten von der „Siebenten Großmacht" weder Angriff noch Reklame zu erwarten und leisteten es sich daher gerne, ihre „Unerschrockenheit" und „Unabhängigkeit" durch ein Urteil zugunsten des Pressefeindes Karl Kraus zu beweisen.

So wie Karl Kraus, dieser antiliberale, mutige Polemiker, we-

der antiliberal noch mutig war, so war er auch kein Polemiker. Er war es nur in dem Sinne, daß seine Schöpfungen die Form von Polemiken trugen, aber das, wogegen er polemisierte, war wehrlos, sterbend oder tot, und das, wofür er polemisierte, war von niemandem bestritten. Vorzugsschüler, der er bis zum Tode blieb, trat er für Goethe ein, für Shakespeare, für Schiller und für andere Klassiker, die schon in der Schule empfohlen werden, für Offenbach, dessen „Hoffmanns Erzählungen" nie vom Repertoire der Opernbühnen verschwunden waren und dessen Operetten als Ausstattungsstücke von Max Reinhardt ohnehin eine Renaissance erlebten, und schließlich für Zeitgenossen, die anerkannt, wenn nicht gar überschätzt waren. Selbst seine antikriegerische Haltung während des Krieges war nicht eindeutig. Zunächst stellte er sein Blatt ein, weil er glaubte, daß er unter Kriegszensur nicht werde polemisieren können. Später, als er sah, wie der Pazifismus selbst von Tageszeitungen, selbst in Gerichtsreden (wie in derjenigen Friedrich Adlers) unbehelligt verfochten und gedruckt werden konnte, verfocht er ihn grandios. Aber seine „Letzten Tage der Menschheit" erschienen nicht etwa zur gleichen Zeit mit Barbusses „Feuer", sondern erst nach dem Kriege.

Die Sozialdemokratie, der er seit Kriegsende in den Armen lag, verließ er aus unbezweifelbar echten ästhetischen und ethischen Gründen, gerade in der Epoche, in der die Christlichsozialen gegen sie den Kampf um die Macht entfesselten. Jetzt stellte er seinen Freunden von gestern die Bekenner des Kommunismus als leuchtendes Beispiel hin: „Die geistige Welt des Kommunismus – in einem kürzeren Moratorium, vor dessen Ablauf das Machtmittel den Zweck verzehren könnte –, sie organisiert sich doch aus dem Gedanken einer letzten Hoffnung, die die Verzweiflung bildet, und der Mut seiner Bekenner, der volle Einsatz auf einer Barrikade, die die Sozialdemokratie vor der Stirn hat, verbinden ihn wie mit dem Tode auch mit dem Leben."

Als aber der Kanzler Engelbert Dollfuß, durch Hitlers Erfolge ermutigt, im Wunsche, sich Mussolinis Gunst zu erwerben, in der eingestandenen Angst, die Christlichsozialen könnten ein paar Mandate an die Sozialdemokraten verlieren, im

Interesse einiger alpenländischer Großgrundbesitzer und im Verein mit Klerus, Soldateska und adeliger Jeunesse dorée die Arbeiterverbände und Gewerkschaften niederknüppelte, die Arbeiterhäuser Wiens mit Kanonen zusammenschoß, auf Standrechtsgalgen die besten Söhne des Landes aufknüpfte und die Gefängnisse mit Tausenden alter Gewerkschafter vollstopfte – da fand Karl Kraus, der kurz vorher für den vollen Einsatz auf der Barrikade solche begeisterte Worte gefunden hatte, dafür keine Worte des Abscheus. Im Gegenteil, des „äußersten Abscheus" wert erschienen ihm diesmal diejenigen, welche aus dem Dollfußschen Staatsstreich, in der Auflösung der Arbeiterparteien und ihrer Ausschaltung aus einer künftigen Verteidigungsfront gegen Nazi-Deutschland die bevorstehende widerstandslose Annexion Österreichs durch Hitler voraussagten.

Und in seiner letzten Verlumpung griff Karl Kraus zum antisemitischen Argument. Er nannte Namen von Erzbischöfen, die kraft dieses ihres Amtes außerhalb kritischer Diskussionen standen, und stellte sie sozialdemokratischen Führern gegenüber – nicht etwa einem Noske oder einem Zörgiebel, sondern er suchte sich jüdische Namen aus. Wie kreischte seine Zuhörerschaft vor Begeisterung, da sie vernahm, „die sozialpolitischen Dinge scheinen mir bei Faulhaber, Innitzer und Mercier in besserer Obhut zu sein als bei Hilferding, Bauer und Blum".

Ob alle seine Hörer und Hörerinnen von damals immer noch vor Begeisterung kreischten, als Erzbischof Innitzer den Hitler auf dem Boden Wiens wie den lang ersehnten Messias begrüßte, als Rudolf Hilferding, Otto Bauer und Léon Blum in Emigration, Tod und Kerker gingen? Karl Kraus starb vorher, 1936, sonst wäre er bei den Ausschreitungen, die in der Diözese Innitzers weit gräßlicher waren denn in Deutschland, als erster und am sadistischesten von den Pöbelhorden erschlagen worden, die er erzogen hatte.

Wann immer ein Neuer zu einem Jünger von Karl Kraus wurde, holte er die versäumte Lehrzeit nach, indem er eifrig die alten Hefte der „Fackel" durchlernte. Ich, der ich niemals zur Karl-Kraus-Kultusgemeinde zählte, brauchte nichts nachzuholen, denn ich hatte die Zeitschrift von der ersten Nummer an gelesen.

Es war mein Vater, der im Bürozimmer von „S. Kisch & Bruder" die „Fackel" las. Dabei war er bald von Bewunderung, bald von Empörung aufgeregt, wie ich, ein vierzehnjähriger Junge, diesen seinen Ausrufen entnahm: „Das nenn ich Mut" oder „So eine Frechheit!"

Auf meine Frage, was denn in dem Heft darinstehe, antwortete mein Vater, es sei gegen die „Neue Freie Presse" geschrieben. Auf meine Frage, warum denn Mut dazu gehöre oder warum es eine Frechheit sei, gegen die „Neue Freie Presse" zu schreiben, antwortete mein Vater sicherlich auch, aber ich weiß nicht mehr, was.

Nach ihm las *ich* das Heft, zwar nicht aufgeregt, nicht bewundernd und nicht empört, jedoch mit einigem Staunen. Bislang hatte ich das, was in den Zeitungen stand, für etwas mindestens ebenso Unwiderrufliches und Unabänderliches gehalten wie ein Schulzeugnis.

Eine ähnliche Zeitschrift, gegen Prüfungsnoten und Zeugnisse gerichtet, das wäre nicht schlecht. Freilich, der, der sie machte, würde aus der Schule ausgeschlossen werden. Aber der Herr, der diese Zeitschrift „Fackel" schrieb, konnte doch nicht aus der Schule ausgeschlossen werden! Worin also bestand sein „Mut", den ihm mein Vater zuerkannt? Mutig waren für mich die Helden der Karl-May-Romane, war für mich der Marquis Posa in Schillers „Don Carlos".

Auch nach dem Tod meines Vaters las ich die „Fackel", ich las sie mehr als drei Jahrzehnte lang. Wahrscheinlich war ich der einzige regelmäßige Leser, der sie aus wechselnden Gründen ständig ablehnte. Meine Lektüre dieses Antipresse-Organs hielt mich nicht davon ab, Journalist zu werden und meinen Beruf zu lieben einschließlich des Titels „Reporter", den Karl Kraus als das ärgste Schimpfwort verwendete.

Eigentlich gehörte ich in die Kategorie jener Journalisten, die Karl Kraus von seinen Beschimpfungen des Standes ausnehmen konnte und von denen er einige seines persönlichen Verkehrs würdigte. Schrieb ich doch (vielleicht dank meiner Lektüre der „Fackel") keine geschwollenen Stimmungsbilder, verwandte keine abgeschmackten Klischees und speichelleckte keine Persönlichkeiten, also auch die nicht, welche Zielscheibe

von Karl Kraus' Angriffen waren. Überdies verkehrte ich ständig mit einigen der Kraus-Verehrer.

Eines Tages kamen drei von ihnen, der spätere Herausgeber der „Literarischen Welt" in Berlin, Willy Haas, der Lyriker Franz Werfel und der Schauspieler Ernst Deutsch, mit strahlendem Gesicht zu mir. Sie waren eine Deputation, die mir eine glückliche Botschaft zu überbringen hatte: Der Meister habe eingewilligt, daß ich an seinen Tisch kommen könne.

Ich lehnte ab.

Diese eine Ablehnung waren zwei Fehdehandschuhe, einer an Karl Kraus, einer an seine Prager Jüngerschaft. Ungeachtet, daß die Empfänger einander nach kurzer Zeit die beiden Fehdehandschuhe selbst ins Gesicht warfen, blieb meine Feindschaft mit beiden Parteien ungetrübt bestehen.

Im „Prager Tagblatt" hatte ich die Vorträge von Karl Kraus nie besprechen dürfen, in der „Bohemia" erst recht nicht. Aber ich wollte ihm und seinen Jüngern mit aller Gewalt sagen, was ich von ihm denke. So griff ich ihn in Wochenblättern und Provinzzeitungen an. Karl Kraus, der jede Anspielung auf ihn, die in irgendeinem Winkelblättchen erschien, ausführlich abzudrucken pflegte, druckte nur meine erste Notiz und ließ in ihr das ihm Allzu-Unbequeme fort, ohne die Weglassung auch nur durch Punkte anzudeuten. Nach einem seiner Angriffe auf die Tschechen antwortete ich, Redaktionsmitglied eines sehr nationalen Blattes, in der noch nationaleren Wiener Monatsschrift „Deutsche Hochschule" (1913) mit einem unbändig aggressiven Essay, „Herr Karl Kraus". Ich ging so weit, die Leute zu loben, die Karl Kraus tätlich gezüchtigt hatten, und drohte ihm selbst solche tätliche Züchtigung an. Mein Artikel schloß mit dem Absatz: „Keine Zeitung hat durch die Tätigkeit des Herrn Kraus auch nur einen Deut von ihrem wirklichen oder scheinbaren Einfluß eingebüßt, und die Persönlichkeiten, deren Rockschößen er sich mit der Fackel genähert hat, sind nicht verbrannt. Und doch gibt es gegen jene Zeitungen Angriffsgründe und Angriffspunkte genug, und doch sind die angegriffenen Persönlichkeiten nichts anderes als arme Tinterln aus der Preßhefe des Volkes von Wien. Woher kommt diese Wirkungslosigkeit? Alle Angriffe des Herrn Kraus entspringen ge-

kränkter Eitelkeit, oder – wie Herr Kraus es selbst ungefähr nennt – er ‚wehrt sich bloß seiner Haut'. Die Publizistik ist aber nicht dazu da, ihr Urteil zu persönlichen Zwecken zu mißbrauchen. Auch dieser kleine Beitrag zu einer Monographie des Herrn Karl Kraus kann sich nicht dagegen schützen, von ihm als Reklame ausgenützt zu werden. Sollte er ihn aber abzudrucken wagen und wieder einige ihm nicht genehme Stellen streichen, ohne die Weglassung durch Punktierung anzuzeigen, dann müßte ihm so energisch auf die Finger geklopft werden, daß ihm die Fackel aus der Hand fällt."

Alle „Fackelianer" waren sicher, daß er mich klagen werde, rief er doch wegen hundertmal geringfügigerer Notizen die Gerichte an. Überraschenderweise antwortete er mit der Erklärung, er lehne es ab, Gerichtsklage zu erheben gegen signierte Zeitungsartikel, deren Urheber wohl wissen, „daß ich nur gegen den Vorwurf des Meuchelmordes die Justiz geschworener Lohnfuhrwerksbesitzer anrufen könnte". Und so erteilte er mir einen Freibrief: „Der Beleidigung durch die Presse lasse ich, der die Presse wahrlich besser beleidigt, freien Lauf, und jeder junge Schmock darf sich auch künftighin an mir die Sporen verdienen."

Das freie Geleit zum freien Lauf bezog sich allerdings nur auf Zeitungsartikel, auf Beleidigung durch die Presse. Wie aber, wenn sie in einem Buch erhoben wird? Die Frage trat bald aufs Tapet. In der Karl-Kraus-Gemeinde verbreitete sich die Nachricht, ich beschimpfe ihn in meinem Buch „Abenteuer in Prag", das der Wiener Verlag Eduard Strache herausbringen wolle. Große strategische Pläne fieberhafter Tätigkeit, um das Erscheinen zu unterbinden. Zuerst aber mußte man wissen, welchen Angriff das Buch enthalte. Apostel von Karl Kraus unternahmen die kompliziertesten Versuche, aus der Druckerei die Bürstenabzüge zu erlangen. Einer wurde beordert, die Bekanntschaft eines Büromädchens des Strache-Verlags zu machen und ihr das Manuskript herauszulocken. Es gelang ihm nicht so leicht, er verlobte sich mit der jungen Dame, heiratete sie später und hat vier Kinder mit ihr, von denen das erste zu Ehren von Karl Kraus auf den Namen „Karl" getauft wurde, aber das dritte „Egon Erwin" heißt.

Als der Text mit großen Kosten erlangt war – Sieg! Sieg! –, zerbrachen sich die Kronjuristen von Karl Kraus den Kopf darüber, ob die von mir gebrauchte Wendung „der alte Schmock" unzweifelhaft eine objektive Beleidigung, auch dann eine unzweifelhaft objektive Beleidigung darstelle, wenn sie als Antwort auf die unzweifelhaft objektive Beleidigung „der junge Schmock" verwendet werde.

Zu welchem Resultat das Gutachten, zu welchen Beschlüssen das Karl Kraussche Juristenkollegium kam, weiß ich nicht. Jedenfalls war das, was erschien, mein Buch, und das, was dagegen nicht erschien, war ein Angriff von Karl Kraus oder eine Klage.

Der für ihn peinlichste Satz meines Buches war allerdings nicht klagbar, weil er einen seiner schäbigsten Tricks enthüllte. Diesem Trick lag die Tatsache zugrunde, daß in Prag eine Straßenfigur namens Eduard Kisch ihr bemitleidenswertes Leben durch die Werbung von Todesanzeigen bestritt. Der arme Alte war trotz seines Namens mit mir weder verwandt noch verschwägert, und wäre er es gewesen, hätte das die Roheit nicht vermindert, mit der er angegriffen und lächerlich gemacht wurde, um mich zu treffen. Karl Kraus dichtete nämlich eine Groteske, in der er den „Prager Journalisten E. Kisch" am Bette eines Sterbenden erscheinen und keifend und mauschelnd die Aufgabe einer Todesanzeige verlangen läßt.

Als ich kurz darauf einen der Gläubigen von Karl Kraus fragte, ob er solche Methoden für erlaubt halte, erhielt ich die Antwort: „Mir steht kein Urteil darüber zu, ob Karl Kraus diesen Weg wählen mußte, aber da er es nun einmal tat, sind Sie erledigt."

Auf ähnliche Weise hat mich Karl Kraus noch wiederholt erledigt. Während der Wiener Revolution von 1918 wurde unter anderem das Gebäude der „Neuen Freien Presse" besetzt. Ein damals kolportierter Witz behauptete, ich hätte bei dieser Gelegenheit den diensthabenden Redakteur, meinen Bruder Dr. Paul Kisch, mit aufgehobenem Revolver zum Verlassen der Redaktion aufgefordert, worauf der Bedrohte antwortete: „Ich weiche der Gewalt, aber ich sag's der Mutter."

Dieser Witz war nicht von Karl Kraus, von Karl Kraus war

ein anderer: Jene, die die „Neue Freie Presse“ besetzten, taten es, weil sie auf andere Weise nicht hineinkommen konnten.

Zeit seines Lebens hatte Karl Kraus den Fluch Gottes auf die „Neue Freie Presse“ herabgefleht, hatte ersehnt, daß ihr Haus für ewig dem Erdboden gleichgemacht werde, hatte jedem ihrer Journalisten die Füsilierung gewünscht, zu der der dänische Religionsphilosoph Sören Kierkegaard alle Journalisten verurteilt hatte – im Augenblick aber, da jemand die „Neue Freie Presse“ anzutasten wagte, traktierte ihn Karl Kraus als Tempelschänder aus Ehrgeiz.

In Wirklichkeit bestand die Gruppe, die in den ersten Tagen des Umsturzes das Militärkommando und andere Zentren des alten Regimes besetzte, aus jungen Soldaten, Arbeitern und Intellektuellen aus der Schule des wissenschaftlichen Sozialismus und des ersten Weltkriegs. Alle waren gegen die Kriegstreiber erbittert, und keiner hatte wohl jemals eine Anstellung bei dem verbohrtesten Organ jener Clique erstrebt. Sie standen vor ganz anderen Zielen. [Die junge Nationalökonomin, die die Besetzung des „Presse“-Hauses leitete, führte drei, vier Jahre später im Deutschen Reichstag eine Fraktion von dreißig Abgeordneten, andere wurden Organisatoren im Internationalen Arbeitsamt in Genf oder] starben als Gewerkschaftler, Genossenschaftler und Antifaschisten auf Hitlers Schafott, und Karl Kraus, dieses petrifizierte Achtzigerjahr, konnte sich nichts anderes vorstellen, als daß sie von seinem eigenen Jugendideal beseelt gewesen seien, Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ zu werden!

Was mich anbelangt, so war ich seit jener Überschwemmung im erzherzoglichen Schloß von Konopischt wiederholt von Moriz Benedikt zur Abfassung von Artikeln eingeladen worden, hatte aber niemals einen geschrieben, auch zur Zeit, da ich noch in Zeitungen mitarbeitete.

Aber das ging weit über Karl Krausens Fassungskraft. Als ich nach dem Krieg eine Zeitlang in Mecklenburg lebte, bekam ich einen Brief von Theodor Wolff, Chefredakteur des „Berliner Tageblatt“. Von seinem Feuilletonredakteur Fred Hildenbrandt sei ein Buch erschienen, und er möchte es nicht von jemand besprechen lassen, der im „Berliner Tageblatt“ mitarbeite

oder sonstwie von dessen Gunst abhängig sei. Ich aber sei der einzige, der leider mit Beharrlichkeit jede Mitarbeit ablehne und ihm bei jeder Gelegenheit meine Mißbilligung über seine Zeitung ausspreche. Vor allem legitimiere mich, daß ich einer der wenigen in Literatur und Journalistik sei, der mit Fred Hildenbrandt nicht befreundet sei. „Würden Sie mir, lieber, lieber Freund, den Gefallen tun, sein Buch für uns zu rezensieren?" Ich tat ihm den Gefallen und betonte in meinem Referat, daß ich den Autor des Buches weder kenne noch kennenzulernen wünsche.

Karl Kraus, der damals seine Jagdgründe nach Berlin verlegt hatte, witterte hier die Verschleierung einer Korruption und dichtete ein wahres Drama darüber, wie Herr Hildenbrandt mit den Worten: „Ich kenne Sie nicht, Herr Kisch, und wünsche Sie auch nicht kennenzulernen", ein Referat über sich bei mir bestellt, der ich es ihm mit den Worten überbringe: „Ich kenne Sie nicht, Herr Hildenbrandt, und wünsche Sie auch nicht kennenzulernen." Das war sein letzter Angriff gegen mich.

Jahre vergingen, und es geschah, daß einige meiner Freunde mit Karl Kraus in Verkehr traten und soviel über mich sprachen, daß auch er über mich überraschend positive Äußerungen machte, hinzufügend, wie schade es sei, daß wir nicht miteinander zusammenkämen. Ich lehnte ab, wie ich es in meiner Jugend getan, und fand meine Haltung gerechtfertigt, als er in das Lager des österreichischen Klerikofaschismus einschwenkte.

So habe ich den bedeutenden und verhängnisvollen Mann nie gesprochen, den ich hier vorstellen wollte. Ich würde mich freuen, wenn einer seiner Jünger darin den Anlaß fände, ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als ich es vermag.

MEXIKO

DIE RUINEN DER MAYAS

Chichen-Itzá (Yucatán), 20. Januar 1945

§ 1

Im Besitz aller meiner geistigen Kräfte und aus freiem Willen erkläre ich hiermit meinen vollständigen Bankrott als Schriftsteller und Reporter. Ich verbiete deshalb, daß nach meinem Tode Neudrucke meiner Publikationen veranstaltet werden, und wünsche, daß meine Manuskripte verbrannt werden.

§ 2

Der Aufsatz, welcher dieser meiner letztwilligen Verfügung angeschlossen ist, dient zu nichts weiter, als meine im vorigen Paragraphen ausgesprochene Verfügung zu begründen. Falls dieser Artikel veröffentlicht werden müßte, wünsche ich, der ich mich zeitlebens gegen Illustrationen in meinen Büchern gewehrt habe, daß ihm Photos aus Chichen-Itzá und Uxmal beigesetzt werden.

§ 3

Gegenüber jenen, welche anführen werden, daß ich ja zu der Darstellung eines Objekts, die meine publizistischen Fähigkeiten übersteige, keineswegs verpflichtet war, ist zu erwidern: In der Tat beabsichtigte ich einen Augenblick lang, die Beschreibung der Palastanlagen Yucatáns zu unterlassen. Aber in diesem Falle hätte ich kein Buch über Mexiko schreiben dürfen, denn diese Gebäude gehören nicht nur zu den Kleinodien von Mexiko, sondern zu denen der ganzen Menschheit. Und ebenso wie es eine Unterschlagung wäre, nichts über sie auszusagen, so ist es ein Beweis meiner Unfähigkeit, meines eben angemeldeten Bankrotts, daß ich es nicht vermag.

§ 4

Gegenüber einem allfälligen Einwurf der Advokaten, daß mein Versagen vermieden werden konnte, wenn ich aus Büchern über dieses Thema einige bemerkenswürdige Tatsachen geschöpft und neu zusammengefügt hätte, muß ich erwidern: Ich habe schon, bevor ich meine Reise hierher machte und mehr noch hinterher, alle Literatur über die Mayas durchstudiert. Ich las die Memoiren der ersten Ausgräber, wie Bischof Diego Londa, John L. Stephens, Le Plongeon, J. F. M. Waldeck, Teobert Maler, Desiré Charnier, Brasseur de Bourbourg, Herbert Spinden, Edward H. Thompson, Frans Blom, Publikationen des Peabody-Museums und der Carnegie Institution, archäologische, religionshistorische und kunsthistorische Werke und schließlich die Reisebeschreibungen [zu Sylvanus Morley] meiner Kollegen von der Laienfakultät. Die Tatsache, daß sie, insbesondere die letztgenannten, kaum etwas Wesentliches enthielten, gaben mir den Mut, nach Yucatán zu reisen und etwas Wichtigeres zu bezeugen als sie. Aber schon bei meinem ersten Besuch in den Städten der Wildnis mußte ich erkennen, daß ich noch weniger zu entdecken und zu berichten haben werde als die armseligsten der Besucher vor mir.

§ 5

Die advokatorischen Anfechter meiner letztwilligen Verfügung werden wahrscheinlich nicht einmal davor zurückschrekken, die Beweiskräftigkeit meines Beweisstückes dadurch zu entkräften, daß sie es, das heißt meinen Artikel, als ein Stück guter Literatur hinzustellen versuchen werden. Ich bitte meine Erben, auf diesen faulen Zauber nicht hereinzufallen. Bevor ich angekündigten Artikel zu schreiben beginne, weiß ich bereits, daß er in keiner Weise dem Modell entsprechen, auch nur den leisesten Schimmer seiner Größe und Eigenartigkeit widerspiegeln wird. Ich gestehe zu, daß die Schwierigkeiten unermeßlich sind – heißt es doch, eine Kultur, die derjenigen der Hellenen auch kaum nahesteht, aber gänzlich unbekannt ist, vermittels der Beschreibung einer Örtlichkeit darzustellen. Gut, das ist schwer. Jedoch wozu ist ein Darsteller da, wenn er

nicht darzustellen vermag? Wie erbärmlich ist es, wenn er sich durch das Knipsen einer Kinderkamera aus dem Feld schlagen lassen muß.

RICHTIGE VOLKSKUNST

Jetzt, im Kriege, wird aus USA nach Mexiko weit weniger ausgeführt, als aus Mexiko nach USA eingeführt wird. Das gilt für Industrieprodukte wie für Rohmaterial, und es gilt auch für handwerkliche Erzeugnisse Mexikos. Für die waren die Vereinigten Staaten schon immer ein großer Käufer, aber ein so großer wie im Kriege waren sie noch nie. Alle Frauen, die eintrafen (den Männern ist im Kriege die Grenzüberschreitung nicht so leicht gemacht), kauften Silberwaren en gros, sie fuhren nach Taxco und bestellten von den Silberschmieden en bloc die in Erzeugung begriffenen Schmuckstücke und die zukünftigen, sie erstanden die Ladenbestände und Schaufenster der teuersten Kunstgewerbeläden zu Detailpreisen, sie gingen auf den Märkten von Stand zu Stand und kauften alles leer. So lange, bis die Einfuhr nach Nordamerika eingeschränkt wurde.

Für viele edle Produkte der mexikanischen Volkskunst gibt es Spezialgeschäfte in San Francisco, Los Angeles und anderen nordamerikanischen Städten. Vor allem für Serapes. Serapes sind dickwollene hausgewebte Schals, die mit weitem Schwung um den Körper geschlagen werden. Wie auch der Körper sei, ausgemergelt oder aussätzig, in der Toga strahlt er Hoheit aus. Der Serape ist oft der Mantel, das Cape, der Rock und ist oft das einzige Kleidungsstück einschließlich der Wäsche. Manchmal ist er der Arm, mit dem der Träger die Geliebte umschlingt. Manchmal ist er das Bett. Zuweilen ist er nicht nur Schal- und Brusttuch, zuweilen ist er auch Kopftuch und sehr oft auch Wiege, Windel oder Kinderwagen fürs Baby; dieses liegt entweder hinten auf dem Rücken der Mutter oder auf deren Brust, nur durch einen Knoten davor geschützt, dem Rebozo zu entfallen. Auch der Rebozo ist aus Wolle auf dem handbewegten Webstuhl gemacht, aber er kann auch aus Seide sein, aus so feiner, daß er sich durch einen Fingerring ziehen läßt und als Rebozo del anillo gezeigt wird. Manchmal sind seine

Farben vielfach wie die des Regenbogens und schreiender als sie. Manchmal hat er die Schlichtheit zweier aufeinander abgestimmter diskreter, vornehmer Farben. Manchmal ist er dort, wo er den Rücken des Trägers bedeckt, von einem großen Ornament oder einem figuralen Motiv geschmückt, doch ist das nicht der Serape des kleinen Mannes, nicht der des arbeitenden Alltags.

Die Frau des Serape ist der Rebozo. Er ist weniger als der Serape, denn während dieser ja den ganzen Körper seines Trägers bekleidet, umhüllt der Rebozo nur den Oberkörper seiner Trägerin. Er ist darum nicht schreiender als der Männerputz, zumeist ist sein Fond die natürliche Wollfarbe, und er ist hellbraun auf dunkelbraun oder dunkelbraun auf schwarz gewebt – zurückhaltend, wie Frauen um so mehr sein müssen, je auffallender sich die Männer gebärden.

Solche schöne Textilien von Jahrhunderte alter Art gehen nach Amerika, nicht um dort getragen zu werden und zu tragen, sondern sie schmücken die Wand, die Couch, den Tisch. Eine stattliche Zimmerwand kann auch mit einem Sombrero ausgefüllt werden, und man muß sagen, nicht geschmacklos, denn das Riesenrad aus Filz oder Plüsch ist von heller Einfarbigkeit und mit guter Lederarbeit verbrämt.

Steht die Wand, welcher vom Hausherrn der Hut aufgesetzt wird, in einem Bungalow und soll dieser Bungalow mexikanisch wirken, so gibt es genug Dinge, um der gegenüberliegenden Wand verliehen zu werden. Der mexikanische Sattel vor allem, ein Prachtstück aus pergamentüberzogenem Holz und goldigem Leder mit Steigbügeln, die nicht senkrechte Hufeisen sind wie bei uns, sondern ein Paar ziselierter Stiefel; und mit Sporen, so groß wie Mühlenräder, wenn auch nicht wie Sombreros. Dazu paßt trefflich die Wurfschlinge, von der jedermann in der Welt weiß, daß sie in Mexiko „Lasso" heißt. Auch in Mexiko weiß man das, und zwar weiß man das von den amerikanischen Käufern. Der Mexikaner spricht einfach von der „reata", dem Pferdestrick, oder den „bolas", den Kugeln, denn je eine solche ist am Ende des Stricks oder Riemens befestigt, der über den feindlichen Menschen oder das unbotmäßige Tier geschleudert wird. Auch Revolverfutterale und Pa-

tronengürtel aus Juchten und Dolche in Lederscheiden nehmen sich im mexikanischen Department des amerikanischen Bürgerhauses ausnehmend gut aus. Im Sattlerdorf Amozoc bei Puebla kann man sehen, wie diese Ware fast ohne Instrumente gemacht wird, die Straße Pino Suarez in der Stadt Mexiko besteht fast nur aus Läden mexikanischen Reiterzubehörs.

Es gibt auch Erzeugnisse des Kunstgewerbes, die im nördlichen Nachbarland den gleichen Zwecken dienen, zu denen sie in Mexiko gemacht und auf dem Markt feilgehalten werden. Ihr billiger Preis ist's, der mehr als ihre Schönheit den Absatz hervorruft. Da sind vor allem Körbe und Einkaufstaschen, geflochten aus Schilf, aus Sisalhanf und anderen Agavefasern, aus Stroh, Pferdehaar oder Bambus. Da sind Petates, die geflochtenen Matten, entweder viereckig und grünlich einfarbig oder kreisrund mit konzentrischen Kreisen aus der gesamten Farbenskala. Und da sind die „huaraches", geflochtenes Schuhwerk. Der Massenartikel unter ihnen sind die aus roh gegerbten ungefärbten Lederstreifen und aus Stücken alter Pneumatiks geschnittenen Sohlen. Diese Sandalen tragen die Peonen in Stadt und Land. Aber es gibt auch Damenschuhe, Phantasiestücke, und jede Provinz, die von alters her ihre bestimmte ewig gleiche Form von huaraches erzeugt hat, kreiert nun unter dem Einfluß der Touristik je eine andere Sorte Damenschuhe. Die gehen am Strand von Miami, Florida, Pasadena, sie sind exotischer und vor allem billiger als die Produktion der modernsten Schuhfabriken Amerikas mit ihren Automaten, obwohl deren jeder an hundert Arbeitsgänge in sich hat.

Noch anderes entsteht in der häuslichen Werkstatt der Indios, das auf dem Weg des Marktes nicht nur zu Landsleuten, sondern auch zu den Touristen geht, den Gringos. (Dieser Ausdruck für Nordamerikaner soll aus dem Texaskrieg stammen, in dem der Schlachtgesang der nordamerikanischen Truppen ein Lied mit dem indianisch klingenden Vers begann: „Green grows the grass".)

Wer mit der Bahn durch Querétaro oder Celaya fährt, sieht seinen Waggon von Frauen und Kindern umringt, die Schächtelchen oder Säckchen anbieten: Halb aus Neugierde, halb als

Almosen reicht er ihnen die paar Pence, die sie verlangen, und entdeckt, daß er ein wahres Füllhorn voll niedlichst geschnitztem Puppenmobiliar eingehandelt hat. Mit erwachsenen Möbelstücken, Bilderrahmen, Truhen, Dosen und dergleichen deckt er sich zumeist an seinem Weekend-Ausflug aus Mexiko City nach Cuernavaca ein, und sein Interesse an Kacheln mit alten mexikanischen Motiven wird in Puebla geweckt. Beim Besuch der Pyramide von Mitla oder eines Marktes an der Landenge von Tehuantepec raffen sich die scheuen Schönen des Landes auf, dem Fremden Stickereien und Spitzengewebe anzubieten, worunter Kopftücher wie Strahlenkränze sind, von denen sich die der biblischen Heiligen ein Stück abschneiden könnten, und obere Teile von Frauenblusen (Sattel), sozusagen ein materialisiertes Dekolleté.

In allerlei anderes vom Indio, das seiner Hand Werk ist, verliebt man sich nach und nach, wenn man in Mexiko lebt, in allerlei anderes, was noch nicht ganz den Dollargeschmack angenommen hat, vielleicht sogar noch etwas vom heidnischen Sinn behielt. Mancher Zweig des Kunstgewerbes ist ganz zugrunde gegangen, wie zum Beispiel der des Federmosaiks. Einst entnahm man dem grellen Gefieder der Papageien, der Kolibris und vielleicht sogar der heiligen Quetzal-Vögel die Federn und fügte sie zum Schmuck des Kriegerhauptes oder zu einem Opferbild für die Götter zusammen. Jetzt ist der Quetzal-Vogel ausgestorben oder nach Guatemala abgewandert, die Zunft der Federnjuweliere vergessen, und nur auf Weihnachtspostkarten kriegt man den schäbigen Rest der alten Kunst zu kaufen.

Puppen machte man aus Stroh und macht sie noch immer aus Stroh, ganz kleine und billige, und ganz große, lebensgroße Männer, Maulesel oder Pferde, die gleichfalls billig sind. Denn das Material wächst dem Erzeuger unentgeltlich zu, und er knüpft mit Kind und Kegel und phantastisch geschwind und phantastisch geschickt das Stroh zu der Skulptur. Wie logisch der vegetabile Stoff anthropologische oder zoologische Gestalt annimmt! Meist wird er zum schnauzbärtigen Reiter mit Gewehr und Patronengürtel – Emiliano Zapata, der Führer des Bauernkriegs, unvergessen und geliebt von jedem Indio. Der

Sammelbegriff für diese Plastiken aus Stroh lautet: Monos de Tula.

Ganze Ortschaften bei Celaya machen die Masken, die man bei den alten heidnischen Tänzen trägt und bei den Festen des christlichen Karnevals. Sie stellen unheimlich verzerrte surrealistische Fratzen dar, nicht existente Menschen und ebensolche Tiere; im Zeitalter der Stammeskriege trug man sie, um dem Feind Angst einzuflößen. In Europa klebten sich damals die Ritter schauerliche Bärte auf das Visier – zum gleichen Behufe. Jene Dörfer nächst Celaya beliefern auch den Karfreitag des ganzen Landes mit den erforderlichen Judassen. Ein Judas ist eine riesengroße Figur aus Pappkarton, die auf Straßen und Plätzen verbrannt wird, wobei ihr aus allen Gliedmaßen ein Höllenwerk von Raketen entfährt und zischend zerplatzt. Das Autodafé galt einst dem biblischen Neungroschenjungen, der seine Partei verriet, aber der Volksspaß sieht längst nicht mehr sein Porträt, sondern das von aktuellen Schurken, den Maiswucherern, den Politikastern und Konsorten, und deren papierenes Monument ist es, dessen Feuertod sie bejubeln. Oft sind diese Figuren so lustig gestaltet, daß man sie sich ins Zimmer hängt, soweit dieses hoch genug ist, sie zu fassen.

Aber Massenartikel des Exports sind in normalen Zeiten nicht einmal die Silberwaren und am allerwenigsten die Produkte liebevollen Handwerks. Es lohnt sich nicht, um ihretwillen einen Einkäufer aus New York nach Mexiko zu schicken.

Um die Stadt Oaxaca herum gibt es Töpferdörfer, in die der Einkäufer aus Gringoland niemals kommt, weil ihn die hier hergestellte Ware nicht interessiert. Sie interessiert ihn nicht, denn sie ist weder praktisch noch gefällig. Was soll etwa ein zivilisierter Mensch mit den Cantaros anfangen, die in dem unscheinbaren und hinter Kaktusstauden unsichtbaren Dorfe Coyotepec zur Entstehung gebracht werden. Die Cantaros sind zwar Gefäße, aber sie sind rund, vollständig kugelrund. Sogar die Erde ist oben und unten abgeplattet, damit sie im Notfall irgendwo aufgestellt werden kann – ein Notfall, der wahrlich nicht zu gewärtigen ist. Die Cantaros jedoch sind nicht abgeplattet, sie können in keinem Notfall aufgestellt werden, und kein amerikanischer Haushalt kann sie daher brauchen. Im me-

xikanischen Haushalt werden sie mit Schnaps Mezcal gefüllt und so aufgehängt, daß sie in Mundhöhe des Gastes oder des Hausherrn schweben. Außerdem daß dieses Kugelgefäß fürs Kitchen von USA wegen seiner Form ungeeignet ist, ist es das auch wegen seiner Farbe. Es ist eine bläulichschwarze Farbe, unglasiertes Eisengrau, eine Kanonenkugel aus dem Siebenjährigen Krieg.

Sieh mal an, wie das gemacht wird. Die Frauen von Coyotepec, unwahrscheinlich alte oder unwahrscheinlich junge, hokken auf dem Hof beisammen oder im Haus, das eine Fortsetzung des Hofs mit etwas Dach ist. Kein Handwerkszeug ist in ihrer Hand, keine Drehscheibe, nicht einmal eine solch primitive, wie sie die Phönizier hatten. Nur als Unterlage liegt ein Teller auf dem Schoß der Arbeitenden, ein Teller so grau, wie das Endprodukt sein wird und wie das Rohmaterial ist, das sich, ein Hügel feuchten Kots, hinter ihnen erhebt. Ein Griff, ein Klumpen. Ein Klumpen, ein Gefäß. Der Arbeitsprozeß dauert sechs Minuten, einschließlich des Henkels. Die Hände der Arbeiterin höhlen den Klumpen aus, während sie ihn auf der Unterlage drehen, bauchen ihn und klatschen ihn, und nach sechs Minuten ist er eine Hohlkugel nach allen Regeln der sphärischen Trigonometrie. Aber nicht nur das, auch ihr Kubikinhalt vermag jeder eichamtlichen Prüfung ruhig entgegenzusehen. Die kleine Kugel faßt anderthalb Medidas (1 medida = 5 Liter) und die große vier Medidas, keinen Tropfen mehr, keinen Tropfen weniger.

Wenn du die Schöpferin fragen wolltest, wie solche Genauigkeit zustande kommt, könnte sie dir antworten, wie der englische Schloßherr dem Parvenü antwortet, der wissen will, wie das Grün und das Ebenmaß des Rasens entsteht: „Sie müssen nur etwas Grassamen ausstreuen, den Platz pflegen, und nach fünfhundert Jahren haben Sie das gleiche Resultat."

Natürlich wird dir die Indianerin nicht mit solchem Dünkel antworten, im Gegenteil, sie versteht nicht, warum du das Werk anstaunst, das ihr seit fünfhundert Jahren selbstverständlich ist.

Die lackierten Servierbretter, die aus der Stadt Uruapan stammen, sind in der Tat nicht die, die er sucht, sondern die, die er sucht, stammen aus den Dörfern der Umgebung, speziell aus Paracho und Quiroga, und werden von dort aus direkt mit Umgehung der Stadt gehandelt.

Zweck und Material der Ware aus der Stadt Uruapan und der Waren aus ihrer Umgebung sind einander gleich, es sind Servierbretter, runde und ovale („Charolas“ und „Batéas“), das Holz stammt aus den harztriefenden terpentinhaltigen Waldungen der Gegend, die jetzt von Rauch und der Lava des Vulkans erfüllt sind, und der Lack, schwarz, glänzend und unzerstörbar, wird von gewissen wilden Bienen und Wespen und einer Blattlaus namens Aje in ausreichenden Quantitäten geliefert. Mit diesem Insektenprodukt, das in Leinöl und animalischen Flüssigkeiten aufgelöst ist, wird das zu einer Schüssel gedrehte Holz lackiert. Auf den schwarzen Fond malt man die typischen Zeichnungen, seit den Tagen der guten Missionare Fray Juan de San Miguel und P. Vasco de Quiroga die gleichen – sofern sie nicht durch den Geschmack der Käufer gründlich pervertiert sind. Das auf den Lack gemalte Dessin wird nun mit einem Messer hinausgeschnitten, und auf diesen Ausschnitten verreibt der Arbeiter die Farben mit dem Daumen, und ewig wie der schwarze Grund bleibt das ihm tief eingefügte Bunt.

[Diese Schüsseln aus Lackemail mit ihren Blumen und Ornamenten sind edel, schön, weshalb die Käufer aus dem Norden und der für sie bemühte Einkäufer keinen Sinn dafür haben.] Um so weniger, als man eine ähnliche Ware doch weit billiger und weit greller beziehen kann. Das wird in Quiroga besorgt und in Paracho, einem Ort, der dafür prädestiniert war, weil er schon früher mit Holzarbeiten befaßt war, nämlich mit Bau von Geigen und Gitarren.

[Dort macht man die schönen Schüsseln von Uruapan in häßlicher und billiger Ausführung. Der Lack wird dort nicht ausgeschnitten, wo das gemalte Sujet draufkommt, sondern das Sujet wird einfach dem Lack aufgesetzt. Welch ein Sujet, hellblaue und knallrote Klatschrosen und Figuren, als wäre der Pinsel Diego de Riveras motorisiert und arbeite Tag und

Nacht. Bei solcher Arbeitsweise wäre es geradezu Verschwendung, nur Servierbretter zu erzeugen und zu bemalen, deren Gebrauch immerhin beschränkt ist. So kriegst du jede Art von hölzerner Ware mit der gleichen Beblümung: Möbel, Schöpflöffel und Kakaoquirl, Salzfässer, Bücherbretter, Spielzeug, Spazierstöcke, Stopfeier, Leuchter und was nicht noch.]

Nicht mit Klatschrosen und Diego-de-Riveraschen Motiven bekleckst sind Kreisel, Schachfiguren und ähnliche Dinge, die eben für Bemalung zu klein sind. Aus religiösen Gründen wehren sich Rosenkränze und Kruzifixe und die Statuetten von Heiligen und Märtyrern gegen profanen Schmuck. Herrgötter wurden hier schon zur Zeit modelliert, da die Missionare das Land noch nicht betreten hatten, jetzt sind es ausschließlich christliche Heilige, die aus den Händen der Herrgottschnitzer dieses Oberammergaus unter dem Vulkan hervorgehen.

LÄUSE AUF DEM MARKT

Auch gegen Läuse verkauft man Waffen, Yerbas piojeras aller Art. Wahrlich, auf dem Markt der präcortezianischen Ära spielten die Läuse ein ganz anderes Rollenfach! Sie spielten es sogar im Schloß des verstorbenen Königs Axayacatl, das sein Sohn Montezuma dem weißen Heiland Cortez und seinen reisigen Aposteln eingeräumt hat. Diese Gastfreundschaft hindert die Gäste nicht, gierig und zu nächtlicher Stunde verschlossene Türen zu öffnen, durch abgelegene Korridore zu schleichen und über Seitentreppen zu tappen. Sie spüren nach Schätzen. Und wirklich findet der Capitán Alonzo de Ojada in einem dreifach versperrten Raum einen metallenen Kasten und darin einen verschlossenen Sack. Wie berge ich den Schatz so, daß meine Kameraden nicht einen Anteil abverlangen und daß ich nicht dem spanischen Hof einen Pflichtteil abliefern muß? Während Capitán Alonzo de Ojada den Sack öffnet, glaubt er, nun werde er Goldkörner und Edelsteine, lebenslänglichen Reichtum greifen, aber ... Aber das, was er da faßt – ist es vielleicht sein eigenes Zittern, das ihm solchen Wahnsinn vorspiegelt? –, bewegt sich zwischen seinen Fin-

gern. Fassungslos, verständnislos schleicht er davon, ein Warenmuster den beiden einzigen Menschen zu zeigen, die zwischen der spanischen und indianischen Welt dolmetschen können und von denen er annimmt, sie könnten ihm das kribbelnde Geheimnis lösen.

Der eine von beiden ist ein Weißer, ein Priester mit niederen Weihen, der von einem wilden Waldstamm in Yucatán gefangengenommen und dem Schicksal entgangen war, gefressen zu werden. Der Kazike wollte ihn zwingen, ein Weib des Stammes zu heiraten, aber der Fremde weigerte sich mit Hinweis auf sein Keuschheitsgelübde. Er trotzte allen sexuellen Versuchungen, welche ihm der Kazike auf die Bude schickte und welche späterhin von den Missionären mit auffallend liebevoller Akribie beschrieben werden. Durch solche Keuschheit erwies er sich würdig, des Kaziken Haremswächter zu werden, bleibt es acht Jahre lang und genießt so viel Freiheit, daß er Anfang März 1519, als die Nachricht von der Landung weißer Menschen bei Kozumel bis in den Harem dringt, sich von dannen macht und durch den Urwald bis zum Meeresufer läuft. Aber die Flottille des Cortez hat eben Anker gelichtet, schwimmt schon auf offener See. Weinend und betend sinkt der Flüchtling auf die Knie. Was nun? Zurückkehren, um mit Pfeffer und Bohnen zu einem Braten zubereitet zu werden? Oder um im Urwald von Jaguaren und Kojoten ungebraten gefressen zu werden? Er weint. Nie wieder wird er Menschen weißer Farbe sehen, nie zurückkehren in seine Heimat. Da . . ., er traut seinen Augen nicht . . . Taucht nicht das Geschwader am Horizont auf, hinter dem es vor Stunden verschwand? In der Tat, ein Leck in einer der Karavellen hat die Flottille veranlaßt, zurückzukehren und den Hafen wieder anzulaufen, um die Havarie zu beseitigen. Froh nimmt Cortez den Mann auf, der so lange in dem unentdeckten Land gelebt hat, das Idiom der Eingeborenen beherrscht. Daß dieses Idiom nur die Mayasprache ist und daß man in dem Reich, wo bald gelandet werden wird, ein anderes Idiom, Aztekisch, spricht, ahnen weder Cortez noch der neue Mann. Der neue Mann heißt Jeronimo de Aguilar.

Der Name der anderen Person, der Capitán Alonzo de

Ojada fragend seinen Raub zeigt, lautet Malinche. Malinche agiert als weibliche Hauptfigur in dem Epos „Die Eroberung der Neuen Welt", sie konnte auch Gerhart Hauptmann nicht entgehen. Als Kind war sie aus dem Aztekenland nach dem Mayaland verkauft worden, und unter den Mädchen, die später der Stamm der Tabascos den christlichen Gottesstreitern als Tribut schenkten, war auch sie. Sie spricht Maya und Aztekisch, Cortez braucht also dem Jeronimo de Aguilar seine Worte nur spanisch zu sagen, der gibt sie in Maya an Malinche weiter, und Malinche übersetzt sie ihren Landsleuten ins Aztekische. Später lernt sie übrigens auch Spanisch und bleibt – wenn auch zu ihren Funktionen einer Sklavin und Herrin von Cortez nun die einer Mutter seines Sohnes Martin tritt – immer die Dolmetscherin der Invasionsarmee.

Zu Aguilar und Malinche also, diesen beiden Kennern Mexikos, kommt der Kapitän Alonzo de Ojada gelaufen. Sie sagen ihm, was er sich ohnedies sagte: Seine Beute bestehe aus Läusen. Wütend greift er nach seinem Degen, will hinausstürzen, sich an den Heiden blutig dafür rächen, daß sie auf solche Weise die Habgier der Christen verspotten. Sachte, sachte, Don Alonzo! Es handelt sich nicht um Hohn, wenigstens nicht um beabsichtigten. Im Aztekenland hat jedermann Steuer zu entrichten an den Königshof. Und wer mit nichts anderem bezahlen kann, zahlt mit dem Ungeziefer seines Haars, sich durch diese Art der Kopfsteuer als Lausekerl bekennend.

Auch auf dem Markt muß man zu jener Zeit für die lebenswichtigen Waren diese Währung annehmen, und zwar ist das hier kein rein symbolischer Akt, sondern der Staat löst dem Händler die Läuse ein.

Auf die Geschichte vom Kapitän Alonzo de Ojada und von den lausigen Zahlungsbedingungen am Markt berufen sich die Apologeten der Kolonialherrschaft und der Kolonialwirtschaft. Sie können nicht leugnen, daß die Weißen den Roten viele Laster und Plagen gebracht haben, aber an Hand der Läuse glauben sie zu beweisen, daß wenigstens eine einzige Heimsuchung nicht ein Importartikel aus Europa gewesen sei, nämlich der Typhus. Sie deduzieren: Läuse sind die Träger der Typhusbazillen; das Vorhandensein von Läusen in Mexiko ist schon

vor der Eroberung nachgewiesen; ergo bedurfte der Typhus nicht der Weißen, um in Mexiko einzutreffen.

Nur schade, daß der Typhus dennoch auf den Schiffen der Weißen eintraf. So prompt allerdings kam er nicht wie die Blattern. Die Konquista war erst im Werden, als aus Kuba der Kapitän Pamfilo de Narváez eintraf, um Cortez in den Rücken zu fallen und dafür zu strafen, daß dieser die Eroberung Mexikos auf eigene Rechnung und Gefahr durchführte. Unter der Schiffsbesatzung des Pamfilo de Narváez war ein Pockenkranker. Es sei ein Neger gewesen, erklären die Chroniken der Missionäre, damit es kein Weißer gewesen sei. (Von jeder Feuersbrunst im Petroleumgebiet bei Tampico wird behauptet, sie sei von einem chinesischen Koch verursacht worden.) Der Kranke steckte andere an, die Epidemie griff auf alle Ortschaften Neu-Spaniens über, und nach zeitgenössischen Berichten soll die Hälfte der Bevölkerung Neu-Spaniens hinweggerafft worden sein.

Im Jahre 1545 grassiert eine zweite Epidemie, ebenso verheerend wie die erste. Diesmal sind es keine Blattern, sie ist gekennzeichnet durch Fieber, blutigen Stuhlgang und andere Typhussymptome. Hundertfünfzigtausend Indianer erliegen in Tlaxcala, hunderttausend in der heiligen Stadt Cholula, andere Städte sterben ganz aus. Die Eingeborenen nennen die Krankheit „tabardillo“, die Spanier diagnostizieren sie als „tifa“.

Von da an hört der Typhus nicht auf. Vor der Konquista gab es ihn nicht. Die Hieroglyphen hatten jedes Erdbeben, jede Hungersnot, jeden Vulkanausbruch, jede Heuschreckenplage verzeichnet, aber auf keinem Kodex ist von einer Epidemie mit Typhussymptomen die Rede.

Bemerkenswerterweise liegen die Herde der ersten Epidemie in Ostmexiko, dort, wo sich das Aufmarschgebiet und das erste Einflußgebiet der spanischen Invasoren erstreckt. Aber noch bemerkenswertererweise stammen auch die wichtigsten medizinischen Gegenmittel, sogar solche, die sich in Europa eingebürgert haben, aus diesem Landesteil. Und Mexiko schenkt sie Europa, das ihnen die zugehörigen Krankheiten geschickt.

HUMBOLDT VOR MEXIKO

Entwurf zu einem Vortrag Humboldt, Mexiko und die Rassenfrage

Alexander von Humboldt kannten wir in unserer alten Heimat als einen großen Namen, und in Mexiko begegnen wir ihm auf Schritt und Tritt. Aber selbst wir, durch die alte und die neue Heimat mit ihm verknüpft, wissen wenig von seinem Leben und seinem Werk. Das ist nicht ganz unsere Schuld, das ist aber noch weit weniger Humboldts Schuld. Es ergeht ihm etwa wie Voltaire, der vom Olymp herab mit Genugtuung feststellen kann, daß sein Name noch im alten Glanz erstrahlt und der seiner mächtigen Gegner vergessen ist, aber mit dem voltairisch-bitteren Lächeln, mit einem Lächeln der Enttäuschung muß er dieser befriedigenden Erkenntnis hinzufügen, daß sein Werk nicht mehr gelesen wird, höchstens als Kuriosum, höchstens aus kulturhistorischen Gründen.

Wenn Humboldt aus dem Jenseits auf uns herunterschaut, so wird er zwar die gleiche Erkenntnis von der Vergessenheit seines Werkes machen, aber er wird davon nicht überrascht sein. Die Wissenschaft ist im Fluß, das wußte der Kenner Hegels zu genau, und er wußte ebensogut, daß, je mehr Angaben und Berechnungen er machte, er desto mehr Anlaß zur Richtigstellung gebe und desto mehr dazu beitrage, daß seine Arbeit veralten müsse. Während rein literarische Geistesprodukte, so sagt er in der Einleitung zum „Kosmos", in den ewig währenden Gefühlen ewig verankert bleiben, nimmt all das, was mit Ergründung von Naturerscheinungen und physischen Gesetzen zusammenhängt, in wenigen Jahrzehnten bei zunehmender Erweiterung des Horizonts eine andere Gestaltung an, und veraltete wissenschaftliche Schriften werden der Vergessenheit übergeben. „Aber", ruft Humboldt aus, „wer von einer echten Liebe zum Studium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch nichts entmutigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert. Ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderungen das Beharrliche aufzuspü-

ren, wird daher auch in späteren Zeiten nicht ganz unbeachtet bleiben."

Nein, Humboldt fürchtete die Richtigstellung seiner, wie er sagte, „bedeutenden Irrtümer" nicht, er ersehnte sie sogar, er wünschte besonders, daß diejenigen seines Mexiko-Buches aufgedeckt werden, „wenn mein Werk, wie ich hoffe, die Bewohner von Neuspanien anreizt, den Zustand ihres Vaterlands gründlicher zu untersuchen".

Bevor aber diese Richtigstellung unternommen wird, müssen wir von Humboldts Leben sprechen. Alexander von Humboldt ist 1769 geboren. Aber genau zehn Jahre vor ihm, 1759, wurde Schiller geboren, genau zwanzig Jahre vor ihm Goethe, genau im gleichen Jahr mit Humboldt Napoleon und genau zwanzig Jahre später die Menschenfreiheit aus den Trümmern der Bastille. Mit allen diesen Zeitgenossen hat Humboldt intensiv zu tun gehabt, und nicht mit allen war das Verhältnis ungetrübt.

Bevor ich aber die Zeit erreiche, in der er diesen und anderen Großen in Freundschaft oder Feindschaft gegenübertreten konnte, muß einiges über Humboldts Jugend gesagt werden. Sein Vater war der Major Alexander von Humboldt, Erbpächter des Schlößchens Tegel an der Havel, der – ähnlich wie Goethes Vater – erst mit 42 Jahren heiratete und dementsprechend nicht unbedacht heiratete. Seine Braut war die Witwe Hollwede, Tochter des Direktors der ostfriesischen Kammer Johann von Colomb. Sie war reich, und ihr Reichtum ermöglichte ihren beiden Söhnen (dem jüngeren fast ein Jahrhundert lang), ohne materiellen Kampf ihr Talent durchzusetzen und gleichberechtigt mit den einflußreichsten Kreisen zum Nutzen ihres Werkes verkehren zu können. Das Leben Humboldts ist unter anderem dadurch charakterisiert, daß seine reichen Geldmittel ihm Weltreisen gestatteten; er konnte seine Forschungen in Foliobänden auf seine eigenen Kosten drucken lassen, hunderttausend Taler für sie opfern.

Der Ehe des Majors Humboldt entsprossen zwei Söhne: Wilhelm, der spätere Sprachphilosoph und Staatsmann, geboren 1767, und Alexander, dessen Geburtstag der 13. September 1769 ist. Die Erzieher der Knaben waren ausgewählte Pädago-

gen, darunter Christian Kunth, dessen freiheitliche Ansichten auf die Knaben bleibenden Eindruck machten. Aber wie dachte Kunth selbst über seinen Einfluß auf die beiden Zöglinge? Henriette Herz erzählt darüber eine Anekdote. Es war bei einer der Vorlesungen Humboldts in der Berliner Singakademie im Jahre 1829, die er nicht für Gelehrte und Adel, sondern für das Volk hielt und mit denen die Ära der Volksbildung begann und leider auch ihren Höhepunkt fand. (Humboldt-Hochschulen, Humboldt-Akademien etc.) Henriette Herz saß neben dem inzwischen zum Greise gewordenen Christian Kunth, der als Lehrer zweier Genies selbst eines scheinen mußte in einem Zeitalter, da man „die Erziehung des Menschengeschlechts" als Heilmittel von allen sozialen Schäden ansah. Kunth schüttelte während der Vorlesungen den Kopf, als könne er so souveräne Beherrschung des Stoffes gar nicht fassen, und sagte schließlich zu Henriette Herz: „Von mir hat er's wahrhaftig nicht."

Kunth war zu bescheiden, denn er hatte das Jünglingspaar Humboldt auf das Verständnis der französischen Revolution hingelenkt, und das war nicht wenig. Auch Henriette Herz und ihr berühmter Kreis waren wichtige Faktoren im Lebenslauf der Brüder. Diesen Kreis bildeten die geistigen Erben von Moses Mendelssohn, ein David Friedländer, ein Markus Herz, eine Rahel Lewin, spätere Varnhagen von Ense, Henriette Herz, Dorothea Mendelssohn, spätere Dorothea Schlegel, und deren Gäste Clemens von Brentano, die Brüder Schlegel, Mirabeau, Achim von Arnim, Ludwig Börne, Heinrich Heine und vor allem die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt. Diesen Salon, der weder vorher noch nachher in der Geistesgeschichte Deutschlands seinesgleichen hatte, will ich hier nur erwähnen.

Vor hundert Jahren wußte jeder Gebildete, daß die Brüder Humboldt die konsequentesten Philosemiten Europas waren. Seither sind heldenhafte Schützer dieses verfolgten Volkes auferstanden, aber sie alle sind – ich erwähne zum Beispiel Zola und Masaryk – aus einem äußeren Anlaß, zum Beispiel einem Justizmord, zu Kämpfern gegen den Antisemitismus geworden, während die Humboldts zuerst aus jugendlichem Instinkt

Judenfreunde wurden, später aus ihrer politischen Überzeugung diese instinktive Neigung als richtig erkannten und schließlich durch die Synthese ihrer anthropologischen Erkenntnisse diese instinktive und politische Neigung als bestätigt ansahen. Deshalb, so sagen die Biographen Alexander von Humboldts, sei ihm der Dank der Juden gewiß. Dieser Dank ist erloschen, sogar hier in Mexiko, wo er doppelt angebracht gewesen wäre. Hätten die Nazis mit dem in Mexiko heiligen Namen krebsen gehen können, oder hätten sie mexikanische Mitglieder, Förderer und Vortragende für ihre „wissenschaftliche" Humboldtgesellschaft finden können, wenn zum Beispiel eine Synagoge hier Humboldt-Synagoge geheißen hätte? Aber keine jüdische Vereinigung, keine Loge erinnert an ihn, den in der Verfassung verankerten Ehrenbürger Mexikos, und an keiner Wand eines Gotteshauses hängt eine Tafel mit dem Namen Humboldt und dem Grundsatz des Propheten Hillel, obwohl sich Humboldt in einer jiddisch geschriebenen Briefstelle von seinen jüdischen Freunden erbat, sie mögen diesen Bibelspruch im Gedenken an ihn sprechen: „Weohawtu wereachu kamochu ... Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst."

Noch entscheidendern Einfluß als Kunth und als der Romantikerkreis um Henriette Herz und Rahel Lewin hatte auf Humboldt Georg Forster, dieser Feuerkopf und universalstes Genie jener Zeitläufte, in denen sich die industrielle Revolution Englands und die politische Revolution Frankreichs vollzogen. Georg Forsters Name flammte damals in Deutschland mit lodernder Kraft, aber bald wurde er ausgelöscht, so ausgelöscht, daß selbst die Biographen Humboldts von ihm nur als von irgendeinem Naturforscher sprechen, der den Entdecker Australiens James Cook auf dessen zweiter Weltreise begleitet hat und ein Lehrer von Humboldt war. In der Tat, Forster hatte Captain Cook auf der Weltumseglung begleitet, sie war für ihn das Kapital, das für Humboldt das elterliche Erbe gewesen war. Forster hatte diese Reise als Kind mitgemacht, als Sohn seines Vaters, der Botaniker auf der Fregatte war. Einem aufgeweckten Knaben, der in unentdeckte, ungeahnte Landstriche zu Wilden kommt, mußte jeder Stein, der einem euro-

päischen glich, eine Offenbarung sein, und jeder Stein, der keinem europäischen glich, eine noch erstaunlichere Offenbarung. Alles war neu, alles war wichtig, alles war jungfräulich, alles unbekannt, alles war erforschenswert, und – o Glück, Knabe Georg Forster – dein Schiff ist kein Kauffahrer, keine kriegerische Brigantine, dein Schiff ist ein Gelehrtenschiff, und jeder belehrt dich gerne. Universalität und Universalismus ist Trumpf in jener Ära, und kaum ein Mann in Europa kennt das Universum wie du, Knabe, der du von den ozeanischen Inseln als Gelehrter heimkehrst.

Diesen Georg Forster lernt Humboldt kennen, da er als Göttinger Student im Hause des Hellenisten Heyne verkehrt, der Forsters Schwiegervater ist. Humboldt macht mit Forster eine Reise. Humboldt, 21 Jahre alt, bewundert den um 15 Jahre älteren, der neue Welten entdeckt hat, er möchte ihm nacheifern, aber „was tun, spricht Zeus, die Welt ist weggegeben". Was tun? Man muß einen entdeckten Kontinent entdecken. Hier steckt der große Antrieb zu Humboldts Sehnsucht nach Amerika und alle Wissenschaften zu lernen, da es in uneröffnetem Land alle Wissenschaften anzuwenden gilt.

Oft wurde Humboldts Buch über Mexiko als die erste politische und wissenschaftliche Reisebeschreibung gepriesen. Das trifft ohne Zweifel zu, wenn man darunter die Reise in einem Land, die Untersuchung eines Landes versteht. Aber es gibt vor ihm eine ähnliche Reisebeschreibung, die freilich mehr durch die Reise und ihre Zufälle und weniger durch einen Aufenthalt und systematische Forschung innerhalb einer Landesgrenze entstand. Humboldt hat zwar diese Reise mitgemacht, aber nicht er hat sie beschrieben, sondern Forster. Das Werk, „Ansichten vom Niederrhein", führt durch Belgien, Holland, England, durch die Natur, die Kunst, die Nationalökonomie und die Revolutionen jener Epoche und ist das Lehrbuch der ernsten Reisebeschreibungen, ist das Modell der modernen Reportage.

Humboldt, der Schüler Forsters, sitzt in Marmor vor der Berliner Universität und steht in Marmor auf der Calle Uruguay in México, Forster, der Lehrer Humboldts, hat nirgends ein Monument. Strafweise war er ausgestrichen aus der deutschen

Klassik, weil er einer von denen war, „die, töricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten", weil dieses volle Herz seinen Schlag und sein Blut den hessischen Jakobinern, den Mainzer Klubisten gab und weil er in Paris als Mitglied des Nationalkonvents starb. Er gehört der französischen Revolutionsgeschichte an, nicht mehr der deutschen Geistesgeschichte. Die Erbmasse seines Ruhms wurde dem Ruhm seines Schülers Alexander von Humboldt hinzugefügt. So geht es mit manchem Genie, so ergeht es, um einen Vergleich in humboldtschem Sinne zu versuchen, manchem Strom, zum Beispiel der Elbe, einem kleinen Fluß, der sich mit einem weit größeren Fluß vereinigt, aber auch weiterhin Elbe heißt, während die Moldau bei Melnik ihren Namen und ihre Existenz verliert.

In Humboldts Leben gibt es noch einen Fall, wo er einen solchen mächtigen „Nebenfluß" in sich aufnahm und ihn verlöschte. Ich spreche von dem französischen Gelehrten Aimé Bonpland, der an der wissenschaftlichen Entdeckung des lateinamerikanischen Erdteils mit dem gleichen Feuereifer, mit der gleichen unersättlichen Forschungsgier und unter den gleichen Entbehrungen, Mühsalen und Todesgefahren wie sein Reisebegleiter Humboldt teilgenommen hat. Aber er ist vergessen in seiner französischen Heimat, vergessen in den Ländern, die er wissenschaftlich eroberte, vergessen in Venezuela, in Kuba, in Peru und in Mexiko. Schon bei Lebzeiten fühlte Aimé Bonpland sich von Humboldt um seine wissenschaftliche Ernte betrogen. Fast sechzig Jahre nach seiner Entdeckungsfahrt mit Humboldt lebte er in Verbitterung und Einsamkeit fern von Europa in einer armseligen Hütte in Uruguay, etwa ebenso alt wie Humboldt (Bonpland war 1773 in La Rochelle als Sohn eines Arztes geboren), der zur gleichen Zeit bewundert und geliebt in Paris, der Hauptstadt von Bonplands Heimatland, lebte. Und als Bonpland starb, etwa zur gleichen Zeit wie Humboldt, wurde er von einem Gaucho und einer alten Indianerin in der weglosen Unendlichkeit der Pampa verscharrt. Welch ein Kontrast zu dem Leichenzug, der am 6. Mai 1859 durch die Friedrichstraße und über die Linden zum Dom im Lustgarten sich bewegte, wo ihn der Regent von Preußen mit allen Prinzen und Ministern empfing, das größte Leichen-

begängnis, das Berlin gesehen, seit es die Märzopfer von 1848 zu Grabe geleitet. Humboldt liegt im Schloß Tegel unter Thorwaldsens berühmter Personifikation des Hoffnungsgedankens, niemand aber kennt Bonplands Grab.

Aber wir sind noch lange nicht beim toten Humboldt, wir sind beim lebenden, der nach der Reise mit Forster 1790 nach Hamburg gehen mußte, um sich auf der Handelsakademie von Büsch und Ebeling auf die Kameralwissenschaften, das heißt auf die Beamtenlaufbahn vorzubereiten. Aber mehr denn je lockte es ihn von der Buchführung zur Kenntnis der Natur, und er bezog die Bergakademie in Freiberg. Von dort aus hat er Exkursionen in die Grenzberge Böhmens unternommen und hat die Technik der geologischen und mineralogischen Diagnostik erlernt. Auch hat er sich mit dem Spanier del Rio angefreundet, der bald als Professor ans Colegio de Mineria nach México berufen werden wird; wenn in Humboldt der Wunsch zu brennen anfing, nach México zu reisen, so ist ein Partikelchen davon in dem Wunsch zu suchen, dort seinen Studiengenossen wiederzufinden. Mit der Beendigung seines Studiums an der Bergakademie tritt Humboldt als Bergwerksassessor in den fränkischen Salz- und Bergwerksdienst ein, und als er diesen nach sechs Jahren verläßt, ist sein professionelles Leben als Angestellter zu Ende. Er ist Privatgelehrter, was er sein langes Leben lang bleibt.

Nur einen kurzen Ausflug macht er – gleich zu Beginn dieser Gelehrtenlaufbahn – in die schöne Literatur. Er hat nämlich in Jena Schiller und Goethe kennengelernt, und Schiller fordert den jungen Gelehrten als einzigen Nicht-Schriftsteller auf, einen Beitrag für die Zeitschrift „Die Horen“ zu liefern. Humboldt entspricht dieser Aufforderung mit einer kurzen philosophisch-biologischen Geschichte „Die Lebenskraft oder der rhodische Genius“, die durch die Tatsache, daß sie im heiligen Rahmen der Weimarer Zeitschrift erscheint, das Aufsehen der Literaturkreise hervorruft. Sie handelt von einem Bildwerk in der Poikile, der Ruhmes- und Kunsthalle von Syrakus. Es stellt die strenge Lebenskraft dar, die sich der triebhaften Vermengung und Paarung und Trennung der Lebewesen widersetzt und erst mit ihrem Tode den irdischen Stoffen den

Weg zur Vereinigung freigibt. Auffassung und Stil dieser Geschichte sind idealistisch-hellenistisch, aber doch charakteristisch für den jungen Humboldt, der selbst in der Poesie den Empiriker nicht verleugnen kann und der sich – gefährlich in Weimar – gegen Fürstengunst und Fürsten wendet, auch wenn sich „ausgezeichnete Männer", die „geistreichsten Männer" um sie versammeln.

Seltsamerweise mochte Schiller, der mit dem Abdruck dieser Dichtung Humboldt auf den Parnaß einführte, schon nach kurzer Zeit weder die Geschichte noch den Verfasser. Gegen diesen gebrauchte er grobe und scharfe Worte, weil er „die Natur, die doch immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, *schamlos* ausgemessen haben will und mit einer *Frechheit*, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur *leere Worte* und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht".

Hier hat Schiller nur von einem Standpunkt recht, vom Standpunkt seiner subjektivistischen Ideologie, die nur das gelten läßt, was sich „nie und nimmer hat begeben". Humboldt aber hat recht, wenn er das Gegenteil für wichtig hält, das Ding an sich. Was sich stets und immer wird begeben, das allein veraltet nie! Schiller rügt auch Humboldts „Eitelkeit und sein Bedürfnis, sich immerfort geltend zu machen". Dieses Urteil deckt sich mit dem des einzigen Freundes, den Alexander von Humboldt sein Leben lang besaß, nämlich mit dem Urteil seines Bruders Wilhelm, der „Eitelkeit und die Sucht zu glänzen" als Hauptfehler Alexanders bezeichnet.

Wenn ich nun schon vor den Spiegel geraten bin, den die Augen von Humboldts Zeitgenossen bilden und in denen sich sein Bild nicht eben freundlich zeigt, so muß ich auch Napoleon erwähnen. Napoleon konnte Humboldt nicht leiden und ließ keine Gelegenheit vorübergehn, um ihn seine Mißachtung fühlen zu lassen. So trat Napoleon einmal bei einer Hofgesellschaft auf Humboldt zu: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" – „Mit Botanik, Sire." – Napoleon lächelte verächtlich, sagte: „Das macht meine Frau jetzt auch" und ließ Humboldt stehen. Was der Grund dieser Verachtung war, ob es das Gerücht war, daß sich Humboldt nicht für Frauen interessiere, ob der Ärger,

daß dieser Preuße in Frankreich zuviel Ehren einheimste, ist unbekannt.

[Und noch eine andere überlebensgroße Gestalt, ein um fünfzig Jahre jüngerer Zeitgenosse wirft einen Schatten auf Humboldt: Karl Marx. Es handelt sich um die Affäre der Pariser Emigrantenzeitung „Vorwärts", in der der nachmalige Verräter am Sozialismus Arnold Ruge einen Schmutzartikel gegen die Impotenz und Trunksucht Friedrich Wilhelms IV., gegen die hinkende Königin und dergleichen geschrieben und mit dem Wort „Ein Preuße" gezeichnet hatte. Dieses Pseudonym sollte den Verdacht der Behörden auf den von Ruge gehaßten Marx hinlenken, da Marx in dem Kreis der Schriftsteller um den „Vorwärts" der einzige Preuße war. Dieser Artikel und ein zweiter, der das Attentat des Bürgermeisters Tschech auf Friedrich Wilhelm IV. guthieß, veranlaßte die preußische Regierung, die Ausweisung der Emigrantenschriftsteller Heinrich Heine, Michael Bakunin, Bernays, Börnstedt und vor allem Karl Marx zu verlangen. Der französische Ministerpräsident Guizot weigerte sich, solange er konnte, denn er wollte sein Volk, das nach vier Jahren das Volk von 1848 werden sollte, nicht durch reaktionäre Büttelmaßnahmen reizen, am allerwenigsten durch solche, die Preußen wünschte. Aber als der preußische Außenminister seinen Onkel, der gleichzeitig der alte Freund Guizots war, nämlich Alexander von Humboldt, zur Intervention gewann, erfolgte die Ausweisung, die nur für Marx Gültigkeit behielt. Damit begann das aufreibende Nomadenleben von Marx und seiner Familie, der bittere Jammer des Emigrantentums. In den preußischen Archiven findet sich nichts von der traurigen Vermittlung Humboldts, aber sie ist bewiesen durch die Grabrede Friedrich Engels' am Grabe von Jenny Marx, durch die Rede, die fast vierzig Jahre später die Schuld des großen Gelehrten heraufbeschwört.]

Denn die Sozialisten vergessen nichts, aber sie beugen sich vor dem großen Lebenswerk. So beugen sie sich tief vor Goethes Leistung, der sicherlich in seinem Wesen und Werk nichts von Sozialistischem hatte, und so beugen sie sich auch bei der Erwähnung dieser Episode vor Humboldts wissenschaftlicher Leistung, um so mehr, als Goethe sie anerkannte. Ja, Goethe

dachte anders als Schiller und Napoleon. Goethe schätzte Humboldt als einen Polyhistor und Universalisten, besprach seine Bücher positiv und interessierte sich für seine revolutionären Theorien, insbesondere über Vulkanologie. Aber akzeptierte er sie? In neutraler Weise hat er sie in Form einer Kontroverse zwischen zwei Gelehrten des Altertums behandelt. In der Klassischen Walpurgisnacht auf den Pharsalischen Feldern streitet Thales mit Humboldt, der hier den Namen Anaxagoras führt.

Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, eine außereuropäische Reise, zum Beispiel nach Ägypten, zu unternehmen, reiste Humboldt 1799 nach Madrid, um sich eine Bewilligung zur Einreise in die spanischen Kolonien zu erwirken. Diplomatische Schritte und eine diplomatische Denkschrift an König Karl IV. führten zu einer Audienz in Aranjuez und zur Erlaubnis, sich in die amerikanischen Besitzungen der spanischen Krone einzuschiffen. Am 4. Juni 1799 fuhren Humboldt und Bonpland im Hafen Coruña auf der Korvette „Pizarro" ab, um Mexiko zu erreichen. Es ging über die Kanarischen Inseln, wo sie den Pic von Teneriffa bestiegen, Habanna zu, wo die erste kurze Station gemacht werden sollte. Aber eine Epidemie an Bord veranlaßte sie, Kuba nicht anzulaufen, sondern im nächsten Hafen, in Cuman (Venezuela), damals Nueva Barcelona.

Nach vier südamerikanischen Jahren schifften sie sich am 15. Februar 1803 zu Guayaquil (Ecuador) nach Mexiko ein und landeten auf der Fregatte „Atlante" nach stürmischer Überfahrt Ende März in Acapulco, dem Pazifikhafen von Mexiko.

HUMBOLDT IN MEXIKO

Nun ist er also hier angelangt, unser Freund Alexander von Humboldt. Mexiko war das Ziel seiner Sehnsucht gewesen, als er in Madrid und Aranjuez antichambriert, im spanischen Hafen Coruña auf günstigen Wind und auf Lockerung der englischen Blockade gewartet hatte. Mexiko war ihm damals das Synonym für den zwar entdeckten, aber nicht erforschten

Erdteil gewesen, die Identität mit dem Begriff Exotik, mit der Reise ins Unbekannte.

Aber die Fahrt, die er von Spanien aus direkt nach Mexiko angetreten, hatte ihn mitnichten direkt zu diesem Ziel geführt. Durch eine Epidemie an Bord sah sich die Korvette gezwungen, Venezuela anzulaufen, und so war es dort gewesen, wo er begann, den Weltteil zu erforschen. Monatelang irrte er mit seinem Gefährten Aimé Bonpland auf den Wassernetzen zwischen Orinoco und Amazonas umher, geschieden von aller Menschheit. Mit blutlosen Augen erklomm er den Chimborasso, als erster den damals höchsten Berg der Erde, über pflanzenlose Kordilleren stapfte er, durch wasserlose Steppen und weglose Savannen. Auf elenden, löchrigen Booten wurde er durch Stromschnellen und über Wasserfälle geschleudert. An schnappenden Krokodilen ruderte er vorbei, ertrug Durst, Tropenglut, Insekten, Schwarzes Fieber. Einmal wurde er vom Tiger und einmal von der Boa constrictor bedroht, einmal wurde er von entsprungenen Sträflingen und ein andermal von einem wahnsinnig gewordenen Neger überfallen – kurzum, eine wahrhaft heroische Zeit lag hinter ihm.

Dabei eine ergiebige, vielleicht – wenn man von den Entdeckungsreisen der Seefahrer absieht – die erfolgreichste der Wissenschaft. Hatte er doch Volksstämme der Kariben und ihre Sprache erforscht, den Zusammenhang zwischen den beiden Stromsystemen Südamerikas entdeckt, die Hieroglyphen indianischer Handschriften entziffert, das Pfeilgift Kurare und den Dünger Guano analysiert, einen Kampf von Zitteraalen mit Pferden, einen phantastischen Sternschnuppenregen und eine Schildkrötenjagd beschrieben, Hunderte von geologischen, pflanzengeographischen und klimatologischen Feststellungen gemacht.

Und nun erst, nach alledem, landet er an Bord der Fregatte Orúe (nicht „Atlanta“) in Mexiko, wo er vor vier Jahren mit geschwellten Gefühlen, mit jungfräulicher Aufnahmelust gelandet wäre. Jetzt liegt ihm anderes im Sinn. Die mitgebrachten und die heimgesandten Sammlungen, dreißig gezimmerte Kisten voll, brennen auf Bearbeitung, die Karten und Notizen verlangen ihre Veröffentlichung, am Ufer Europas harrt seiner

die Ruhmesgöttin. So will er denn das Land Mexiko so schnell wie möglich durchqueren, rasch die atlantische See erreichen, die ihn nach Hause tragen soll, zu Ernte und Erntefest. Aber er müßte anders heißen, um es nicht anders kommen zu lassen. Dabei ahnt er noch nicht, welch einen Kontrast dieses Land Mexiko „zu allen anderen dem Zepter des Königs von Spanien unterworfenen Kolonien bildet", welchen politischen und kulturellen Werten er hier begegnen wird. Fürwahr, um so weniger kann er es ahnen, als die Meeresbucht zwar zu „den bewundernswürdigsten der bekannten Erde" gehört, aber der Landungshafen keineswegs einladend ist. Acapulco heißt das Nest, und er selbst nennt es, entgegen seiner sonstigen Höflichkeit, „erbärmlich", denn selbst ein Mann wie er kann die Zukunft dieses Ortes als fashionablen Badeort nicht voraussehen. Immerhin tut er dieser erbärmlichen Örtlichkeit die Ehre an, sie der geographischen Länge und Breite nach zu diagnostizieren und ihre klimatischen Verhältnisse zu messen.

Hier und damit beginnt die wissenschaftliche Konquista Mexikos. Sie dauert ein Jahr. Fünf Jahre später, die mit Sammeln und Korrespondenzen ausgefüllt sind, wird sie ihren Niederschlag finden im „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne", zu einem Zeitpunkt, „wo der neue Kontinent mehr als je den nach Gewinn und Neuheit spähenden Blick der Europäer fesselt".

Gegen dieses Buch wird von Humboldt-Philologen und von den Historikern Mexikos der Einwand erhoben, es lasse sich darin keine Spur von der Reiseroute, nichts Tagebuchartiges, kein Datum der Exkursionen, ja nicht einmal das von Ankunft und Abreise des Autors finden. Aber diese Zurückhaltung im Autobiographischen war nicht zufällig. Humboldt beabsichtigte vor allem dieses: nicht als Kompilator dazustehen. Was er gelesen hat oder was ihm mitgeteilt wurde, setzte er sachlich und objektiv an die zugehörige Stelle, aber zu dem selbst Gesehenen fügte er eine persönliche Bemerkung hinzu. Dadurch wird der Eindruck erweckt, *alles* sei ein Ergebnis seiner Beobachtung oder wenigstens durch eigenen Augenschein überprüft.

Wie gut Humboldt die Beschränkung zum Zwecke der Ver-

stärkung gelang, kann man in Europa beobachten, wo sich manche Stadt rühmt, von ihm als einer der drei schönsten Plätze der Welt klassifiziert worden zu sein, wiewohl er gar nicht in jener Stadt war und niemals ein solches Urteil abgegeben hat. In Mexiko ist eine wahre Humboldt-Mythologie entstanden. Das in Durango gefundene meteorische Nickeleisen, das „Fletschbare Eisen", das er nach Europa mitbrachte, heißt dort wie in Mexiko und dessen Provinz Durango „Humboldt-Eisen", obschon Humboldt Durango niemals betreten hat; das Mineral erhielt er in der Hauptstadt vom gelehrten Direktor des Tribunal de Minería Don Fausto d'Elhuyar, und Humboldt gab die Stücke an verschiedene Kabinette von Europa ab, wo die Herren Vauquelin und Klaproth ihre Analyse bekanntgemacht haben.

Es existiert kaum eine Erwähnung der Palastruinen von Mitla und des Baumriesen im nahen Tule, die nicht auf Humboldts Beschreibung der Säulen von Mitla Bezug nehmen würde und auf seine botanische Diagnose dieses Patriarchen der Baumwelt, in dessen Stamm eine Tafel mit dem Namen „Humboldt" eingelassen ist. Aber Humboldt war weder in Mitla noch in Tule, noch überhaupt im Staat Oaxaca. Daß Humboldt den Popocatépetl bestiegen hat, weiß jedermann, selbst wenn er sonst nichts von Humboldt weiß. Auch Bismarck wußte es und machte sich, wie sein Pressechef Dr. Moritz Busch verzeichnet, im Hauptquartier von Versailles darüber lustig, wie Humboldt mit Erzählungen von seiner Besteigung des Popocatépetl den Potsdamer Königshof langweilte. In Wirklichkeit hat Humboldt den Popocatépetl nicht bestiegen und hat nie behauptet, ihn bestiegen zu haben, sondern er hat seine Gipfelhöhe nur von der Ferne aus auf trigonometrischem Wege bestimmt.

Insbesondere in Mexiko, das kein südamerikanischer Urwald, das ein zivilisiertes und durchkolonisiertes Land voll wissenschaftlichen Treibens war, ein Land mit Hochschulen, Gelehrten, Bibliotheken, Sammlungen, Verlagen und Zeitschriften, hütet er sich anzugeben, wie verhältnismäßig wenige der Intendantschaften und Städte er mit eigenen Augen sah und wie kurz sein Aufenthalt gewährt hat. Heute stehen die

Daten seiner Stationen und Reisen auf mexikanischem Boden fest; sie sind teils aus Briefen und Akten ermittelt, teils aus dem Himmelsgewölbe zurückgeholt worden, indem man aus Humboldts astronomischen und barometrischen Beobachtungen die Tage errechnete, an denen er sie vornahm. Außer seiner Reise vom Ankunftshafen und seiner Reise zum Abfahrtshafen hat Humboldt nur zwei größere Reisen von der Hauptstadt aus gemacht.

Allerdings fuhr man anno dazumal nicht so leicht und nicht so schnell wie in unseren Tagen. Nach seiner Landung am 23. März 1803 verbringt er drei oder vier Tage damit, Höhe, Breite und Temperatur seines ersten mexikanischen Aufenthaltsortes zu messen. Am 27. fährt er weiter. Er muß den Río Papagayo und den Río Balsas auf einem aus Schilfrohr und hohlen Kürbissen gefertigten Floß überqueren, das zwei schwimmende Indios vorwärtsstoßen und steuern. Die dreihundertzwanzig Kilometer von Acapulco nach México, „die mexikanische Straße nach Asien", wie Humboldt sie nennt, findet er verdrießlich. Abwechselnd geht es bergauf und bergab, so daß man jeden Augenblick aus einer kalten Region in einen brennend heißen Himmelsstrich gelangt. Sie ist bei Ankunft eines Schiffes voll von keuchenden Lasttieren, fluchenden Treibern und stöhnenden Trägern. Humboldt denkt darüber nach, wie ein solch rückständiger Transport die Warenpreise erhöht, und kommt zu der Erkenntnis, daß dieser Weg für Wagen befahrbar gemacht werden müßte. Er träumt einen kühnen Zukunftstraum: Frachtwagen, mit Pferden bespannt, werden dereinst die Tausende von Maultieren ersetzen, deren man sich bislang zur Versendung der Frachten bedient; der asiatische Handel von Acapulco wird dadurch dem europäischen Handel von Veracruz gleichsam näher gerückt werden.

Diese Utopie von 1803 ist durch die Realität von heute beträchtlich überflügelt: Die täglich verkehrenden Autobusse fahren von Acapulco nach Mexiko-Stadt in zehn Stunden, Privatautos nur sieben. Humboldt braucht zweieinhalb Wochen für diese Strecke. Freilich nimmt er allerorten Messungen vor. Der Botaniker in ihm verleugnet sich gleichfalls nicht, selbst wenn er zu Pferde sitzt. Im „Kosmos" (wir wollen hier weniger

Humboldts Mexikobuch als seine anderweitig verstreuten Bemerkungen über Mexiko zitieren) erinnert er sich eines botanischen Eindrucks, den das friedliche Zusammenleben von Nadelhölzern und Palmen auf ihn machte, als er aus dem Hafen von Acapulco in das ersehnte Land eintritt: „Wir haben uns, wenngleich mit Unrecht, so gewöhnt, alle Koniferen als eine nordische Form zu betrachten, daß ich selbst, von den Küsten der Südsee nach Chilpancingo und den Hochtälern von Mexiko aufsteigend, in Erstaunen geriet, als ich zwischen der Venta de la Mexonera und dem Alto de los Caxones (1234 m über dem Meeresspiegel) einen ganzen Tag durch einen dichten Wald von Pinus occidentalis ritt, in welchem dieser der Weimutsfichte so ähnliche Zapfenbaum einer mit vielfarbigen Papageien bedeckten Fächerpalme (Corypha dulcis) beigesellt war."

In Taxco, einem Städtchen, das er ruhig mit dem Epitheton „bezaubernd" bedenken könnte, während er es nur wegen seines ungemein gelinden Klimas und wegen der vielen herrlichen Obstbäume neben Chilpancingo und Jalapa stellt, macht er Aufenthalt. Bergwerkstechnisch gibt es für den Bergrat Humboldt allerhand zu sehen. Hier haben die Azteken Silber gefördert, das sie „weiße Götterscheiße" nannten (zum Unterschied vom Gold, der „gelben"); und Cortez hat hier die erste Mine in Betrieb gesetzt. Humboldt steigt in die Stollen, und das Haus, in dem er nächtigt, könnte sehr wohl dasjenige sein, das heute „Casa Humboldt" heißt. Es ist ein massiver Palacio mit Loggia und einem den steilen Fels hinabfallenden Garten.

Humboldt reist der Hauptstadt zu. Durch Cuernavaca, wo ein getürmtes Schloß des Hernán Cortez das Tal regiert, fährt er fast ohne Aufenthalt durch, aber er weiß mehr von Cuernavaca als die Gäste von heutzutage, die dort den Sommer oder gar alle vier Jahreszeiten verbringen. Er weiß den ursprünglichen Indianernamen Quauhuahuac und daß zunächst Cortez diesen Namen in Coaduabaced verstümmelt hat, aus dem dann nachfolgende Spanier Cuernavaca, die „Hornkuh" machten. Humboldt stellt die absolute Höhe des Ortes mit 1655 Metern fest und polemisiert noch schnell gegen einen Herrn Alzata, der in der Literaturzeitung von Mexiko das herrliche Klima

Cuernavacas dem Umstand zuschreibt, daß diese Ortschaft auf der Südseite einer hohen Gebirgskette, der Kordillere von Huichilaque, liegt.

Weiter über die Paßhöhe des Gebirgszuges Ajusco, vorbei an der Spitze „La Cruz del Marques". Im zwanzigsten Jahrhundert hält sich hier kein Autofahrer auf, es sei denn, daß er gerade eine Panne hat. Humboldt sieht in diesem Kreuz die Markierung eines militärischen Terrains aus der Zeit der Konquista. Die Tatsache, daß die Mexikaner nur vom Marques sprechen und nicht vom „Marques de el Valle de Oajaca", sieht Humboldt als Beweis für die naive Ehrfurcht und Bewunderung an, die sich für das Andenken Cortez' erhielten.

Vom Cruz del Marques blickt Humboldt auf die Stadt hinab, der er ein Jahrzehnt lang entgegengefiebert hat. Da unten, in einem See, badet die sagenhafte Residenz der Aztekenkönige, der Schauplatz des Epos, dessen Held Cortez war. Dörfer und Weiler in der Umgebung der Stadt, die ungeheure Ebene und die herrlich angebauten Gefilde, welche sich bis zu den kolossalen Gebirgen des ewigen Schnees erstrecken, erinnern Humboldt „an die schönsten Partien der Art in der Schweiz". (In der französischen Ausgabe sind diese Partien etwas genauer präzisiert: „. . . rapelle le plus beaux lacs des montagnes de la Suisse".) Drei Menschenalter später wird Friedrich Nietzsche die schönsten Partien der Schweiz sehnsuchtsvoll mit denen Mexikos vergleichen, das er niemals gesehen.

Am 12. oder 13. April finden wir Humboldt in Mexiko, der Hauptstadt. Viel Arbeit gibt's da, allem wird der Puls gefühlt, Sonnenhöhe, Klima, Luft, Meereshöhe und sogar die Ausmaße der Stadt werden auskultiert. Humboldt, sein Theodolit und sein Sextant stehen bald auf dem Ostturm der Kathedrale, bald auf der Andesitkuppel von Chapultepec, Hygrometer und Zyanometer pilgern vom Wallfahrtsfelsen, auf dem die Muttergottes von Guadalupe steht, zur Plattform der montanistischen Schule Minería, zum Peñon de los Baños, dem Karlsbader Sprudel Mexikos, und klettern auf das Kirchlein an den schwimmenden Gärten von Xochimilco.

Außerdem besucht Humboldt Sammlungen, studiert indianische Kodizes und Skulpturen, trifft seinen Freiberger Freund

del Río und verkehrt viel in Gesellschaft. Dabei lernt er die schöne Rodríguez de Velasco kennen und preist ihre Tugend, er, der sich nie für Frauen interessiert hat, kann eben die Grande Cocotte in der mexikanischen Geschichte, die Geliebte des späteren Kaisers Itúrbide und des Kanonikus Beistein, nicht so unfehlbar klassifizieren wie seine Naturalien. Wenn die schöne Rodríguez in hohem Alter einer Interviewerin von ihrer Liebesaffäre mit Humboldt erzählt, so renommiert sie nur.

Nach vier Wochen Aufenthalt in der Hauptstadt bricht Humboldt zu seiner ersten Exkursion auf. Ihr Ziel ist das Bergwerksgebiet von Pachuca, sie geht über den Cerro Ventoso, welcher mit Eichen, Zypressen und beinahe immer blühenden Rosensträuchern bedeckt ist, und nimmt mitsamt dem Aufenthalt in Pachuca zwölf Tage in Anspruch, 15. bis 27. Mai. Dieser silberne Gebirgsdistrikt gehörte damals zur Intendantschaft Mexiko und noch nicht zum Staat Hidalgo, denn der zukünftige Taufpate dieses zukünftigen Staates lebte vorläufig als unbekannter Priester im unbekannten Dorf Dolores, wo er ein paar Jahre später die Freiheitsglocke für Mexiko läuten wird.

Humboldt ist erstaunt über den Reichtum der Vorkommen, insbesondere über jenes in der Silbergrube Real del Monte, und prophezeit ihr einen enormen Aufschwung. Die Wirkung seiner Prophezeiung konnte er aber nicht prophezeien: einen nur mit dem Panamaskandal zu vergleichenden Finanzkrach in der Londoner City. Dort wurde nämlich 1824, kurz nach Erscheinen der englischen Übersetzung von Humboldts Reiseberichten, die Real Monte Company Ltd. gegründet, und sie entsandte einen Kapitän Vetch von Royal Engineer Forces mit dreihundertfünfzig in Cornwall angeheuerten Bergleuten und ihren Familien nach Mexiko. Gleichzeitig wurden drei Schiffsladungen von Bergwerksmaschinen nach Veracruz verschifft und von dort unter beispiellosen Schwierigkeiten ins Gebiet von Pachuca gebracht. Die Gruben erwiesen sich als obstinat, und die Aktiengesellschaft ging mit Krach in Liquidation. Das Werk wurde für einen Pappenstiel verkauft. Unmittelbar darauf wurde der Erzgang Rosario Bonanza entdeckt, aus dem die

neuen Eigentümer binnen einem Jahr Silber im Wert von achtzig Millionen Pesos förderten.

Humboldts zweite und ergiebigste Forschungsfahrt innerhalb Mexikos beginnt am 1. August 1803 und dauert zwei Monate. Sie führt ihn zunächst auf dem Camino Real nach Huehueteca, wohin er in Begleitung des Vizekönigs Iturrigaray sechs Monate später einen anderen Ausflug unternehmen wird, um das Entwässerungswerk in Augenschein zu nehmen.

Seine nächsten drei Stationen würde er heute anders charakterisieren, als er es damals tat. Tula ist inzwischen eine wichtige archäologische Zone im Staat Hidalgo geworden; San Juan del Río, wo er am 3. August nächtigt, ist weniger durch seine Gärten mit Reben auffallend als durch die großen Fundstätten von Opal; und Querétaro, von dem er notiert, es sei „berühmt wegen der Schönheit seiner Gebäude, seiner Wasserleitung und seiner Tuchmanufakturen", ist seither durch das Ende Maximilians von Habsburg weit berühmter geworden ... Über Salamanca und Celaya rattert nun Humboldts Kalesche weiter. Heute könnte er diese Strecke mit der Eisenbahn fahren.

Auch ein anderer, ein rein literarischer Schriftsteller könnte alles wiedergeben, was seinem Auge in den ersten zehn Stunden nach dem Verlassen der Hauptstadt begegnet. Aber er würde kaum daran denken, daß er einen größeren Komplex durchfährt, der dem Weg erst die Bedeutung gibt.

Es ist erstaunlich, wie flach sich das Tal von Tenochtitlan auf dem Gebirge ausstreckt, erstaunlich, daß man, wenn man dieses Hochtal verlassen will, noch höher steigen muß: „Nördlich von dieser kahlen Gebirgsgegend (Calpilalpan) öffnen sich die weit ausgedehnten Ebenen von San Juan del Río, Querétaro und Celaya, fruchtbare Landstriche voll Dörfer und schön gebauter Städte. Ihre mittlere Höhe kommt der des Puy de Dôme in der Auvergne gleich; sie sind beinahe 30 Stunden lang und erstrecken sich bis an den Fluß des erzführenden Tonschiefergebirges von Guanajuato ... Ungeheure Ebenen, wahrscheinlich ausgetrocknete Behälter ehemaliger Seen, folgen aufeinander; sie sind durch Hügel unterbrochen, die sich kaum 200 bis 250 Meter über den alten Seeboden erheben ... Die vier Gebirgstäler, welche die Hauptstadt von Neuspanien

umgeben, sind ebensowohl in Hinsicht ihres Klimas als ihrer Erhöhung über dem Meeresspiegel voneinander verschieden. In jeder derselben ist der Ackerbau auf andere Erzeugnisse gerichtet; in dem Tal von Istla gedeiht Zuckerrohr, im Tal von Actopan Baumwolle, im Plateau von Mexiko europäisches Getreide, in den Ebenen von Toluca findet man Pflanzungen von Agave, den Weingarten aller Indianer, die aztekischen Ursprungs sind."

Die ziffernmäßigen Angaben, die Humboldt allenthalben seinen Beobachtungen zusetzt, hat er, der Unermüdliche, unterwegs selbst ermittelt und eine Reihe barometrischer Messungen vorgenommen, um zu „beweisen, wie günstig die Gestaltung des Bodens im Innern von Neuspanien der Versendung der Landesprodukte, der Fluß-Schiffahrt und selbst der Anlage von Kanälen sei".

Am 9. August fährt er in die Minenstadt Guanajuato ein (dieses Wort bedeutet in der Sprache der Tarasco-Indianer: Froschhügel) und steigt im Hause des Grafen Rul ab, der die Grube Valenciana und andere Minen von Guanajuato sein Eigentum nennt. Vielleicht war es dieser Besuch beim Grafen Rul, der Humboldt veranlaßt, später über die phantastischen Reichtümer zu schreiben, die sich in den Händen der Bergwerkskönige und der Geistlichkeit von Mexiko befinden.

Der Ausbeutung und dem Elend des Bergknappenheers verweigert der Gast des Grafen Rul sein Mitgefühl, ja, er wirbt sogar dafür, ihnen keines zu spenden. Das ist eine sehr außergewöhnliche Haltung, denn erstens pflegt Humboldt sonst für die Lage der arbeitenden Klassen ein leidenschaftliches Interesse aufzubringen und zweitens liefert er sogar hier in Guanajuato über die Bergarbeiter ein Meisterstück sozialer Darstellung. Er hebt hervor, daß der Bergmann in mehreren dieser Minen einer gesundheitsschädigenden Temperatur ausgesetzt ist, welche um sechs Grad den Mittelstand der Temperatur von Jamaika und Pondichéry übersteigt; in der Perpendikulartiefe von fünfhundertdreizehn Metern im Grund des Bergwerks von Valenciana stellte er vierunddreißig Grad Wärme fest, nach seinen eigenen Worten „eine ungeheure Hitze, bei welcher die vielen Menschen in einem kleinen Raum zusammengepfercht

arbeiten müssen". Draußen aber, in der freien Luft, am Eingang oder Ausgang des Schachts, falle das Thermometer im Winter bis auf vier oder fünf Grad unter Null. Maßlos erstaunt ist Humboldt darüber, daß es der mexikanische Mensch bei einer Verschiedenheit von mehr als dreißig Grad aushält, jedoch das Maß der Arbeitsleistung erstaunt ihn noch viel mehr. „Die Metis und Indianer, die das Erz auf ihrem Rücken heraustragen und mit dem Namen Tenateros bezeichnet werden, sind während ganzer sechs Stunden unaufhörlich mit einem Gewicht von 112 bis 125 Kilogramm belastet und steigen in der hohen Temperatur acht- bis zehnmal hintereinander, ohne auszuruhen, Treppen von 1800 Stufen hinauf. Schon Kinder von 17 Jahren tragen in den mexikanischen Bergwerken Steinlasten von 50 Kilogramm. Das Handwerk der Tenateros gilt übrigens für ungesund, sobald sie mehr als dreimal in der Woche die Mine betreten."

Das Leben einer anderen Arbeitsgruppe schildernd, spricht er nicht mehr davon, daß es als ungesund „gelte", sondern sagt apodiktisch: „Das Geschäft der Barenadores ist dasjenige, welches die stärksten Konstitutionen am schnellsten zugrunde richtet. Sie sprengen die Felsen mit Pulver und kommen selten über 35 Jahre, wenn sie sich vom Gewinn verleiten lassen, ihre beschwerliche Arbeit die ganze Woche fortzusetzen."

Trotz dieser schonungslosen Darstellung mörderischer Bedingungen lobt Humboldt die Arbeit in der Mine. Der Bergbau in Neu-Spanien sei freie Arbeit. Nirgends genieße die niedere Klasse die Früchte ihrer Anstrengungen besser als hier. Kein Gesetz zwinge den Indianer, diesen Arbeitszweig zu wählen oder eine Art von Minenausbeutung der anderen vorzuziehen. Wörtlich: „Ist er mit einem Bergwerksherrn unzufrieden, so verläßt er ihn und bietet seine Arme einem andern an, der regelmäßiger oder in barem Gelde bezahlt. Diese ganz zuverlässigen und tröstlichen Tatsachen sind in Europa wenig bekannt..." Und weiter: „Im Durchschnitt ist die Sterblichkeit unter den mexikanischen Bergleuten nicht viel größer als unter den übrigen Volksklassen; wovon man sich sehr leicht durch die Prüfung der Totenlisten aus den verschiedenen Kirchspielen von Guanajuato und Zacatecas überzeugen kann."

Wer spricht da? Wer kann denn so leicht die Totenlisten der verschiedenen Kirchspiele von Guanajuato und Zacatecas einer Prüfung unterziehen und nachher mit den Totenlisten anderer Gegenden vergleichen? Humboldt? Nirgendwo erwähnt er, eine solche Prüfung vorgenommen zu haben, und in Zacatecas ist er überhaupt nicht gewesen.

Keinesfalls ahnt der einseitig informierte Gast des Grafen Rul, wie sich sieben Jahre später die Bergarbeiter des Bezirks furios gegen ihre spanischen Ausbeuter wenden werden. Am 28. September 1810 wird in eben diesem Guanajuato der Bastillensturm von Mexiko stattfinden.

In der Alhondiga de Granaditas, zeitweise der Kornmarkt, zeitweise ein Staatsgefängnis, am Fuß des Hügels der Vierteilung gelegen, haben sich die Spanier verschanzt. Sie beschießen die Mexikaner, meist Bergleute der Gegend, die unter der Führung des Vaters Hidalgo stehen. Vergeblich rennen die Unabhängigkeitskämpfer gegen die massiven Wälle der Alhondiga an. Da stürmt ein Bergmann, José Barajas, den seine Kumpels „Pipila" nennen, einen Felsblock vor sich haltend, gegen das Gebäude vor. Vom Dach und aus allen Fenstern prasseln Schüsse gegen seinen steinernen Schild. Mit seinem steinernen Schild zerschlägt er das Eisentor, er wirft eine brennende Pechfackel in die Lücke, und fast im gleichen Augenblick erstürmen seine Mitkämpfer das brennende Bollwerk der Unterdrücker. Zweihundertfünfzig der Royalisten sollen innerhalb der Alhondiga niedergemetzelt worden sein, und deshalb ist die Rachewut der Spanier grenzenlos. Da sie die Bastille wiedererobern, werden die Köpfe der vier anderswo hingerichteten Patriotenführer in Käfigen an den Ecken der Alhondiga aufgehängt und bleiben dort zehn Jahre lang hängen, „para escarmiento de los criminales que se sacrifican por la independencia de su patria", das heißt als Warnung für die Verbrecher, die sich für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes aufopfern. Dann bestattete die befreite Nation ihre vier Köpfe in die Erde, die durch sie geheiligt ist.

Das alles konnte Humboldt nicht ahnen, als er das Mauerwerk der damals noch kraftstrotzenden Alhondiga de Granaditas sah.

Ihn, den ehemaligen Bergwerksassessor, interessierten vor allem die Minen von Guanajuato, die in jener Zeit die verschwenderischesten des Erdballs waren, noch reicher als die von Real del Monte. Er steigt in Silbergruben, Zinnoberlager, Marmorbrüche und eine Zinnwäscherei ein. Die Mine San Juan de la Chica ist der nördlichste Punkt, den Humboldt in Mexiko erreicht, das sich damals weit nördlicher erstreckte als heute, über Texas, Neumexiko, Arizona und ganz Kalifornien hinaus. Bei Chiquimequi untersucht er die heißen Aguas de Comangilla. In seinem Werk „Kosmos" beschreibt er das besondere Phänomen dieser Thermen: Ihr Wasser, das er fast siedend, 96,4 Grad heiß befand, sprudelt unfern einer Gegend, wo vom Dezember bis April Schnee fällt und die Eingeborenen das ganze Jahr lang Eis durch Ausstrahlung in künstlichen Bassins bereiten.

Humboldt zu Ehren wurde später eine der Springquellen dieses Gebiets mit ihrem heißen Taufwasser auf den Namen „Humboldt-Geysir" getauft.

Eine unheimliche Naturerscheinung veranlaßte Humboldt in Guanajuato zu eingehenden Nachforschungen. Es handelt sich um das unterirdische Getöse, welches „fast um so fürchterlicher, weil es von keiner anderen vulkanischen Erscheinung begleitet war, monatelang zu Guanajuato im Anfang des Jahres 1784 vernommen worden ist".

Humboldt verhört Zeugen und durchforscht die Dokumente der Munizipalität. Er tut das, um das Phänomen dieser bramitos, dieses Löwengebrülls, als vulkanisch nachweisen zu können. Damit will er ein neues Glied seiner Theorie einfügen, daß die Vulkane zusammenhängen und speziell „die schmale Zone zwischen dem 19. und 22. Breitengrad unterirdisches Feuer nährt, welches von Zeit zu Zeit die Erdrinde durchbricht". Bei seinen Nachforschungen nach den *Ursachen* des Gebrülls entdeckt Humboldt mehr über die Wirkungen. Alle Einwohner hatten panikartig die Stadt verlassen, während fast gleichzeitig eine Räuberbande eindrang, beherzter als der ehrliche Bürgersmann. Ihr Ziel waren die stockhoch in den Magazinen aufgehäuften Silberbarren. Aber bevor die Räuber den Abtransport dieses unermeßlichen Reichtums bewerkstel-

ligten, kehrten die Arbeiter zurück, um ihrer Herren Gut aus den Händen Unbefugter zu retten.

Nachdem Humboldt Stadt und Umgebung von Guanajuato ratzekahl recherchiert hat, fährt er senkrecht gegen Süden, ohne sich viel in Morelia, dem damaligen Valldolid de Michoacan, und im malerischen Patzcuaro aufzuhalten, seinem besonderen Ziel zu. Dieses Ziel ist der Jorullo, geboren 28. September 1759, jüngster Sproß der Gebirgswelt. Humboldt schildert ein halbes Jahrhundert später im „Kosmos", wie er mit Bonpland und Carlos Mantufar am 19. September 1803 diesen Vulkan bestieg und in ihn eindrang: „Wir glaubten am sichersten in den damals noch mit heißen Schwefeldämpfen gefüllten Krater zu gelangen, wenn wir den schroffen Rücken des mächtigen Lavastroms erstiegen, welcher aus dem Gipfel selbst aufgebrochen ist. Der Weg ging über eine krause, schlackige, koks- oder vielmehr blumenkohlartig angeschwollene, hellklingende Lava ... Als wir uns so in 217 Meter senkrechter Höhe bis zur oberen Fläche des Lavastroms erhoben hatten, wendeten wir uns zum weißen Aschenkegel, an dem wegen seiner großen Steilheit man fürchten mußte, bei dem häufigsten und beschleunigtsten Abrutschen schmerzhaft verwundet zu werden. Wir trugen das Barometer von dem Kraterrande in den ovalen Krater des abgestumpften Kegels. An einer offenen Kluft strömt Luft aus von 93,7 Cent. Temperatur. Wir standen nun 45 Meter senkrecht unter dem Kraterrande, und der tiefste Punkt des Schlundes, welchen wir des dicken Schwefeldampfes wegen aufgeben mußten, schien auch nur noch einmal so tief zu sein."

Im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Jorullo erwähnt Humboldt eine Volkssage, die sich im Staate Michoacan rasch verbreitete: Kapuzinermönche hatten das bislang fruchtbare Gelände mit einem Fluche belegt, weil sie dort eine unfreundliche Aufnahme gefunden hatten, woraufhin sich unverzüglich der Ausbruch des Vulkans ereignete.

Am Tage nach der Besteigung des Jorullo fährt er nordwärts, ist am 21. September wiederum im schönen Patzcuaro und am 24. in Zinapecuaro, wo er Obsidian-Perlsteine einsteckt. Nachdem er eine Nacht in der Stadt Toluca geschlafen hat, er-

klimmt er am 28. September den Nevada de Toluca. Er erreicht den Gipfel des Cerro del Fraile, heute „Pico de Aguila“ genannt, eine Höhe von viertausendsechshundert Metern. Zeitlebens wacht er darüber, daß ihm niemand die Ehre dieser Besteigung raube. Wütend schreibt er mehr als fünfzig Jahre später: „Die Behauptung Pieschels (in dem Artikel über die Vulkane von Mexiko in der Zeitschrift für Allg. Erdkunde), ‚daß nie ein Sterblicher die steile Spitze, d. h. den höchsten Gipfel des Vulkans von Toluca, erstiegen habe‘, ist durch meine auf diesem freilich (sic) kaum 3 Meter breiten Gipfel am 29. September 1803 gemachte und schon 1807 publizierte Barometermessung ... widerlegt worden. Der erregte Zweifel war um so sonderbarer, da ich gerade von dieser, allerdings (sic) nicht ohne Anstrengung zu erreichenden, turmförmigen Spitze des Pico del Fraile, in einer Höhe, welche kaum 200 Meter geringer als die des Montblanc ist, die Trachytmassen abgeschlagen habe, die vom Blitz durchlöchert und im Innern wie Blitzröhren verglast sind. Über die von mir sowohl in der Berliner als in mehreren Pariser Sammlungen niedergelegten Stücke gab Gilbert schon 1819 einen Aufsatz in seinen Annalen der Physik.“

Ein Vierteljahr in Mexiko-Stadt, ausgefüllt von Kartenzeichnen, astronomischen Beobachtungen, Teilnahme an den Prüfungen der bergmännischen Schule, Abfassung eines Promemorias an die Regierung über seine Reisen, und schließlich (9. bis 12. Januar 1804) besieht er in Begleitung des Vizekönigs die „Desague“, die Anlagen zur Entwässerung der in der Hauptstadt gelegenen Seen. Von hier gibt Humboldt eine schonungslose Darstellung der Sklavenarbeit, welche die fünfzehntausend Indios in ihrem eigenen Lande seit zwei Jahrhunderten leisten müssen. Solcherart vernachlässigen sie ihre häuslichen Angelegenheiten, verfallen dem Elend, gehen durch Unfälle zugrunde oder unterliegen der Feuchtigkeit in dem Graben von Nochistango. Humboldt macht dem Vizekönig Vorstellungen über diese Verhältnisse, aber dessen Antwort gibt er nicht an, wahrscheinlich deckt sie sich mit dem von Humboldt zitierten Artikel einer offiziellen Zeitung, die darüber klagt, daß man wichtige hydraulische Pläne nicht aus-

führen könne, weil die Ingenieure nicht mehr über so viele Indianer verfügen wie zur Zeit des Vizekönigs Don Luis de Velasco II.

In der Woche nach dieser Exkursion verabschiedet sich Humboldt für immer von der Stadt, nach der er sich in seiner Jugend gesehnt und die ihn nun ein Jahr lang gastlich beherbergt hat. Seine Abreise, 20. Januar 1804, ist gleichfalls noch Forschungsreise. Sie richtet sich nach Osten, dem Atlantischen Ozean.

Erste Station: Puebla. Diese Stadt, „eine von den sehr wenigen amerikanischen Städten, welche durch europäische Kolonisten gegründet worden sind, ist ebenso wie die ganze Intendantschaft sehr im Rückgang begriffen, sowohl was den Mehlhandel wie auch den Export von Hüten und Fayencen nach Peru anbetrifft". Aber noch weit mehr findet er das nahe Cholula im Abstieg begriffen. Humboldt zitiert den Rapport des Cortez an Karl V., darin Cholula als blühende Großstadt geschildert und sogar das starke Bettlerwesen als ein Zeichen von Zivilisation ausdrücklich gerühmt wird. Diesem Bericht fügt Humboldt nur hinzu, daß das heutige Cholula mit Plantagen für die Zubereitung von Pulque umgeben ist und die Bevölkerungszahl sechzehntausend beträgt. So tief ist diese Riesenhauptstadt seit den Tagen Cortez' gesunken, und seit den Tagen Humboldts sank sie abermals.

Ganz anders als die Stadt fordert eines ihrer Gebäude, die Pyramide, den Forschungseifer Humboldts heraus. Er zeichnet ihr Bild, mißt ihre Flächen, legt eine Tabelle an, die ihre Ausmaße im Vergleich zu den ägyptischen Pyramiden stellt, und schildert sowohl in seinem Mexikobuch als auch in einem ganzen Kapitel seines Buches „Pittoreske Ansichten der Kordilleren" ihren pyramidalen Eindruck. Sie übertreffe alle ähnlichen Werke, welche die Reisenden auf dem neuen Kontinent gefunden haben, und die Länge ihrer Basis sei beinahe doppelt so groß als die der Cheopspyramide. „Sie bildet ein Quadrat, welches viermal größer als der Platz Vendôme in Paris und mit einem Berg von Backsteinen bedeckt ist, der sich doppelt so hoch als der Louvre erhebt!"

Übrigens kann sich Humboldt gar nicht vorstellen, daß die

Pyramide zur Gänze ein Werk von Menschenhand sei, er neigt der Ansicht zu, daß die Backsteine nur die äußere Bekleidung eines Hügels sind. Seither aber ist das Innere des Bauwerks erforscht worden, und der Humboldtsche Verdacht läßt sich nicht mehr aufrechterhalten.

Von Cholula aus unternimmt Humboldt jene berühmte Besteigung des Popocatépetl, die er nie unternommen und nie unternommen zu haben behauptet hat. Wenn Bismarck im Kriegshauptquartier von Versailles dramatisch zum besten gibt, wie der altersschwache Humboldt am Königshof die Gesellschaft mit seiner Besteigung des Popocatépetl langweilte, so täuschen ihn seine Gedanken und Erinnerungen, weil der Berg mit dem komischen Namen leichter zu merken ist als der Chimborasso. Humboldt hat die Höhe des Popocatépetl nur von unten aus trigonometrisch nachgemessen, und zwar am 24. Januar 1804. Im „Kosmos“ schreibt er: „An dem Fuße des östlichen Abhangs des Popocatépetl, westlich von der Stadt Puebla de los Angeles habe ich in dem Llano de Tetimpa, wo ich die Base zu den Höhenbestimmungen der beiden großen, das Tal von Mexiko begrenzenden Nevados (Popocatépetl und Ixtaccihuatl) gemessen, 2270 Meter über dem Meere ein weites und rätselhaftes Lavafeld aufgefunden. Es heißt das Malpais (rauhes Trümmerfeld) von Atlachayacatl ... Ich schätzte seine Länge auf über 5850 Meter und seine Breite auf 1950 Meter. Es sind schwarze, teilweise aufgerichtete Lavaschollen von grausig wildem Ansehen, nur sparsam hier und da mit Lichenen überzogen, kontrastierend mit der gelblich weißen Bimssteindecke, die weit umher alles überzieht.“

Der Weg, den Humboldt nun nimmt, ist heute die Eisenbahnstrecke des Ferrocarril Interoceanico. Damals war dieser Weg ein „immerwährendes, äußerst beschwerliches Hinabgleiten an dem Gebirgsabhange, vorzüglich von der kleinen Festung Perote bis Jalapa“, welche Gegend er als einen der reizendsten und malerischesten Punkte der Erde qualifiziert. Ein ehrenvoller Superlativ aus berufenem Munde, dem wir zur Ergänzung nur hinzufügen wollen, daß in Perote jetzt die deutschen Nazis interniert sind und sich bitter über diesen Internierungsort beschweren.

Keiner Beschwer achtend, in Nebel und Frost, steigt Humboldt am 7. Februar 1804 den nahen Ex-Vulkan „Cofre de Perote" hinan, das Thermometer zeigt auf dem Gipfel 2 Grad unter Null. Die Form, in der er eine auf dem Cofre de Perote gemachte Beobachtung im „Kosmos" wiedergibt, ist für Humboldts Art besonders charakteristisch: „Bei Erhebung des Berges ist ein Teil der Bimssteindecke des großen Areals, das vielleicht durch Wasser schichtweise geebnet worden ist, mit emporgerissen worden. Ich habe an Ort und Stelle in mein Journal (Februar 1804) eine Zeichnung dieses Bimssteinsgürtels eingetragen. Es ist dieselbe wichtige Erscheinung, welche im Jahre 1834 am Vesuv von Leopold von Buch beschrieben wurde." Auf diese Weise zollt er dem großen Geologen Leopold von Buch ein Lob für die Entdeckung einer wichtigen Erscheinung, die er, Humboldt, schon dreißig Jahre vorher gemacht und in sein Tagebuch eingeschrieben habe. Im Mexikobuch steht sie aber nicht.

Am 19. Februar ist Humboldt am Atlantik, in Veracruz. Über zwei Wochen muß er auf das Schiff warten – Zeit genug, um den ganzen Golf von Mexiko zu analysieren, die Stürme namens Norte, die Hitzen, die Untiefen, die Windstöße, den Golfstrom, die tödliche Krankheit des Schwarzen Erbrechens, den Flugsand und die schlechten Ankerplätze. Allerdings, so sagt er, erleichtern diese dem Handel so nachteiligen Barren die militärische Verteidigung des Landes gegen die herrschsüchtigen Entwürfe einer europäischen Seemacht.

Dem Hafen von Veracruz ist Humboldt, als wäre er ein Feind aller Häfen, so mißgesinnt wie jenem, in dem er vor Jahresfrist das Land betrat. Haben wir ihn Acapulco mit dem Wort „erbärmlich" beschimpfen hören, so bestreitet er nun Veracruz, „diesem gefährlichsten aller Ankerplätze", den Namen eines Hafens ganz und gar.

Bei der geographischen Bestimmung von Veracruz mitsamt den vorgelagerten Inseln konnte Humboldt den Citlaltépetl, den Pic von Orizaba, nicht übersehen, der unter anderem als Wetterscheide wirkt. Aber er schenkte ihm wenig Beachtung, widmete ihm in dem großen Landschaftsgemälde von der Intendantschaft Veracruz nur die Bemerkung, daß „der Vulkan

von Orizaba nach dem Popocatépetl das höchste Gebirge in Neuspanien ist“ und daß sich der Gipfel dieses abgestumpften Kegels etwas gesenkt hat, weshalb man den Ausschnitt des Kraters sehr weit, sogar in der Stadt Jalapa, sieht. Humboldt stellt also zu jener Zeit den Popocatépetl höher als den Pic de Orizaba und läßt diesen sogar an Wichtigkeit hinter dem Koffer von Perote zurücktreten. „Da der Umstand, daß der Koffer de Perote den nach Veracruz steuernden Schiffen als Signal dient, und deshalb die Bestimmung seiner astronomischen Lage sehr wichtig macht, so habe ich auf dem Koffer selbst die Polhöhe vor- und nachmittags gemessen.“

Da er dies getan hat, tut er es auf dem Pic de Orizaba nicht. Sonst hätte er feststellen müssen, daß sein Popocatépetl um volle hundertdreißig Meter niedriger ist als der Pic von Orizaba und sein Koffer de Perote gar um anderthalbtausend Meter. Der Pic de Orizaba oder Citlaltépetl ist mit 5580 Metern weitaus die höchste Erhebung Mexikos, und nur weil Humboldt in Veracruz schon müde war oder es eilig hatte, hat der Popocatépetl diese ihm nicht gebührende Berühmtheit in die Tasche gesteckt.

Aus Veracruz sticht am 7. März 1804 die spanische Fregatte des kleistisch geheimnisvollen Namens „La O“ unter Segel, und an Bord ist unser Freund. Dort, wo einst der militärische Konquistador Hernan Cortez das Erdreich Mexikos betrat, verläßt es der wissenschaftliche Konquistador Alexander von Humboldt.

Humboldts Mexikobuch ist neben den „Ansichten vom Niederrhein“ seines Lehrers Georg Forster als das erste moderne Reisewerk der Weltliteratur da und erweist sich bis zum heutigen Tage als unveraltet. Man wird diese Behauptung paradox finden, und in der Tat, an den äußeren Angaben, an statistischen Ziffern und politischen Einteilungen kann nach hundertvierzig Jahren nur wenig stimmen. Neu-Spanien ist nicht mehr Neu-Spanien, sondern Mexiko, das Royaume ist kein Royaume, sondern eine Republik, Pazifik und Atlantik verkehren miteinander per Auto und Telegraf, der Norden mit dem Süden über den Panamerican Highway und mit Flugzeug. Die Hauptstadt zählt nicht mehr hundertvierzig-

tausend Einwohner, sondern mehr als zehnmal soviel. Sie liegt nicht mehr mitten im See, denn dieser ist aus dem Weichbild der Stadt vertrieben. Die Straßenbeleuchtung, „bestehend aus Spiegellaternen mit platten Dochten in Bänderform", hat in Stadt und Land der Glühbirne Platz gemacht. Überall stehen Fabriken, wenn sie auch zumeist ausländischer Besitz sind.

Kalifornien und Texas im Norden und Guatemala im Süden gehören nicht mehr zu Mexiko, und das kleine mexikanische Missionsdorf San Francisco, das Humboldt just nur erwähnte, wurde inzwischen zu einer Weltstadt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Der Hauptausfuhrartikel, die Purpurlaus Cochinille, deren Zucht er minutiöses Studium widmet, ist seit der Erfindung des Anilins weder Exportware noch Gegenstand der Zucht mehr, sondern nur eine Laus.

Andere Waren beherrschen den Export. Auf die Idee konnte Humboldt nicht kommen, daß dereinst zivilisierte Nachbarn im Norden sich in Gummi-Kauboys verwandeln und das Harz der Chicle-Wälder zum Zünglein der Außenhandelsbilanz machen werden.

So genau Humboldt alle im mexikanischen Boden ruhenden Schätze untersuchte, einem schenkt er keine Beachtung: dem Petroleum. Aber auch hier müssen wir ihm Absolution erteilen. Verkündete doch hundert Jahre nach Humboldts Mexikofahrt die British Encyclopaedia, mit der allgemeinen Einführung der elektrischen Beleuchtung werde das Petroleumlicht verlöschen und daher die Förderung von Erdöl ihr definitives Ende finden.

Solche Überholtheiten und Unterlassungen machen dem, der mit historischem Auge und dialektischem Hirn zu lesen versteht, die Lektüre noch ergiebiger, denn sie zeigen das Wandelbare im Spiegel des Ewigen. Ewig ist die Landschaft Mexikos, die Humboldts Griffel uns malt, ewig sind die Phasen des Himmels und die Bedingungen, die sie dem Getier, dem Gewächs und dem Gestein auferlegten, und ewig ihr Einfluß auf viele Lebensäußerungen des Menschen. Solche Äußerungen fand Humboldt im Tanz der Indios, in ihrer Musik, in ihrem Kunstgewerbe und ihrer Heilkunst so vor, wie sie in

Montezumas Tagen gewesen waren, und wir finden sie heute so, wie Humboldt sie fand.

Unvergänglich aber und unveränderlich sind vor allem die humanistischen Ideen, die er auf Mexiko anwendet und in denen er sich eindeutig für das mexikanische Volk erklärt. Er stellt sich gegen die grause Habgier der Konquista, gegen die Ausbeutung der Indios durch den spanischen Adel, den römischen Klerus und die indianischen Kaziken, gegen die Drosselung des mexikanischen Wirtschaftslebens durch Zölle, Monopole, Anbauverbote, durch Zerstörung von Tabak-, Bananen-, Kakao-, Maulbeer-, Ölbaum- und Weinpflanzungen, durch Verbot von Walfischjagd und Cochinillezucht. Und er, unbedingter und unerschütterbarer Anhänger der Französischen Revolution, weiß auch die einzige Abhilfe. Zwar drückt er sie in diplomatischer Sprache aus mit Worten wie „grundlegende Änderung der Verfassung" oder „staatliche Umwälzung" oder „durch große Staatsveränderungen und andere Zeitereignisse begünstigt", jedoch die spanische Krone, die ihm die Reise bewilligt hatte, und die herrschende Klasse der Kolonisten, die ihm überall behilflich war, verstehen gar wohl, was er für Mexiko als einzige Lösung ansieht.

Tief ging die politische und wirtschaftliche Wirkung der Humboldtschen Reisewerke. Aber sie war zwiespältig. Hauptsächlich lenkten diese Publikationen die Begierde des beginnenden Kolonialimperialismus auf sich. Wie? Es gibt noch solch ungeheure Gebiete mit unentwickelter Wirtschaft und mit fabelhaften Bodenschätzen, mit so widerstandslosen, so genügsamen Arbeitskräften? Auf, laßt uns dort unsere Hütten bauen (Eisenhütten und Silberhütten, wohlverstanden!), laßt uns dort unsere Kapitalien investieren, unsere Methoden der Exploitation entfalten. Auf Grund der Humboldtschen Beschreibung von Pachuca kam es zu Börsenbooms, wie zur Gründung der Real Monte Company in London, zum ersten Panamakanal-Projekt in Paris und anderen Unternehmungen, die Humboldts Buch als Prospekt verwendeten und Humboldt selbst als Direktor nach Mexiko schicken wollten. Auch die Anleihen, die die Großstaaten Mexiko gewährten, und, ihnen folgend, die militärischen Interventionen suchten in seinen

Ausführungen nach Entschuldigung und Begründung. Grotesk ist, daß die Invasionen Mexikos mit Hilfe von Humboldts Landkarten durchgeführt wurden. Der österreichische Gesandte in Paris schreibt an Erzherzog Maximilian, er habe trotz aller Mühe nur zwei Exemplare von Humboldts „Atlas du Royaume de la Nouvelle Espagne“ auftreiben können, da General Bazaine die Vorräte aufgekauft zu haben scheint. Und schließlich lieferte Porfirio Díaz sein Land dieser Kolonialpolitik aus, damit mit Hilfe fremder Kapitalien die Humboldtschen Reformvorschläge zur Verwirklichung gelangen konnten.

Aber auch die wahren Freunde des Volkes, von Simón Bolívar in Südamerika bis zu Benito Juárez in Mexiko, fanden für ihre Programme bei Humboldt die wissenschaftlichen Unterlagen eines Unparteiischen, und sie vermochten mit Hilfe ihrer Völker mehr davon zu verwirklichen, als es der despotische Fronvogt des Auslands, Porfirio Díaz, und seine Nachbeter je vermocht.

So hatte das frei gewordene, das republikanische Mexiko Anlaß, dem Manne Dankbarkeit zu erweisen, der sein Werk dem spanischen König gewidmet hatte. Als die Nachricht von Humboldts Tod in Mexiko eintraf, ordnete Benito Juárez, der Befreier-Präsident, an, daß er in der Verfassung zum „Benemérito de la Patria“ erklärt werde. Eine Stadt des Namens „Humboldt“ sollte auf dem Isthmus von Tuehuantepec, an der Wasserscheide zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean errichtet werden; mit der finanziellen Durchführung dieser Städtegründung wurde jedoch die verhängnisvolle Schweizer Firma Jecker & Co. beauftragt, die, statt um die Errichtung der Stadt Humboldt sich zu bekümmern, die Franzosen zur Intervention in Mexiko aufstachelte.

Der Liebe Mexikos zu Humboldt Rechnung tragend, schenkte Kaiser Wilhelm II. den Mexikanern die Marmorstatue, die vor der Nationalbibliothek in der Calle Uruguay steht, schräg gegenüber dem Haus, das Humboldt bewohnte. Bei der Enthüllung am 13. September 1910 wurde dem Präsidenten der Republik eine Festschrift überreicht. Sie war in deutscher Sprache verfaßt, und so hat sie weder der Präsident noch sonst

wohl ein Mexikaner gelesen. Hätte sie einer gelesen, so hätte es keinen kleinen Skandal gegeben.

In dem Sammelbuch findet sich nämlich ein Aufsatz, „Humboldt und die volkswirtschaftliche und ethnologische Entwicklung Mexikos", von einem O. Peust, der sich Abteilungsdirektor im Fomento nennt. Selbiger mexikanische Staatsbeamte deutscher Nationalität war ein Nazi avant la lettre, ein zukünftiger Blockwart des Rassenwahns mit dem Ehrgeiz, sich wissenschaftlich zu gebärden. Selbiger mexikanische Staatsbeamte deutscher Nationalität entblödete sich nicht, die kaukasische (heutzutage arische) Rasse als eine allen anderen Menschen überlegene und die Mexikaner ausdrücklich als minderwertig und indolent zu bezeichnen. Dazu aber bedurfte es einer „Widerlegung" Humboldts, und die besorgte unter dessen neuem Standbild der Herr O. Peust in rüder und plumper Weise und sah zu, wie der Kübel von Unrat dem Präsidenten der Republik überreicht wurde.

Stellt man die Ergebnisse von Humboldts Völkerstudium den Einwänden der Nazis wortwörtlich gegenüber, so ergibt sich die grundlegende Kontroverse über das Rassenproblem.

HUMBOLDT: Es würde das allgemeine Naturbild, das ich zu entwerfen strebe, unvollständig bleiben, wenn ich hier nicht auch den Mut hätte, das Menschengeschlecht in seine physischen Abstufungen, in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen . . .

PEUST: Es gibt keine gleichzeitig vorhandenen Typen, wie Humboldt fälschlich glaubt. Die Einzelerscheinungen sind bedingt durch die Rassenveranlagung jedes Volkes.

HUMBOLDT: . . . in wenigen Zügen zu schildern. Es soll die Untersuchung dieses Problems durch ein edleres und menschliches Interesse das letzte Ziel meiner Arbeit bezeichnen. Unser von den Wissenschaften glücklich durchglühtes Zeitalter . . .

PEUST: Um den besonderen Charakter eines Zeitabschnitts festzustellen, sind Darstellungen wie des Humboldtschen Mexiko-Buches, welche sich auf die betreffende Zeit selbst beschränken, wertlos. Allerdings ist dies durch die Entwicklungstendenzen der Epoche begründet, welche der Hum-

boldts vorausgegangen ist und die die Auffassungen kennzeichnen, welche jener Weise bezüglich seiner eigenen Zeit und des folgenden gesellschaftlichen Werdegangs entfaltet hat. Unter den Schriftstellern der Zeit Humboldts hat eben keiner die organische industrielle Bewegung um die zunehmende Wichtigkeit der Rassen erkannt, in denen die trägen Individuen vorwiegen.

HUMBOLDT: Nur solange man ausschließlich bei den Extremen in der Variation der Farbe und Gestaltung verweilte und sich der Lebhaftigkeit der ersten sinnlichen Eindrücke hingab, konnte man allerdings geneigt werden, die „Rassen" nicht als bloße *Abarten*, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Die Festigkeit gewisser Typen mitten unter der feindlichsten Einwirkung äußerer, besonders klimatischer Potenzen schien eine solche Ausnahme zu begünstigen. Kräftiger aber sprechen für die *Einheit des Menschengeschlechts* die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, und entscheidend wird diese Einheit durch die Analogie der Abartung in wilden und zahmen Tierklassen bewiesen sowie durch die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugung gesammelt werden konnte. Der größere Teil der Kontraste, die man ehemals hatte zu finden geglaubt, ist hinweggeräumt durch die Vergleichungen des Hirns der Neger mit dem der Europäer und durch die anatomischen Untersuchungen über die Gleichheit des Beckens bei allen Rassen. Die *Menschenrassen* sind Formen einer *einzigen Art*, welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen; wäre jede „Rasse" ein anderer Genus (Gattung), so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar sein.

PEUST: Es gibt drei voneinander unabhängige Rassen: die erste umfaßt die Nationen der kaukasischen Rasse, welche das kapitalistische Industriesystem geschaffen haben, zur zweiten gehören Japaner, Chinesen usw., die zur Nachahmung des kapitalistischen Systems fähig sind, während die dritte Gruppe von jenen Rassen, wie zum Beispiel den amerikanischen Indianern gebildet wird, welche der zur Durchführung dieses Systems erforderlichen Willenskraft entbehren.

Untergeordnet und verachtet, haben sie keinerlei Einfluß auf die allgemeine wirtschaftliche Bewegung ausgeübt. Zum Teil leben sie indessen in einem und demselben Lande zusammen mit der herrschenden kaukasischen Rasse, wie in den lateinisch-amerikanischen Ländern und besonders in Mexiko, und wegen ihrer großen numerischen Überlegenheit geht die industrielle und somit politische Hegemonie allmählich zu den minderwertigen Rassen über. Der Hauptgrund besteht darin, daß die vervollkommneten Maschinerien derartige Fortschritte gemacht haben, daß der geringe Kern von tätigen Individuen der minderwertigen Rassen zur Einführung und Leitung des kapitalistischen Industriesystems genügt und für die immer mehr vereinfachte Arbeit die indolenten Arbeiter verwendet werden.

HUMBOLDT: An lange Sklaverei sowohl unter ihren eigenen Fürsten als unter den ersten Eroberern gewöhnt, tragen die Eingeborenen von Mexiko alle die Plackereien, die sie noch oft genug von den Weißen erfahren müssen, mit Geduld. Da die Ureinwohner fast alle zur Klasse der Bauern und des niedrigen Volkes gehören, so ist es nicht leicht, über ihre Anlagen für Künste der Lebensverschönerung zu urteilen. Indessen gelangt ein Indianer auf einen gewissen Grad von Kultur, so zeigt er eine große Leichtigkeit zu lernen, viel richtigen Verstand, natürliche Logik und eine besondere Neigung, zu subtilisieren oder die feinsten Verschiedenheiten zwischen mehreren zu vergleichenden Gegenständen aufzufassen.

PEUST: Trotz der Unterschiede von hundert und mehr Prozent zwischen der Arbeitsfähigkeit der verschiedenen indianischen Stämme sind die amerikanischen Indianer doch eine minderwertige Rasse, die im Durchschnitt nicht mehr als den achten oder zehnten Teil der energischen, in der kaukasischen Rasse vorhandenen Individuen enthalten.

HUMBOLDT: Wie kann man Seeleute finden, die bereit wären, ein so rauhes Gewerbe, ein so elendes Leben zu unternehmen wie den Pottfischfang? Wie soll man sie in einem Lande finden, wo nach der allgemeinen Meinung zu einem glücklichen Leben nichts weiter nötig ist als Bananen, Dörrfleisch,

eine Hängematte und eine Gitarre? Die Hoffnung auf Gewinn ist zu schwach in der Gegend, wo die wohltätige Natur dem Menschen tausend Mittel bietet zu einem leichten und friedlichen Leben, ohne das Land zu verlassen und gegen die Ungeheuer des Meeres zu kämpfen.

PEUST: Humboldt verfällt in den Widerspruch, die Indolenz der Indier der verschwenderischen Natur zuzuschreiben, während er die fremden Matrosen, die in Mexiko dasselbe leichte und bequeme Leben genießen, zu den schweren Arbeiten des Pottfischfangs für brauchbar hält. Man kann von den verfehlten, aber nebensächlichen Schlußfolgerungen Humboldts absehen. Zu seiner Zeit bestand die Rassenfrage nicht. Es lag keine Notwendigkeit vor, wirtschaftlich-quantitativ den Rang der minderwertigen Rassen festzustellen, welche heute die höheren bedrängen und zu ersetzen suchen. Es ist daher die Meinung Humboldts erklärlich, der es für möglich hielt, die hauptsächlichsten und gegenwärtig als unveränderlich anerkannten geistigen Eigenschaften in kurzer Zeit heben und bessern zu können.

HUMBOLDT: Überall tut die Unterdrückung die gleiche Wirkung: Überall zerstört sie die Sittlichkeit.

PEUST: Humboldt hat den Gegenstand nicht mit systematischer Gründlichkeit behandelt. Im allgemeinen und an und für sich bedeuten die gesellschaftlichen Eigenschaften gar nichts. Humboldt war sonach nicht imstande, die Einrichtungen näher anzugeben, die er für die Eingeborenen Mexikos für geeignet hielt.

HUMBOLDT: Nur durch große Staatsveränderungen oder durch andere Ereignisse begünstigt, wird die Bevölkerung in den fruchtbaren und gemäßigten Zonen zunehmen und auf sittlich höhere Stufe kommen. Dazu ist jeder Menschenstamm fähig. Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte Volksstämme, aber es gibt . . .

PEUST: Das sind keine ökonomischen Begriffe, keine soziologischen Kategorien. Die einzigen Fähigkeiten, welche die Ras-

sen klar unterscheiden und charakterisieren, sind die Ausdauer und Energie in den wirtschaftlichen Beschäftigungen. Die Rassengruppe der amerikanischen Indier usw. ist zur Anwendung des kapitalistischen Industriesystems unfähig.

HUMBOLDT: Alle Menschenstämme sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt. Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer erweiterter Geltung sichtbar ist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als *einen* großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung *eines* Zwekkes, der *freien* Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.

TSCHECHOSLOWAKEI

VON ŠKUBÁNKEN

Die Škubánken sind vor allem ein Erkennungszeichen, untrüglich sowohl nach außen als auch nach innen.

Soll heißen: ein Nichttscheche ist als Nichttscheche augenblicks daran zu erkennen, daß er keine blasse Ahnung davon hat, was Škubánken sind oder, falls er doch eine blasse Ahnung von Škubánken hätte, keine blasse Ahnung davon hat, was Škubánken bedeuten.

Innenpolitisch aber wirken die Škubánken geradezu als Lackmuspapier: Unfehlbar lassen sie die zwei Teile der Nation voneinander unterscheiden. Der eine Teil wird blau, wenn er der Škubánken ansichtig oder anhörig wird, blau vor Abneigung und Abscheu. Die andere Partei reagiert rot vor Freude und Behagen, röter als die stärkste Säure auf Lackmuspapier. Kein Anti-Škubánkianer kann so heftig antireagieren wie wir Pro-Škubánkianer pro.

Nun wird es Zeit, dem allenfalls ahnungslosen Leser zu verraten, was Škubánken sind. Aber wie sollen wir das in der wissenschaftlich üblichen Weise tun? So eifrig auch die Herren von der Böhmischen Akademie der Wissenschaften in heimischen Romanen und Gedichten gesucht haben mögen, sie fanden keine Škubánken, und das, was sie in ihrem Wörterbuch unter dem Schlagwort „kucmoch" anführen, sind kurze Sätze der Belletristen Rais und Neruda, kaum des Zitierens wert. In der Weltliteratur haben die Škubánken meines Wissens nur an einer einzigen Stelle Eingang gefunden: im Schülerepos „Meyrias" von Oskar Kraus, dort, wo der Oberlehrer Meyer, von Todesahnungen ergriffen, zum Weg in die Schule aufbricht und sich von seiner Gattin verabschiedet. „Leb wohl und koch mir was Gutes, Škubánken oder Kolatschen mit Powidel oder auch Dalken."

Daraus erfährt der Leser, daß es sich um eine Speise handelt, „etwas Gutes", und zwar eine, die nur im Plural vorkommt. Im Singular mag es sie theoretisch geben, in der Praxis ist noch niemandem eine Škubánke vorgesetzt worden.

Darüber, woher der Name stammt, kann uns der Etymologe, selbst wenn er dieser so volksmäßigen, ja geradezu proletarischen Speise Beachtung widmen wollte, nichts servieren. Er wird uns zu erläutern versuchen, daß „škubánky" die Gerupften bedeuten, weil „škubati" rupfen heißt. Aber das ist ebenso selbstverständlich, wie es ein Blödsinn ist. Mit dem Rupfen haben Škubánken weniger zu tun und zu leiden als irgendwelche anderen Speisen.

Woher der „kucmoch", der ein Vorprodukt oder Zwischenprodukt der Škubánkenerzeugung ist, seinen Namen haben soll, werden wir aus dem Munde des Papstes erfahren, bevor unser Essay zu Ende ist. Vorher aber werden wir unsere ketzerische Theorie äußern, daß das Wort kucmoch vom deutschen „etwas Gut's machen" stammt, worunter eine Mehlspeise bezeichnet wird, zum Unterschied vom bloß Nützlichen, vom bloß Notwendigen, von einem Fleisch-, Suppen- oder Grützengericht, eben etwas Gut's!

Hörten wir nicht in dem einzigen Škubánkensatz, den wir aus der außerböhmischen Literatur herauslöffeln konnten, den Oberlehrer Meyer bei seiner Gattin die Mehlspeise mit den Worten bestellen: „Leb wohl und koch mir was *Gutes*, Škubánken . . ."

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf ein böhmisches Dorfepos verweisen, dessen die Akademie der Wissenschaften keine Erwähnung tut, obwohl es häufig aus dem Volksmunde hervortritt. Wir wollen seinen Inhalt so knapp wie möglich erzählen:

Eben hat die Hochzeit der Heldin, eines Bauernmädchens, stattgefunden, schon sitzt sie an der Seite ihres strahlenden Bräutigams in der geschmückten Kutsche, um in ihr neues Heim abzufahren. Das ganze Dorf umsteht den Wagen, ihre bisherigen Gespielinnen beneiden sie um den schönen Burschen, mit dem sie von heute abend an ungestört beisammen sein darf, und die Dorfjünglinge lächeln in seliger Erinnerung

an Stunden, die sie mit der nun Davonziehenden beim Tanz und im Hain verbracht.

Nur die Braut schaut gar nicht lächelnd drein. Etwas bewegt sie. Ist es Angst vor der Brautnacht, Angst vor der Ehe, Angst davor, nun einem Hausstand vorzustehen? Angst davor, von ihrem Mann als schlechte Gattin zu ihren Eltern zurückgeschickt zu werden?

Ja, es ist all das zusammen, was ihrer Miene den Ausdruck der Besorgnis gibt. Sie kennt das Geheimnis der Ehe nicht, oder besser gesagt, sie hat es vergessen!

Zum Glück steht noch die Mutter da, die das Geheimnis weiß. Die Tochter stellt die Frage. Die Mutter hat längst bemerkt, daß das Töchterchen von einer Sorge bewegt ist, und sie befürchtete bereits, daß es sich die Ehe noch überlegen, plötzlich aus dem Wagen springen und davonlaufen werde. Nun, da ihr die Tochter die Frage stellt, fällt ihr ein Stein vom Herzen. Gern gibt sie die erschöpfende Aufklärung darüber, wie die Ehe erfolgreich werden muß, und spornt zur Abreise an. Das Ganze, Frage der Tochter und Antwort der Mutter, vermeldet das Epos in Reimen, und dieser gereimte Dialog ist zugleich das ganze Epos. Es besteht nur aus zwei Zeilen: „Kolik šťouchů do kucmouchu?" – „Pět, dcero, pět. A s pánem bohem jeď." (Wieviel Stöße für die Klöße? – Fünf, Tochter, fünf. Und mach dich auf die Strümpf.)

Davon rollt ein Wagen mit endlich glücklicher Braut. Sie ist gerettet.

Im Kochbuch hätte sie das Geheimnis wohl vergeblich gesucht. Denn die Škubánken haben sich wohl ihren Platz an der Sonne des Herdes errungen, aber nur wenige Kochbücher geben ihre Schöpfungsgeschichte an. (Von Kochbüchern ausländischer Suppen und Magen ganz zu schweigen.) Wir fanden für unsere Monographie im Grunde nur ein einziges Rezept:

Nr. 351 – Sterz (Škubánken). Man nehme 1 kg älterer, mehliger Erdäpfel, kratze sie in rohem Zustand, koche sie in Wasser und etwas Salz und verkoche sie, wenn sie weich sind, mit 20 g griffigem Mehl. Dann stelle man sie weg, seihe etwas Wasser von denselben ab und rühre so lange, bis man eine glatte, feste

Masse bekommt. Mit einem befetteten Löffel schneidet man Stücke heraus, befettet sie von neuem und bestreut sie mit Zucker und Mohn.

Nun, hier stehe ich und kann nicht anders, als zu erklären, daß ich das bloß nach diesem Rezept gezeugte Produkt aus freiem Willen niemals verzehren würde.

Was heißt zum Beispiel „1 kg Erdäpfel mit 20 g Mehl", was heißt „eine glatte, feste Masse"? Das heißt etwas ganz Falsches. Von dem Verhältnis fünf zu eins für Kartoffeln und Mehl kann keine Rede sein, das Mehl soll wenigstens eine Hälfte der Kartoffelmenge darstellen – wenn überhaupt eine feststehende Relation angegeben werden soll. Gerade eine Volksspeise wie diese spottet der chemischen Formeln, Škubánken kann man nur nach dem Gefühl machen, dem Gefühl für die Konsistenz der zu vermehlenden Kartoffeln und für das zu verkartoffelnde Mehl. Im Grunde kann nur eine einzige Person die richtigen Škubánken backen: Mutter.

Nur Mutter weiß, welche Kartoffeln die richtigen sind (daß neue Kartoffeln die falschen sind, weiß auch die Nicht-Mutter), wieviel Salz zuzusetzen, wieviel Wasser abzuziehen ist, wieviel und wann Mehl beizusetzen und wie lange zu quirlen ist, damit jenes Resultat *vermieden* wird, welches unser Kochbuch anstrebt: „die glatte, feste Masse". Mag es Hunderte von Küchenprodukten geben, für welche die Eigenschaften von Glätte und Festigkeit äußerst lobenswert sind, gerade dem Charakter der Škubánken entsprechen sie nicht. Ihr Ton soll rauh und herzlich sein und ihr Herz weich.

Eine einzige Regel gilt: „Pět (sedm) šťouchů do kucmouchu." Sie ist, in Prosa übersetzt, die Aufforderung, mit dem Kochlöffel fünf Stiche in den Kartoffel- plus Mehlbrei namens kucmouch zu šťouchen. Dies geschieht, um zu vermeiden, daß besagter Brei eben eine glatte feste Masse bleibe. Durch die Löcher, die durch die šťouchy entstehen, sinken die Grundstoffe Kartoffel und Mehl weit tiefer in Wasser und Salz, die Hilfsstoffe, ein, und der Dampf steigt weit gründlicher durch diese Schächte empor, als das zum Beispiel bei Kartoffelknödeln oder bei einem Sterz geschieht. Ein Sterz bleibt immer nur eine kuchenartig gebaute Kartoffelspeise, und nur deshalb

ist ihm Mehl beigesetzt, damit es die Kartoffeln aneinander binde. Ganz im Gegenteil dazu werden die werdenden Škubánken gelöst für ihre nunmehr bald entstehende Form.

Ob die Tätigkeit, diese pět (sedm) šťouchů dem kucmouchu zu versetzen, unter jenem škubati (rupfen) gemeint ist, das dem Endprodukt seinen Namen gibt? Das ungewöhnlich klingende Wort „kucmouch" ist um des Reimes willen (des Reimes auf „šťouch") aus dem Wort „kucmoch" verstümmelt. Und das bringt uns auf den Verdacht, daß auch die Regel um des Reimes willen etwas ganz Falsches lehrt. Nicht sieben Stiche bedarf es, um den Brei zu durchlöchern, sondern selbst im größten Topf nur vier oder fünf. Aber weder diese beiden Ziffern noch die nachfolgende Sechs hatten sich auf den Genitiv singularis unseres kucmouchs rhythmisch gereimt – die Zahl sedm ist die nächste zweisilbige Ziffer in der Skala eins bis zehn.

Während wir aus Etymologie und Rhythmik zur Gastronomie zurückkehren, finden wir Kartoffeln und Mehl zur nimmermehr trennbaren Einheit verrieben. So wird zur Schöpfung geschritten. Geschöpft wird mit dem Löffel, den man vorher in Fett taucht, damit an ihm der Teig nicht klebenbleibe. Im übrigen ist es ein gewöhnlicher Suppenlöffel, kein Holzlöffel, wie es jener war, der die šťouchy verübte, aber auch kein Tee- oder Kaffeelöffel, weil miniature Škubánken nicht erfunden sind und nie erfunden werden. Škubánken müssen genauso groß sein wie ein Suppenlöffel, also gewissermaßen auf einen Schluck verschluckt werden können wie ein Löffel Suppe. Wenn sie nicht auf diese Weise verschlungen werden, ist ihre Körperwärme daran schuld; um dieser willen zerschneidet man das löffelförmige Stück in zwei Teile, bevor man es neuerlich ins siedende Fett eintaucht und zum Munde führt.

Vorher aber streut man noch etwas darauf. In der Tat kann es, wie das zitierte Rezept unseres Kochbuchs angibt, „Zucker und Mohn" sein. Aber es muß nicht gerade gefetteter Mohn sein. Weitaus die meisten Esser ziehen gebutterten Quark vor, weil dessen weiße Farbe sich vom Gelb besonders appetitlich abhebt. Andere – Puristen – lassen sich den Urgeschmack durch keinen Beigeschmack verleiden, nicht einmal durch Zukker. Eine dritte Gruppe, strenge, männliche Typen, decken die

Škubánken mit Schichten von Salz zu; dem Beschauer läuft beim bloßen Hinsehen das Wasser im Munde zusammen, aber nur vom schauernden Durst. Andere Škubánkiers bestellen zwecks Bestreuung geriebene Nüsse, geriebene Äpfel oder geriebene Birnen, eine sogenannte „Prachanda". Wer Gänsegrieben zu Škubánken ißt, ißt eigentlich nicht Gänsegrieben zu Škubánken, sondern Škubánken zu Gänsegrieben. Škubánken als Beilage, ungefähr wie Knödel. Welch Mißverständnis!

Wäre Prinz Hamlet ein Škubánkenesser gewesen, ja, hätte er auch nur in Horatio einen Škubánkenesser vermutet, nimmermehr hätte er sich mit Ironie über die Sparsamkeit ausgelassen, das Gebackene vom Leichenschmaus als Hochzeitsschüssel nochmals zu verwenden; eine solche Wiederverwendung oder Neuverwendung sind die Škubánken gewöhnt wie andere Speisen auch. Nur sie und keine andere Speise ist so geartet, daß ihre Neuauflage mit größerer Begierde erwartet wird als die vorige, jene, die man zu Mittag verschlang. Nun nämlich prangen die Exemplare in Goldschnitt – dunkles, strahlendes Gold. Wie es niemandem einfiele, auf Einbände von der Hand und dem Material des Goldschmieds etwa graue Eisenfeile auszuschütten, so bestreut niemand die abendlich neugedruckten, neueingebundenen Škubánken mit Mohn, weißem Käse oder auch nur mit Zucker. (Von der perversen Prachanda ganz zu schweigen.)

Vielleicht schmecken Škubánken den Augen noch besser als dem Gaumen. Es ist etwas Kindliches im Volkscharakter, die Mahlzeit um des ästhetischen Genusses willen zu sich zu nehmen, das Häßliche nur mit einer Hülle genießbar zu finden. Ein Gericht wie der jugoslawische Čevabčiči zum Beispiel, der aus Würstchen ohne Darmhülle besteht, ein norddeutscher Hackepeter oder Beefsteak Tatar, englisches Steak, französische Tripes, österreichisches Beuschel oder portugiesische Austern, den südfranzösischen Tümpel voll verreckter Fische, den man als Bouillabaisse bewundert – all das könnte in böhmischen Landen keine Massenbasis finden. Wiener Schnitzel und Wiener Würstel konnten sich nur dank ihrer Maskierung und Verkleidung, pané und Darm, ins Innere des antiwienerisch gesinnten Tschechenvolkes schleichen.

Freilich liegt die Ursache der Škubánkenpopularität zunächst nicht im Ästhetischen, sondern im historisch Materiellen. Einstens hatte die Obrigkeit Anbau und Konsum der eben aus Amerika eingeführten Kartoffel angeordnet – ein Befehl, den die Müllersleute des flachen Landes bekämpften. Hatten sie doch um ihre Existenz zu fürchten, weil Kartoffeln keine Mühlenräder und keine Mühlsteine brauchten, um gemahlen zu werden. Auf der Seite der Müller focht das bäuerliche Mißtrauen gegen alles Neue, gegen sie der Amtmann und die Gendarmen. Der Krieg endete mit einem Kompromiß zwischen dem althergebrachten Mehl und den neuhergebrachten Kartoffeln.

Das war nicht nur in Böhmen der Fall, überall wurden Sterz und Kartoffelpuffer (placky) erfunden. Aber während in den kaisertreuen Erbländern Österreichs das Buchweizen- oder das Maismehl nur als spärliches Bindemittel des Kartoffelbreis diente, wurden innerhalb des unterjochten Königreichs, das den Wiener Beglückungen mißtraute, die „Brandenburger", das heißt die Kartoffeln, keineswegs zur Alleinherrscherin erhoben. Das alte bewährte Getreide blieb als vollberechtigter Mitregent an der Macht.

Doch rasch wurde das neue Gericht zur Nationalspeise, und hier trat das Farbenelement in Erscheinung. Die Hausfrau, die als erste die Škubánken abbuk, sie mußte auf das goldstrahlende Produkt ent- und begeistert geschaut haben wie der Alchimist, der in seiner Retorte endlich den Klumpen des Triumphs zu erblicken wähnt.

Konkurrenzangst der Müller und Mißtrauen der Bauern heckten antiškubánkische Parolen aus: von Škubánken werde man dumm, sie verpappen das Gehirn. Grundlage dafür mag sein, daß man sie mit Mohn ißt, also mit Opium, das einschläfert. Warum man, wie eine Redensart behauptet, von Škubánken eine Gänsehaut bekommen soll, vermag ich nicht zu erklären. Die Beschuldigung, daß von Škubánkengenuß die Ohren stauben, ist kein Vorwurf gegen die Škubánken als solche, sondern richtet sich gegen jene Köchinnen, die zuwenig Fett verwenden. Škubánkengegner sind oft Snobs und nur deshalb Škubánkengegner, um sich eines aristokratischen Gaumens,

eines kosmopolitischen Magens und einer feinschmeckerischen Zunge zu rühmen, mit welcher Zunge sie mich selbst kreuzweise unbeeindruckt lassen.

Vor Jahren war ich bei einem Scheidungsprozeß zugegen. Der Gatte, ein sonst gemessener und glatter Präsidialbeamter, hatte seiner Ehefrau eine Schüssel voll dampfender fetter Škubánken ins Gesicht geworfen. Er redete sich darauf aus, die Zubereitung von Škubánken schon wiederholt verboten zu haben, die Gattin aber betonte, eine ebensolche Anhängerin von Škubánken zu sein, wie der Mann deren Gegner zu sein behaupte. Einige Jahre nachher, unter dem Naziregime, wurde jener Beamte Minister und später als Kollaborant vor das tschechische Volksgericht gestellt. Er kam recht glimpflich davon – die Richter wußten anscheinend nichts von seinem volksverräterischen Verhalten gegen die Volksspeise.

Auch in die Weltpolitik und die Kirchengeschichte griffen die Škubánken einmal ein. Das war vor etwa zwanzig Jahren, da Kardinal Marmaggi als päpstlicher Nuntius bei der Tschechoslowakischen Republik beglaubigt war und ein Konkordat oder eigentlich ein Nichtkonkordat den Himmel verfinsterte. Gerade um diese Zeit wurde Marmaggi vom Prager Erzbischof Kordač, gegen den er entschiedenes Mißtrauen hegte, offiziell zum Essen eingeladen. Demgemäß war die Stimmung, und als – es war der dritte Gang – Škubánken serviert wurden, schob der Nuntius die Schüssel mit einer Gebärde des Ekels von sich. Ohne Gruß und augenblicks verließ er den Speisesaal, den Palast. Ohne sich umzuwenden, verließ er den Hradschin. Ohne je wiederzukehren, verließ er die Republik. Erst aus dem Vatikan protestierte er gegen das Sakrilegium, verübt dadurch, daß man dem Legaten des Heiligen Vaters eine Armeleutespeise aus Kartoffeln vorzusetzen gewagt. Der Škubánkenkrieg entbrannte in ungeahnter Heftigkeit, in unbegrenzter Öffentlichkeit, in italienischer und sogar in lateinischer Sprache.

„Armeleutespeise"? Škubánken sind die teuerste Mehlspeise, verkündeten die Diözesen in Böhmen und Mähren und das Außenministerium. Keine Torte und kein Kuchen erheische so unabschwächbare, so unverdünnbare, so reiche Ingredienzien

wie eben diese nationale Schüssel. Also erscholl es vom Hradschin, aber der Vatikan blieb die Antwort nicht schuldig. Orbi et urbi ward vom Stuhl Petri hinab verkündigt, das böhmische Volk selbst bringe den Škubánken ein Odium entgegen. Schon die Expression „kucmoch“ sei eine pejorative (herabsetzende, verächtliche) und stamme vom Verbum germanicum „kotzen“ (id est: erbrechen, vomieren). Eine ganze Reihe von Redensarten und Sprichworten sei gegen die Škubánken gerichtet, gegen ihre verdummende und beleidigende Wirkung.

Man muß zugeben, daß diese folkloren Zitate mit einer Sachkenntnis angeführt wurden, die selbst den kirchengläubigsten Seelen überirdisch und unheimlich vorkam. Etwas von dieser Scheu blieb noch zurück, als sich bereits herausgestellt hatte, daß der vatikanische Leibkoch kein anderer als Herr Lejcko sei, der vorher für den böhmischen Grafen Palffy Škubánken zubereitet und nun ohne Zweifel den Nationalverrat an der Nationalspeise verübt hatte.

Ein paar Jahre nachher wurde abermals ein Nuntius für Prag ernannt, nicht mehr der alte, und die Beziehungen zwischen Rom und Prag normalisierten sich einigermaßen. Immerhin hat mir ein sehr hoher Würdenträger anvertraut, daß der Vatikan den Böhmen zwei Dinge nie vergeben werde: die Hussitenkriege und die Škubánken.

DIE ÜBERWÄLTIGTE BÖSE STIEFMUTTER

Morde und Selbstmorde

Von der Macocha hatte ich schon in der Schule gelernt, die Sage von einer Stiefmutter, die ihr Stiefkind in einen gräßlich klaffenden Abgrund stieß. Niemand hatte es gesehen, niemand entdeckte die Leiche, und wenn die Mörderin dennoch ihre Bestrafung fand, so geschah es nicht durch Menschenhand – unterirdische oder überirdische Justiz zerrte die sich verzweifelt Wehrende an den Ort ihrer Tat und schleuderte sie hinab. Recht geschah ihr!

Ob sie nun je gelebt hat und je gestorben ist – jedenfalls ward sie zur Taufpatin der wildromantischen Örtlichkeit und

in meiner Schulzeit das einzige, was es über den Mährischen Karst zu lernen gab.

Das Schauermärchen muß auf uns nachhaltigen Eindruck gemacht haben, denn der erste meiner Mitschüler, der des Lebens überdrüssig wurde, wählte sich, es war viele Jahre später, jene Felsenwand zum hundertvierzig Meter tiefen Tiefsprung ins Jenseits. Später folgten ihm viele, an die ich mich noch erinnere. Ein Wiener Industrieller rettete hier sprunghaft seinen von übler Nachrede bedrohten Namen. Ein berühmter Defraudant drehte seinen Verfolgern ein Schnippchen, indem er den Weg einschlug, auf dem sie ihm nicht folgen konnten. Ein Liebespaar verband sein Leben auf ewig, weil es andernorts ohne elterliche Einwilligung nicht möglich war.

In manchen Epochen stieg die Zahl der Selbstmörder von Jahr zu Jahr, und zwei Bergleute aus Blansko namens Kala und Nejezchleba machten sich ein einträgliches Gewerbe daraus, die Leichen zu bergen. Behufs dieser Lebensrettung nach dem Tode schufen sie eine Art Seilbahnverkehr. Im Bedarfsfalle ließen sie sich auf die Sohle der Schlucht hinab, durchsuchten den Toten nach Objekten, die ihm auf der Rückreise aus den Taschen fallen könnten, knüpften ihn dann ans Seil und beobachteten und regulierten durch Zurufe seine Auffahrt entlang der Felsenspitzen und an anderen vorspringenden Hindernissen. Erst wenn der Leichnam oben angelangt und der Strick wieder herabgelassen war, band sich der Bergende daran fest und barg sich selbst.

Keine Restriktion erfuhr dieser Totenverkehr in den Jahren, da die Macocha durch Erschließungsarbeiten belebt wurde. Ja, es schien sogar, daß die Meldungen über diese Forschungen in manchen Lesern die Erinnerung an die Macocha als idealen Selbstmordplatz auferweckt hätten. Mit der Durchführung ihres Vorhabens störten sie die dort arbeitende wissenschaftliche Mannschaft. Aber eines Tages wurde merklich, daß die Frequenz der Selbstmörder abnehme, und zwar unmittelbar nach einer Nachricht in Wiener Zeitungen, der zufolge ein eben verübter Selbstmord qualvoll verlaufen sei. Nun ließ die Höhlenleitung jeder Mitteilung über einen Macocha-Tod regelmäßig hinzufügen, daß der Lebensmüde während des Ab-

sprungs durch Felsenvorsprünge geradezu zermalmt wurde oder bei seiner Ankunft noch gelebt und verzweifelte Hilfeschreie ausgestoßen habe. Damit war das Renommee der Kluft als schmerzloses Todesmittel erschüttert, so masochistisch war niemand, um sich von der Macocha noch in der Todesstunde quälen zu lassen, und die Statistik der Selbstmorde stürzte schneller, als bisher die Selbstmörder und Selbstmörderinnen gestürzt waren.

Eine von diesen erlebte nach ihrem Tode ein Schicksal, wie sie es sich vielleicht erwünscht hätte. Sie hatte sich vor den Augen einer entsetzten Ausflüglerschar an einem Frühlingstag 1924 über den Felsenrand hinabgeworfen. Aber als man auf die Sohle des Abgrunds eilte, um die Leiche zu bergen – man fand sie nicht, nicht einmal eine Spur von ihr. Und der See, der ein oberirdischer Teil des unterirdischen Flusses ist, lag unschuldsvoll blau, etwa hundert Meter entfernt, und sagte nichts.

Seit eh und je hat die Macocha den Menschen aus ihrer Umgebung als unselig, als verflucht gegolten, und jedermann ging ihr in weitem Bogen aus dem Wege. Ist an diesem üblen Leumund der Landschaft jene sagenhafte Mörderin ihres Stiefkindes schuld? Sind die Erinnyen daran schuld, welche diese Stiefkindesmörderin über den Tarpejischen Fels Mährens zerrten? Ist die Tatsache daran schuld, daß der ungebärdige Fluß Punkva mit seinem Wasser und seinem Bett einfach verschlungen wurde, als er hierher geriet? Ist der Raubmörder und Fischdieb Jan Kořas – das bei seiner Hinrichtung 1557 in Boskovice verteilte Galgenblatt ist die erste gedruckte Erwähnung der Macocha – der Schuldige, weil er eine der Höhlen an ihrem Felsenrand zu einer Räuberhöhle gemacht hatte?

Es scheint, daß bereits einem Menschengeschlecht, das mit dem unsrigen wenig Zusammenhänge aufweist, die Gegend nicht geheuer dünkte. Vor kurzem entdeckte man einen Menschen der Urzeit, der in seiner Höhle lag, den Schädel von hinten zertrümmert. Kein Detektivschriftsteller hat sich daran versucht, das Rätsel zu lösen dieser ältesten Mordtat der Zeiten, von der uns Tatort und Opfer vorliegen.

Heutzutage hat man es gar nicht nötig, kopfüber über den Felsenhang zu springen, um sich tot das Innere der Höhlenwelt anzuschauen. Heutzutage kann man bequem einer Einladung von Brünner Freunden Folge leisten, „mal in die Macocha zu kommen, die schon so oft beschrieben worden ist, ohne daß wir bisher eine Beschreibung von ihr haben".

Ja, kommen kann man, aber in diesem Satz der Einladung ist weder die Ironie darüber, daß bisher keinem Besucher eine Beschreibung gelang, noch die Hoffnung berechtigt, daß jemand eine zu liefern imstande wäre.

Kläglich muß jegliche Beobachtungsgabe und Schilderungskraft scheitern in Raum und Räumen, wo Jahrhunderttausende lang die Natur mit sich selber beschäftigt war. Was kann unsereiner mit diesem Gestein anfangen, mit dem die Natur Fangball spielte, mit diesen Höhlen, die sie sich buddelte, mit diesen Formationen, die sie sich knetete, mit diesen Kalksteinen, die sie sich meißelte, mit diesen Wässern, die sie launenhaft verspritzte, mit den Labyrinthen, die sie sich konstruierte.

Nichts bringt dieses Weltall unserem Verständnis näher, nicht die mündlichen Erklärungen des ortsansässigen Haupterforschers, nicht seine und anderer gründliche Werke und nicht die Pläne des Gebiets. Ebensowenig führen die Eselsbrücken, welche die Führer dem Besucher bauen, in den Distrikt menschlicher Fassungskraft. Sie haben jeden prominenteren Punkt auf einen Namen getauft und weisen auf Ähnlichkeiten hin, die sich allenfalls zwischen einzelnen Formen mit solchen der irdischen Erde entdecken lassen. „Diese Höhle heißt: der Dom. Betrachten Sie nur die fast gotische Wölbung der Decke, die mächtigen Säulen und die zahllosen geflochtenen Andachtskerzen. – Hier, meine Herrschaften, befinden Sie sich mitten in einem Theater. Der Vorhang ist aufgezogen, Sie bemerken seine Draperien, Falten und Quasten. Auf der Bühne bewegt sich ein Ensemble von handelnden Personen, vor Versatzstücken und Kulissen. – Dies ist ein Wald mit Hunderten von Tannenzapfen, dies sind Heerscharen von Engeln mit alabasternen Fittichen und dies eine Denksäule mit Maria und

dem Christuskind. Nicht fern von ihr steht Magister Johannes Hus auf dem Scheiterhaufen, und Flammen umzüngeln ihn. – Dies: eine Pagode, jenes: ein Buddha. Hier lauert eine Hexe, und dort kichert ein Zwerg. Zwischen den marmornen Grabsteinen des Gottesackers führt eine Rokokodame ihre Krinoline spazieren. Dahier der aufgespannte Regenschirm, als wolle er vor dem Kalkstein schützen, der in hundertjährigen Intervallen aus den Etagen herabtropft. Nun, meine Herrschaften, schlage ich mit meinem Stock auf diese Reihe von Orgelpfeifen, die doch allesamt aus Tropfstein bestehen, und Sie hören, wie harmonisch die Skala erklingt."

Solche Analogien verhelfen höchstens dazu, ein paar Schritte auf dem Weg von Fassungslosigkeit und Fassungskraft zurückzulegen. Wie wenig helfen dem Gedächtnis auch die Namen der großen Räume nach. Der am reichsten belebte ist der Masaryk-Dom. Demgemäß hat ihn die Höhlenverwaltung mit Beleuchtungsanlagen ausgestattet, aber einen besonders sinnvollen Effekt steuerte die Natur bei, indem sie aus Tropfstein den Anfangsbuchstaben Masaryks bildete. Als die Nazis die Macochahöhlen unter ihr Protektorat nahmen, durfte das M nichts mehr mit dem Namen des Humanisten zu tun haben, aber auch von Mähren, Moravia oder Macocha durfte es nicht stammen. „Hier, Volksgenossen, befinden Sie sich in der Märchen-Halle – der Namen rührt vom deutschen Worte Märchen her, dessen Anfangsbuchstaben die Natur selbst hierhergesetzt hat."

Eine riesige Halle, der Reichenbach-Dom, entreißt der Vergessenheit den Namen eines Großen, der, wenn auch recht indirekt, mit der Geschichte des Marxismus verknüpft ist. Carl von Reichenbach (1788–1869) hatte in angewandter Wissenschaft Bahnbrechendes vollbracht, Anlagen für Eisenguß, Röhren und Maschinenerzeugung geschaffen, war der Entdecker von Paraffin und Kreosot und der Erforscher des Ods, der Ausdünstung organischer Körper. Die Grafen Salm-Reiferscheid-Raitz eigneten die Montanwerke im nahen Blansko, das heute die Eisenbahnstation für Besucher der Macocha bildet, und beriefen Carl von Reichenbach als Zentraldirektor hierher, vielleicht mit der Nebenabsicht, hier einen oditischen Kurort

zu schaffen. Nun, Reichenbach wurde weder der Schöpfer eines Weltbads noch ein mächtiger Industrieller noch ein berühmter Akademiker, sondern er starb armselig in Leipzig – als Opfer des ebenso bestechlichen wie bösartigen Vulgärmaterialisten und „Reichsregenten" Carl Vogt, der auch Karl Marx zum Ziel von verleumderischen Angriffen zu machen versuchte. Aber Karl Marx, anders als Carl von Reichenbach, hatte sich zu wehren gewußt, indem er das Buch „Herr Vogt" schrieb.

Wie man sieht, sind die Eindrücke, die in den Höhlen auf uns eindringen und aus uns auftauchen, durchwegs reflexiv, keineswegs unmittelbar. Wir können sie nicht einmal qualifizieren. Sind sie niederdrückend oder erhebend? Sollen wir sie himmlisch oder teuflisch nennen? Es geht uns wie auf Alpengletschern oder in Kratern der Vulkane oder anderen Schauplätzen der Naturgewalten. Ihnen, nicht den Besuchern müßten unsere Brünner Freunde vorwerfen, daß die Macocha schon so oft beschrieben wurde, ohne daß wir bisher eine Beschreibung von ihr haben.

Das einzige, was uns einigermaßen faßbar ist, ist die Menschenarbeit, hier vollbracht innerhalb eines Jahrhunderts. Man kann sie eine dreifaltige nennen. Die Spitzengruppe dieser Dreifalt bildeten die Gelehrten. Sie begannen mit Spekulation und Hypothese um die Frage, wo und warum der Punkva-Fluß sich so lange herumtreibe, bevor er aus dem Jenseits des Felsens wieder hervortritt. Um dieses an sich lokale Problem gruppierten sich alsbald umfassendere. Man wollte auch hier Spuren der diluvialen Kultur entdecken, die sich bei der Einwanderung der Urmenschheit aus Asien nach Europa gerade in Mähren weit stärker als anderswo entfaltet hatte. Überall in der Umgebung traten Beweise für sie aus den Schichten der Erdrinde hervor. In Věstonice fand sich eine Venus, die zwar nicht mit ihrer Körperform (ach, welch einen Hängebusen hat sie!), wohl aber mit ihrem tiefgerutschten Unterkleid an ihre Kollegin aus Milo erinnert. In anderen Nachbargebieten erspürte man Schriftzeichen, die Vorläufer römischer Buchstaben zu sein scheinen, anderswo wiederum Steingeräte und Schmuck.

Fast alle Wissenschaften wurden auf den Plan gerufen, aber keineswegs die Vertreter fast aller Wissenschaften, denn Mähren lag den europäischen Kulturzentren fern. Jene Forscher, die sich in die Höhlenwelt verdammt hatten, mußten recht divergente Fächer erlernen, Geologie und Prähistorie, Kartographie und Paläozoologie, Geodäsie und Hydrologie und alles andere, was in Zusammenhang steht mit Speläologie, der Kunde von den natürlichen Spelunken des Erdballs. Die Felsengrotten dienten ihnen als Studierzimmer, als Laboratorien und Kliniken und die Hallen als Aula.

Der erfolgreichste dieser Gelehrten ist unbestritten der Professor Karl Absolon, der einundeinhalbes Menschenalter lang manisch an der Erschließung der hermetisch versperrten Felsenwelt gearbeitet hat, so daß man sie männiglich bei elektrischer Beleuchtung durchwandern und auf der verschwunden gewesenen Punkva Schinakel fahren kann. Nun hat er sie erschlossen und darf oder will nicht hinein – er steht mit der heutigen Höhlenverwaltung in ähnlichem Verhältnis, wie sein biblischer Namensvetter zum Regime König Davids stand. Er selbst hat mir kein Wort über die Art dieser Konflikte gesagt, und ich habe auch weder ihn noch jemanden anderen darüber gefragt. Aber ich zweifle nicht daran, daß sie im Dualismus seiner gigantischen Arbeitsaufgabe ihren ersten Ursprung haben. Einerseits sollte das mit wissenschaftlichen Methoden erschlossene wissenschaftlich wichtige Terrain der hermetischen Wissenschaft überwiesen werden, andererseits aber sollte er, um die maßlosen technischen Ausgaben bezahlen zu können, das breiteste P. T. Publikum heranlocken, damit es hier eine Art „Grottenbahn des Praters“ finde, von der originalen des Wurstelpraters nur dadurch unterschieden, daß die Kulissen leider nicht aus schönem Pappkarton bestanden, sondern aus wirklichen Felsen. Nun, Beleuchtungseffekte, Fremdenverkehrspropaganda und Eintrittsgeld, je wirkungsvoller sie durchgeführt werden, können nicht den Beifall der Fachgelehrten finden, auch dann nicht, wenn an der Uneigennützigkeit Absolons kein Zweifel möglich ist. Und ebensowenig steht

n Zweifel, daß sein Ruhm fest mit den Felsen stehen wird, de-ıen er ihre Geheimnisse abgetrutzt.

Den zweiten Teil der dreifältigen Arbeit stellen die Ama-eure dar. Meist Lehrer und Studenten stellen sich für die Ar-)eiten an und in der Macochawand opferwillig zur Verfügung, eils aus Drang nach wissenschaftlicher Betätigung, teils aus Liebe zur engeren Heimat, die es für die Welt zu entdecken galt. Im gleichen Dreifaltigkeitsdrittel mit diesen Amateur-gelehrten wirkten auch jene, die sich aus touristischem oder onstwie sportlichem Eifer zum Start einfanden. Einer von hnen war Herr Divíšek, der der Macocha ebenso treu blieb vie dem Sport und in Brünn als Flugzeugpilot, Rennfahrer ınd dergleichen alle Brünner Rekorde fest in der Tasche hat. Besonders zu eigen aber ist ihm seine Taucherkunst. Dank hrer hielt er sich unter dem Wasserspiegel des unterirdischen Punkvaflusses auf und ging auf dem unbekannten Grund kreuz und quer, hauptsächlich um festzustellen, ob und wo die kommunizierenden Gefäße kommunizierten. Wir wurden chnell Freunde, da seine und meine Kenntnisse der nimmer rockenen Kunst aus der gleichen Schule stammen. Divíšek hat beim braven Bursík gelernt, und dessen Alma mater war sei-ıerseits die Polaer Taucherplätte der k. u. k. Kriegsmarine, wo ıuch ich einst diesem feuchtfröhlichen Studium oblag. (Siehe las Buch „Rasender Reporter".) So ist's nur ein Genuß an sich, nit Divíšek bei der Punkva auf Besuch zu sein, deren Bett und Launen er au fond kennt.

Und nun sei das dritte Drittel der Dreifaltigkeit genannt. Da st die Gruppe jener, die keine Professoren sind und niemals ıus dem Dunkel der Höhlenlabyrinthe in das Rampenlicht der Akademien treten wollten, jene, die keine Muße hatten, sich vissenschaftlich anregenden Nebenbeschäftigungen zu wid-nen oder touristische Expeditionen zu unternehmen. Es sei von den ewig anonymen Lohnarbeitern gesprochen, die hier len schwierigsten Teil der Arbeit vollbrachten. Bei jedem Schritt vorwärts wurde ihre Aufgabe schwieriger. Hatten sie zuerst mit Spitzhacken und Handbohrern begonnen, so trat bald die Handhabung hydraulischer Pressen und Zentrifugal-pumpen hinzu, Kompressoren mußten aufgestellt, Schleusen

gebaut, Tunnels gehackt, Dynamitsprengungen durchgeführt und Plafonds betoniert werden, Felsengrate erkletterte man halsbrecherisch, durch Gestein zwängte man sich, in Gebirgen weichen Schlamms blieb man stecken, ins winterliche Wasser stürzte man auf Schritt und Tritt, und selbst derer, die in diesem Kampfe fielen, wird nicht gedacht.

GUMMIFABRIK

I

Es war ein besonders verschmitztes „Au revoir", mit welchem die Ingenieure und Mitarbeiter der französischen Gummiwerke von dannen fuhren. Sie mußten. Hitlers Truppen besetzten Prag, und ausländische Fabrikanten sahen hier kein Arbeitsfeld mehr. Aber das „Au revoir" der weltberühmten Messieurs Michelin und ihrer Pneumatikingenieure klang besonders verschmitzt. Sie glaubten nämlich, daß die Fabrik bis zum Ende des Krieges abgesperrt bleiben und ihnen am Tage des Friedens wiedergegeben werden müsse. Nur bis dahin, also kurzfristig, war das „Au revoir" gemeint.

Denn, so glaubten sie, mit unseren Fabriken kann selbst der chemisch und technisch geschulte deutsche Ingenieur nichts anfangen.

In der Tat hielten die Michelins einen Rekord in der Geheimhaltung von Geheimnissen, in der Vorspiegelung von Geheimnissen und in Irreführungen. Unser Berichterstatter weiß es aus Erfahrung: Er hat schon manche Gummifabrik besucht, den „Treugolnik" in Leningrad zum Beispiel, die größte Galoschen-Schusterei der Welt, er kennt die Plantagen der neuen Gummipflanze Guayala und die Laboratorien für synthetischen Gummi in Mexiko, ja sogar die in mörderischen Reklamekriegen gegeneinander begriffenen Kaugummi-Fabriken von USA. Zwar kann er sich nicht rühmen, daß die Unternehmer geradenwegs die chemischen Formeln und Rezepte aus den Tresors holten, um sie ihm zur Verfügung zu stellen, aber im großen ganzen hat man ihm das Wichtigste gut erklärt. Unser Berichterstatter wollte daher auch den Hauptzweig des

Kautschukwesens kennenlernen, die Herstellung der Autoreifen. Jedoch in den Michelinwerken von Clermont-Ferrand hatte man unseren Berichterstatter nicht einmal ins Kanzleigebäude hineingelassen, nur ins Wartezimmer neben der Portierloge. Oh, keineswegs aus Unhöflichkeit – unser Berichterstatter hatte ein verläßliches Empfehlungsschreiben mit, und deshalb kam ein repräsentabler Beamter persönlich in die Portierloge hinab, um unserem Herrn überzeugend auseinanderzusetzen, Besichtigungen seien ausnahmslos verboten.

Auch die Belegschaft, überall sonst bereit, einen kameradschaftlich gesinnten Reporter in den Betrieb einzuschmuggeln, versagte diesmal. Wußten sie doch selbst nicht viel vom Betrieb. Sie dienten jahrelang, oft zeitlebens, nur in einer Werkstätte, aus der die Türe auf den Korridor oder in den Hof führt, ohne daß sie auch nur eine blasse Ahnung davon hatten, was die Nachbarhalle treibe. Nicht einmal die Materialien kannten sie, die nebenan verarbeitet wurden.

Einige Jahre später sah unser Berichterstatter in der New-Yorker Weltausstellung die öffentliche Herstellung von Autoreifen. Er sah es mit gespanntem Interesse, denn er wollte wenigstens hinter eines der Geheimnisse kommen, die ihm seinerzeit den Eintritt ins Heiligtum Clermont-Ferrand verwehrt hatten. Er entdeckte es nicht.

[Als er nun – vor einigen Tagen – von Genossen herzlich zu einem Besuch in die Prager Gummifabrik „Mitos" geladen wurde, erhoffte er keineswegs, hinter jene Geheimnisse zu kommen, von welchen scheinbar selbst den größten Autoreifenfabrikanten des Universums, den amerikanischen, nichts bekannt war.]

Ach! Als er, von Genossen-Landsleuten eingeladen, nach der Prager Gummifabrik kam, empfing er, fast gleichzeitig mit einer herzlichen Begrüßung, die Warnung: „Wir unterstehen militärischer Kontrolle, auf keinen Fall darfst du über die Produktionsweise schreiben."

Daraufhin fragte unser Berichterstatter, ob es denn überhaupt irgendwelche Geheimnisse gäbe.

„Die Geheimnisse sind immer das einzige, was die Konkurrenz von der Konkurrenz weiß, und zwar hauptsächlich von

der ausländischen. Wie könnten wir vor der amerikanischen Gummi-Industrie etwas voraushaben?"

„Aber..." Unser Berichterstatter erstattete Bericht über seine mißglückte Expedition nach Clermont-Ferrand.

Alle lächelten, sofern sie nicht lachten. „Die Geheimnisse, die können wir dir gleich zeigen. Komm!" Wir betraten den Twisting, die Nitárna. Sie unterscheidet sich mit ihrem Gewirbel von Spulen, Gewoge von Zwirnen und Geflicke von Webstoffen in nichts von jeder anderen Textilfabrik. In der Tat ist sie auch nichts anderes, dieweil ein Gummireifen nicht durchaus aus Gummi besteht, sondern aus ebensoviel Baumwollfäden. Diese liegen in konzentrischen Kreisen gleich Jahresringen in einem Baumstamm innerhalb der noch unfertigen und später innerhalb der fertigen Reifen. Bis zu dreißig Jahresringe aus Textil (vložky, plis) werden auf einer Trommel aufgeklebt und einer schiefe Bänder schneidenden Maschine (bias-cutter) und dann um je zwei Drahtseil-Ringe herumgedreht. Allerdings: mit einem Gummireifen ohne Gummi wäre ein Auto barfuß, und wir sollen nun sehen, wie die Beschuhung drankommt.

Bevor wir den Textil verlassen, erinnern wir, daß man uns eines der wirklichen oder vermeintlichen Geheimnisse zu zeigen versprach. Ist es etwa schon hier zu sehen?

Ja, richtig!

Gleich die große Maschine – ein elektrisches Aggregat von Motor und Generator, zwischen denen ein stáhlgedeckter Getriebekasten (Gear box; převodová skříň) aufgestellt ist. Was das Aggregat, der Motor mit dem Generator, arbeitet, lehrt jeder Blick ringsumher. Es bewegt das ganze Textilwesen. Es reißt die aus Ägypten einlangenden Baumwollfasern „Karnak" und „Asmonin" aus ihrer ägyptischen Ruhe, indem es sie auf 1800 Spulen, cívky, bobbins, windet und im gleichen Augenblick diese 1800 Spulen in Wirbel versetzt, in einen Wirbel von 9000 Windungen in der Minute, welcher vier Fäden zu einem einzigen verzwirnt.

Nun gut, das machen Motor und Generator. Was aber treibt der Getriebekasten zwischen ihnen? Was steckt in der brünierten Stahlhülse?

Das ist es ja, lachen die Begleiter, das eben ist das Geheimnis. Das ist das Geheimnis, das die Konkurrenz nicht erfahren sollte, nicht die Belegschaft und nicht einmal alle Ingenieure. Sonst wären die Hüter des Geheimnisses nicht so sicher gewesen ihres „Revoirs". Das eben ist das Geheimnis – eines von den vielen Geheimnissen, die keine sind.

Der Getriebekasten ist leer. Sorgfältig gelagert, geht die Antriebswelle unbeirrt durch, vom Motor zum Generator. Zwar treibt sie auf diesem Wege einige Räder und Räderchen an, aber welchen Zweck haben diese Räderchen? Vergeblich haben wir uns den Kopf zerbrochen. Irreführung. Gar keinen! Sie laufen leer.

Gar keinen?

Vielleicht doch. Sogar die anderen Geheimhaltungen hatten Sinn und Zweck. Wenn man die Produkte und Materialien aus einer Werkstätte in eine andere schafft, um sie dort in anders markierte Behälter, Säcke, Kisten und Gefäße zu schütten und nachher in einem dritten Raum mit abermals neuen Bezeichnungen zu versehen – derjenige, der aus dem Marx-Engelsschen Manifest wenigstens die Bewunderung für den Kapitalismus geschöpft hat, ahnt, daß auch diese Tricks nicht so ohne sind. Er ahnt, daß solche Camouflagen keineswegs da sind, um im Krieg den Feind des Vaterlands an der Verwertung des Maschinenparks zu verhindern, und auch nicht dazu, die Betriebsspionage der Konkurrenzfirmen auf falsche Fährte zu locken. Sondern die Camouflagen sind vor allem dazu da, dem eigenen Arbeiter seine eigene Arbeit zu verheimlichen, ihm vorzuspiegeln, daß seine Arbeit nicht von ihm geleistet wird, sondern von einer mysteriösen, ihm nicht zugänglichen Kraftquelle. Ein Geschäftsgeheimnis? Das wäre nicht so wichtig. Aber ein Betriebsgeheimnis, ein Geheimnis für den eigenen Betrieb – das kann mal wichtiger werden, als man selber denkt. Könnte nicht sonst in verwirrten Zeiten die Belegschaft auf den Einfall kommen, das Unternehmen ohne die allwissenden Verwaltungsräte weiterzuführen?

II

Daß sich die Nazis bei Besetzung und Inbetriebsetzung der Gummireifenfabrik von den unenthüllbaren Geheimnissen nicht abhalten ließen, ist selbstverständlich. Weiter lief oben die Antriebswelle (pohonná hřídel) durch den leerlaufenden Getriebekasten, und, wie gehabt, wurden auf noch beschleunigter rollendem Rollenden Band die Gummireifen erzeugt.

Ihre Methoden waren jene der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei. Pausenlose Arbeitszeit, Einstellung von Zwangsarbeitern, Erhöhung der Arbeitsstunden und – das schlimmste – Verwendung von Benzol statt Benzin. Die Arbeiterinnen, welche die Baumwollfäden der künftigen Pneumatiks mit Kautschuk zu imprägnieren, zu befeuchten oder zu baden hatten, begannen sofort zu husten, wenn sie mit den Benzol-Lösungen zu tun bekamen, und nach einiger Zeit erkrankten sie endgültig. Aber diese Massenvergiftung war nicht etwa einer individuellen Mordlust oder einem Antreibesystem der „Betriebsführer“ allein zuzuschreiben, sondern sie stellte einen Teil des obersten nazistischen Herrschaftsprinzips dar, das sie „Schwächung der Feindsubstanz“ nannten. Zu diesem Dogma gehörten Kindermorde, Massenerschießungen von russischen Frauen und Gasöfen für Millionen von Demokraten und Sozialisten, Juden und Slawen. Zu diesem Dogma gehörte die Bombardierung wehrloser Städte, die Einäscherung blühender Bezirke und die Vernichtung von Viehbeständen auf ihrem Rückzug von 1945. Schon erkannten sie, daß alles für sie verloren sei, aber noch immer sahen sie doktringemäß den Feind als Feind, dem man eine Schwächung der Substanz zufügen müsse.

Einige Opfer der nazischen Benzolvergiftung sind in unserer Reifenfabrik zu sprechen, wenn auch nicht mehr bei den Gummibädern; im Büro oder im Verpackungsraum wird die leichtere Arbeit von Mädchen und Frauen besorgt, deren Blässe, Hohlwangigkeit und Zahnlosigkeit dartun, wie heldenmütig der Nazi die Schwächung der Feindsubstanz an ihnen vollzog.

Die Warenproduktion der Nazis wurde durch die Geheim-

haltung der Franzosen höchstens um ein Drittel aufgehalten. Wenn es Schwierigkeiten gab, stellten sie sich so schnell als möglich auf das eigene Arbeitsverfahren ein. So konnten sie zum Beispiel die Formungsmaschine nicht benützen, weil sie zwar jedes Maschinenbestandteil besaßen, aber nicht auch das Arbeitsverfahren. Deshalb stellten sie sich auf Herstellungsmethoden ihrer Firma in Harburg bei Hamburg um, obwohl sie umständlicher waren als die französischen.

Wie war es mit dem Rohmaterial? Zwar gab es weniger Rohkautschuk, um so größer waren dafür die Ersatz- und Ergänzungsmaterialien, herbeigeschafft durch Raub und Sammlungen, Sammelraub und Raubsammlungen. Was da alles heranrollte und auf dem Fabrikshof sortiert wurde!

Den vorrückenden Kampftruppen auf dem Fuße folgende Sammelkommanden hatten in Polen und Holland und Belgien unerschrocken allen Säuglingen die Gummilutscher entrissen, wenn sie auch nur aus Latex bestanden, das seinerseits aus der Milch des Gummibaums bestand und keine Zukunft als Autoreifen besaß. Neben den Alpen von Gummilutschern lagerten Infanteriekolonnen von Gummisohlen und Galoschen. Ganze Rangsklassen von Unterbeamten und Spießbürgern bestanden aus Gummimanschetten, Gummikragen und Gummivorhemden, Sockenhaltern und Hosenträgern und Schnurrbartbinden. Die bisherigen Besitzer, nunmehr als SS-Führer oder Gauleiter uniformiert, bedurften der Attribute ziviler Männlichkeit nicht mehr. Auch die Gemahlinnen der Gruppenführer konnten nun manches auf diesem Altar des Vaterlandes opfern, elastische Teile des zementenen Mieders, den ausgeleierten Strumpfbandgürtel, den Gummischwamm zum Waschen und zum Vorbeugen, den Gummistrumpf ihrer Krampfadern oder den pensionierten Irrigator. Bombardierte Häuser hatten Dichtungen der Abortschüssel hergegeben und Gummipuffer der Abflußrohre. Kein Radiergummi für Bleistift und keiner für Tinte, keine Gummiwindel und kein Präservativ, kein Luftpolster und keine Wärmeflasche, kein verfaulter Taucheranzug und kein zerrissener Gummimantel entging der Einberufung zum Volkssturm der Gummiwaren. Wann hätte sich eine ausrangierte Fußballseele, ein ebensolcher Velozipedreifen träu-

men lassen, eines Tages Automobil zu fahren... Diese geplatzten Eierschalen – wer sieht ihnen an, daß ihnen einst in Wimbledon der Blick des Publikums fiebernd folgte, damals, als sie noch Tennisbälle waren. Auch die bemalte Uniform eines Kautschukmannes aus dem Zirkus ging hierher – den Weg allen Gummis; vielleicht war er das Urbild des kugeligen und in Reifen gegliederten Männchens „Bib", des Warenzeichens von Michelin.

Solche degenerierte Dinge wurden regeneriert. Mit ihnen, zu denen vorhandenenfalls ein Beisatz von künstlichem Kautschuk gesellt wurde, ließ sich immerhin ein reichliches Quantum von Pneumatiks fabrizieren. Nur dauerhaft waren sie nicht gerade, und die Wehrmacht gab weder Garantie, noch nahm sie Reklamationen entgegen. „In drei, vier Jahren", sagte der gute Arbeiter Švejk mit gespieltem Bedauern zu seinem deutschen Ingenieur, „wird's plötzlich an der ganzen Front ein großes Geschieße geben, und zwar aus unseren Gummireifen. Alles wird auf einmal platzen..."

III

Wir durchschnüffeln das Werk und sehen manches, was wir nicht kannten und kurios ist. So die Halle der Rauchfangkehrer. In der Tat haben sie, obwohl sie nicht gerade Rauchfänge kehren, mit Ruß zu tun. Einst fuhren wir im Eisenbahnzug durch Texas, Louisiana, Oklahoma und kamen an freistehenden rußumschwebten, rauchumhüllten Fabriken vorüber und hörten, man mache hier „Carbon-black" für Rubber; aber wir erfuhren nicht, was „Carbon-black" sei und wozu der Rubber seiner bedürfe. Da muß man eben weiterfahren von Oklahoma über Prag und über Michle nach Záběhlice, wo man die schwarzen Säcke sieht, um die sich Rauchfangkehrer bemühen. Ruß, als so lästig und beseitigungswert er dem Mieter und Fußgänger bekannt war, ist kostbarer Industrie-Artikel, und vornehmlich die Gummireifen lechzen nach ihm so sehr, daß ihn jene amerikafernen Fabriken mit allen Schikanen der chemischen Technologie in fünfzig Sorten herstellen. Vielleicht erleben wir noch die Erzeugung künstlicher Wanzen.

IV

Haben überhaupt die Gummiwaren mit Gummi etwas zu tun? Wir haben heute schon gesehen, daß in der Pneumatik das Baumwollgewebe gegenüber dem Kautschuk ein numerisches Übergewicht besitzt; wir erfahren es nun vom Ruß (400 Waggons Ruß auf 1000 Waggons Kautschuk) und wußten es längst vom Schwefel, seit uns etwas von der Vulkanisierung bekannt wurde. Allerdings, so schnell wurde es uns nicht bekannt. Denn der Erfinder war auch Exploiteur seiner Erfindung. Der Mann Goodyear, der im guten Jahre 1839 die bislang unermeßliche Erdoberfläche auf einige Autostrecken reduzierte, ist heutzutage als Erfinder unbekannt. Dagegen weiß jedermann, daß Goodyear der größte Gummimagnat Amerikas ist.

Eine noch großartigere Erfindung machte der englische Mister Dunlop, der Erfinder des luftgefüllten Reifens, der in Goodyears gutem Jahr ein Tierarzt gewesen war und Spezialist für Hufkrankheiten.

Jeden Abend geht Doktor Dunlop in seinen Stall hinunter. Dort steht ein Pferd, so gut es stehen kann. Sehr gut kann es nicht stehen, sonst hätte der Wanderakrobat, der es hier bei Mr. Dunlop zur tierärztlichen Behandlung eingestellt hatte, es sicherlich eines Tages wieder abgeholt. In der Tat ist das Pferd unheilbar fußkrank. Es hieß „Shashak", was uns zu der Vermutung veranlaßt, daß es ein böhmischer Landsmann namens „šašek" war. Jedenfalls ist uns nicht überliefert, daß Pferd Shashak und Mensch Dunlop miteinander anders als englisch gesprochen hätten. Shashak hielt nichts von der Zukunft des Pferdegeschlechts, ja, er hielt nicht einmal etwas von dessen Gegenwart. Im Zeitalter der Maschinen und insbesondere der Lokomotiven seien Pferde nur ein Anachronismus. Außerdem seien sie physisch heruntergekommen. Und durch wen? Gerade durch das Eisen, das ihnen einstmals die Flügel verliehen. „Schauen Sie mich an, Doc! Mit meinen Hufen läßt sich nichts mehr machen, ihre Krankheit stammt aus Generationen." Trübselig nickt Dr. Dunlop. Was hat er schon alles versucht, um die eisernen Fußfesseln durch etwas Weicheres, etwas Elastischeres zu ersetzen. Jetzt hält er bei der Idee, Hufeisen aus

Kautschuk herzustellen, aber sie halten nichts aus, nach kurzem Galopp sind sie ein Brei. Gibt es doch noch nicht einmal für Menschen Gummisohlen oder gar Gummischuhe. Resigniert steigt Mr. Dunlop in sein Schlafzimmer, aber er schläft nicht ein.

Wie könnte ich meinem Shashak schmiegsame und doch dauerhafte Schuhe anmessen, wie überhaupt den Kautschuk schmiedbar machen? Von Zeit zu Zeit hört Dunlop von Leuten, denen es gelungen sein soll. Vor allem von einem Amerikaner Goodyear, der massive Reifen aus Kautschuk herstellt. „Der hat ausgesorgt", seufzt Mr. Dunlop, aber er denkt über die Erfindung hinaus. Ob man den massiven Gummi nicht mit etwas anderem füllen könnte als mit massivem Gummi: mit etwas Billigerem und ebenso Elastischem – die Erfindung muß jetzt kommen, jetzt. Sie liegt in der Luft. In der Luft?

Plötzlich wird Mr. Dunlop blaß. In der Luft? Man müßte Luft in Gummi einfangen, die würde mich nichts kosten, und alle Welt würde mir sie teuer bezahlen. Er beginnt Luftschlössern nachzuhängen und sie dann real zu bauen.

Freilich, daß die ganze Welt die Luft in radrunde Kästen sperren könnte, dazu gibt es nicht genug Gummi. Das wenige, das es gibt, wächst nur in Brasilien. Hevea brasilien heißt der Baum[.]

VERSCHIEDENES

TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN WEIHNACHTEN 1939

Samstag, den 23. Dezember 1939. – Bin wieder Gefangener auf dem Schiff. Meine Kabine ist abgesperrt. Durchs festgeschraubte Bullauge sehe ich die Neue Welt, der ich vierzehn Tage, Kriegstage lang auf der „Pennland“, Holland-Am.-Line, entgegenfuhr, langsam durch Minenfelder, rasch einem gesunkenen torpedierten Griechenkargo „Germaine“ zu Hilfe, und schaukelnd in einer besonders stürmischen See. Das ärgste war die Kontrolle durch die englischen Behörden in Southampton, die freilich nur mich betraf. Sie verpatzten mir den Paß durch ein ostentatives Landungsverbot, obwohl ich weder landen wollte noch konnte, und erhöhten die Wahrscheinlichkeit dessen, was bisher nur leichte Möglichkeit war: Landungsverbot in Amerika. Dennoch ließ ich mir's gut gehn, „verlobte“ mich mit der Bochumerin Hilde Markus und spielte mit Kindern. Daß mein Koffer aus unerfindlichen Gründen nicht an Bord gekommen war, focht mich wenig an. Erst heute, als die Freiheitsstatue und die Felsenlandschaft der Wolkenkratzer an uns vorüberschwamm, meldete sich die Krankheit wieder, die ich vor jeder Grenze zu überstehen habe: die Grenzenkrankheit. Mit dem Pilotenschiff kamen die Reporter und Leonard Mins namens der Guild of American Writers. Der Immigration Officer sagte, mein Paß sei nicht in Ordnung, denn ein chilenisches Visum aus Paris genüge nicht für ein Durchreisevisum nach Amerika, obwohl es dem Amer. Generalkons. in Paris genügt hatte. Ich müsse eines vom chilenischen Konsulat in N. York haben. Während er mit mir sprach, zeigte ihm ein Beamter einen Zettel, ohne Zweifel etwas über mich. „Ich weiß“, sagte er. Ich muß also aufs „Island“ – Euphemismus für Ellis Island, die Insel der Tränen. Aber die Ellis Island ist komplett, die Mannschaft des deutschen Passagierdampfers „Columbus“,

der sich vor drei Tagen in die Luft sprengte, ist dort untergebracht, 1000 Mann. Deshalb müssen wir auf der „Pennland" bleiben, aber das ist die „Pennland" nicht mehr. Bis jetzt waren Sie unsere Gäste, jetzt sind Sie unsere Gefangenen – sagte ein Steward, und sie ließen es uns fühlen. Außer mir sind ihrer acht Personen da, und sie haben gebeten, morgen soll kein Fleisch serviert werden. Die Mehrheit deshalb, weil morgen Assarah Betewet ist, ein jüdischer Festtag, die verschwindende Minderheit, weil morgen Weihnachtstag ist. Aus der versperrten Kabine sehen wir die Hoboken Docks der Holland-America und der Gdynia-Am.-Line, 6 street, ferner rechts die Skyscrapers. Zeitungen haben wir bekommen, Weihnachtsnummer optimistischen Inhalts, auch daß ich gestern gelandet bin, steht darin. Brief von Weiskopf, Paket von Joris Ivens, Grete und F. F. C., Telegramme von Klaus und Erika Mann aus Princeton.

Weihnachten und Sonntag, 24. 12. 1939. Nachts in der versperrten Koje, tags in der Lounge, Langeweile und Sorge. Draußen denken Freunde an mich, aber dürfen mich nicht besuchen. Hanns Eisler und Reni telegrafieren, sie erwarteten mich mit Ungeduld. Was ist das aber gegen die meine, [die hoffnungslos ist.] – Abends gibt der Purser eine Runde Bier aus für uns, my turn ist Trude Klare.

Montag, der 25. Dezember, verläuft ebenso bewegungslos und aufgeregt wartend wie der Tag vorher. Kein Mensch darf an Bord, kein Bote kommt an Bord. Endloser Tag. Und der morgige?

Dienstag, 26. Dezember. Herunter von der „Pennland", auf der wir mehr als 14 Tage waren, herunter mit dem Gepäck (meines blieb in Belgien) in die eiskalten Docks, wo Zollrevision vorgenommen wird, dann auf einem Tender zu der von der Freiheitsstatue (ich versteh immer Freiheitsstatue) gehüteten Gefängnisinsel. Hier war ich vor 10 Jahren als Reporter bei den Stowaways. Jetzt warte ich mit den paar Hunderten. Ein Zettel, uns eingehändigt, besagt, wir mögen, bitte, mit Ge-

duld auf unser Verhör durch die Spezialverhörskommission warten. Einverstanden. – Ich rufe Irma Otte an: „She passed away", sagt mir eine Stimme, die zu meiner Enttäuschung nicht die von Irmchen ist. Ich frage, wann Irma wiederkommt: „Don't you understand, she passed away?" Ich frage nach der Telefonnummer, und der vorige Satz wird so entsetzt wiedergefragt, daß ich stottre: „Ist sie gestorben?" – „Ja." – Schrecklich, schrecklich, das ist es, was mich, bisher den einzigen Gutgelaunten, niederwirft. – Telefongespräch mit Grete Weiskopf, Telegramm von Louis Fischer. Begegnungen mit Landsleuten, Lesern, sogar mit einem Verwandten Kraus aus Jilovi. – Vor Essen ruft das Personal „Für jüdische Leut" zu den Koscher-Tischen, an den anderen essen Malayen, ganz ferne die Mannschaft der „Columbus". – Diese wohnt auf den Galerien des großen Saales und schaut auf die Juden hinab, die allerdings einen elektrisch strahlenden Weihnachtsbaum haben. Gelobt sei Moses Christus.

Mittwoch, 27. 12. Ich kann nicht schlafen, wenn Licht brennt. Der Schlafsaal, in dem ich mit 22 andern lag, ist besser, als er vor 10 Jahren war. Aber einen Platz, wohin man die Kleider und Tageswäsche legen oder hängen könnte, gibt's nicht. Mittags vergaß ich meine Brille im Speisesaal und ging hin zurück. Dort aber war schon die nächste Schicht – 600 Nazis. Viele sahen mich groß an, ich hörte meinen Namen. Nichts geschah. „Aber treff ich dich draußen im Freien . . ." Die Brille war übrigens abgegeben worden. Bibliothek – Von den 9 Schiffbrüchigen der „Pennland" sind 5 bereits geheilt entlassen. Vom Generalkonsulat kam 1 Flasche Kognak und 1 Hemd, gekauft von Laurin. Von der Writers Ligue ein Telegramm, daß der chilenische Konsul das Pariser Visum affirmiere, von Oskar Maria Graf namens der deutschen Schriftsteller ein netter Brief. – Abends Bekanntschaft und langes Gespräch mit dem chinesischen Kollegen H. T. Tsiang, der schon monatelang hier ist. Er zeigt mir Gedichte, die er über Ellis Island schreibt: Gespräche über Pässe, Transitvisa, Visitors-Visa, Immigration-Visa; er erzählt von Selbstmorden.

Donnerstag, 28. 12. Seit drei Tagen gehen wir hier auf den Fliesen auf und ab, und die Nazi-Offiziere schauen auf uns hinunter. – Wir kennen einander schon so, daß wir jede Bewegung voraussehen. „Show-up“ heißt diese Art von Vorführung im Chicagoer Polizeigebäude. Das, was unser Gefängnis von jedem andern unterscheidet, ist die Telefonzelle. Eine Kerkerzelle mit Telefonzelle gibt's sonst nirgends. Man kann sich, sofern man einen Nickel gab, in die übrige Welt einschalten und kann es doch nicht. Angerufen kann man nicht werden – Verhandlung – Folksome und Paul Kisch als Zeugen, 500 Dollar Bond, Frei! Frei! Frei! – Spaziergang im Hof, der statt 4 nur zwei Wände hat, die fehlenden sind Wasser – Hier wie oben in der Halle fühlt man die Schritte, spricht über Transit- und Visitors-Visen und Affidavits, über Einwanderungsquoten. Das Telefon, die Wäscheleine in der Damentoilette, Garn und Stricknadeln vom Komitee, viele Herren haben ihre Arbeitsgeräte zum Glück mit: Spielkarten. Der Chinese H. T. Tsiang, Schriftsteller. – Re-Enter-Permit – Garn und Stricknadeln für Arbeit. Alle sind unschuldig, unkriminell und ungewiß. – Schnelles Essen. – Die beiden amerik. Fahnen. Ja, Neger sind hier, einst mit Gewalt eingewandert worden. Hinter mir verschwimmen 4 malachitgrüne Zwiebelkuppeln, 7 graphitgrüne Wasserbanks.

GEBURTSTAGSWUNSCH FÜR F. C. WEISKOPF

Wenn ich hier einen Geburtstagswunsch für F. C. Weiskopf aufsage, so trete ich vierfach legitimiert vor ihn hin: als Landsmann, als Gesinnungsgenosse, als Berufskollege, als Leidensgefährte und als Freund.

Vor allem als Landsmann, als engerer und engster Landsmann, so zwar, daß ich es nur mit Rücksicht auf die Anwesenheit kläglicher Nichtlandsleute, Nicht-Tschechoslowaken und Nicht-Prager unterlasse, mit ihm hier tschechisch zu sprechen. Schon wenn ich dieses sage, habe ich unsern F. C. bereits als eine Spezialität innerhalb der „Literaturgeschichte, nach Stämmen geordnet“, hervorgehoben.

Das ist nicht nur etwas ganz Außergewöhnliches, sondern widerspricht dem ganzen Verlauf der sudetendeutschen Literatur. In ihr hat es zwar eine Tschechophilie gegeben, aber sie war kurz wie der Märzwind. Alfred Meißner und Moritz Hartmann, die anno 1848 zum Preis des tschechischen Volkes und seiner hussitischen Vergangenheit Kelch und Schwert besangen, sie haben recht bald Wasser in ihren Kelch getan, das Schwert in die Scheide gesteckt und es sich an der Krippe des Wiener Zentralismus und seiner überheblich nationalistischen Presse wohlgehen lassen, ohne je wieder an den Jugendtraum vom Völkerfrühling zurückzudenken. Und ihre Nachfolger aus Böhmen waren und sind um keinen Deut besser als sie.

Hingegen ist F. C. ein Autor, dem das Hineingeborensein ins fremdsprachige Gebiet, die Sprachinsularität keine Zufälligkeit, keine Nebensächlichkeit und nichts Vorübergehendes bedeutet, sondern eine Sendung und eine Aufgabe. F. C. ist ein Vermittler zwischen der tschechischen und deutschen Literatur, er hat der besten jungen tschechischen Lyrik und Prosa den Weg in die Weltliteratur geebnet und im tschechischen Sprachkreis für die Avantgarde der deutschen sozialistischen Belletristik geworben. Die Tschechen nennen ihn mit der gleichen Selbstverständlichkeit ihren Autor, so wie die Deutschen ihn den ihrigen nennen.

Sein Eintreten für eine bessere Regelung der Gesellschaft, für eine glücklichere Zukunft der Menschheit ist die zweite Besonderheit unseres Geburtstagskindes. Er ist fünfzehn Jahre jünger als ich, und wenn ich mir vorstellen sollte, daß ich hier zu einem fünfzehn Jahre älteren Landsmann und Kollegen spräche, so säße mir nichts weniger als ein Genosse gegenüber, sondern Rainer Maria Rilke. Und wenn es auch einer aus meiner Generation wäre, so hieße er Franz Kafka oder Max Brod oder Franz Werfel und wäre zwar mein Altersgenosse, aber mein Gesinnungsgenosse nicht. Während alle anderen ihre Elfenbeintürme innerhalb der katholischen oder jüdischen Mystik, innerhalb des Unbewußten und Weltfremden aufgerichtet haben, ist Weiskopf, ein Mann der gleichen Welt und des gleichen Milieus, seiner Erkenntnis gefolgt, so konziliant er

ist, hat er hier keine Konzessionen gemacht, so friedlich und weltfreundlich er sonst gestimmt sein mag, hier hat er nie aufgehört, ein kämpferischer Mensch zu sein.

So wie er seiner sozialen Gesinnung treu ist, ist er es auch seinem Handwerk – wenn überhaupt eine Zweiteilung vorgenommen werden darf, wo eine Einheit vorliegt. Nannte ich seine soziale Festigkeit eine Ausnahmeerscheinung in der literarischen Welt, so muß ich die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der Weiskopf seinem literarischen Gewerbe nachgeht, ebenso als etwas bezeichnen, was leider gerade bei uns zu den Ausnahmeerscheinungen gehört. Sie ist bei F. C. um so schätzbarer, als sein literarisches und publizistisches Œuvre so erstaunlich groß ist – verrate ich mich, wenn ich sage „beneidenswert" groß? Eine literarkritische Zusammenfassung dieses Œuvres kann ich hier nicht geben, aber mit diesem Œuvre hat es bei Weiskopf nicht sein Bewenden, er ist um Fühlungnahme und Organisation unserer Gilde bemüht wie kein zweiter, und von Samarkand bis Hollywood habe ich kaum einen Schriftsteller kennengelernt, der nicht „zufällig gerade heute" einen Brief von F. C. Weiskopf bekommen hätte.

Ich nannte ihn auch einen Schicksalsgenossen, er ist vertrieben um des Herzens und des Hirns willen, und es wird vielleicht manchem in der alten Heimat als ein eigenartiges Zusammentreffen erscheinen, daß wir alten Prager unsere aprilnen Geburtstage, er seinen vierzigsten und ich meinen fünfundfünfzigsten, in Amerika begehen, auf der loweren Ostseite New Yorks. Aber wo wir uns auch immer zusammenfinden, nirgendwo ist es ein Zufall, überall nur eine Folgeerscheinung der Tatsache, daß wir Verstoßene, Vertriebene und Geflüchtete sind. Und wenn ich mich heute Weiskopf gegenübersehe, so ist es am allerwenigsten ein Zufall, denn er hat beigetragen, mich der europäischen Hölle zu entreißen, wie er auch seine ganze Energie daransetzt, alle Freunde, alle Kameraden, alle Kollegen zu retten.

Freund, Landsmann, Kollege und Genosse, wohin soll mein Wunsch ein frohes Wiedersehn verlegen? Bei anderen wäre es leicht, diesen Wunsch zu lokalisieren. Du aber, der du in Prag

wie in Berlin, in Moskau wie in Paris, in Wien wie in New York zu Hause bist, dir wünsche ich ein frohes Wiedersehen mit der ganzen Welt.

N. Y., 3. April 1940

BEI DEN TSCHECHEN VON NEW YORK

Nur ein wahrer Dichter könnte das Leben der Tschechen in New York beschreiben. Wie? Ein Dichter? Solch prosaisches Leben in so prosaischer Umwelt, was könnte ein Dichter darüber singen?

Ja, kein anderer als er wäre kompetent. Denn ein Dichter sieht das Unsichtbare, fühlt das Nicht-Vorhandene und ist imstande, über die Tragik auszusagen, die im Fehlen des Wesentlichen liegt.

Das Wesentliche für das tschechische Volk ist seine Landschaft. Nur dieses Volk hat ein Landschaftsbild als nationale Hymne. Darin kommt kein König vor, kein General, keine Fahne, kein Feind, keine Schlacht, kein Wunschtraum von Eroberung und Größe, kein greller Ruf zum Sieg – statt all dessen ertönt in diesem Lied das Rauschen der Bachwässer, der Wälderbäume, der Wiesengräser. Mit der sehnsuchtsvollen Frage „Wo ist meine Heimat?“ beginnt es und schließt mit der Antwort, daß meine Heimat das böhmische Land ist.

Und nicht Amerika, keinesfalls New York, keinesfalls dessen Stadtteil Yorkville, dort zwischen 71. und 75. Straße, zwischen Second Avenue und York Avenue. Zwar ist diese Kolonie ethnographisch ähnlich gelagert, wie Böhmen in Europa gelagert war, denn auch hier umgrenzen sie die Bezirke der Deutschen, der Ungarn und der Slowaken, aber in New York ergibt das nicht einmal eine Reibung, geschweige denn eine Formung. Ein Fluß strömt vorbei, doch ist's der East River und nicht die blaue Moldau, du schaust auf die Insel hinüber, doch das ist Welfare Island und nicht die frohe Schützeninsel, ein Stadtteil liegt drüben, doch es ist Brooklyn, und seine Wolkenkratzer sind nichts gegen den Hradschin mit seiner Königskrone aus Architektur. Nirgends rauscht ein Wald, nirgends

blökt eine Kuh, kein Leiterwagen rattert aus dem Meierhof, keine barfüßigen Kinder stapfen über eine Dorfstraße, die mit Röllchen aus Gänsedreck gepflastert ist, und vor keinem Haus sitzen bunte Mädchen, um mit hellen Stimmen die Frage der Sehnsucht anzustimmen, die hier berechtigter als in der Heimat wäre, die Frage: „Wo ist meine Heimat?"

Der Dichter, diese Nachbarschaft durchwandelnd und feststellend, wie wenig sie an Prag und an das böhmische Dorf erinnert, müßte in einem Vers hinzufügen, daß sie auch keine Stadt ist, trotz ihrer vierzigtausend Stadtbewohner. Er, der da sieht, was nicht zu sehen ist, sieht das fehlende Rathaus und das fehlende Stadttor und die fehlenden Laubengänge am Marktplatz. Es gibt kein Schulgebäude, kein Museumsgebäude, kein Konzertgebäude, kein Theatergebäude.

Sie sind auch nicht durch Berufsgemeinschaft miteinander verbunden. Das war einmal. Als die politische Emigration von 1848 verebbt war, setzte eine professionelle ein, und zur Zeit der Jahrhundertwende staken ganze Dörfer aus Böhmen und Mähren in New York beisammen. Wer war eigentlich in Zirounitz oder in Kasejowitz zurückgeblieben? Die Bewohner machten Heimarbeit, „na housikach", wie sie es englisch-tschechisch nannten, mit Weib und Kind drechselten sie Perlmutterknöpfe oder drehten Zigarren oder schufteten in den Bäckereien, Fleischereien und Schneiderwerkstätten sechzehn, achtzehn Stunden im Tag, bis es via Tuberkulose zu Streik und Aufstand und individuellem Terror unter Führung ihrer meist anarchistischen Syndikate kam und Governor Theodore Roosevelt sich hierher wagte, um zu ihren Gunsten einzuschreiten.

Tschechische Bierbrauer machten das Pilsner Bier, tschechische Selcher den Prager Schinken. Aber auch weniger autochthone tschechische Waren wurden von autochthonen Tschechen produziert. Nur tschechische Musikanten spielten den Amerikanern den echten Wiener Walzer auf, und nur tschechische Schneider nähten dem Amerikaner den garantiert Londoner Anzug, und zwar in der Tat ausschließlich mit der Hand. Aber das alles ist dergestalt vorbei, daß nicht einmal der Dichter eine Spur davon erfühlen könnte.

Das Pilsner Bier wird in Milwaukee und überall längst von

:hemischen Apparaten gebraut, die zur Kontrolle kaum mehr eines Pilsner Fachmanns bedürfen, die Tanzmusik ist von den Negern monopolisiert, statt der böhmischen „čamrdáci" stellen Massenfabriken die Perlmutterknöpfe her (von denen allerdings eine dem Prager Herrn Waldes gehört), die handgemachte Zigarre bedarf keiner Hand mehr, und in und um Sixth Avenue erzeugen zweimal hunderttausend Konfektionsarbeiter alle Sorten von Kleidern und Kostümen einschließlich der garantiert englischen, garantiert handgenähten, die selbstverständlich gleichfalls mit der Maschine genäht sind.

Von jenen tschechischen Gewerkschaften der neunziger ahre, die ihre Mitglieder in der revolutionären Waffenkunde des Johannes Most unterwiesen, besteht nur noch eine einzige, die der Bäcker, und auch sie hat ihre anarchistische Vergangenheit aufgegeben und bäckt keine Bomben mehr. Aber sie hat ihren Ruf als linkeste und demokratischste von New York Labor beibehalten, sie bezahlt keine Bonzen und keine „Gorillas" und faßt alle ihre Beschlüsse im Plenum, sie verlangt keine Eintrittsgebühr von Berufsgenossen, die in Europa organisiert waren, und ihre Mitglieder verzichten wöchentlich auf zwei bis drei Tage Arbeit, damit die arbeitslosen Genossen eingestellt werden können, und sie haben den Flüchtlingen aus Hitler-Europa verhältnismäßig mehr geholfen als die reichen Juden New Yorks.

Da wir von den Gewerben sprachen, die der Großbetrieb vernichtet hat, erwähnten wir die Selcher nicht. Wie könnten ich die kleinen Prager Selcher gegen die Chicagoer Fleischversandhäuser von Swift oder Armour halten, diese Riesenstädte der Industrie? Seltsamerweise aber haben sich diese kleinen Selcher ganz rechtschaffen behauptet, wenigstens in der Kolonie ihrer Landsleute. Denn ein rechter Tscheche, in welchem Beruf auch immer er eingeschwenkt ist und wie lange er sich auch – meinetwegen sogar in zweiter Generation – als Yankee fühlen mag, der böhmischen Küche bleibt er treu. Er ißt Hausgemachtes, wie es der Selcher heimischer Faktur mit tschechischen Aufschriften und in Preisen per europäischen Kilogewichts anbietet, Bratwurst, Speckwurst, Blutwurst, Knackwurst, Schinken, Krenfleisch, Kniefleisch etc., etc. Und keine Fleisch-

speise wagt die amerikanische Ehefrau eines Tschechen ihrem Mann ohne Knödel aufzutischen, ganz zu schweigen davon, daß er auch eine Mehlspeise haben muß, ob es nun Liwanzen sind oder Schkubanken oder Powidelbuchtel.

Außer den tschechischen Geschäften, wo man sich beim Einkauf trifft, geht man abends ins Wirtshaus und hat dort – was ganz unnewyorkerisch ist – seinen Stammtisch mitsamt politischer Debatte, insofern man diese nicht vor dem Zeitungsstand an der 74. Straße abführt.

Es gibt auch Kirchen. Als einst daheim die Gegenreformation das besiegte Böhmen dem Katholizismus einfügte, stellte sie dem als Ketzer verbrannten und als heilig verehrten Johannes Hus einen Gegenheiligen gegenüber: den Pater Johannes Nepomuk, der dem König das Beichtgeheimnis der Königin nicht verriet, auch nicht auf dem Brückengeländer, von dem man ihn in die Moldau stürzte. Dieser Johannes, der seine Zunge hütete und deshalb im Wasser starb, und der andere Johannes, der seine Zunge nicht hütete und deshalb im Feuer starb, haben ihre Gemeinden in New York, die protestantische Presbyterian Church of John Hus steht in der 74. Straße, die katholische of Saint John the Martyr in der 72., abgesehen davon, daß ihm, dem Nepomuk, noch eine slowakische Ecke First Avenue und 66. Straße zur Verfügung steht.

Auch das politische Leben ist gespalten, dem nationalen Nationalhaus widersetzt sich das sozialistische Arbeiterhaus, dem nationalen Turnverband „Sokol" der sozialistische „Sokol", all das sozusagen im gleichen Häuserblock. Die Fragen, die im Heimatland brennend sind, sind nicht abgekühlt, geschweige denn gelöscht durch den Atlantischen Ozean, die Spaltung nicht gemildert durch die Tatsache, daß hier alle Exilanten sind. Ja, die Spaltung ist oft stärker. Während zum Beispiel im Weltkrieg die österreichische Zensur den Tschechen jede Diskussion über die tschechoslowakische Aufstandsbewegung unmöglich machte, mußte in Amerika um so heißer erörtert werden, ob der künftige tschechische Staat ein Königreich unter einem russischen Großfürsten oder eine bürgerliche oder eine sozialistische Republik darstellen solle. Noch mehr wurde die „Anabasis" diskutiert, der antibolschewistische Feldzug der

tschechoslowakischen Legion in Sibirien und deren Aktivität in Wladiwostok, über die John Reed in der amerikanischen Presse erboste Details veröffentlichte. Kann man die Konstituierung einer slawischen Nation mit der Feindschaft gegen Rußland beginnen? Kann man einen Staat allein auf der Garantie Frankreichs aufbauen? Kann sich solch ein schmaler Staat mit unendlichen Grenzen und riesigen Minoritäten in einer imperialistischen, militaristischen Welt halten?

Ein Ja auf der einen Seite, ein Nein auf der anderen. „Seht ihr?" riefen die einen gestern, „es geht." – „Seht ihr?" rufen die anderen heute, „es geht nicht." Und der gleiche Kampf geht zwanzig Jahre später mit vergrößerter Heftigkeit vor sich, weil die Probleme noch schroffer stehen. Von einer kulturellen Bedeutung, die der zahlenmäßigen Bedeutung entsprechen würde, kann keine Rede sein, wenn keine Einigung zustande kommt. Wie aber soll sie zustande kommen, wenn die eine Auffassung von Kultur und Politik der anderen genau diametral zuwiderläuft? Im Verzeichnis der amerikanisch-tschechischen Druckschriften finden wir auf katholischer Seite die Traktate über die Martern des heiligen Lazarus und auf anarchistischer Seite die Schriften Peter Kropotkins – läßt sich daraus eine Synthese schaffen? Kann man von den New-Yorker Arbeitern verlangen, daß sie zum Beispiel einer tschechischen Regierung das Wort sprechen, die aus Agrariern, Großindustriellen und Klerikalen gebildet ist, eventuell sogar von Faschisten?

Es gibt nur eine Politik, die die Tschechen in Amerika logisch machen können, die Politik, um derentwillen ihre erste Emigration einsetzte. Um revolutionär wirken zu können, kamen die ersten tschechischen Emigranten nach 1848 über den Atlantik, ein Vojta Náprstek, der hier die erste tschechische Organisation schuf und die erste Zeitung verbreitete, der Abgeordnete L. A. Schlesinger, der dem Kaiser von Österreich die Wahrheit ins Gesicht schleudern wollte, Wenzel Pohl, der im Pfingstaufstand die erste Bresche ins Prager Pflaster geschlagen hatte, Jan Hermann, der seine großen Freunde Karl Havliček und Emanuel Arnold zweimal vor dem Kerker rettete, die steckbrieflich gesuchten Panslawisten Franz Mracek

und Wenzel Mašek, jener Karl Jonas, der gegen die Germanisierung und Austrifizierung der böhmischen Mittelschulen schrieb und der Freund der Revolutionäre Herzen, Bakunin und Ogarew war, und viele andere. Sie haben ihre Tätigkeit hier fortgesetzt, ein Jos. Lid. Lesikar wurde in Texas mit Lynchjustiz bedroht, weil er gegen das Sklavenwesen wirkte, der Bäcker Jakob Mikulanda wurde wegen den Chicagoer Haymarket-Riots verfolgt, und Ladimir Klacel zählt die amerikanische Freidenkerbewegung zu ihren Pionieren. Die Kultur, für die sie eintraten, die Politik, die sie machten, ist die, die sich hier – uneingeschränkt von der österreichischen Unterdrückung – zu Österreichs Zeiten machen ließ, die sich hier – uneingeschränkt von kleinlichen Opportunismen – in den zwanzig Jahren der tschechoslowakischen Republik machen ließ und die sich – uneingeschränkt von Hitlers bestialischer Zwangsherrschaft – in Amerika machen läßt: die kompromißlose, konzessionslose soziale Politik.

ZUM ÜBERFALL HITLERDEUTSCHLANDS AUF DIE SOWJETUNION

An jeden Soldaten der Roten Armee, der heute sein Gewehr in Anschlag bringt, denken Millionen und Abermillionen mit klopfendem Herzen. Nicht nur die vom Nazifaschismus kriegerisch unterdrückten Völker segnen deine Hände, du anonymer Rotgardist, alle Arbeiter der fünf Kontinente, die Arbeiter der Hand und des Hirns ersehnen, daß dein Schuß siegreich sei. Ja, selbst unter denen, die in Waffen und Uniform dir entgegenstürmen – so mußten die römischen Sklaven aus ihrem Kotter in die tödliche Arena rennen –, ja, selbst unter ihnen sind Zahllose, die deinen Sieg wünschen und ihn mit ihrem Tod bezahlen möchten.

Denn der Krieg, den du führst, Roter Soldat, ist der Krieg aller Kriege. Vor allem ist er der Krieg der Wahrheit gegen die Lüge. Alle Verleumdungen, „rechte“ und „linke“, die gegen das Sowjetsystem erdacht wurden, sind zusammengebrochen, und nun will man den Arbeiterstaat brachial töten, da man ihn

nicht durch Lüge zu töten vermochte. Und Hitler will sich den Dank der Lügner und Verleumder, der Feinde der Arbeiterschaft erwerben, indem er ihnen seine bewaffnete Hand zum Mordstoß leiht.

Es ist der Krieg zwischen Frieden und Krieg. Das System des Friedens, das System des Aufbaus, das System der Entwicklung zu vernichten zieht das System des Hasses, das System des Verfalls, das System des Rückschritts zu Felde.

Es ist der Krieg zwischen Gerechtigkeit und Gewalt, zwischen Kultur und Barbarei, zwischen Aktion und Reaktion.

Siege, Roter Soldat! Millionen, Hunderte von Millionen denken an dich, überall in der Welt. In deine Hand, Roter Soldat, ist ihr Schicksal gegeben, das Schicksal deines Vaterlands, das Schicksal aller Vaterländer.

ZUM VIERUNDZWANZIGSTEN JAHRESTAG DER OKTOBERREVOLUTION

Vierundzwanzig Jahre – uns sind sie wie vierundzwanzig Stunden. Wir erinnern uns des Wintermorgens, an dem Aurora erwachte, das war die erste Stunde. Dann kam der Bürgerkrieg, den wir fiebernd verfolgten. Ich erinner mich der Anweisungen, die das k. u. k. Kriegspressequartier herausgab: Man müsse jeden aus Rußland zurückkehrenden Kriegsgefangenen zu Erklärungen zwingen über Bolschewikengreuel wie Sozialisierung der Frauen, Niederbrennung von Fabriken, Hungersnot der Massen, Hinrichtung der Intellektuellen. Jedes Jahr brachte den Sowjetvölkern neue Siege an den Fronten der Wirtschaft und der Kultur, und gleichzeitig wurde jenseits der Sowjetgrenzen Entstellung auf Entstellung, Verleumdung auf Verleumdung, Lüge auf Lüge gehäuft. Und selbst fortschrittliche, linke, sozial gesinnte arbeitende Menschen ließen sich täuschen. Nein, nicht alle hatten die Botschaft Lenins begriffen, die an alle gerichtet war. Dreiundzwanzig Jahre lang – mir scheinen sie wie dreiundzwanzig Stunden – stand eine Minderheit, die bereit war, dieser Botschaft mit Hintansetzung ihres Lebens zu folgen, allein und isoliert im Kampf gegen die

Verleumdung der Sowjetunion. Aber jetzt, in der Mitternachtsstunde, mit dem Beginn des zweiten Tages erwachen auch die Geister derer, die sich so lange täuschen ließen. Heute begreifen Millionen und Abermillionen, wie ungeheuerlich sie betrogen wurden, denn sie sehen, wie die Völker der Sowjetunion mit einer in der Menschheitsgeschichte noch nie dagewesenen Begeisterung für die sozialistischen Errungenschaften kämpfen. Alle Nationen in Nord und Süd, in West und Ost wissen, daß sich vor Moskau ihr eigenes Schicksal entscheidet, und sie bewundern die Kraft Stalins und den Heroismus der Roten Armee. Heute, da der 7. November zum vierundzwanzigsten Male wiederkehrt, beginnt der neue Tag, und fünf Weltteile grüßen ihn in leidenschaftlicher Hoffnung.

GRUSS AN DIE SCHRIFTSTELLER DER SOWJETUNION

Euch, Schriftstellerkollegen der Sowjetunion, senden wir aus heißem Herzen unsern Gruß, den Ausdruck unsrer Solidarität und unsre Wünsche.

Es gibt keine Stunde unsres Seins, in der wir nicht an die Sowjetunion und die Rote Armee denken, die in diesem Krieg die Sache des Menschengeschlechts für jetzt und alle Zukunft verteidigen.

Denn nicht nur das Land der Sowjets will der Barbar vernichten, der Euch überfiel, mit ihm alle grandiosen Errungenschaften der Revolution, alle Freiheit des Gedankens, alle Ideen des Fortschritts, alle Möglichkeiten der Entwicklung. Und wenn sich die roten Soldaten nun mit einer Kraft, die die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllt, diesem Feind gegenüberstellen, so kämpfen sie nicht nur für ihren Herd und ihren Boden, sondern auch für die Freiheit aller Länder. Die Kultur des Jahrhunderts, unser aller Schicksal ist unlöslich verknüpft mit Eurem Sieg.

Wir, die wir Euch unsern Gruß treuer Solidarität senden, sind nicht nur die in Mexiko lebenden deutschen Schriftsteller. Wir sprechen auch für die in europäischen Konzentrationslagern hungernden und gemarterten Kollegen, wir spre-

chen für die in allen Häfen des Erdballs gestrandeten Vertreter des deutschen Geistes, wir sprechen auch im Namen des Schrifttums in Deutschland, das dort kein freies Wort mehr sprechen darf.

Auch im deutschen Soldaten, der gezwungen ist, gegen Euch anzurennen, reift die Erkenntnis, daß er auf der falschen Seite steht. Hat doch die Sowjetunion dem schaffenden Menschen Freiheit und Geltung gegeben, hat sie doch als einziger Staat sich dem Diktat von Versailles entgegengestemmt, sich gegen die Zerstückelung Deutschlands und die Verknechtung des deutschen Volkes ausgesprochen. Nur der Sieg der Sowjetunion kann die Befreiung des deutschen Menschen von seiner furchtbaren zivilen und militärischen Sklaverei bringen.

Kollegen, Kameraden und Freunde in der Sowjetunion! Voll unerschütterlicher Gewißheit des Sieges stehen wir zu Euch.

EINIGE DATEN ÜBER GUSTAVO REGLER

1. Gustavo Regler befand sich im Jahre 1939 in Frankreich. Als die „Münchner" Politiker Daladier und Reynaud die Kapitulation Frankreichs vor Hitler vorbereiteten, wurde Gustavo Regler, der sich als „Antihitlerianer" bezeichnet, ein Agent dieser Kapitulanten vor Hitler, die durch ihre Haltung nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa an den Faschismus auslieferten und die Hitlerschen Pläne der Beherrschung der ganzen Welt förderten.

2. Bei Kriegsbeginn im September 1939 wurde Regler, der damals noch als wirklicher Antihitlerianer galt, von der französischen Polizei verhaftet und in Konzentrationslager gebracht, ebenso wie viele Tausende andere deutsche und österreichische Antifaschisten. Während diese Tausende aber jahrelang in den Konzentrationslagern verblieben, zum großen Teil sich jetzt noch dort befinden, zum Teil von der französischen Gestapo an die deutsche Gestapo ausgeliefert wurden oder in der ständigen Gefahr der Auslieferung schweben, konnte Gustavo Regler schon wenige Monate nach seiner Internierung, mit Hilfe der französischen Prohitlerianer, aus Frankreich ausreisen.

Wie ist das zu erklären? Hier ist die Antwort:

3. Regler kam am 12. Oktober 1939, zusammen mit etwa 500 Antinazis verschiedener Nationalitäten, in das südfranzösische Konzentrationslager Vernet. Die Wache des Lagers bestand aus der wegen ihrer reaktionären Zusammensetzung und ihrer Grausamkeit beim ganzen französischen Volke verhaßten und verachteten Garde Mobile. Sie übte gegenüber den antinazistischen Internierten ein Regime des Terrors aus. Ganz anders aber verhielt sie sich gegenüber Regler.

Kein einziger antinazistischer Internierter konnte zu jener Zeit in Vernet Barackenchef werden. Nur die schmutzigsten Elemente, Spitzel und Denunzianten, wurden von der Lagerleitung mit dieser Funktion betraut. Diese selbe Lagerleitung machte auch Regler sofort am Tage seiner Ankunft zum „Chef" der Baracke 33, Quartier C.

Kein einziger antinazistischer Internierter konnte zu jener Zeit das mit Stacheldraht umzäunte Quartier verlassen, es sei denn zu gewissen Zwangsarbeiten. Regler aber konnte täglich aus dem Quartier heraus in die Büros des Informationsdienstes gehen, wo er sich stundenlang aufhielt. Was er dort mit den Beamten der künftigen französischen Hitlerpolizei besprach, wird leider niemals ganz aufgeklärt werden können.

Kein einziger antinazistischer Internierter durfte zu jener Zeit eine ausländische deutschsprachige Zeitung erhalten oder lesen. Mit Regler aber machte die französische Gestapo eine Ausnahme. Regler selbst „entschuldigte" seinen verdächtigen täglichen Aufenthalt im Büro des Informationsdienstes damit, daß er dort ausländische Zeitungen lesen dürfe.

Der französische Informationsdienst im Lager von Vernet beschäftigte sich jedoch nicht nur mit dem Studium ausländischer Zeitungen. Er beschäftigte sich, natürlich, in erster Linie mit der Bespitzelung der Internierten und war bemüht, die standhaftesten und unerschütterlichsten Antihitlerianer ausfindig zu machen, um diese dann einem besonders strengen und brutalen Regime zu unterwerfen. Dazu brauchte er Helfershelfer unter den Internierten. Die schmutzigsten und feigsten Elemente, die durch Denunziationen ihre Freiheit zu erkaufen suchten, wurden dazu herangezogen. Mit diesen Elementen

arbeitete auch Gustavo Regler zusammen. Einer von ihnen, ein deutscher Naziagent namens Werner Popp, schrieb eines Tages einen Brief an das Informationsbüro, in welchem ein Dutzend der besten Antihitlerianer denunziert wurden. Der Brief war in deutscher Sprache geschrieben. Dieser selbe Brief wurde von Gustavo Regler dem Kapitän des Informationsdienstes in die französische Sprache übersetzt. Das Resultat war, daß die in dem Brief genannten Antinazis aus der Baracke 33, Quartier C, wo Regler Barackenchef war, in das Quartier B überführt wurden. Das bedeutete, daß ihre Freilassung auf lange Zeit unmöglich war, während für die Internierten in Quartier C zu jener Zeit noch eine gewisse Aussicht auf Freilassung oder Überführung in weniger strenge Lager bestand. Nur dank der Großherzigkeit der Regierung Mexikos und ihres Präsidenten Manuel Avila Camacho konnte ein Teil der von Regler denunzierten Antinazis aus dem Schreckenslager Vernet befreit und den Klauen des Hitlerfaschismus entrissen werden, während einige der von Regler denunzierten Antinazis heute in der größten Gefahr schweben, den Hitlerschen Henkern ausgeliefert zu werden.

Das ist das Werk von Gustavo Regler. Und weil Regler diese schändlichen Verbrechen vollführte, ist er aus dem Schrekkenslager Vernet entlassen worden.

Kein einziger antinazistischer Internierter ist zu jener Zeit, zwischen Oktober 1939 und Februar 1940, aus Vernet entlassen worden. Wer entlassen wurde, mußte eine Erklärung abgeben, in der er sich ausdrücklich zu der Politik Daladiers und Reynauds bekannte, das heißt: zu der Politik der Kapitulation vor dem Hitlerfaschismus. Tausende der besten Antihitlerianer aller europäischen Nationen haben die Abgabe einer solchen Erklärung mit Entrüstung abgelehnt, sie ertrugen lieber jahrelangen Hunger, Qualen, Schläge, Demütigungen, sie zogen den physischen Ruin durch Unterernährung, winterliche Kälte in ungeheizten Baracken, wo sie schutzlos der Nässe und den Stürmen preisgegeben waren, durch Krankheiten und Epidemien der feigen Kapitulation vor Hitler vor. Anders Gustavo Regler. Gustavo Regler wurde aus Vernet entlassen, weil er alles verriet, was er früher angebetet hatte, weil er feige vor den

prohitlerischen Politikern kapitulierte, weil er in das Lager derer überging, die Frankreich an Hitler auslieferten, weil er die standhaften und aufrechten Antinazis denunzierte und so zu ihrer Auslieferung an Hitler beitrug.

4. Frühere Freunde Reglers, die damals seine feige und verbrecherische Tätigkeit in Vernet noch nicht kannten und heute mit Abscheu und Verachtung von ihm abrücken, hatten zu jener Zeit eine der bekanntesten antihitlerischen Persönlichkeiten Frankreichs gebeten, sich für die Freilassung Reglers einzusetzen. Wenige Tage später erhielten sie von dieser Persönlichkeit die Mitteilung, sie wolle ihre Intervention zugunsten Reglers nicht fortsetzen, da aus seinen polizeilichen Akten ersichtlich sei, daß er, Regler, der Polizei Informationen liefere, die gegen seine früheren Kameraden, gegen die Antihitlerianer, verwandt würden.

5. Als Gustavo Regler im Frühjahr 1940 in New York ankam, beging er ein besonders gemeines Schurkenstück. Um seinen Verrat an seinen antinazistischen früheren Freunden und seine feige Kapitulation vor den prohitlerischen Politikern zu „rechtfertigen", ließ er seiner Frau die Nachricht zukommen, ihr Vater, der bekannte deutsche Maler Heinrich Vogeler-Worpswede, sei in der Sowjetunion hingerichtet worden. Zu diesem Zwecke verheimlichte er seiner Frau die Briefe, die aus Moskau kamen und aus denen klar hervorging, daß Heinrich Vogeler-Worpswede am Leben ist, sich bester Gesundheit erfreut und in der Sowjetunion als antinazistischer Künstler allgemeine Achtung genießt.

Das ist das Bild Gustavo Reglers, der heute hier in Mexiko als Mitarbeiter der Victor Serge, Gorkin, Pivert, Munis und der ganzen trotzkistischen Fünften Kolonne sich als „Antinazi" aufspielt, um seinen Verrat an der Sache des Kampfes gegen die Weltgefahr des Hitlerismus zu verstecken und dadurch um so sicherer an der Schwächung der Antihitlerfront wirken zu können.

Ein zweitklassiger Schriftsteller und erstklassiger Streber ist Herr G. Regler, mit dem sich meine Freunde und ich in den Jahren der Emigration viel Mühe gegeben haben, um seine Schriftstellerei zu verbessern und seine Streberei zu vermindern. Es war vergebens. Wie er in Spanien nach Posten jagte und Journalisten auflauerte, um für sich Reklame zu ergattern, schwang er sich im Schreckenslager Vernet zum Barackenchef, das heißt zum Vertrauensmann der Lagerleitung und ihrer Schinderknechte, auf und saß die ganzen Tage lang beim Informationsoffizier. Was er in den Büros der Kommandos erzählte, darüber verweigerte er den Gefangenen brüsk jede Mitteilung. Nach und nach sprach kein anständiger Mensch mehr mit ihm, und von seiner marxistischen Vergangenheit blieben nur die Elemente zurück, die im „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte" beschrieben sind, Leute, die aus irgendeinem unpolitischen Grunde aus politischen Organisationen ausgeschlossen waren. Er, ein ehrgeizzerfressener Kriecher, blasser Streber und blinder Autoritätsverehrer, war den Daladiers und Chamberlains genauso hingegeben, wie er sich später den Pétains und Lavals hingegeben hätte, und wie er sich als Barackenchef eines deutschen Konzentrationslagers – und wer zweifelt, daß er es dort sofort zum Barackenchef bringen würde? – ein gewisses Verständnis für ein Dienstverhältnis zu Hitler und Göring zu schaffen versucht hätte. Als seine ehemaligen Freunde eine der bekanntesten Persönlichkeiten Frankreichs (jetzt in Amerika) zur Intervention für die Freilassung Reglers aus dem Konzentrationslager veranlaßt hatten, erklärte diese nach einigen Tagen, sie wolle die Intervention nicht fortsetzen, da aus dem Dossier ersichtlich sei, daß Reglers Informationen gegen seine Kameraden verwendet werden.

Den Schriftstellern, die in den Lagern interniert waren, wurde vom Pariser PEN-Club eine entwürdigende und statutenwidrige politische Erklärung abverlangt, die ihre Freilassung zur Folge haben würde. Sie lehnten ab und verblieben Jahr um Jahr in Hunger, Erniedrigung, Qual, Frost, Entkräftung und ständiger Gefahr der Auslieferung an die Gestapo,

der Hinrichtung durchs Beil. Kein einziger antinazistischer Internierter kroch zu Kreuze, kein einziger Hitlergegner ist in der Zeit zwischen Oktober 1939 und Februar 1940 aus Vernet entlassen worden. Nur Regler und ein ähnliches (aber wenigstens weniger feiges) Subjekt namens Koestler wurden entlassen, und zwar nach Interventionen eines führenden Geheimagenten aus England, dessen Freundschaft sich Regler schon vorher erworben hatte. Er durfte in den Hafen von Le Havre fahren und brüstet sich, daß er dort von den englischen Offizieren als „Colonel" tituliert und behandelt worden sei.

In Amerika leistete sich Regler ein Schurkenstück, wie es nicht seinesgleichen hat; um den an seinen Freunden begangenen Verrat vor seiner Frau zu rechtfertigen, ließ er ihr die Nachricht zukommen, ihr Vater, der berühmte Maler Heinrich Vogeler-Worpswede, sei in der Sowjetunion hingerichtet worden. Selbstverständlich wußte Regler ganz genau, daß es keinen Weg für Gerüchte solcher Art aus Moskau nach New York gab, ja, er wußte ganz genau, daß jahrelang über alle im Ausland bekannten Persönlichkeiten der Sowjetunion die gleiche Behauptung ausgestreut worden war und sich immer als Lüge herausgestellt hatte. Wenn aber eine solche Hiobspost authentisch aus Moskau gekommen wäre, so hätte Regler sie seiner Frau aus Schonung verheimlicht – vorausgesetzt, daß sie ihm nicht so zupaß gekommen wäre wie die Lüge, deren er sich bediente.

Sein Buch, das seinen gefallenen Vorgesetzten und die Soldaten einer internationalen Brigade zu Helden hat, ist keinem der Gefallenen gewidmet, sondern einem amerikanischen Journalisten, der sich unter anderem damit befaßt, gegen die Gesinnung dieser Spanienkämpfer aufzutreten und ihre Einheit zu spalten. Es ist ein einflußreicher Journalist, der in einem der schönsten Gebäude von New York offenes Haus führt, und die Kritik über Reglers Buch kam mit dem Bild des Autors auf die Titelseite der Literaturbeilagen. Freilich hat es dem Verkauf des Buches nicht genützt, denn Regler ist eben – ach, wie selten fällt einem eine so erschöpfende Formulierung ein – „der Autor, der sich von seinen Büchern dadurch unterscheidet, daß diese nicht verkäuflich sind".

Noch in New York und in Mexiko hat Regler aus Angst vor öffentlicher Enthüllung über sein Verhalten im Lager erklärt, daß er nie gegen seine alten Gefährten aufgetreten und sich als spanischer Staatsbürger nur um das spanische Volk bekümmern werde. (*Dich* braucht das spanische Volk dazu, dachte ich mir dabei.) Neulich aber, als die „Serpa Pinto" ankam, war Herr Regler in Veracruz. Man zerbrach sich den Kopf darüber, was er an einem Landungsplatz zu suchen habe, auf dem für ihn höchstens unangenehme Begegnungen mit Männern und Frauen zu gewärtigen waren, die einst seine Kameraden, Mitgefangenen und Freunde waren und ihn nun verachten. Bald aber tauchte eine teilweise Erklärung für seine Betätigung in Veracruz in der New-Yorker Zeitschrift „New Republic" auf, und es war eine Erklärung, die den Beteuerungen zuwiderläuft, daß er sich fürderhin anständig benehmen und stillschweigen wolle. Sie ist aus Veracruz datiert, und Regler bringt sich darin, anläßlich der Debatten über eine Auslandsregierung Deutschlands, dem P. T. Publikum in Erinnerung. Wir wollen auf ihren Inhalt nicht eingehen. Er ist nicht interessant. Interessant ist die Wandlung, die er eingesteht. Herr Regler war das, was er heute mit feigem Ausweichen des Wortes „Kommunismus" einen Stalinisten nennt. (Zu Lenins Lebzeiten sprachen die damaligen Reglers abfällig von „Leninisten".) Regler war es in dem Maße, daß er in Moskau die deutschsprachigen Berichte über die Prozesse redigierte oder schrieb und nachher jeden (darunter auch mich) beschimpfte, der zu sagen wagte, daß man die Auslandspresse überschätzt hatte, wenn man glaubte, sie werde keine Lüge zu schreiben wagen angesichts einer öffentlichen Verhandlung und rückhaltloser Geständnisse. Regler provozierte den Gesang der „Internationale" bei unpolitischen Kongressen, er war roter Politkommissar in Spanien, er gebärdete sich als der stalinistischeste von allen Stalinisten. Nachher hat er sich, wie gesagt, die Entlassung vom Konzentrationslager, die Anerkennung eines Colonel-Titels bei englischen Offizieren, die Annahme eines Buches in Amerika, ein Titelblatt in der „Times" und dergleichen damit erkauft, daß er abschwor. Gut. Aber daß er nun öffentlich seinen Verrat als Mut zum Gesinnungswechsel umfälscht, daß er

die Nichtverräter zu besudeln versucht, daß er im Augenblick, da Stalin und die Stalinisten an der russischen Front, in den Städten Frankreichs und auf den Bergen Serbiens todesmutig gemeinsam mit allen Freiheitsfreunden gegen die Nazis kämpfen, von „Stalinisten mit Disziplin und ohne Herz und Hirn" spricht, ist nichts als Dienst am Feind. Uns überrascht es nicht. Uns überrascht nicht einmal, daß er aus gelbem Neid auf André Simones Bucherfolge von diesem unserem Freunde, dessen fanatischester Bewunderer und Kostgänger Regler in Paris war, plötzlich als vom „zynischen roten Goebbels" spricht. Er verwendet das Wort „zynisch" als Gegensatz zu Goebbels, den er also nicht für zynisch hält, und er hält wohl einen „roten Goebbels" für etwas ebenso Schimpfliches, wie es der braune Goebbels ist. Nun, darüber wäre manches zu sagen – was Wirkung und Wirksamkeit anbelangt, würden die Antifaschisten in der Tat einen Gegengoebbels brauchen. Auch ein roter Mölders, ein roter Udet etc. wären heute nicht schlecht. Aber besser für uns wäre ein brauner Regler.

ÜBER DEN TOD STEFAN ZWEIGS

Nun hat auch Stefan Zweig, der Österreicher vom Kapuzinerberg Salzburgs, sein Grab in fremder Erde gefunden.

Die Verlustliste der deutschen Literatur hat zwei Rubriken für jene, die den freiwilligen Tod einem zwangvollen Leben in der Hitlerschen Welt vorzogen. In der einen stehen Namen wie Egon Friedell, Walter Hasenclever, Ernst Weiß oder Walter Benjamin, die sich auf der physischen Flucht entleibten, um sich der Nazitortur zu entziehen. Im anderen Rubrum sind die, die wie Tucholsky oder Toller mit ihrem Leib in der Sicherheit des Auslands weilten, aber Schmach und Leid der Zeit nicht zu ertragen vermochten.

Zu dieser Gruppe hat sich mit einem Schluck aus dem Giftbecher Stefan Zweig gesellt. Niemand hätte das vorausgesehen. War doch sein äußeres Leben unsäglich glücklicher als das der meisten Kollegen der Gilde. Schon als Zwanzigjähriger hatte er erreicht, was er als Krönung seines Lebens erträumte:

Das Wiener Burgtheater spielte ein Stück von ihm („Teiresias"), und der Jüngling Zweig durfte sich vor dem Publikum der ersten deutschen Bühne für brausenden Beifall bedanken. Und vierzig weitere Jahre lang fielen ihm Triumphe pausenlos zu und blieb ihm die erstaunliche Arbeitsfreude bewahrt, unhavariert brachte er Erfolg und Kraft über den Ozean, und er besaß sie noch, als er den Tod zum Munde führte.

Diese Ersprießlichkeit der Leistung, die sich in einem vielbändigen Œuvre mit enormen Auflagen und maximaler Zahl von Übersetzungen äußerte, sie riefen viel Neid und viel Kritik hervor. Man warf Stefan Zweig vor, daß seine biographischen Bücher nur Übersetzungen wissenschaftlicher Werke in jenes „gehobene Deutsch" seien, das am Anfang des Jahrhunderts Rudolf Borchardt, Wölfflin, Alexander Schröder, der ganze Kreis der Prosaiker um Stefan George und in Wien die jungen Leute um Hugo von Hofmannsthal pflegten und für die Esoteriker reserviert wissen wollten. Man warf Stefan Zweig vor, daß er mit dem Blick in den Zuschauerraum spiele, seine Effekte nach dessen Geschmack verteile und durch finanzielle Beteiligung an Verlagen für die Propaganda seiner Bücher sorge.

Dies meinte der Wiener Satiriker Karl Kraus, als er die Nachricht von der Wahl Stefan Zweigs in den Verwaltungsrat der mährischen Textilfirma Zweig unter dem Titel „Aus der Literaturwelt" und darunter das Erscheinen eines neuen Buches von Stefan Zweig unter dem Titel „Aus der Handelswelt" rubrizierte. Ein dritter Vorwurf, der sich gegen Stefan Zweig erhob, war der des Konformismus, selbst seine Kriegsgegnerschaft sei weniger Gegnerschaft gegen den Krieg als Anhängerschaft an wachsende pazifistische Strömungen.

Aber Stefan Zweig wußte selbst, daß er nicht zum Kämpfer geboren sei, er fühlte sich als Mittler, wobei er dieses Wort sowohl von „Mitte" als auch von „Vermittlung" ableitete; nicht zufällig erkor er Erasmus von Rotterdam, den großen Versöhnler, zu seinem Helden, und nicht zufällig wählte er Brasilien zu seinem Sterbeplatz, das Land, das er in seinem letzten Buch als das Land „der merkbar gedämpften Formen, der stilleren humaneren Sphäre" idealisiert hatte.

Zweigs Humanismus war ein Humanismus der Duldung, nicht einer des Kampfes. Und mit dem großen Meister, der ihn in den Bezirk des Humanismus eingeführt, mit Romain Rolland ging Stefan Zweig nicht mehr, als Romain Rolland seine Menschenliebe auf militante Weise zu betätigen begann. Stefan Zweig wollte nur Schriftsteller sein, das Wort Literatur war für ihn ein Ehrentitel und ein Auftrag. Mit allen großen Künstlern vergangener und gegenwärtiger Zeiten stand er in Kontakt, er sammelte die Handschriften der Toten, er half den Lebenden mit seinem Rat und seinem Geld. Wie er als Dreißigjähriger während des Weltkriegs die hoffnungsweckenden Künstler seiner Generation vor dem Griff der Massengräber zu retten versuchte, so hat er als fast Sechzigjähriger viele Kollegen vor dem Hungertod und vor Europa gerettet. Zu wenige waren es für Stefan Zweig, die er retten konnte, und zu viele, die er nicht retten konnte. Diese Qual und die Qual seines eigenen Entwurzeltseins machten ihn in den letzten Jahren zu etwas, was er vorher nie gewesen: zu einem Gesellschaftskritiker. Es gibt Äußerungen von ihm, die von einer frappierenden Radikalität sind und seine ganze bisherige Lebens- und Literaturform verneinen. Vielleicht war es dieser Wechsel seiner Erkenntnisse, der mit dem Freitod des brillanten Schriftstellers und guten Menschen Stefan Zweig in Zusammenhang steht.

ZUR GRÜNDUNG DES VERLAGES „DAS FREIE BUCH“

So wie bei den Kloakentieren die beiden Arten der Notdurft gleichgeschaltet sind, so verrichten auch die Nazis Politik und Kultur nur in einerlei Gestalt. Seit van der Lubbe und Goebbels Parlament und Literatur auftragsgemäß brandgestiftet haben, gibt's nur noch Parteien und Schriftwerke, die keine andere Farbe in das Braun der Nazi-Örtlichkeit tragen. Auch die Sprache, tönend wie Knallgas, paßt in den Raum. Wer das Deutsch der Klassik nicht abtreten konnte diesem Abtritt, mußte abtreten. Viele Schriftsteller verschwanden in den Tod, viele ins Schweigen, viele in fremde Länder. Diese Emigranten

haben es wiederholt unternommen, Manuskripte vom Goebbelsschen Scheiterhaufen zu retten und den verbrannten Büchern neues Leben zu geben. Der Siegesmarsch der von Quisling und Laval und Seyß-Inquart geführten Nazitruppen unterwarf Europa mitsamt den neu erstandenen Verlagsorten. Amerika ist frei, Boden für einen neuen Versuch. Wir freuen uns, daß die nach Mexiko geretteten Schriftsteller, eine Schar der kämpferischen und besten aus der deutschen Literatur, diesen Versuch wagen. Am 10. Mai, dem Jahrestag der brennenden Schmach, treten sie mit dem brennenden Wunsch hervor, diese Schmach zu tilgen, soweit es in ihren Kräften steht. Sie gründen den Verlag „Das Freie Buch“. Träger glänzender Namen haben ihre Manuskripte zugesandt oder sind mit ihrer Zusage unterwegs. Die unternehmungslustigen Unternehmer, die ihren Unternehmergewinn nur in der Erfüllung ihrer Pflicht sehen, rufen zur Subskription auf. Wir wünschen, daß es keinen literarisch interessierten Hitlergegner gäbe, an dessen Ohr der Ruf ungehört verhallt. Das Freie Deutschland grüßt „Das Freie Buch“.

DEUTSCHE SCHRIFTSTELLER IN MEXIKO

Mexiko bildet heute ein wichtiges Tätigkeitsgebiet der antifaschistischen deutschen Literatur. Diese Tatsache ist einerseits auf die großzügige Asylpolitik der Staatspräsidenten Cárdenas und Avila Camacho zurückzuführen, andererseits auf die Hilfsaktion, die die League of American Writers seit mehr als zwei Jahren in grandioser Weise zur Rettung ihrer europäischen Kollegen führt.

Innerhalb der deutschen Emigration in Mexiko entstanden eine Reihe von Organisationen, an deren erster Stelle der Heinrich-Heine-Klub steht. Er vereinigt die antifaschistischen Intellektuellen, seine Präsidentin ist Anna Seghers, und in den Reihen seiner Mitgliedschaft finden sich Namen wie die der Schriftsteller Ludwig Renn, Egon Erwin Kisch, Bodo Uhse, Paul Westheim, André Simone, Theodor Balk, Architekt Hannes Meyer (früher Moskau), Paul Mayer (Rowohlt-Verlag),

Bruno Frei, Rudolf Feistmann, Leo Katz, Kurt Stern, Lenka Reiner, mehrere Gelehrte, Musiker, Schauspieler, bildende Künstler. Bei diesem Aufgebot bekannter Namen und bei dem Interesse, das eine auch geistig von der Heimat abgeschlossene Emigration für literarische Darbietungen hegt, bildet es eine Selbstverständlichkeit, daß jeder Vorlesungsabend dieser Autoren eine nach Hunderten zählende Hörerschaft findet. Außerdem gibt es kulturpolitische Vorträge und Veranstaltungen wie solche, die sich mit dem Märzgedanken in der Literatur oder mit dem humanistischen Gedanken des in Mexiko verehrten Alexander von Humboldt befaßten und den Rednern besondere Gelegenheit gaben, die beiden Grundprinzipien des Heinrich-Heine-Klubs zum Ausdruck zu bringen: den unbedingten Kampf gegen den Hitlerfaschismus und die begeisterte Solidarität mit der kämpferischen Sowjetunion und ihrer kulturellen Kraft.

Ein großes schriftstellerisches Betätigungsfeld eröffnete sich den Schriftstellern, als in Mexiko vor Jahresfrist die Zeitschrift „Freies Deutschland" gegründet wurde. Mit einem Umfang von zweiunddreißig Seiten stellt sie schon äußerlich eine erstaunliche Unternehmung dar, die Zahl regelmäßiger Mitarbeiter übertrifft bei weitem diejenige, der sich jemals eine kulturelle Zeitschrift in Deutschland rühmen konnte. Die Schaffung und der Inhalt dieser Zeitschrift, die ohne den geringsten finanziellen Rückhalt nur durch eine opferfreudige und ununterbrochene Zusammenarbeit von Freunden, Kollegen und Genossen vollbracht wurde, erregten demgemäß das Staunen der Kulturkreise von Nord- und Südamerika und verschafften der Zeitschrift schon nach zwei oder drei Monaten eine Auflage von Tausenden. Das „Freie Deutschland" ist keine rein literarische Zeitschrift, sondern vor allem das Organ der Bewegung „Freies Deutschland", die sich an alle antifaschistischen Auslandsdeutschen und Emigranten wendet und einen Kristallisationspunkt der Deutschen gegen Hitler zu schaffen strebt. Außer der deutschsprachigen Ausgabe erscheint eine in spanischer Sprache, „Alemania Libre", welche eine große Rolle in der Aufdeckung von Nazi-Spionage und anderen Nazi-Umtrieben spielt.

Zu den Mitarbeitern des „Freien Deutschland" gehören Persönlichkeiten aller Lager, sofern sie sich bedingungslos als Gegner des Nazifaschismus, als Verfechter der antifaschistischen Einheit und als Freunde der Sowjetunion und ihrer Alliierten bekennen. Dem Redaktionskomitee gehört der deutsche Gewerkschaftsführer und Abgeordnete Paul Merker führend an, weitere Mitglieder sind Alexander Abusch als Chefredakteur, Bruno Frei, Abg. Erich Jungmann als Vertreter der deutschen Jugend, Albert Callam, Georg Stibi, Otto Börner etc.

Sämtliche Schriftsteller, die wir oben bei der Erwähnung des Heinrich-Heine-Klubs angeführt haben, sowie die in USA lebenden Kollegen, wie Heinrich Mann, Bert Brecht, Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Prof. Paul Tillich, Hubert Prinz zu Löwenstein, F. C. Weiskopf, Bruno Frank, Ferdinand Bruckner, Ernst Bloch, Hans Marchwitza, Alfred Kantorowicz, Albert Norden, Max Schroeder, Oskar Maria Graf, Ruth Lenz-Jerusalem, Alexan, sowie die ausländischen Dichter und Schriftsteller Pablo Neruda (Chile), José Bergamin (Spanien), Agnes Smedley (Amerika), Geneviève Tabouis, Simone Téry, Marguerite Jouve und Pierre Cot (Frankreich), Louise Heuer (Mexiko) arbeiten mit. Die Hauptarbeit, die unter den Verhältnissen von Ausländern im Kriege und unter den technischen Bedingungen für ein deutsches Kulturblatt geradezu unvorstellbar sind, leistet das Redaktionskomitee.

Dem jüngsten Unternehmen, das die linksgerichtete deutsche Emigration Mexikos geschaffen hat, sagten selbst die Optimisten einen Tod vor der Geburt voraus. Dieses Unternehmen war die Gründung eines Verlags deutscher Bücher in Mexiko und wurde am 10. Mai 1942 gegründet, am Jahrestag des Feuers, in das Goebbels und seine Vertreter in allen Städten Deutschlands die fortschrittlichen Bücher warfen und damit die freie deutsche Literatur für immer eingeäschert glaubten. Der Verlag „Das Freie Buch" (spanisch „El Libro Libre"), México, D. F., Apartado 10214, wurde mit dem gleichen Kapital gegründet, mit dem die große Zeitschrift „Freies Deutschland" und deren spanisches Wochenblatt gegründet wurden, mit dem Kapital, das eine leidenschaftliche, uneigennützige und

unermüdliche Zusammenarbeit antifaschistischer Kämpfer darstellt. Geld gab es nicht, technische Schwierigkeiten aber um so mehr. Aber diesen Tatsachen und dem Pessimismus der Optimisten zum Trotz erschien das erste Buch – Egon Erwin Kisch, „Marktplatz der Sensationen" – zum angegebenen Termin, war so gut gedruckt und so schön ausgestattet, daß es jedem Verlag des alten Deutschland zur Ehre gereicht hätte. Als nächstes Buch erschien Lion Feuchtwanger, „Unholdes Frankreich", als drittes der Antinaziroman „Das siebte Kreuz" von Anna Seghers, dessen amerikanische Ausgabe eben vom Book-of-the-Month-Club zur Zustellung an seine 300000 Mitglieder gewählt worden ist.

Als weitere Bücher sind geplant: eine Biographie Stalins von André Simone, die zugleich eine Biographie des letzten Menschenalters von Europa darstellen soll; Theodor Balks „Das verlorene Manuskript", der romantisierte Bericht einer politischen Reise durch die Nazivorbereitungen rund um Deutschland; der Reichswehrroman „Überfall auf Wyst" von Bodo Uhse, der an diesem Buch seit vier Jahren arbeitet und feilt; ein Roman über die Tschechoslowakei, betitelt „Lidice", von Heinrich Mann; und die „Morgendämmerung", der slowakische Bauernroman, den F. C. Weiskopf schrieb und der in englischer Sprache bereits vier Auflagen erlebte.

Die literarische Energie der deutschen Antifaschisten in Mexiko hat in den mexikanischen Kulturkreisen Erstaunen hervorgerufen. Das Interesse fand seinen erfreulichen Höhepunkt in einer Einladung des Präsidenten Avila Camacho an die Vertreter des Verlags „Das Freie Buch". So erschienen Ludwig Renn, Bodo Uhse, Anna Seghers und Egon Erwin Kisch beim Präsidenten, der sich mit ihnen lange über Literatur unterhielt und sie über ihre Projekte befragte. Besonders schien ihm der Plan zuzusagen, ein Buch in spanischer Sprache herauszubringen, in dem die kompetentesten Vertreter der Wissenschaft, Politik und Kunst ihre Erfahrungen und Ansichten über den Nazi-Terror zum Ausdruck bringen sollen.

Die lange Audienz beim Präsidenten erregte um so mehr Aufsehen, als unmittelbar vorher reaktionäre, nazi-agentische und trotzkistische Kreise (in Mexiko leben unter anderen die

Renegaten Victor Serge, Regler, Babette Münzenberg, Rühle, Fritz Bach-Sulzbacher etc.) die verleumderischesten Angriffe und Denunziationen gegen die Teilnehmer der Bewegung „Freies Deutschland", den Heinrich-Heine-Klub und vor allem gegen den Verlag „Das Freie Buch" erhoben hatten. Nachdem der Präsident seine Unterstützung für die Drucklegung der Bücher zugesagt hatte, wandte sich die Redaktion des Terror-Buchs, das wahrscheinlich den Namen „Das neue Braunbuch" führen wird, an eine Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten Amerikas, und diese sagten sofort die Abfassung der ihnen zugewiesenen Artikel zu.

In den letzten Wochen wurde der Kontakt mit den deutschen Schriftstellern der UdSSR hergestellt, und die Briefe der Genossen und Kollegen des heroisch kämpfenden Landes riefen in der antifaschistischen Emigration helle Begeisterung hervor.

EXILLAND MEXIKO

1. 1939 – der Krieg Frankreichs an Deutschland war erklärt – wurden in Frankreich Deutsche und Österreicher verhaftet. Kein Unterschied wurde gemacht zwischen den erprobten und verfolgten Feinden des Hitlerregimes einerseits und den offiziellen und unoffiziellen Naziagenten andererseits. So hätte mich die Tatsache, daß ich mich als Schriftsteller ununterbrochen gegen Nazideutschland, den jetzigen Kriegsgegner Frankreichs, betätigt hatte, nicht vor dem Konzentrationslager geschützt. Was mich schützte, war die Tatsache, daß ich tschechoslowakischer Staatsbürger war. Ich erhielt die Bewilligung zur Ausreise.

2. Als ich einige Jahre vorher vor Hitler geflüchtet war, hatte ich gewußt, wohin ich mich zu wenden hatte: nach Frankreich, das hundertfünfzig Jahre lang die Heimat der Heimatlosen, die Hauptstadt der Demokratie gewesen war. Aber jetzt, 1939, konnte ich mir den Zufluchtsort nicht aussuchen. Ich landete in New York, wo das Mitleid mit dem armen „antifaschistischen" Finnland und die Begeisterung für die Rettung der Mannerheim-Linie auf dem Höhepunkt stand. Wer, wie zum

Beispiel der englische Romancier H. G. Wells, auszusprechen wagte, daß Finnland ein Verbündeter Hitlers und die Mannerheim-Linie die bevorstehende Aufmarschlinie der Nazi-Armee sei, wurde verlacht und machte sich unmöglich.

3. In New York erzählte mir der Vertreter des mexikanischen Tourist-Office, der meine Bücher kannte, viel von seiner Heimat und lud mich ein, mich in Mexiko anzusiedeln. Ende 1940 verschaffte er mir ein Visum, und ich fuhr hierher. Ich lebe hier zufrieden, wenn man von Zufriedenheit sprechen kann in einer Zeit, da man nicht aufzuhören vermag, an den heimatlichen Kontinent zu denken, und man nicht an den heimatlichen Kontinent denken kann, ohne Scham, Trauer und Wut zu empfinden.

4. In Mexiko traf ich viele meiner Schriftsteller-Kollegen aus allen Ländern – von den emigrierten Schriftstellern internationalen Namens fand fast ein Viertel Asyl in Mexiko. Dies bedeutet, daß Mexiko nicht mehr wegzudenken ist aus der europäischen Literaturgeschichte unserer Zeit und daß wir alle mit Liebe und Dankbarkeit an das Land zurückdenken werden, das uns eine so großzügige Gastfreundschaft gewährte und uns die Möglichkeit gab, unsere literarische Arbeit fortzusetzen.

5. Ohne Zweifel werden durch die Werke, die die Schriftsteller nach ihrer Rückkehr publizieren werden, in Europa die Kenntnis, das Verständnis und die Zuneigung für das wunderbare Mexiko sehr verbreitet werden.

KULTURARBEIT IN MEXIKO

Die deutsche antifaschistische Emigration in Mexiko entfaltet eine erstaunlich große kulturelle Tätigkeit, so daß sie neben London und New York zu einem Kristallisationspunkt der wahren deutschen Literatur geworden ist.

Vor allem ist es der Heinrich-Heine-Klub, der bei seinen regelmäßigen Veranstaltungen immer mehrere hundert Hörer bei sich sieht. Präsidentin des Klubs ist Anna Seghers, Sekretär Rudolf Feistmann.

Alle Veranstaltungen tragen, selbstverständlich immer vom

kulturellen Gesichtspunkt, der antifaschistischen und bedingungslos sowjetfreundlichen Haltung Rechnung, die Sinn und Aufgabe des Klubs sind. Besonders manifestant trat dies in einer Monsterveranstaltung für die Sowjetkultur hervor, bei der der ehemalige deutsche Abgeordnete Paul Merker die Triumphe der Roten Armee als die Folge der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung der Sowjetbevölkerung feierte. Aufführungen und Rezitationen von Werken der Sowjetkünstler, wie Schostakowitsch, Alexej Tolstoj, Fadejew etc., folgten. Die Schauspieler Steffie Spira, Brigitte Chatel, Luise Robicek-Rooner, Günter Ruschin, Ernst Robicek-Rooner, Michael Flürscheim und Albrecht Viktor Blum sowie die Sängerin Sonja Verbitzki wirkten hervorragend mit.

Von politischen Veranstaltungen waren ferner eine Kundgebung gegen die Massenmorde an den Juden Europas von eindringlicher Bedeutung; an diesem Abend sprachen der damalige mexikanische Kammerpräsident Alejandro Carillo, der deutsche Reichstagsabgeordnete Erich Jungmann und der Schriftsteller Dr. Leo Katz. – Eine Huldigung für das ewige, ununterjochbare Frankreich hatte André Simone zum Hauptredner; Kurt und Jeanne Stern ließen die revolutionären Tendenzen der französischen Literatur aufleben, den Darbietungen der Virtuosin Sophie Chainer und der Sängerin Sonja Verbitzki klang die gleiche Tendenz in der Musik auf. – Zu dem Abend, der der gefesselten Tschechoslowakei galt, hatten fast alle slawischen Kolonien ihre Mitglieder entsandt; Alexander Abusch hielt das historisch-politische Referat, Egon Erwin Kisch sprach von seiner Heimat, und die ermordeten Dichter und die ermordeten Lieder des tschechischen Volkes kamen zu ergreifender Geltung. – Ganz voll von hingerissenem Publikum war ein Abend mexikanischer Volkskunst: Indiolieder, Musik auf primitiven Instrumenten . . ., die Melodien eines freiheitsliebenden Volkes aus der Zeit seiner Unabhängigkeitskriege.

Eine Erinnerungsfeier an die deutsche Revolution von 1848 fand unter der Devise „Noch sind nicht alle Märzen vorbei . . ." mit einleitenden Worten von Bruno Frei statt. Die Autorenabende von Ludwig Renn, Paul Mayer, Theodor Balk, Bodo

Uhse, Anna Seghers, Egon Erwin Kisch und anderen begegneten starkem Erfolg. Unter den wissenschaftlichen Vorträgen gewann derjenige des Architekten Hannes Meyer dadurch politischen Aspekt, daß er zu seinem Thema („Mexiko, städtebaulich gesehen") den Städtebau der Sowjetunion als Beispiel heranzog. Der Berliner Kunstkritiker Paul Westheim sprach über den Einfluß der Revolutionen auf die französische und mexikanische Kunst, der Wiener Laryngologe Dr. Leo Deutsch und Dr. Ernst Römer [sprachen] über musikalische Grundprobleme, die Physikerin Prof. Dr. Marietta Blau über die Sonne Mexikos, und Kisch enthüllte die Verfälschungen im Bilde Alexander von Humboldts, der trotz seiner humanistischen, liberalen Gesinnung und seiner Todfeindschaft gegen Rassenwertung von den Nazis in Mexiko zum Seelenfang benützt wird.

Ein Kabarettabend mit Gedichten von Becher, Weinert und Brecht wurde hauptsächlich von begabten Amateuren, wie Paul Krautter, Hilda Maddalena, Else Firl etc., bestritten; die Titelrolle des Einakters „Himmelfahrt der Galgentoni" spielte Steffie Spira, mit Recht bejubelt, die Regie lag in den Händen von A. V. Blum.

Der in Deutschland verbotenen Musik, vornehmlich den Komponisten Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Bizet und Delibes, galt ein Monsterkonzert mit dem Philharmonischen Orchester Mexikos, geleitet von Dr. Ernst Römer und mit Militza Korjus als Solistin.

Wiederholt wirkte bei den Veranstaltungen der „Deutsche Chor" mit, eine Gruppe von Frauen und Männern, die sich in den Konzentrationslagern Frankreichs zum Gesang zusammengeschlossen hatten und nun die Lieder der Gefangenschaft und des Widerstandswillens zu ergreifendem Vortrag bringt. Ihr Leiter ist der junge Wiener Marcel Rubin, der schon im Dachauer Lager eine Reihe dieser Gesänge komponiert hat; aber nicht nur diese dirigiert er, sondern vor allem – und unter besonderer Begeisterung – die Kampflieder der Roten Armee.

Hauptträger der Kultur ist in Mexiko – und nicht nur in Mexiko – die Monatsschrift „Freies Deutschland". Sie ist das Organ der Bewegung gleichen Namens, die bereits heute die akti-

ven antifaschistischen Verbände aller lateinamerikanischen Staaten umfaßt. Über den politischen Aufgabenkreis hinaus ist die Zeitschrift ohne Zweifel das kulturelle Zentralorgan der Emigration zu nennen. Heinrich Mann, Oskar Maria Graf, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Lion Feuchtwanger, F. C. Weiskopf, Thomas Mann, Bert Brecht, Ernst Bloch, Karl von Lustig-Prean, Annette Kolb, Ferdinand Bruckner, Bruno Frank, Hans Marchwitza, Alfred Kantorowicz, Balder Olden, Bruno Frei, Agnes Smedley, Berthold Viertel, Pablo Neruda, José Bergamin, Upton Sinclair, Simone Téry, Pierre Cot, Geneviève Tabouis, Rudolf Fürth, Jürgen Kuczinsky, Vincente Lombardo Toledano, Alfredo Miller, Lenka Reiner, Max Schroeder, Paul Zech – um nur einige von ihnen aufzuzählen – gehören zum Stab ihrer Mitarbeiter.

Mit der Gründung eines deutschen Verlages hat Mexiko die anderen Emigrationszentren gleichfalls übertroffen. Das Unternehmen heißt „El Libro Libre“ – „Das Freie Buch“ – und ist zum Jahrestag der Bücherverbrennung gegründet worden – selbstverständlich ohne Kapital, aber mit der unermüdlichen Mitwirkung der Literaturfreunde, die selbstlos die Werbung, den Verkauf und die Versendung so durchführten, daß die ganzen Auflagen (1000 bis 1500 Exemplare) ausverkauft sind. Die technische Leitung hat der deutsche Buchdrucker und ehemalige Major der spanischen Volksarmee Walter Janka inne. In einer Ausstattung, die auch im alten Deutschland jedem Buch zur Ehre gereicht hätte, bringt der Verlag in deutscher Sprache literarische Werke von Kisch („Marktplatz der Sensationen“), Feuchtwanger („Unholdes Frankreich“), Seghers („Das siebte Kreuz“), Bruno Frank („Die Tochter“), Heinrich Mann („Der Protektor“), Theodor Balk („Roman eines Manuskriptes“), Bodo Uhse („Leutnant Bertram“) und Leo Katz („Das Leben des Städtchens Sered“) etc.

Noch größere Auflagen und Wirkungen haben die politischen Bücher des Verlages. Von dem in spanischer Sprache gedruckten „Schwarzbuch des Naziterrors“, das die Staatspräsidenten Avila Camacho (Mexiko), Eduard Beneš (Tschechoslowakei) und Dr. Manuel Prado (Kuba) zu Protektoren hat und mit dessen Redaktion hauptsächlich André Simone eine gewal-

tige Aufgabe vollbracht hat, sind bereits in ganz Mittel- und Südamerika viele Tausende von Exemplaren verkauft, und die Presse hat das Werk als die erste umfassende Arbeit zur Aufklärung Lateinamerikas über das Nazitum anerkannt. Fünfundfünfzig Staatsmänner, Politiker und Schriftsteller bekannten Namens schildern die in ihren von den Nazis unterjochten Ländern begangenen Schandtaten, dreiundzwanzig Maler und Graphiker haben das Monumentalwerk illustriert. Den größten Teil nehmen selbstverständlich die Dokumente über die bestialischen Verwüstungen ein, die Hitlers Soldateska in der Sowjetunion begangen hat. Diese Dokumente der Schmach sind begleitet von den beredten Worten, die Alexej Tolstoj, Leonid Leonow, Michael Scholochow, Ilja Ehrenburg und andere Schriftsteller sowie die Staatsmänner der Sowjetunion darüber ausgesprochen haben. Das Buch führt den Titel „El Libro Negro del Terror Nazi en Europa".

Von den politischen Publikationen in deutscher Sprache ist vor allem Theodor Balks „Führer durch Sowjet-Krieg und -Frieden" zu nennen; der rasche Erfolg dieser Schrift bewies, daß eine Schicht von Lesern heraufgekommen ist, die an den fundamentalen Verhältnissen des Sowjetregimes, das heißt an Verfassungs-, Gesetzes- und Verwaltungsfragen Interesse nimmt. Eine andere, rasch vergriffene Schrift führt den Titel „Was wird aus Deutschland?" und stammt von Paul Merker, der unbestritten in Mexiko die Emigration politisch führt. Seine nationalökonomisch reich belegte Arbeit über die Fallgesetze der Naziregierung erscheint nun bei „International Publishers" in New York englisch und in einem argentinischen Gewerkschaftsverlag spanisch. Als nächstes Werk in spanischer Sprache wird eine zusammenfassende Arbeit „Zwei Jahre Sowjetkrieg" am Jahrestag des Kriegsausbruchs erscheinen.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es eine für jeden einzelnen Emigranten und für jede Gruppe vorbildlich nutzbringende Arbeit ist, die unsere Freunde in Mexiko ebenso für die Bekämpfung des Nazifaschismus leisten wie für das liebevolle Verständnis der Sowjetunion und ihrer kulturellen Kraft.

Unverantwortlich wäre es zu verschweigen, daß der Heinrich-Heine-Klub schon bei seiner Gründung Widerständen von anderen Gruppen der Emigration begegnete.

Was ließ diese Gruppen Gespenster sehen oder behaupten, daß sie Gespenster sähen. Es war Angst, teils Angst vor einer „Konkurrenz", teils Angst vor jedweder Politik, auch vor antifaschistischer (Emigration sollte nur Wohltätigkeit üben), teils Angst vor einem Zusammenschluß der kulturell Interessierten, deren Argumenten man vielleicht keine Argumente entgegensetzen könnte. Angst bestand auch davor, einer Gemeinschaft mit sozialistischen oder gar kommunistischen Menschen zugezählt zu werden.

Andere Träger des Widerstands waren Hysterie und Neid. Hysterie und Neid wurden von den spießigsten aller Bierbankpolitiker und pathologischesten aller Kaffeehauspolitiker verspritzt, die – unfähig, sich einzugliedern – jede organisierte Arbeit begeifern müssen.

Gemeinsam war allen Gegnern die Antipathie gegen die Sowjetunion, in welcher der Heinrich-Heine-Klub von Anfang an den mächtigsten, den entscheidenden Faktor für eine Zerschmetterung der braunen Bestiokratie sah. Die von der Presse hervorgerufene Feindschaft gegen die UdSSR hat – es ist ebenso beschämend wie wichtig, das auszusprechen – hat viele Nazi-Opfer lange beherrscht, und in einem jüdischen Verein durfte, gegen alles Statut, ein antisemitischer Hetzer eine Rede halten, weil sie gegen die Sowjetunion gerichtet war.

Nach der Besiegung der Nazi-Armee vor Stalingrad wich die Sowjetfeindschaft solcher Emigrantenkreise allmählich einem bewundernden Staunen und brach erst nach der völligen Niederlage Hitlerdeutschlands wieder hervor; die kaum Bekehrten und Belehrten begannen von neuem, den Verleumdungen der reaktionären Presse Glauben zu schenken.

Mit allen Mitteln wurde versucht, den Heine-Klub und mit ihm andere antifaschistische Emigrantenverbände zu sabotieren. Ein vierseitiges Flugblatt, von deutschen Emigranten her-

ausgegeben, wandte sich in spanischer Sprache an die mexikanische Öffentlichkeit mit einem Steckbrief gegen neuangekommene Antifaschisten, die de facto durchwegs GPU-Agenten seien. Eine dicke, ja faustdicke Broschüre, gleichfalls spanisch und von Emigranten verfaßt, „Die bevorstehenden Verbrechen der GPU in Mexiko", schrie um Hilfe gegen die Morde, zu deren Verübung eine Reihe von Schriftstellern nach Mexiko entsandt worden sei. In diesen Pamphleten und in Informationen an die reaktionärsten Journalisten Mexikos wurden die Namen der bevorstehenden Mörder der Polizei und der Tagespresse gemeldet.

Ein Teil dieser Erfindungen erschien in einer nordamerikanischen Zeitschrift. Flugs wurde der Artikel in Mexiko von einer Sancta der Emigration, Nacheiferin jenes Mütterchens, das ihr Reisigbündel zum Scheiterhaufen des Johannes Hus herbeitrug, übersetzt und verschickt. Auch sonst wurde während der Herrschaft des Faschismus von sogenannten Antifaschisten gegen die wirklichen Antifaschisten eifrige Arbeit getan.

Brave Leute, die bei der Gründung des Heinrich-Heine-Klubs mitgetan, zogen sich alsbald zurück. Verlegen entschuldigten sich vor den ersten Veranstaltungen Mitwirkende oder Mitglieder, daß sie heute abend nicht kommen könnten. Sie waren von Bekannten gewarnt worden: Die Polizei werde alle Besucher des Vortragsabends festnehmen. Das nächste Mal wiederum sollten mexikanische Trotzkisten die Veranstaltung stören. Eine andere Nachahmerin der Sancta Simplicita darf sich rühmen, den Kapellmeister Otto Klemperer von der zugesagten Mitwirkung im Heinrich-Heine-Klub abgehalten zu haben.

Das Lokal in der Calle Antonio Sola wurde dem Heine-Klub abspenstig gemacht, und als er nunmehr den Saal der Konzertagentur Schiefer mietete, ertönte ein inszenierter Aufschrei des Entsetzens: „Bann gegen jeden, der den Nazisaal betritt." Dennoch hielt in dem plötzlich zum Nazi erklärten Mendelssohn-Saal der Heine-Klub überfüllte Veranstaltungen ab. Und alsbald sprachen in diesem Raum der New-Yorker Großrabbiner Stephan Wise, der Führer des Jüdischen Weltkongresses

Nachum Goldmann und andere unverdächtige Gäste unverdächtiger Vereine wie Menorah oder Hatikwa.

Die Anfeindungen gegen den Heine-Klub und seine Freunde gingen weiter. Erst vor kurzem marschierte ein Rollkommando in eine antifaschistische Versammlung, um sie zu sprengen. Es bestand nicht etwa aus Nazis, sondern aus gescheiterten politischen Existenzen, Defraudanten, Denunzianten, Deserteuren und ihren zurückgebliebenen oder halbwüchsigen Anhängern. Was bezweckten dieser SS-artige Überfall, diese Kopfhiebe auf die Witwe eines von den Nazis hingerichteten Antifaschisten, das psychopathische Kampfgeheul? Was sollte die kindliche oder provokatorische Forderung, zugleich mit den deutschen Kriegsverbrechern müßten auch die Kriegsverbrecher der Alliierten bestraft werden? Diese Mannen wollen ihr feiges Beiseitestehen im Kampf gegen Hitler damit rechtfertigen, daß sie die aktiven Antifaschisten zu diskreditieren versuchten, die schon in der Illegalität gekämpft hatten und nun in der Emigration weiterkämpfen.

Die von Goebbels aufgestellte Behauptung, daß die Emigration mit Hilfe überstaatlicher Mächte den Haß der Welt gegen das Dritte Reich entfesselt habe, wird heute von den Nürnberger Angeklagten wiederholt. Falls ein Körnchen Wahrheit in dieser Behauptung steckt, so darf der Heinrich-Heine-Klub in Anspruch nehmen, ein Atom dieses Körnchens gewesen zu sein. Auf einem fernen und kleinen Frontabschnitt hat er seine Pflicht erfüllt, auch – und das muß als Warnung für die Zukunft hier gesagt werden – gegen Unverstand und Bosheit im Lager der Mitemigranten.

ERINNERUNG AN PRAG

Aus der Rede, gehalten im Heinrich-Heine-Klub, México, bei der Trauerfeier für die Opfer von Lidice und Prag

[Ich soll hier eine Erinnerung an Prag sprechen. Das ist für mich ein so grenzenloses, konturloses, unendliches Thema wie eine Erinnerung an Europa, an die Welt. Ich habe Prag nie verlassen, so intensiv auch ich mich davon entfernte, so intensiv

auch ich in allen fünf Weltteilen lebte. Und ich lebe auch jetzt dort, ob ich hier zu Ihnen vielen spreche oder allein zu mir selbst.]

Prag ist eine liebenswerte Stadt auch für den, dessen Heimat sie nicht ist. Auch für den, zu dem die Steine nicht von der Weltgeschichte sprechen und der Genius des Ortes nicht seine Legenden zuflüstert. Auch ein solcher Fremder findet ein rundes Kapellchen der Altstadt seltsam und schön, ohne zu wissen, daß hier die Lehre der Hussiten und damit der ganze Protestantismus seine Wiege hat. Auch ein solcher Fremder blickt entzückt aus der mittelalterlichen Landtagsstube über die Stadt und den Strom, ohne sich vielleicht zu vergegenwärtigen, daß aus diesem Fenster der Dreißigjährige Krieg in die Welt loderte. Auch ein solcher Fremder schlängelt sich bewegt durch das Gestein des mystischen Judenfriedhofs, ohne davon zu wissen, welche Sagen hier bestattet sind und daß der Fälscher der „Weisen von Zion“ diese erfundenen Weisen hier zusammenkommen und „Protokolle“ abfassen läßt. Rienzi, der letzte der Tribunen – der blinde König Johann von Luxemburg – Petrarca – Wallenstein – der Held von Bürgers „Lenore“ – Chateaubriand – tausend Jahre Weltgeschichte und Kulturgeschichte schritten übers Prager Pflaster und wohnten in den Räumlichkeiten des Stadtbezirks, und selbst der unvorbereitete Passant fühlte, warum Prag „das goldene“ genannt wird. Den Reizen dieser Stadt, ihrem Hingestrecktsein zwischen dem Ufer des Flusses und den knospenden Sträuchern der Hügel, ihrem Gewand mit den vertrackten Ornamenten des Gäßchengewirrs inmitten der modernen Linienführung kann auch der flüchtigste Besucher nicht entflüchten. Wie hätten sich ihm die ständigen Bewohner zu entziehen vermocht, wie hätte hier die Lebensweise anders sein können als eine im Grunde hedonistische. Ein Rabelais hätte hier geschwelgt. Was anderswo eine Mahlzeit war, war hier ein Imbiß, was anderswo eine Delikatesse war, war hier eine Alltagsspeise, was man andernorts in einem teuren Restaurant suchte, hier aß man es im Vorbeigehn oder stehend in der Wursthalle: rosigen Prager Schinken, goldenes Pilsner Bier und das Brot, das keine graubraune Krume war, sondern ein froher Kuchen mit beschnei-

tem Rand. Es ist eine schöne Stadt, und schön sind ihre Mädchen, wie sie schön sind in Agrarländern, schön im schönsten Schmuck: ihrer Gesundheit. Und einfach sind die Männer, ohne Sinn für Feierlichkeit, Würde, Hierarchie und Uniform, mit Verständnis und Achtung vor der Kunst, mit einer Liebe für sie, die nicht einmal von den Franzosen, geschweige denn von einem andern Volk übertroffen wird. [„Warum soll man sich nicht freuen, wenn uns Gott Gesundheit schenkt", mit diesen Worten, im Chor gesungen, beginnt die nationale Oper „Die verkaufte Braut", nicht mit kämpferischen Hornsignalen der Wagnerischen Heldenopern.

Vielleicht hätten sie sich doch etwas weniger freuen sollen, die Tschechen, vielleicht doch etwas weniger schwejkisch lächeln sollen, vielleicht doch etwas mehr Sinn für Alarmsignale aufbringen, vielleicht mehr Wachsamkeit beweisen sollen. Auch innerhalb der Bergeskette, die ihr Böhmen umschloß wie die Berge um die Stadt México (ein Vergleich Humboldts), lauerte der Feind. Auch Böhmen hatte seine Quislings und Lavals, seine Pétains und Doriots, seine Spekulanten, die vermeinten, an der faschistischen Brandstiftung ihr Süppchen kochen zu können. Zu ihnen gesellten sich die, die zu sehr an Gerechtigkeit und Demokratie glaubten, dem Räuber nur mit legalen Mitteln entgegentreten wollten.

Aber so war es ja nicht nur in der Tschechoslowakei. Wir Antifaschisten haben die gleiche Erfahrung in allen Ländern gemacht, die später von Hitler unterworfen wurden, mit Menschen aller Nationen und Konfessionen, die nachher in die Emigration und in die Konzentrationslager gehen mußten. Die ganze Welt war ja unvorbereitet gegen das Gangstertum, das statt der politischen Moral die Usancen des Verbrechertums kodifizierte. Die ganze Welt ist mitschuldig an dem Schicksal, das Europa überfiel, und an dem Los unserer armen Tschechoslowakei, meines armen Prag.]

Gegenwärtig ist der Geßlerhut mit dem Hakenkreuz auf dem Hradschin aufgepflanzt, gegenwärtig stapfen die Schnürstiefel des Unterdrückers durch die Parks, gegenwärtig haben die Nazischnauzen die Schinken weggefressen und das Pilsner ausgesoffen, nun belästigen die braunen Knechte die Prager

Mädchen und erschießen die Prager Männer und Jünglinge oder knüpfen sie auf den Galgen. Sie haben die fünfhundert Jahre alte Universität gesperrt, die Dichter geschlachtet, denn sie wollen, Feinde des Geistes, keine Geistigkeit dulden, am allerwenigsten bei einer unterjochten, also „minderwertigen" Nation. Masaryk darf nicht mehr Masaryk genannt werden, sondern der „Jude Redlich-Masaryk" – um das unterworfene Tschechenvolk zu demütigen, schrecken sie nicht einmal davor zurück, den Juden das größte Kompliment zu machen, das den Juden je gemacht worden ist, einen der weisesten Männer unseres Zeitalters ihnen zuzuschieben.

Erinnerung an Prag! Es ist eine trübe Erinnerung, an das heutige Prag sich zu erinnern. Aber man muß nur weiter zurückgehn. Man muß sich erinnern, daß schon einmal versucht worden ist, das tschechische Volk mit Mord und Massenhinrichtung zu unterwerfen, das war vor dreihundert Jahren kurz nach dem Fenstersturz. Eine erzene Tafel nennt die Namen der Märtyrer, eine Ehrentafel, aufgerichtet, als die blutige Schmach gerächt, die Freiheit errungen, die Idee vollführt war, die fremden Vögte aus dem Fenster zu stürzen. Und so wird hoffentlich bald der zweite Prager Fenstersturz, ein tausendmal gründlicherer und tausendmal erfolgreicherer, nicht auf sich warten lassen.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN MEXIKO UND TSCHECHOSLOWAKEI

Es wird euch Mexikanern wahrscheinlich seltsam vorkommen, daß von euerm Land, das in Amerika zwischen Atlantik und Pazifik gelegen ist, Beziehungen bestehen sollen mit der Tschechoslowakei, einem kleinen Staat mitten in Europa. Aber uns Tschechoslowaken, die wir auf der Flucht vor dem blutigen Unterdrücker an eurem gastlichen Ufer Obdach gefunden haben, uns erinnert vieles von eurem Schicksal an unser eigenes. Und vieles haben wir gemeinsam.

Das mexikanische Volk hat so wie das tschechoslowakische am Anfang der Neuzeit seine Unabhängigkeit verloren, in bei-

den Fällen waren es die Habsburger, welche Freiheit und Selbständigkeit vernichteten. In Mexiko geschah es genau um hundert Jahre früher als bei uns; und genau hundert Jahre nachdem Mexiko seine Freiheit wiedergewonnen hatte, hat auch die Tschechoslowakei die ihrige wiedergewonnen. So hat die Fremdherrschaft der Habsburger und ihrer Nachfolger bei euch wie bei uns genau drei Jahrhunderte gewährt. In diesen drei Jahrhunderten blieb von den alten Privilegien und Gerechtsamen nichts als der hohle Titel eines Königreichs. Bei euch wie bei uns, bei euch während der Konquista, bei uns in der Gegenreformation, wurden zu Tausenden Schriften verbrannt und Bildwerke zertrümmert, all das, was an die alte Sprache, an den alten Glauben und an die alte Geisteskultur erinnerte. Die Religion, gegen die sich bei uns der Glaubenseifer der katholischen Missionare richtete, war die protestantische, die schon vor der Zeit Martin Luthers von dem Tschechen Johannes Hus gelehrt wurde und daher die hussitische hieß.

In Böhmen, Mähren und Schlesien, den drei Stammländern der Tschechoslowakei, richtete sich die ökonomische Gier der Usurpatoren, so wie in den Provinzen Neu-Spaniens, auf die Gewinnung von Gold und Silber. Aber an Gold gab es in eurer und in unserer Erde weniger, als die Phantasie den Eroberern vorgegaukelt hatte. An Silber hingegen war unser Land so unermeßlich reich, und durch Silber war unser Land so berühmt, wie bald darauf Mexiko werden sollte. Die Silbermünzen aus Joachimsthal, die Joachimsthaler, abgekürzt „Thaler" oder „Dollar" genannt, wurden die Währung von Europa, Afrika und Nordamerika und sind es teilweise noch heute, ebenso wie der mexikanische Peso sich den Fernen Osten eroberte und noch heute in China die stabile Währung bedeutet. Selbstverständlich hatten die Konquistadoren die mexikanischen Silbergruben in einem sehr primitiven Zustand vorgefunden, und deshalb ließen sie Bergleute aus Böhmen und Mähren kommen, um die Silberförderung zu modernisieren. Noch drei Jahrhunderte später wundert sich Alexander von Humboldt über die Ähnlichkeit der montanistischen Methoden von Böhmen und Mexiko. Humboldt kannte und liebte euer Land so sehr wie unseres, das er von seiner frühesten Jugend an bis fast

zu seinem neunzigsten Lebensjahr alljährlich besucht hat. Das Tal von Mexiko, umschlossen von herrlichen sagenumwobenen Bergen, vergleicht er immer und immer wieder mit dem Land Böhmen, das ebenfalls von einem solchen natürlichen Wall umschlossen ist.

Die Ritter und Söldner, die mit Cortez kamen, und die Beamten und Händler, die von den Vizekönigen hereinberufen wurden, waren durchwegs Spanier. Und wenn der König von Spanien ausnahmsweise einem Ausländer die Einreise in die Kolonien gestattete, so durfte es am allerletzten jemand aus einem so ketzerischen Lande sein, wie es Böhmen, Mähren oder Schlesien waren. Höchstens bei Handwerkern und Arbeitern gab es Ausnahmen, und selbst mit diesen hatte die Inquisition viel zu schaffen.

Gleich das erste Opfer der Inquisition war einer unserer tschechoslowakischen Landsleute. Die Tatsache, daß er unser Landsmann war, bildete den Hauptanklagepunkt oder wenigstens das hauptsächliche Belastungsmoment. Wir schreiben das Jahr 1536. Ein Mann namens Andres Morab Aleman wird unter dem Verdacht der Ketzerei verhaftet. Er stammt aus Brünn, der Hauptstadt des Landes Mähren, weshalb er auch den Namen Morab führt. Von Beruf ist er Bildhauer und Steinschneider. Den Vorsitz des Inquisitionsgerichts führt der Erzbischof Zumárraga, der als Bilderstürmer und Ketzerverfolger in der böhmischen Geschichte sein Ebenbild in einem Jesuitenpriester Konjasch hat.

„Sie sind doch aus Böhmen, also sind Sie ein Ketzer“, sagt Zumárraga zum Angeklagten.

„Keineswegs“, antwortet Meister Andres, „ich bin aus Mähren, das ist etwas ganz anderes. In Böhmen war ich bloß einmal in meinem Leben, obwohl es an mein Heimatland grenzt und ich doch die ganze Welt gesehen habe.“

Zumárraga: „No me diga! So, so! Ihre Heimat grenzt also ans Ketzerland, und Sie selbst waren in Böhmen. Das ist ja mehr, als wir geahnt haben. Wenn Sie die Ketzer in deren Heimat besucht haben, sind Sie schlimmer als ein Ketzer. Das genügt uns.“

„Nein, nein“, ruft Meister Andres verzweifelt aus, „nein,

nein, ich habe in Böhmen niemanden besucht. Ich war ein kleines Kind, als mich meine Mutter dorthin mitnahm. Ich erinnere mich an nichts von dieser Reise."

„No me diga", wundert sich Zumárraga. „Damit ist alles aufgeklärt. Ihre Mutter war also eine Ketzerin und hat Sie auf eine Wallfahrt ins Ketzerland Böhmen mitgenommen. Das genügt uns."

„Um Gottes Christi willen! Meine Mutter war keine Ketzerin. Sie ist schon nach drei Wochen aus dem Land des ‚Böhmischen Schreckens' geflüchtet."

„No me diga", lächelt Zumárraga, „vor einem Augenblick haben Sie uns erklärt, daß Sie sich an nichts mehr von dieser Reise erinnern, und jetzt auf einmal wissen Sie jedes Detail genau, den Wortlaut der Bemerkung Ihrer Mutter, die Dauer des Aufenthalts. Das genügt uns."

Nun antwortet unser Andres nichts mehr. Er wird abgeführt in die Folterkammer. Daumenschrauben, Geißelhiebe und heißes Wasser, das man ihm in den Leib pumpt, bringen ihn zum Reden: Er habe einmal geäußert, es wäre besser, wenn die Geistlichen heiraten würden, als daß sie anständigen Frauen nachstellen und die Ehen der frömmsten Leute brechen. Luther habe recht gehabt . . .

Damit ist sein Urteil, das erste Urteil der Inquisition in Mexiko, gesprochen. Seine Frau, die das bei ihm beschlagnahmte Geld vom Tribunal als ihr Eigentum zurückfordert, wird abgewiesen.

Unter der nächsten Gruppeneinwanderung aus den tschechoslowakischen Ländern, von der die mexikanischen Archive uns Kenntnis geben, findet sich kein Ketzer mehr. Im Gegenteil, es sind Jesuiten, die während des Dreißigjährigen Krieges und nachher den Protestantismus in Böhmen, Mähren und Schlesien mit den gleichen Mitteln wie Zumárraga für ewig ausgerottet zu haben glauben. Jetzt werden sie als Spezialisten des Anti-Ketzertums nach Mexiko gerufen. Einige von den Padres, die 1687 und 1692 in Neu-Spanien anlangen, sind Bayern, weitaus die meisten sind aus Böhmen. Wenn es nicht in den Registern der Vermerk neben ihren Namen ausdrücklich sagen würde, so würden es ihre Namen selbst sagen, die rein

tschechische Namen sind: Georg Hostinsky, Daniel Januschka und so. Sie führen den Kult der böhmischen Schutzpatrone in Mexiko ein, taufen viele Kinder auf deren Namen Nepomuceno und Wenceslao, weihen in der Kathedrale eine Kapelle zu Ehren des heiligen Juan Nepomuceno ein und entfalten auch sonst eine reiche theologische Tätigkeit. Aber auch weltlich betätigen sie sich, indem sie für die Fabrikation von Bier – eine Art Maisbier war schon den Azteken bekannt, und schon unter Karl V. wurde eine Art europäische Brauerei in der Stadt México eingerichtet – Braumeister aus der berühmten Biergegend von Pilsen in Böhmen nach Mexiko brachten. Es hat also nicht nur mit der Lebensweise der Künstler, „Boheme" genannt, etwas zu tun, wenn in Lateinamerika Biersorten „Bohemia" heißen. Mit großem Eifer waren unsere Landsleute an den Entdeckungsfahrten in die unerforschten Gegenden von Mexiko und Kalifornien beteiligt, die im achtzehnten Jahrhundert einsetzten. Matthias Steffel aus der mährischen Silberstadt Iglau schrieb ein Buch über die Tarahumare-Indianer mitsamt einem Wörterbuch ihrer Sprache; Wenzelslaus Linck, der, wie die Taler und Dollar, aus dem böhmischen Joachimsthal kam, beschrieb das zukunftsträchtige Land Kalifornien; sie waren die Vorläufer der vielen Gelehrten und Schriftsteller böhmischer Abkunft, die bis zur heutigen Zeit in Mexiko ihre Studien getrieben oder mexikanische Stoffe bearbeitet haben und von denen der Anthropologe Aleš Hrdlička der bedeutendste und Franz Werfel, der Verfasser des Juarez-Dramas, der bekannteste ist. Diese kulturellen Beziehungen zwischen Tschechoslowakei und Mexiko haben sich verstärkt durch die edle Gastfreundschaft, die tschechoslowakische Personen des Geisteslebens und des Wissenschaftslebens hier empfangen haben, und durch die Veranstaltungen, bei denen die Meisterwerke unserer klassischen Komponisten zu unserer Ehrung und zur Bereicherung des mexikanischen Kunstlebens zur Aufführung gelangten, wie die Oper „La Novia Vendida" von Friedrich Smetana oder das Chorwerk „Stabat mater" von Antonín Dvořák. Diese kulturellen Beziehungen verstärken sich täglich durch unsere wachsende Kenntnis eures in hundert Beziehungen wunderbaren und interessanten Landes. Und diese

kulturellen Beziehungen werden sich noch mehr verstärken, wenn wir in die befreite Heimat zurückkehren werden und dort ständig dankbar und verzückt zurückdenken werden an Mexiko.

TERROR UND VERACHTUNG

Vor dreihundert Jahren, als die Tschechen von Habsburg besiegt wurden, blieb ihre Freiheit auf dem Schlachtfeld. Böhmen und Mähren wurden Provinzen des österreichischen Völkerstaats. Aber die den Nationen durch ihre habsburgischen Beherrscher auferlegte Formel, „durch erhöhte Genußfreudigkeit die Einschränkung der politischen Betätigung zu ersetzen", wurde von den Tschechen nicht akzeptiert. Sie fanden sich nicht mit dem Possentheater und dem Backhendl, nicht mit dem Heurigengesang und dem Nachäffen der Aristokratie ab, sondern suchten ihren Ersatz „für die Einschränkung der politischen Betätigung" in der kulturellen Betätigung.

Jedem Fremden mußte in Prag die Masse von Buchhandlungen und Antiquariaten auffallen, jeder Theaterfachmann erstaunte über die Leistungen der großen Nationalbühne und der kleinen Avantgarde-Theater, jeder Musikfreund schwärmte für Komponisten, Orchester, Virtuosen und Sänger aus Böhmen, und die Malerei Böhmens stand so hoch, wie sich das in der verhältnismäßig kleinen Provinz kaum vermuten ließ. Es gab zahllose Zeitschriften von Niveau, und die Lyrik zählte mehr Vertreter als irgendein anderer europäischer Staat außer Frankreich, und die Tschechen hießen die Franzosen unter den Slawen.

Diese geistige Entwicklung kontrastierte mit der wirtschaftlichen. Wirtschaftlich konnte die Nation, solange sie politisch eingeengt war, nicht aus dem kleinbürgerlichen Stadium heraus. Die Tschechen, die ihre Sprache nicht aufgaben und die deutsche im harten Tonfall sprachen, die ihre stolze Vergangenheit trotz ihrer simplen Gegenwart nicht vergaßen, schienen dem Ausland als komische Starrköpfe. Selbst ein Gelehrter vom Range Mommsens wollte diese Hartnäckigkeit anatomisch, durch eine abnormale Schädelbildung erklären.

In Wien belustigte man sich darüber, daß im Keller einer Bank ein Expedient hantiere, den seine böhmische Heimat als Klassiker verehrte. Die Deutschen der österreichischen Alpenländer fanden es entwürdigend, daß ein Tscheche im Parlament den Vorsitz führen oder gar zum Minister ernannt werden sollte. Fast ein Jahrhundert lang lebten die Wiener Gassenhauer, Witze und Bühnenkarikaturen vom Spott auf den „Böhm".

Mit der Unabhängigkeitsbewegung während des Weltkrieges 1914 bis 1918, d. i. mit der Maffia im Inland und der politisch-militärischen Aktion im Ausland, errang das tschechische Volk seine Freiheit wieder und mit ihm auch das slowakische, das bisher de facto in Leibeigenschaft der ungarischen Magnaten gelebt hatte.

Die Tschechoslowakei entstand. Und ihr großes Plus war, daß an ihre Spitze der bedeutendste bürgerliche Staatsmann seiner Zeit trat: Masaryk. Er hatte im Auslande als Emigrant das künftige Staatswesen vorbereitet, dessen diplomatische Anerkennung durchgesetzt und schließlich die reale Existenz dieses Staates organisiert. Als der Führer und Befreier kam er nach Prag, seine Wahl zum Staatsoberhaupt war eine Selbstverständlichkeit, und seine Wiederwahlen erfolgten mehr oder minder automatisch. Der Sieg seiner Ideen, die er jahrzehntelang mit heroischer Aktivität verkündet hatte, war erfochten.

Diese Ideen waren lange ihrer Zeit voraus gewesen, und deshalb hatte einst das Kleinbürgertum seiner Nation wiederholt Massenbewegungen gegen Masaryk und seine verhältnismäßig geringe Anhängerschaft hervorgerufen. Hatte doch Masaryk schon als junger Mensch den Marxismus als das Grundproblem der Gesellschaft erkannt und sich in einem Buch wenn auch kritisch, so doch positiv mit ihm auseinandergesetzt. Hatte er doch die „Königinhofer Handschrift", die von den tschechischen Nationalisten als heiligstes und ältestes Dokument verehrt wurde, als Fälschung entlarvt. War er doch inmitten einer Pogromhetze, die Millionen ergriff, fast als einziger gegen das Ritualmordmärchen und für die Juden eingetreten. Und schließlich hatte er, als ihm, dem Sechzigjährigen,

das Jahr 1914 alle legale Betätigung nahm, zur illegalen Aktion gegriffen.

Nun aber hatte er die Nation zum Siege geführt, und reuig und liebend folgte sie ihm. Er entriß sie den Resten der kleinbürgerlichen Vorurteile, er lehrte sie Toleranz und Humanität und verschaffte den schöpferischen Kräften seines Volkes die Entfaltung in ganz Europa.

Innerhalb und außerhalb des neuen tschechoslowakischen Staatsgebiets gab es jedoch noch immer jene, die vorher die Tschechen verachtet und gehaßt hatten, und sie verachteten und haßten noch immer. Es waren die abgetakelten deutschchauvinistischen und radau-antisemitischen Parteien aus dem Sudetengebirge und aus den Kropfgegenden vom Inn, wo der Knabe Schickelgruber zum Manne Hitler heranwuchs. Sie waren nicht gewillt, ihre Spottlieder auf die Tschechen und deren Zischlaute aufzugeben, als die Verhöhnten ihr Geschick zur Gründung und Lenkung ihres Staates bereits bewiesen. Jetzt sangen die Schickelgruber, Hitler, Henlein und ihresgleichen:

„Wer wird denn die Wiener regiern?
Der Tschechoslowak
Mit Zylinder und Frack,
Der wird jetzt die Wiener regiern."

Daß der Tschechoslowak Zylinder und Frack tragen sollte, also jene Abzeichen von Würde und Feinheit, die die Gemeinderäte von Braunau am Inn bei Begräbnissen und ähnlichen Anlässen anlegten – das war zuviel der Anmaßung. Und noch aufreizender war, daß die kulturellen Leistungen der Tschechen zunehmende Anerkennung in der Welt fanden. Damit erhielten die potentiellen Nazis eine neue Begründung für ihren Haß gegen das tschechische Volk und die Kultur überhaupt. Denn wenn die Kultur etwas anderes wäre als das, „wogegen man den Browning entsichern muß", dann könnte es ja nur die germanische Herrenrasse hervorbringen und niemals die so lang geknechtet gewesenen, als die „knechtischen" Tschechen. Und wenn diese Tschechen etwas hervorbringen, was die Welt bewundert, so muß es schon deshalb ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel.

„Die Tschechen sind ein Volk von Zwergen, von denen niemand weiß, woher sie kommen", verkündete Göring mit dem ganzen Stolz einer Wurst, die nicht zu kurz und schön fett geraten ist. Was geht's ihn an, daß das tschechische Fürstengeschlecht der Przemysliden schon vor tausend Jahren über Europa regierte und Petrarca und Cola di Rienzi an ihren Hof zogen, was geht's ihn an, daß es in Prag schon im frühen Mittelalter eine Universität, die erste Mitteleuropas, gab, was geht's ihn an, daß Johannes Hus als Kirchenreformer seinen Geist und auf dem Scheiterhaufen seinen Mut bewies, daß Cheltschitzki die Philosophie des Friedens formulierte und Comenius der Pionier war für die Erziehung des Menschengeschlechts – all das zu einer Zeit, da Görings Ahnen noch in Bärenhäuten die Forste Brandenburgs bevölkerten? Selbst die tschechischen Feldherren Žižka, Wallenstein und Radetzky können einem Marschall Göring nicht imponieren, wie sollten es da erst die friedlichen Geister tun, die in Böhmen schufen und ganz anders von ihren Gastgebern dachten, ein Mozart, ein Beethoven oder ein Goethe, um nur drei Deutsche zu nennen.

Als Hitler höchstpersönlich das Mikrophon anschrie, um die Tschechen vermittels Schreckens zu lähmen, welch alberner Dünkel spritzte aus seinem Mund, wenn er „einen Herrn Benesch" erwähnte.

Von allen Tyranneien, die der Faschismus über die Völkerschaften Europas aufgerichtet hat, trägt die über die Tschechoslowakei am offensten den Charakter der Sklavenherrschaft, wie sie nur am Beginn des Kolonialwesens über die zurückgebliebenen Wilden bestand. Hitler wirft den Tschechen nicht vor, was er den Juden vorwirft, daß sie eine überstaatliche Konspiration bilden, er wirft den Tschechen nicht vor, was er den Franzosen vorwirft, daß sie vernegert und an Versailles schuldig seien, er wirft den Tschechen nicht vor, was er den Österreichern vorwirft, daß sie durch Liberalismus und Klerikalismus ihre Volkszugehörigkeit verloren hätten, und er wirft den Tschechen nicht Plutokratie oder Bolschewismus vor. Er wirft ihnen gar nichts vor, er versucht nicht einmal, sie mit den billigsten Demagogenmittelchen zu gewinnen, er verlangt

nicht ernstlich ihre Kollaboration – er verachtet sie nur. Sie haben, wenn sie überhaupt ein Recht aufs Leben haben, nur ein Recht auf Sklavenleben und nicht das geringste Recht darauf, eine Kultur zu haben.

Die erste Maßnahme der Protektoren war die definitive Schließung der tschechischen Universität; nach Fakultäten geordnet, wurden Hörer der medizinischen, der juristischen, der naturwissenschaftlichen, der technischen und sogar der theologischen Wissenschaft in Hekatomben füsiliert oder zur Zwangsarbeit nach Deutschland abgeführt. Dichter und Schriftsteller wurden hingeschlachtet, weil sie Dichter und Schriftsteller waren, Gelehrte wurden in die Konzentrationslager gesteckt, Zeitungen und Zeitschriften eingestellt, Gemälde aus den Galerien und Klöstern in die Privatpaläste der Nazigewaltigen gebracht (darunter das berühmte „Rosenkranzfest" von Dürer), das Volk wurde gezwungen, die Sprache seiner Sklavenhalter zu sprechen, seine eigene Geschichte und Tradition zu verleugnen und die heiligsten Namen seiner Vergangenheit zu verunglimpfen. So darf der edle Präsident-Befreier nicht mehr Masaryk genannt werden, er muß in den Zeitungen als „Redlich-Masaryk" bezeichnet werden, weil vor fast einem Jahrhundert angeblich „seine Mutter mit einem Juden namens Redlich die Ehe gebrochen" habe.

In Böhmen, Mähren und der Slowakei wich die farbenbunte Lebensfreude in Stadt und Land dem lähmenden Entsetzen und dem Hunger, an Stelle freier Arbeit herrscht Antreibung mit Prügelstrafe, an Stelle friedlicher Gemeinschaft eine Jagd nach Verdächtigen und Geiseln, an Stelle von Recht und Gerechtigkeit eine wahllose Verhaftungswut, Abtransport in Ketten und Todesmarter in den Gefängniszellen, an Stelle der Demokratie der brutale Befehl, begleitet von niedersausenden Stahlruten, an Stelle von Fürsorge und Rat ein Massenmorden ohnegleichen, an Stelle von Liebe und Familie die Unzucht der Gewalt und die Abschleppung der Mädchen in die deutschen Militärlager, an Stelle des freien Worts die erzwungene Stummheit von zehn Millionen Menschen, an Stelle des Bildungshungers ein höhnisches Verbot des Studiums und an Stelle der Kunst die Gräber derer, die ihr dienten.

Nichts ist den Bewohnern der tschechoslowakischen Republik geblieben als das Denken. Und dieses Denken wird gegen alles Handeln der Bestien die Unabhängigkeit des Landes wiedererringen.

„IM ÜBRIGEN: ES LEBE DIE SOWJETUNION!"

Mit dem Banner oder mit dem Ruf „Hoch die Sowjetunion" traten in den Wochen von Stalingrad und des Sowjetjubiläums zahlreiche Gruppen und Redner auf, bei denen sich solche Sympathien früher nie merken ließen. „Meinen die das ehrlich?" fragte ein Naiver. „Ganz ehrlich", antwortete ihm ein Eingeweihter, „sie sind hundert Prozent für die Sowjetunion. Freilich sind sie gegen Stalin und die Stalinisten in aller Welt. Sie sind auch gegen die Diktatur des Proletariats, erstens weil sie gegen jede Diktatur sind und zweitens weil sie zwar für die Diktatur des Proletariats sind, aber es eben keine Diktatur des Proletariats, sondern die Diktatur einer Partei ist, und drittens weil es keine Diktatur der Partei ist, sondern eine Diktatur der Bürokratie über die Partei. Auch sind sie dagegen, daß alle alten Mitarbeiter Lenins, wie Radek, Kamenew, Sinowjew, Tuchatschewski etc., durch undemokratische Mittel ausnahmslos beseitigt worden sind und daß alle alten Mitarbeiter Lenins, wie Stalin, Kalinin, Litwinow, Budjonny etc., durch undemokratische Mittel ausnahmslos noch heute ihre Stellungen innehaben. Auch sind sie dagegen, daß die Kirchen – in einem sozialistischen Land! – gewaltsam geschlossen wurden und daß die Kirchen – in einem sozialistischen Land! – nicht gewaltsam geschlossen wurden. Auch sind sie dagegen, daß die Russen das kleine Finnland überfallen haben und daß die Russen das kleine Finnland nicht ein für allemal okkupiert und mit dem Faschisten Mannerheim Schluß gemacht haben. Auch sind sie dagegen, daß die Sowjetunion mit kapitalistischen Mächten wie England und Amerika ein Bündnis abgeschlossen hat, und dagegen, daß sie es nicht schon früher abgeschlossen hat. Und gegen Zwangskollektivierung, Beseitigung der fünften Kolonne durch die geheime GPU und durch die öffentlichen Pro-

zesse sind sie auch, jeder gegen eines oder das andere und alle zusammen gegen alles. Aber im übrigen? Im übrigen: Es lebe die Sowjetunion!“

MEIN ERSTER BESUCH IN DER SOWJETUNION

In Beantwortung Ihrer Rundfrage möchte ich aussprechen, daß mein erster Besuch in der Sowjetunion – es war um 1926 – das entscheidende Ereignis in meinem Leben darstellt. Zwar hatte ich schon vorher die Bedeutung der Oktoberrevolution einigermaßen erkannt und sie restlos bejaht, aber die physische Berührung mit dem, was in Rußland geschaffen wurde, führte mich zu einer begeisterten und unerschütterbaren Stellungnahme für das, was ich sah. Bevor ich abgereist war, hatten mich Bekannte aller Lager vor diesem „lebensgefährlichen Abenteuer“ gewarnt. Dort sei Hungersnot, Bürgerkrieg, Tscheka und Gott weiß was noch. Aber als ich dort war, begriff ich das Ausmaß dieser Lügen, und als ich zurückkehrte und die Wahrheit zu schreiben begann, fand ich Festungen und Wälle aufgerichtet, welche jedes Eindringen einer sozialen Wahrheit verhindern wollten. Man erklärte mir einmütig, daß das, was ich an Wunderbarem gesehen hatte, eigens für die Fremden aufgerichtet und eingerichtet sei, man erklärte mir, daß das, was ich an Zustimmung von der Bevölkerung gehört hatte, von seiten der Behörden den Menschen eingetrichtert worden sei, um die Fremden zu täuschen. In Wirklichkeit sei die ganze Bevölkerung einstimmig gegen die Sowjetrepublik, gegen Lenin, Stalin und die anderen Kommissare. Von jener Zeit an begriff ich, daß der Abwehrkampf des Kapitalismus gegen die neue Welt nicht minder gewaltig sei und nicht minder gewaltig sein konnte als die große Revolution, von der er sich bedroht sah. Die Lüge war nicht minder stark als die Wahrheit. Die Lüge rief keinen Haß, keinen Zweifel und keine Verdächtigung hervor, sie gewährte mehr Resonanz und fand mehr Glauben als die Wahrheit. Das hat sich in dem Menschenalter seit 1918 nicht geändert, die Fronten von Wahrheit und Lüge

stehen einander noch heute so geschlossen und erbittert gegenüber wie damals, und es ist die Pflicht jedes geistigen Menschen, seine Position zu beziehen.

REDE FÜR ANDRÉ SIMONE

Herr Staatssekretär, Freund André Simone,
meine Damen und Herren!

Bevor ich versuche, in spanischer Sprache zu Ihnen zu sprechen, erlauben Sie mir an unseren Jubilar André Simone einige kurze Worte in tschechischer Sprache zu richten, die seine Muttersprache und die Sprache eines edlen, demokratischen, furchtbar unterdrückten, aber unerschrocken kämpfenden Volkes ist.

Meine Damen und Herren, seit dreißig Jahren bin ich mit André Simone befreundet, ich war mit ihm in Prag, in Wien, in Berlin, in Moskau, in Paris, in London, in New York und bin nun mit ihm in Mexiko beisammen. Auf dieser gemeinsamen Wanderschaft ist kaum ein Tag vergangen, an dem wir nicht miteinander heftig diskutiert, an dem wir einander nicht beschimpft hätten. Und in diesen dreißigjährigen, achtstädtischen Polemiken ist auch kein Tag vergangen, an dem ich André Simone nicht bewundert hätte. Ich bewunderte seine politischen Prognosen in der Berliner Zeitschrift „Weltbühne", ich bewunderte seine Energie, mit der er den Neuen Deutschen Verlag in Berlin und die Buchgemeinschaft „Universum-Bücherei" verwaltete, ich bewunderte die schriftstellerische Meisterschaft, mit der er aus dem bisher nur als abenteuerlich betrachteten Stoff der Nobile-Expedition ein politisches Buch, die „Neun Männer im Eis" schuf, ich bewunderte ihn, wie er der Piscatorbühne, einem gesellschaftlich außerordentlich komplizierten Unternehmen, die organisatorische Basis dazu gab, das beste soziale Theater Europas zu sein, ich bewunderte ihn, wie er im Moskau der schweren Fünfjahrplanzeit die großen Filme Pudowkins, Dowshenkos und Dsiga Wertows produzierte.

Besonders aber habe ich ihn zu bewundern gelernt, als 1933 die Epoche der Schande und der Bestialität über eine Mensch-

heit hereinbrach, die noch immer nicht glauben wollte, daß die Ära der Schande und der Bestialität herangebrochen sei und daß man sich vereinigen müsse, um gegen sie zu kämpfen. André Simone begann vom ersten Tage seiner Emigration die Arbeit der publizistischen Aufklärung. In beispielloser Arbeitskraft schuf er in Paris mit einem Stab von Mitarbeitern, die er zu der gleichen Intensität mitriß, das erste dokumentarische Werk über den Nazi-Terror, das „Braunbuch". Diesem Buch folgte das zweite Braunbuch, „Dimitroff gegen Göring", weiters das „Weißbuch über den 30. Juni 1934", das „Braune Netz" und „Spione und Verschwörer in Spanien", in denen enthüllt wurde, wie Hitler in jedem einzelnen Lande die Eroberung und Unterjochung ganz Europas vorbereitete. Hätten diese Bücher, deren Angaben die Staatsmänner der verbündeten Nationen zehn Jahre später zu ihrer Anklage gegen das Nazi-Regime verwendeten, hätten diese Bücher schon 1933 Glauben gefunden und das Verständnis der freisinnigen Menschheit erweckt, so hätten sie von seiten aller demokratischen Staaten und Parteien in Auflagen von hundert Millionen verbreitet werden müssen, und manches wäre vielleicht anders gekommen.

Aber statt dessen gab es Hindernisse auf allen Seiten. Als André Simone den großen Gegenprozeß organisierte, der den Schwindel des Leipziger Prozesses gegen die angeblichen Brandstifter des Reichstagsbrandes enthüllte, machte Chamberlain Schwierigkeiten, weil er den Kanzler des Deutschen Reiches nicht verstimmen wollte. Mit der Gründung der „Agence Espagne" versuchte André Simone, die Wahrheit über den spanischen Interventionskrieg der Achse in einer Presse unterzubringen, die bisher nur aus den Quellen von Franco, Goebbels und Grandi gespeist worden war und sich selbstmörderischerweise auch weiterhin von ihr speisen ließ. In der Pariser Zeitung „L'Ordre" warnte André Simone unermüdlich davor, den Agenten Hitlers zu trauen, und trat für den Abschluß des französisch-russischen Paktes ein – nur wenige Journalisten wie Buré, Kerillis, Pertinax und Tabouis verfochten diese These, die anderen segelten ihre Heimat in die Katastrophe. André Simone hatte nachher das Recht, Gerichtsklage zu erheben: „J'accuse."

Viel Schuld trägt Europa daran, daß es zu einem Kerker ward. Die Warnungen, die in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, im Gegenprozeß, in Vorträgen usw. erhoben wurden, wurden nicht gehört, und aus Trägheit, aus parteiischer Konkurrenz oder aus Feigheit wurde nichts gegen die Nazigefahr unternommen. Und um diese Trägheit, diesen Konkurrenzneid und diese Feigheit zu bemänteln, verstieg man sich zu Angriffen gegen die Autoren der Warnungen. So konnte es André Simone mit seiner ungeheuren und vielseitigen Arbeitskraft nicht an Feinden fehlen. Aber es hat ihm auch nie an Freunden gefehlt, an treuen Kameraden und Bewunderern, und dieser Saal beweist es.

Ich habe noch nie in Gegenwart von André Simone so viel über André Simone gesagt und will auch nichts mehr über ihn sagen, weil seine antifaschistische Tätigkeit auf diesem Kontinent Ihnen allen bekannt ist. Ich will jetzt über seine Frau sprechen. Sie stammt aus einer anderen, einer konservativen Welt, sie kam nicht aus demokratischer oder gar sozialistischer Geisteshaltung zu André Simone, sie kam aus Liebe zu ihm. Aber sie hat sich nicht nur aus Liebe seinen Ideen angeschlossen. Lange und streng hat sie alles mit fraulichem Instinkt geprüft, bis sie erkannte, daß diese Ideen die richtigen sind. Von diesem Tag an ist sie nicht mehr bloß die beste Mitarbeiterin ihres Mannes, sondern sie ist auch unsere geliebte Kameradin.

Ich trinke auf das Wohl von André Simone und unserer Kampfgefährtin Ilse.

GRABREDE FÜR ALFREDO MILLER

Alfredo! Da stehen wir neben dir an deinem offenen Grabe, um dir zu sagen, wie wir dich liebten, um dir zu sagen, wie tief wir es fühlen, daß du unser guter Freund und guter Kamerad warst, bist und bleibst.

Alfredo! Da stehen wir an deinem offenen Grabe, um dir zu sagen, mit welch tiefer Trauer, mit welch unsäglichem Schmerz wir es empfinden, daß du so jung von uns gingst.

Alfredo! Da stehen wir um dich geschart an deinem offenen Grabe, um dir zu sagen, wie wir, die wir deinen Lebensweg kennen, dich um deines Lebensweges willen geschätzt haben und schätzen, weil du in keiner Etappe dieses Lebensweges deinen Glauben an die Entwicklung deiner Klasse aufgabst, weil du in keiner Etappe deines Lebensweges deinen Willen zum Kämpfen und zum Lernen verloren hast, niemals dein optimistisches, fröhlich lachendes Wesen.

Alfredo! Da stehen wir an deinem Grabe mit umflortem Auge, denn wir wissen, welch braver Kerl du immer warst, wie du dich von Jugend an ohne Kompromiß hingegeben hast der Sache der Freiheit und Gerechtigkeit, unserer Sache, deren Freunde deine politischen und persönlichen Freunde waren. Diese Freunde hast du dir ausgesucht, um in ihrem Kreis fröhlich und schnell zu sterben, als du die Gewißheit hattest, daß die physische Kraft deines treuen Herzens nicht durchhalten werde bis zum Tag der Entscheidung in Europa.

Und nun, Alfredo, müssen wir an deinem Grab in Mexiko stehn, wir, die du hier brüderlich empfangen hast, du, mit dem wir zurückfahren wollten in eine bessere Welt, und der du nun, fern vom deutschen Harz und vom deutschen Hannover, fern von den amerikanischen Bergen Montanas für immer in deiner dritten Heimat gebettet liegst.

Alfredo! Da umgeben wir nun deine erste und letzte Ruhestätte und versprechen dir, dich nicht zu vergessen, und senden dir zur Bekräftigung unseres Gelöbnisses den Gruß deiner Mitkämpfer aus Deutschland über das Grab.

„DEUTSCHE, WOHIN?"

Protokoll der Gründungsversammlung des Nationalkomitees Freies Deutschland und des Deutschen Offiziersbundes. Eingeleitet von Paul Merker und Arnold Vieth von Golßenau

Die Gründung des Nationalkomitees Freies Deutschland in Moskau ist als ein von der Sowjetregierung angeordnetes Propagandamanöver aufgefaßt worden – manchmal zustimmend, noch häufiger aber ablehnend. Nun ist aus Moskau ein steno-

graphisches Protokoll der ersten Tagung des Nationalkomitees Freies Deutschland und des Bundes deutscher Offiziere nach Mexiko gelangt, und das Lateinamerikanische Komitee der Freien Deutschen, Sitz Mexiko, hat es in der Verhandlungssprache, also in deutsch, in Druck gegeben. Dieses Buch von hundertvierzig Seiten zeigt, daß jene Gründung etwas durchaus anderes als ein Propagandamittel war, nämlich eine Basis für die Lösung des wichtigsten Nachkriegsproblems: der zukünftigen Geisteshaltung des zukünftigen Deutschland. Nicht so, wie ein einzelner Schriftsteller die Nachkriegsfrage stellt und beantwortet, nicht so, wie sie sich in den Berichten eines Kriegskorrespondenten spiegelt und nicht so, wie sie ein Politiker je nach seinem Standpunkt beurteilt, äußert sich in diesem Buch das Denken deutscher Menschen über die deutsche Schande. Es ist sozusagen ein kollektives Buch von Individualisten. Die Redner, etwa fünfzig an der Zahl, haben miteinander gemeinsam, daß sie Deutsche sind, daß sie jahrelang der Nazi-Agitationswalze ausgesetzt waren, daß sie die Scheuel und Greuel auf der Seite der Täter mitmachten und daß sie schließlich von Haß gegen die nationalsozialistische Ideologie und Praxis erfüllt wurden. Äußerer Anlaß und innere Motivierung für den Haß, Temperamente und Berufe der Hassenden sind verschieden. Die Reden stammen von Generalen, Arbeitern, Professoren, katholischen und evangelischen Priestern, gewöhnlichen Soldaten und Militärtheoretikern. Außer den Kriegsgefangenen sprachen auch deutsche Emigranten, wie Erich Weinert, der Dichter der deutschen Arbeiterklasse, und der Abgeordnete Wilhelm Pieck, der im Bunde von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht der Dritte war und nur durch die kühne Nutzung eines Augenblicks ihrem Schicksal entging. Schon in der ersten Tagung des Nationalkomitees gaben die Gründer ihre Gründe an, die sie zum Kampf gegen die braunen Verderber ihres Vaterlands veranlaßten. Gewiß, es ist ihre Gefangennahme durch die Russen, ihr Zusammentreffen mit der Wirklichkeit eines verleumdeten Landes, was vielen das Hirn erweckt und die Zunge gelöst hat. Aber kann es sein, daß unter den Millionen Menschen innerhalb Deutschlands, die durch die Tyrannei litten, nicht Hunderttausende zum glei-

chen Denken und Fühlen gebracht wurden? Daß sie nicht aufschreien möchten, wenn die Gestapo nicht jeden Aufschrei mit Todesmartern an ihrem Opfer, seinem Weib und seinen Kindern zum Verstummen bringen würde? Das Protokoll dieser ersten antinazistischen Tagung von Bürgern Hitlerdeutschlands ist ein historisches Dokument. Darüber hinaus ist es von entscheidender Wichtigkeit für die Frage, wie man die Schuldigen an all dem Unschilderbaren ermitteln und strafen soll, auf wen man sich beim Wiederaufbau Europas stützen kann.

DER AUSGESTRICHENE KLASSIKER: GEORG FORSTER

Zwischen Werthers Leiden und dem Bastillensturm schien es einen Augenblick, ach, nur einen Augenblick lang, als ob die deutsche Literatur zu einer Literatur der Wahrheit werden sollte. Nach all dem Spintisieren, Sentimentalisieren, Mystizieren, Rhythmisieren und Phantasieren schien die Tatsache zur Macht zu kommen. Das geschah in der glorreichen Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aber Wahrheit und Dichtung waren nun einmal als Gegensätze dekretiert. Auch lebte gerade damals der Genius der reinen Dichtung, und sein Glanz, der Glanz Goethes war es, der die drangstürmende Wahrheit in das Dunkel zurücktrieb.

Man ließ der abgetriebenen Bewegung erst nach hundert Jahren ein wenig Gerechtigkeit widerfahren, zu einer Zeit also, da auch viel Gerechtigkeit die Toten nicht mehr zum Leben erwecken konnte. „Die Entdeckerfreude, mit welcher unsere Dichter in die Welt des Gemüthes eindrangen, suchten andere Geister auf den fernen Gebieten der Erde zu genießen", sagt der Literaturpapst Wilhelm Scherer. Unter welchem Begriff aber faßt er diese „anderen Geister" und ihre „fernen Gebiete" zusammen, welche Wissenschaft, Kunst, Naturbetrachtung und Wirtschaft zusammenfaßten? Ihr werdet es nie erraten! Er spannt sie in das Schulfach „Erdkunde".

Wenn er jene Geistesströmung wirklich nur für Erdkunde gehalten hätte, so hätte er sie nimmermehr in seine Geschichte

der Literatur aufgenommen, auch wenn er sie noch so sehr zur Einreihung von Alexander von Humboldt und zu einem nationalistischen Selbstlob gebraucht hätte.

„Deutsche Forscher erhoben sich zuerst über die einzelne geographische Tatsache zu geographischen Vergleichen und Verallgemeinerungen (!); was sich bei Gmelin und Pallas nur vereinzelnd fand, das ward in Reinhold Forster zur durchgehenden Tendenz; sein Sohn Georg eignete sich die vergleichende Richtung an und übertrug sie auf Alexander von Humboldt, der seinerseits wieder Karl Ritter entscheidend bestimmte. Die vergleichende Erdkunde, so die umfassende physikalische Generalisation wie die Erforschung des Zusammenhanges zwischen der Erde und den Menschen, zwischen der Geographie und der Geschichte, ist eine deutsche Schöpfung."

Humboldt selbst findet für die neue Literaturrichtung wärmere Worte: „Gehen wir zu der uns näheren Zeit über", schreibt er im „Kosmos", „so bemerken wir, daß seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich vorzugsweise die darstellende Prosa in eigentümlicher Kraft entwickelt hat. Wenn auch bei dem erweiterten Naturstudium die Masse des Erkannten übermäßig angewachsen ist, so hat sie darum doch nicht bei den wenigen, die einer hohen Begeisterung fähig sind, die intellektuelle Anschauung unter dem materiellen Gewichte des Wissens erdrückt. Diese intellektuelle Anschauung (das Werk dichterischer Spontaneität) hat vielmehr selbst an Umfang und an Erhabenheit des Gegenstandes zugenommen, seitdem die Blicke tiefer in den Bau der Gebirge (der geschichteten Grabstätte untergegangener Organisationen), in die geographische Verbreitung der Tiere und Pflanzen, in die Verwandtschaft der Menschenstämme eingedrungen sind."

Unter jenen, die die Einbildungskraft anregten und dadurch mächtig auf die Belebung des Naturgefühls, den Kontakt mit der Natur und den davon unzertrennlichen Trieb zu fernen Reisen gewirkt, also das vollbracht haben, was wir soeben Wilhelm Scherer mit lapidaren Worten „eine deutsche Schöpfung" nennen hörten, zählt Humboldt auf: Jean-Jacques Rousseau, Buffon, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand.

Von Deutschen nennt er nur einen. Er muß ihn näher erklären, denn der Name dieses einen ist ja ausgelöscht. Humboldt sagt: „In Deutschland war es Cooks Begleiter auf seiner zweiten Weltumseglung, der beredte und dabei jeder Verallgemeinerung der Naturansicht glücklich zugewandte Georg Forster."

DIE GESCHICHTE DES UNANSTÄNDIGSTEN SCHÜTTELREIMES DER NEUZEIT

Die folgende Geschichte wurde mir von meinem Freunde Kutsch erzählt:

Das Ganze begann am 15. Juli 1939. Man wird erstaunt sein, daß ich mir das Datum so gut gemerkt habe. Sobald ich aber erkläre, warum, wird sich niemand mehr wundern.

Den 15. Juli habe ich mir aus zwei Gründen gemerkt. Erstens weil an diesem Tage 20 Prozent meiner Schwestern Geburtstag haben. Zweitens weil an diesem Tag 50 Prozent meiner Onkel mütterlicherseits, in absoluten Zahlen 2, Geburtstag haben. Auf die Gesamtheit meiner Onkel, also einschließlich derer väterlicherseits, bezogen, sind es 22,222~ Prozent. Der Schwanz am Ende ist das Zeichen für unendlich, was natürlich nicht bedeutet, daß meine Onkel, einzeln betrachtet und auf die Gesamtheit bezogen, irgendwo so einen unendlichen Schwanz haben. Ganz im Gegenteil gehen sie, algebraisch behandelt, wie wir in der Schule zu sagen pflegten, glatt auf, das heißt, jeder einzelne stellt 1 $^{1}/_{9}$ der Gesamt-Onkelschaft dar.

Ich glaube, damit ist es ganz klar, warum ich mir den 15. Juli so leicht gemerkt habe. Es handelt sich dabei ganz einfach um ein mnemotechnisches Problem. Mnemotechnik ist ein reinrassiges Wort – eines derjenigen, von denen Goebbels behauptet, daß sie gegen den Bolschewismus im Osten verteidigt werden. Es kommt aus dem griechischen Kulturkreis. Es ist eines der wenigen deutschen Worte, die vorne und hinten griechisch sind. „Mnemo" – Gedächtnis und „Technik" – Kunst. Man soll das nicht unterschätzen, wenn so ein Wort vorne und hinten griechisch ist. Die meisten sind nämlich gemischt – zum Beispiel Elektromotor. „Elektro" kommt aus dem griechischen

Kulturkreis und wurde von den Faschisten vor Rostow verteidigt. „Motor“ kommt aus dem Lateinischen und wurde vor Kursk geschützt. Es gibt sogar Worte, die vorne griechisch und hinten lateinisch und in der Mitte deutsch sind. Dazu gehört zum Beispiel Heringssalat – vor Maikop vor dem Ansturm der Bolschewisten von einem der besten deutschen Landserregimenter planmäßig gerettet.

Auf die Gefahr hin, ein wenig abzuschweifen, will ich denen, die die Ableitung von Heringssalat nicht kennen, diese kurz erläutern. „He“ ist griechisch und heißt „der“. „Lat“ ist die Abkürzung für „latus“, ein lateinisches Wort, und heißt „breit“. Daß das „us“ im Deutschen wegfällt, ist nicht ungewöhnlich. Zum Beispiel sagt man im Deutschen ja auch Prälat, Kommerzienrat und Perlhuhn, ohne daß es uns stört, daß das lateinische „us“ weggefallen ist. Der Mittelteil von Heringssalat ist das altdeutsche Wort „ringsa“; heute nur noch erhalten in Verbindung mit „rum“ in „ringsarum“. Ohne „rum“ heißt es: „im Halbkreis“. Heringssalat heißt also wörtlich übersetzt: „Der im Halbkreis Breite“. Aber niemand übersetzt das mehr wörtlich, und so hat es einen etwas abgeleiteten Sinn bekommen. Die weitere Ableitung aber würde mehr Raum einnehmen, als der Bedeutung des Problems im Rahmen dieser Geschichte zukommt. Man muß die Proportionen zu wahren wissen – und so kehre ich zum Anfang der Geschichte zurück.

Das Ganze begann also am 15. Juli. Bevor ich jedoch fortfahre, muß ich noch einen Punkt erklären, der zugleich Ihnen zeigt, daß dies vielleicht die merkwürdigste Geschichte ist, die je passiert ist. Sie trägt, wie Sie wissen, den Titel: Die Geschichte des unanständigsten Schüttelreimes der Neuzeit. Und ob Sie es mir glauben oder nicht – es wird die anständigste gute Geschichte der Weltliteratur werden. Ich lasse nämlich einfach den Schüttelreim aus. Stellen Sie sich vor, was dieses Wagnis bedeutet: Sie erleben es mit mir zusammen, eines der kühnsten Unternehmen auf literarischem Gebiet. Selbst die Bibel enthält doch eine Fülle von wirklich unanständigen Geschichten. Diese Geschichte aber ist rein. Nicht etwa deswegen, weil Sie rein sind. Nein: erstens glaube ich das nicht – und zwei-

tens: Dem Reinen ist alles rein – ist nur eines der vielen Feigenblätter, die Goethe sich umgehängt. Ich aber erzähle Ihnen eine wirklich reine Geschichte. Rein – wie Hegel sagen würde: an sich, für sich und an und für sich.

Sie werden protestieren. Sie werden sagen: Sie wollen den Schüttelreim selber hören. Aber das geht nicht. Die Folgen ließen sich gar nicht übersehen. Sie zweifeln? Nun, ich will etwas abschweifen, um Ihnen die Wirkung dieses Schüttelreimes vor Augen zu führen. An jenem 15. Juli, noch aus der Ekstase fruchtbarer Autorschaft heraus – es war am frühen Morgen gegen sechs Uhr, die Vögel zwitscherten, und die Sonne schien so schön –, da weckte ich meine Frau und erzählte ihn ihr. An diesem Tage, obgleich, wie Sie wissen, wir doch drei Geburtstage feierten und ich am Abend, was Sie noch nicht wissen, aber jetzt erfahren, nach Paris fuhr – kurz, an diesem Tage sah ich sie nicht wieder – sie war nämlich unter die Decke gekrochen und verharrte dort. Ab und zu, wenn ich ganz schüchtern in unser Schlafzimmer sah, bemerkte ich nur, wie sogar die Bettdecke rot geworden war. Als ich ihr am Abend auf Wiedersehen sagen wollte, leuchtete das ganze Zimmer, als ob die Sonne in ihm unterging. Sie werden vielleicht sagen, daß Sie das gerne in Kauf nehmen würden, nur um den Schüttelreim zu hören, und daß Sie kürzlich meine Frau gesehen hätten und daß unsere Ehe einen durchaus glücklichen Eindruck mache usw.

Damit haben Sie zwar recht. Aber Sie haben vielleicht auch gemerkt, daß meine Frau, nach unserem Familiennamen gefragt, rot wird und zu stottern anfängt. Auch bei solchen Worten wie Katzen, Kahn, Kuchen fängt sie an zu stottern und rot zu werden. In der Tat, sobald ein Hauptwort mit K anfängt, beginnt sie sich rot zu überziehen und zu stottern, und das kommt von dem Schüttelreim. Als ich nämlich aus Paris zurückkam, wollte ich den Fauxpas gewissermaßen bei den Hörnern packen und begrüßte sie mit den Worten: Übrigens habe ich den Schüttelreim dem Kisch erzählt. Und da war es geschehen. Seitdem stottert sie bei K. Ein großes K – nicht ein kleines, was die Psychologen interessieren wird –, ein großes K ruft in ihr die Ideenassoziation Kisch-Kutsch-Schüttelreim her-

vor, und dann stottert sie und wird rot. Sowie ihre Lippen die, wie Fechner, der nicht unbedeutende Psychologe und Philosoph, geb. 19. 4. 1866, gest. 18. 11. 1887, sagen würde, sowie ihre Lippen die psychologische Reizschwelle des K berühren, stottert sie.

Ich versichere Sie, ich habe alles getan, was ich konnte, um sie von diesem Leiden zu befreien. Ich habe ihr zum Beispiel vorgeschlagen, unseren Namen in Utsch umzuändern. Aber es half nichts. Zuerst fing sie ganz glücklich an, die gewissermaßen offene Tür des U einzurennen – aber dann hatte sie das Gefühl, daß etwas fehlte, erinnerte sich, daß es das K war, und fing wieder zu stottern an.

Sie werden sagen, daß das ein Einzelfall ist, daß meine Frau ein besonders feiner und anständiger Mensch ist. Jedoch stimmt das nicht. Ich meine, sie ist natürlich besonders fein und anständig. Aber auch andere Leute werden davon betroffen. Ich will Ihnen als Beweis einen anderen Fall nennen. Als sich nämlich das Stottern bei meiner Frau gar nicht legen wollte, dachte ich an ärztlichen Rat. Aber ich konnte keinem Arzt, den ich kannte, die Geschichte erzählen. Und einem Arzt, den ich nicht kannte, konnte ich sie doch auch nicht erzählen, weil ich ihn doch eben nicht kannte. Da kam ich auf folgenden Ausweg. Ich sah mir ein Verzeichnis der Ärzte in New York an und suchte mir einen Arzt aus. Dann sprach ich mit einem Freund in der amerikanischen Botschaft und bat, ob ich die diplomatische Post benützen könnte. Denn ich konnte doch nicht riskieren, daß die englischen und amerikanischen Postzensoren zu stottern anfangen würden. Nachdem ich das alles geregelt hatte, schrieb ich die Geschichte auf und sandte sie an den Arzt. Sie können sich denken, wie gespannt ich auf seine Antwort war. Nach zwei Monaten wurde ich unruhig, da ich nichts von ihm gehört hatte. Nach vier Monaten telegrafierte ich an einen Freund in New York und bat ihn festzustellen, ob ein Dr. Lehmann, so hieß der Arzt, dem ich die Krankheitsgeschichte geschrieben hatte, einen Brief von mir bekommen hätte. Nach vier weiteren Wochen erhielt ich von meinem Freund ein Telegramm: „Dr. Lehmann in Heilanstalt. Hochinteressanter Fall. Alle Psychologen begeistert. Stottert und lei-

det an orthographischem Verfolgungswahn. Jammert, daß das L in Lehmann dem Buchstaben K zu nahe."

Jetzt werden Sie verstehen, warum ich Ihnen den Schüttelreim nicht erzählen kann. Ich kann es einfach nicht riskieren. Aber seien Sie nicht traurig; die Geschichte leidet wirklich nicht darunter.

Also an jenem 15. Juli 1939 machte ich den besagten Schüttelreim und fuhr am Abend mit ihm zusammen nach Paris. (Falls Sie nicht wissen, was ein Schüttelreim ist, will ich Ihnen einen ganz harmlosen nennen, den eine Schwester von mir auf ihrer Hochzeitsreise machte:

> Ach lieber Mann mich linder kos,
> damit ich bleibe kinderlos.

Sie werden nicht erstaunt sein, daß mir erst kürzlich mein Schwager nach der Geburt von Vierlingen schrieb:

> Zu Haus ich vier Ankünfte find,
> jetzt will sie schon das fünfte Kind.)

Der Zug fuhr noch in den Gare du Nord ein, als ich auch schon absprang, mir ein Taxi nahm, um in mein Hotel zu sausen, mein Gepäck abzugeben und dann nach Versailles zu meinem alten Freunde Kisch zu fahren und ihm die Geschichte zu erzählen. Die ganze Fahrt hatte ich mir vorgestellt, wie er reagieren würde. Denn wie Sie wissen, ist Kisch neben vielem anderen auch ein genialer Schüttelreimer.

Wenige Minuten nach Ankunft des Zuges in Versailles keuche ich mit hängender Zunge die Stufen zu seiner Wohnung hinauf. Ich klopfe, reiße die Tür auf und sehe ihn allein im Zimmer, an einem Manuskript arbeitend. Seine Frau, die Gisela, hantiert nebenan in der Küche. Ich preise die Götter, daß er allein. So kann ich gleich beginnen. Er ist gar nicht erstaunt über mein gehetztes Auftreten. Ist er doch so manches gewohnt.

Bevor ich jedoch noch etwas sagen kann, holt er schon eine Flasche Fine – sein altes Beruhigungsmittel für aufgeregte Freunde. Wir stoßen an und trinken. Dann aber kann ich nicht mehr an mich halten und beginne zu erzählen. Mit dichteri-

scher Freiheit male ich den Moment der Eingebung; die Wirkung auf meine Frau bedurfte – obgleich sie damals ja noch nicht stotterte, aber vielleicht immer noch unter der Decke lag – kaum irgendwelcher Übertreibung. Langsam steigere ich die Spannung. Seine Nüstern blähen sich. Er wird zum rasenden Zuhörer. Er weiß, einer der großen Momente seiner Karriere ist gekommen. Er kennt mich gut genug, um zu wissen, daß, wenn ich ihm den unanständigsten Schüttelreim der Neuzeit verspreche, es zum mindesten der zweitunanständigste sein wird.

Mit dramatisch ruhiger Stimme trage ich nun den Vierzeiler vor – einen Doppelschüttelreim.

Wenn ich an die Wirkung denke, überläuft es mich heute noch kalt. Einen Augenblick sieht er mir starr in die Augen, und dann fällt er leise und still in sich zusammen. Er scheint noch etwas zu murmeln wie „der Dritte“, aber es ist zu undeutlich, um es zu verstehen.

Ich sehe ihn erschrocken an. Regungslos, leise röchelnd, sitzt er tief in den Stuhl gesunken. Zuerst war ich fassungslos. Dann glaubte ich zu begreifen. Ich stand auf und streichelte ihn.

Aber, mein lieber guter Egonek, sagte ich, denk doch an all die andern Sachen, die du kannst. Du hast doch einiges als Schriftsteller geleistet. Du hast vielgelesene Bücher geschrieben. Du bist einer der besten antifaschistischen Intellektuellen. Es kann doch nicht jeder gleich ein Meister des Schüttelreims sein. Sieh mal, Goethe und Shakespeare haben das ja auch nicht gekonnt. Und vielleicht machst du auch mal einen, heuchelte ich, der so gut ist wie meiner. Faß doch Mut, mein Lieber. Du wirst noch vieles auf manchen Gebieten leisten.

So versuchte ich, ihn zu trösten. Aber er blieb stumm und stumpf. Sogar das Röcheln hatte aufgehört. Aus seinen halbgeschlossenen Augen schien nur das Weiße. Ich wußte mir nicht mehr zu helfen und rief nach Gisela. Diese eilte herbei und tröpfelte ihm schnell etwas Fine zwischen die Lippen, und er begann sich langsam zu erholen.

Dann erst fragte sie, was denn los sei. Kisch begann wieder besser auszusehen. Aber je mehr er erwachte, desto trauriger wurden seine Augen. Sie suchten mich und wollten mich trö-

sten. Mir begann unheimlich zu werden. Die Rollen schienen plötzlich vertauscht. Eben noch hatte ich ihm Lebensmut zugesprochen, und jetzt schien er mich trösten zu wollen.

Gisela, gib ihm etwas Fine – waren die ersten klaren Worte, die er sprach. Mir begann heiß zu werden. Was war eigentlich los? Gisela sah uns beide erstaunt an. Sie hatte schon manchen Kummer mit uns erlebt. Sollte das ein neues Gesellschaftsspiel zwischen uns sein? Würde jetzt ich in einen Starrkrampf verfallen?

Aber wenn Gisela die Lage nicht übersah, so übersah ich sie noch viel weniger. Was war nur wirklich los? Mir wurde tatsächlich schwach, und ich konnte mich kaum noch an den Schüttelreim erinnern. War Kisch unter die Hypnoten gegangen und wollte mich meiner Schüttelreime berauben? Immer, wenn ich aufsah, begegnete ich seinen traurigen Augen. Jetzt konnte ich mich nur noch der letzten der vier Zeilen erinnern. Noch einige Sekunden, und ich würde den Schüttelreim ganz vergessen. Wie ein Ertrinkender an eine Planke, so klammerte ich mich mit ganzer Kraft an diese letzte Zeile. Aber langsam begann auch sie mir zu entschwinden. Ich wollte aufschreien, als ich den Fine auf meinen Lippen spürte, den Gisela langsam in meinen offenen Mund träufelte.

Und da sprach auch schon Kisch. Mein lieber Junge, sagte er väterlich, entschuldige mein Benehmen. Du weißt, daß ich sonst meine Gäste anders behandle. Aber du hast mich an die größte Enttäuschung meines Lebens erinnert – und so unerwartet und plötzlich und ausgerechnet du und dann so kurz nach dem Frühstück; und ich schrieb gerade an meinen Erinnerungen, so daß alles so drastisch plötzlich vor mir stand. Entschuldige. Aber ich will dir alles erklären. Vorher aber muß Gisela uns noch einen starken Kaffee machen. Wir gehen für zehn Minuten an die frische Luft, und wenn wir zurück sind, ist der Kaffee fertig.

Nach einer Viertelstunde hatten wir die erste Tasse starken Kaffees getrunken, und Kisch begann zu erzählen:

„Es ist jetzt etwas mehr als fünfundzwanzig Jahre her, als ich

noch nicht lange an der ‚Moravia' gearbeitet hatte und mit einem der amüsantesten Freudenmädchen von Brünn den Mörder des Antiken-Händlers Quarck suchte. Ich ging mit ihr durch eine der vielen dunklen Gassen der Altstadt. Wir hatten seit zehn Minuten nicht gesprochen. Plötzlich blieb ich wie vom Schlag gerührt stehen – so schilderte es jedenfalls die blonde Maria mir später –, und zwei Sekunden darauf war ich nach Ausstoßen eines wilden Indianergeheuls, wie sie nachher behauptete, verschwunden. Sie sah mich erst nach einer Woche, stark deprimiert, wieder. Der Mörder hatte inzwischen zwei weitere Morde begangen und war dann, gerade als er den vierten begehen wollte, von der Polizei gefaßt worden. Der Inspektor, der ihn faßte, nannte sich seitdem Lebensretter des vierten, beinahe Gemordeten und wurde später irrsinnig – er litt an Größenwahn, behauptete, jedem vierten Österreicher das Leben gerettet zu haben, und erklärte, daß der gesamte kaiserliche Hof zu dem geretteten Viertel gehöre.

Aber das paßt nicht unbedingt zur Sache. Du wirst jetzt fragen, warum ich so plötzlich verschwunden war. Ich will es dir anvertrauen. Nur einem anderen habe ich es anvertraut – aber davon später. Nun, ich hatte den gleichen Schüttelreim gemacht wie du. Allerdings hatte ich das Verb aus der dritten Zeile in die zweite getan und das Ganze in Frageform aufgebaut. Also so . . ., du wirst mir zugeben, daß das besser klingt, gewissermaßen ihm die endgültige, ich möchte sagen, klassische Form gibt."

Ich nickte stumm mit dem Kopf und goß mir die vierte Tasse Kaffee mit Rum ein.

Kisch fuhr fort: „Du, mein Lieber, besser als irgendein anderer, wirst meine Gefühle begreifen. Ich sah die Welt offen vor mir. Ich sah mich als das verehrte Haupt eines großen Schülerkreises von Schüttelreimern, Präsident der Akademie der Schütteldichter, Kultursachverständiger der Arbeiterpartei, auf Vortragsreisen durch die Welt, jeden Abend Rotwein und Zwiebelsauce, die letztere natürlich zu einem Steak mit Spiegelei – kurz, ich fühlte mich so wie du gestern morgen um sechs im Bett.

Lange überlegte ich mir, wie ich ihn veröffentlichen sollte.

Ob als kleine Broschüre mit einer längeren Einleitung oder als Flugblatt, ob ich ihn von Schönberg vertonen lassen sollte oder ob sich vielleicht ein paar Motive der Kaiserhymne dafür adoptieren ließen. Ich wurde von Stunde zu Stunde begeisterter. Meine Wirtin, die mir am Morgen das Frühstück brachte, behauptete später, ich hätte wie ihr Töchterchen vor der Konfirmation ausgesehen. Natürlich nur im Gesicht, und da auch nur in den Augen. Dann aber packten mich Zweifel, ob der Schüttelreim wirklich so gut sei."

Ich nickte mit dem Kopf, denn mir waren ähnliche Zweifel gekommen, als das Schiff zwischen Folkstone und Boulogne ganz besonders schaukelte. Ich hatte diese Zweifel aber auf physische Ursachen zurückgeführt.

Kisch fuhr fort: „Ich beschloß dann, diesen Zweifeln auf folgende Weise ein Ende zu machen. Du gibst zu, daß dies der unanständigste Schüttelreim ist, den wir kennen. Und du gibst weiter zu, daß er, insbesondere in Frageform und mit dem Verb in der zweiten Zeile, ganz einfach von klassischer Schönheit ist."

Ich nickte wieder mit dem Kopf und trank den Rest der siebenten Tasse Kaffee mit Rum.

„Ich beschloß also", fuhr Kisch fort, „folgendes Experiment zu machen. Mein bester Freund war damals der Assistent des Bischofs von X. Der feinste und beste Mensch, den du dir vorstellen kannst. Tief fromm, aber von einer urchristlichen Frömmigkeit, und darum ganz stark mit der Sozialdemokratie sympathisierend. Aus uradligem Geschlecht, aber wirklich kultiviert. Absolut sauber – nicht etwa prüde, sondern ganz einfach sauber, weil schmutzige Dinge sein ethisches und ästhetisches Gefühl verletzten. Ich sagte mir, wenn er diesen unanständigsten Schüttelreim der Neuzeit, der doch klassisch in seiner Form, schätzen würde, dann wäre dieser wirklich ein Stück Weltliteratur. Das heißt, das Literarische verdeckt dann den Inhalt beziehungsweise hebt ihn ins Ewig-Schöne.

Ich nahm also meinen Stock und wanderte die drei Stunden zu dem Kloster, wo mein Freund damals wohnte, um eine Arbeit über Klosterregeln in Nordafrika im neunten Jahrhundert fertigzustellen. Als ich ankam, war er gerade beim Essen. Ich durfte mein Anliegen nicht vorbringen, bevor ich nicht reich-

lich gegessen und getrunken. Nie habe ich das Ende einer Mahlzeit so herbeigesehnt wie damals. Es dünkte mich Stunden, bevor wir fertig waren.

Als endlich das letzte Glas schönen Weines getrunken, nahm er mich am Arm und führte mich in seine Kammer. Ich nahm auf einer hölzernen Bank Platz, während er sich auf den Rand seines harten Bettes setzte.

Mit einigen Umschweifen, die ihm den Sinn der Prüfung des Schüttelreimes an seiner Reaktion erklären sollten, trug ich ihm dann meinen Vierzeiler vor. Die Wirkung war erstaunlich. Mein Freund, der für mich immer das Ideal ausbalancierter Haltung gewesen, war bleich geworden, Schweißtropfen begannen von seiner Stirne zu perlen. Er sprang vom Bett auf und durchmaß unruhigen Schrittes die enge Kammer.

Ich fürchtete, ihn verletzt zu haben. Also überwog doch der Inhalt die Kunst der Form. Also war mein Schüttelreim nicht die Perle der Weltliteratur, für die ich ihn gehalten. Bedrückt saß ich auf der harten Bank.

Endlich begann mein Freund zu sprechen:

Kisch, sagte er, ich bin in einer fürchterlichen Lage. Entweder muß ich ein mir in der Beichte anvertrautes Geheimnis verraten – oder wenn ich es nicht tue, wird man mich des Bruches der Beichtregeln anklagen.

Ich sah ihn erstaunt an und begriff nicht. Entweder muß er ein Geheimnis ausplaudern, oder wenn er es nicht ausplaudert, wird er des Vertrauensbruches beschuldigt. Sollte er zuviel des guten Weines getrunken haben? Das wäre das erste Mal in unserer langen Freundschaft gewesen.

Er mußte mir mein verwirrtes Erstaunen ansehen. So fuhr er fort: Ich sehe keinen anderen Ausweg. Ich will das Beichtgeheimnis brechen und bin dann in deiner Hand. Du wirst zugeben, daß der Schüttelreim, den du mir vorgetragen, einzig ist. Einzig in seiner, sagen wir, Indezentheit; einzig aber auch in seiner dichterischen Form. Du wirst der Meinung sein, daß so ein Schüttelreim nur einmal in tausend Jahren gemacht wird. Du bist zu mir gekommen, um mich um Rat zu fragen, ob ich die Form höher stelle als den Inhalt. Das Urteil darüber ist für mich bereits gefällt. Gestern hat mir der Bischof gebeichtet,

daß er einen Schüttelreim gemacht – es war der gleiche. Kommt nun der Schüttelreim in Umlauf, so wirst du der erste sein, der zugeben muß, daß niemand mir glauben wird, daß noch ein anderer den Schüttelreim gemacht hat. Man wird mich des Bruches des Beichtgeheimnisses anklagen – und dir wird niemand glauben, daß du ihn selbständig erdacht hast."

Kisch war am Ende seiner Erzählung. „Du kannst dir meine Enttäuschung vorstellen", schloß er. „Es war tatsächlich unmöglich für mich, den Schüttelreim bekanntzumachen. Weder als meine eigene Leistung noch als gute Geschichte eines andern. Ich habe ihn niemandem erzählt. Mein Freund sowohl wie der Bischof leben beide noch. Ich hatte mir die Geschichte des Schüttelreimes für den Anhang zu meinen Memoiren, der erst nach meinem Tode erscheinen sollte, aufgehoben. Daß noch ein Dritter diesen Schüttelreim machen würde, hätte ich nie für möglich gehalten. Nun sollen er und die ganze Geschichte dir gehören."

PROZESS UM MICHAILOWITSCH

Belgrad, 1. Juli 1946

An der Spitze der Angeklagten kommt Michailowitsch in den Saal. Er wird als erster auf das Podium geführt, um seine Personalien abzugeben. Während die anderen der gleichen Formalität unterzogen werden, schaut Michailowitsch suchend ins Publikum, ob kein befreundetes oder wenigstens bekanntes Gesicht zu sehen sei. Es scheint, daß er niemanden findet.

Buschiges Haar bedeckt die Stirne. Der Bart, lang, ungekämmt, läßt vom Gesicht nichts frei als die Nase, die, kurz und gebogen, wie ein Schnabel wirkt, und die großen runden Brillengläser. Sofort hat man den Eindruck: eine Eule, und zwar eine sehr zerzauste Eule.

Vor ein paar Jahren hat er noch nicht das Gesicht der Eule getragen. Dieses sein wirkliches Gesicht bekam er erst, als er glaubte, sein vermeintlich wirkliches Gesicht verstecken zu

müssen vor den Rächern. Im Wald erst entpuppte er sich als Eule.

Vorher war er Offizier der jugoslawischen Armee gewesen, Lehrer und später Kommandant der Belgrader Infanterieschule, für die auf dem Hügel Topčider eine Gruppe großer moderner Gebäude aufgeführt ist. Aber er war nicht nur ein ungewöhnlich ambitionierter, ein auf Karriere bedachter Offizier, er war auch ein geldgieriger Offizier und schreckte schon vor dem Kriege, als er noch Militärattaché an der jugoslawischen Gesandtschaft in Prag war, nicht davor zurück, sich in den Dienst des unmittelbaren Nachbarstaats zu stellen. Seit Jahren diente er dem ungarischen Generalstab als festbesoldeter Spitzel.

Als die Nazis seine Heimat besetzten, ging dieser ungewöhnlich ambitionierte und geldgierige Mann, wie man hierzulande sagt: in den Wald.

Wollte er die Tradition seines Landes fortsetzen, in dem sich bei jedem Systemwechsel irgendeine Widerstandsgruppe formiert? Setzte er auf die Karte eines Sieges der Alliierten? Haßte er die deutschen Okkupanten und die von ihnen eingesetzte Quisling-Regierung?

Nichts von alledem. Er glaubte an den deutschen Sieg, und er glaubte an die Dauerhaftigkeit der Quisling-Regierung Jugoslawiens. Er ging in den Wald, um sich an den Meistbietenden zu verkaufen; die Konjunktur brachte es mit sich, daß er sich nicht nur an diesen verkaufte, sondern an alle Bietenden.

Wen er haßte, war die Sowjetunion – in diesem Punkte war Michailowitsch sogar loyal gegenüber seinen beiden Dienstgebern, dem serbischen Königshaus und dem ungarischen Generalstab, ja, er konnte auch auf die Sympathie und Unterstützung der ganzen reaktionären Welt rechnen. In der Tat, er fand sie.

Und als die Sowjetunion bekanntgab, daß Michailowitsch ein Verräter, ein Unterführer von Mussolini und Hitler sei, wollte ihn die Weltpresse nicht so leicht preisgeben: Die russische Meldung sei nichts als ein typisches Manöver der Sowjets ...

Heute weiß jedermann in Jugoslawien, daß der Verräter Michailowitsch das Leben von 1700000 Landsleuten gekostet hat, jeder achte Bewohner Jugoslawiens verlor im Bürgerkrieg sein Leben. Der übrigen Welt aber, die an den Lebenden und Toten des Balkans kein landsmannschaftliches oder überhaupt menschliches Interesse hat, kostete es viel mehr: die Verlängerung des Krieges.

Gibt es noch heute Leute, die den Namen Michailowitsch mit anderen Gefühlen aussprechen oder anhören als mit dem Gefühl des Abscheus?

Es gibt ihrer viele!

Wenn sich der Angeklagte Draža Michailowitsch nicht nur nach persönlich Bekannten im Saale umgesehen hätte, würde ihn manche Erinnerung befallen haben. Als er hier herrschte, war seine Uniform voller Glanz und sein Gesicht noch nicht das einer zerzausten Eule. Wenn er in diesen Saal eintrat, der damals kein Gerichtssaal, sondern das Auditorium Maximum und die Festhalle der königlichen Infanterieschule war, stand alles stramm vor ihm; fand dort ein Konzert statt, so unterbrachen die Musiker die Symphonie, und bei einem Ball unterbrachen die Paare den Tanz.

Vor hundert Jahren hatten hier auf dem Hügel Topčider die ersten Herrscher aus der Dynastie Obrenowitsch ihre „konaks“ gehabt – einfache Gebäude, umgeben von unermeßlich alten Platanen, unter denen Audienzen abgehalten und Rechtsurteile gesprochen wurden. Erst am Anfang unseres Jahrhunderts hatte der letzte ihres Geschlechts seinen Palast in der Mitte der Stadt erbauen lassen, und dort war es, wo er, Alexander, mit seiner Frau Draga Maschin umgebracht und aus dem Fenster geworfen wurde.

Michailowitsch war um jene Zeit ein Knabe gewesen. Offizier und militärischer Herrscher auf dem Topčider wurde er erst unter den Karageorgewitsch, unter einem anderen Alexander, jenem, der nicht in Belgrad, sondern in Marseille ermordet wurde. Zum General und Kriegsminister ernannte ihn die jugoslawische Exilregierung in London, als er schon im serbi-

schen Walde und im internationalen Pressewald eine Macht ausübte. Und die Republik Jugoslawien machte ihn schließlich zu dem, was er heute ist: zum Angeklagten.

Der Angeklagte Draža Michailowitsch hat sich nur einmal im Saale umgesehen und wirft keinen weiteren Blick auf das Publikum seines Prozesses. Er hat niemanden entdeckt, der mit ihm sympathisiert. Die dieses tun, wohnen der Verhandlung nicht bei.

Um der reaktionären Beeinflussung und den reaktionären Einsprüchen zu begegnen, ist manche Einrichtung des Prozesses getroffen. Der linke Flügel des Gerichtssaals ist für die ausländische Presse reserviert. Die Korrespondenten sitzen ganz nahe dem Angeklagten, können jedes Wort hören. Da sie es auch verstehen müssen, ist für jeden ein Kopfhörer da, durch den ihm in seiner Sprache augenblicks und unzensuriert ein Übersetzer alles ins Ohr sagt. Überdies werden täglich die Protokolle in Übersetzungen an die Korrespondenten ausgegeben. Telegrafen, Radiosender, Stenografen in allen Sprachen, Schreibmaschinen und Schreibmaschinisten sind da, damit ohne technische Hindernisse die Wahrheit ins Ausland gemeldet werden könne.

Aber die Reaktion ist nicht willig, die Wahrheit zu erfahren.

Als der Prozeß begann, betrat der Militärgerichtshof den Saal und wurde akklamiert. Eine Minute später führte man die Angeklagten herein, an ihrer Spitze den bartumwachsenen Draža Michailowitsch.

Seinen Namen hat alle Welt gekannt. Hier in Jugoslawien standen die Menschen gegen ihn oder für ihn im Kampfe, es gab keine Familie, die nicht durch ihn Mitglieder verlor. Aber gesehen hatte niemand diese Eule im finsteren Wald. Nun flattert sie ins Licht. Das also ist er, flüstern die Leute im Saal. Wenn ein Journalist von dieser selbstverständlichen Reaktion überhaupt Notiz nehmen wollte, würde er das Wort „Bewegung“ und auch dieses nur in Klammern verwenden ...

Die Angeklagten sitzen in der ersten Bank, kein Gefängniswärter neben ihnen. In der nächsten Reihe sitzt ein Dutzend Soldaten, um einen direkten Kontakt der Angeklagten mit dem

Publikum zu verhindern, das in den nachfolgenden Reihen Platz nimmt. Die Soldaten sind ohne Gewehr und Seitengewehr.

In mustergültiger juristischer Ordnung und in erstaunlicher Ruhe vollzieht sich der Prozeß gegen den gehaßtesten Feind des Volkes. Bewegung, die sich in der Zuschauerschaft beim ersten Anblick Michailowitschs gezeigt hat, wurde vom Vorsitzenden streng gerügt. Als einmal der Verteidiger des Angeklagten, ein bekannter Reaktionär aus der alten Groll-Partei, eine Obstruktion versuchte und trotz Wortentzug weiterschrie, rief ein Aufgeregter im Publikum: „Nieder mit dem Verteidiger!" Im gleichen Augenblick ließ der Vorsitzende den Störer aus dem Saal führen.

Diese wahrlich belanglosen Zwischenfälle meldete die hochoffiziöse Reutersche Telegrafenagentur maßlos aufgebauscht. Und auf die unanzweifelbare Autorität von Reuter gestützt, legt die „Times" los: Was in Belgrad vor sich gehe, sei kein Prozeß. Wie könne Recht gesprochen werden in einer Atmosphäre so fürchterlichen Terrors?! Werde doch der Richtertisch von vornherein bejubelt, der Angeklagte von vornherein angebrüllt und dem Verteidiger der Tod angedroht, und neben jedem Mitangeklagten säßen Soldaten mit schußbereitem Maschinengewehr. (Wörtlich: „Tommy gun".)

Kurz nach Beginn der Verhandlung stoppen aber die Korrespondenten der kapitalistischen Presse ihre Entwertungskampagne. Es spielt sich nämlich etwas ab, worauf sie nicht vorbereitet waren und wogegen sich nicht ankämpfen läßt mit erfundenen Tommy guns und erfundenen Demonstrationen.

Draža Michailowitsch hört nach und nach auf der Hauptangeklagte und das Ziel des Interesses zu sein. Er sinkt zum Zeugen herab, und ohne daß er es will, sind seine Aussagen belastend, niederschmetternd für andere Schuldige. Die saßen zwar gleichfalls im dunklen Walde, aber auf der Anklagebank sitzen sie nicht. Sie sitzen in den Zentren und in den Filialen des Imperialismus.

Schritt für Schritt zurückweichend, gibt der Ex-Held Draža Michailowitsch zu, daß er nie gegen die Deutschen gekämpft

hat und auch nicht gegen sie kämpfen durfte. Der Auftrag an Michailowitsch lautete im Gegenteil: unerbittlich und grausam, meuchlerisch und massenmörderisch gegen diejenigen zu kämpfen, die zur Befreiung Jugoslawiens aufgestanden und zur unüberwindlichen Partisanenarmee Titos geworden waren. Der Auftrag, immer wieder wiederholt, lautete, Michailowitsch und seine „Četniks“ sollen „nur für Jugoslawien“ kämpfen, also keinesfalls für Rußland, mit welchem die Partisanen sympathisierten, und noch weniger gegen die deutschen Okkupanten seiner Heimat. Das Schicksal der Deutschen müsse sich im regulären Krieg entscheiden, und die Balkanvölker hätten sich da nicht hineinzumischen.

Wer aber waren die Geber dieses Auftrags? Die Nazis? Ja, auch sie. Sie gingen bei Draža Michailowitsch, dem unentthronbaren Presseliebling, ein und aus. Hitlers deutsche Offiziere in persona und Mussolinis italienische Offiziere in persona und überdies ihre Mittelsmänner von der serbischen Regierung Nedič, die dem Michailowitsch Waffen, Munition, Proviant und Geld lieferten, magyarische, rumänische, bulgarische und kroatische Verbündete Hitlers.

Aber nicht sie allein . . .

Die Anklageschrift, die Verhöre und die Geständnisse bringen ans Licht, daß englische und amerikanische hohe Militärs im Auftrag noch höherer Instanzen zu Michailowitsch zu Besuch kamen. Sie kamen, obwohl sie wußten, daß Michailowitsch in der vierten Offensive, der von 1943, in Bosnien reguläre italienische Truppen befehligt hat.

Als der anglosächsische Besuch eintrat, war Michailowitsch dabei, Aktenstücke mit einem kleinen „z“ zu beschreiben; das ist der Anfangsbuchstabe des Wortes „zaklati“, töten, und auf diesen seinen persönlichen Befehl sind Hunderttausende umgebracht worden, darunter gefangene englische und amerikanische Flieger. Draußen tobt der Krieg, den Engländer und Amerikaner an der Seite der Sowjetunion gegen Deutsche und Italiener führen. Das hält die Sirs und Misters MacDowell, Bailey, Armstrong und Hudson nicht von ihrem Besuch ab. Sie haben einen Auftrag zu überbringen oder, besser gesagt, sich dem Auftrag anzuschließen, den der Gastgeber schon von der ande-

en Kriegsseite bekommen hat, „ausschließlich für Jugoslawien zu kämpfen", das heißt: ausschließlich gegen die hitlerfeindliche und sowjetfreundliche Partisanenarmee Titos.

Und wen trifft der Besucher MacDowell bei der alten Eule, mit wem setzt er sich dort an den Verhandlungstisch? Mit Herrn Neubacher, mit Herrn Stecker und anderen Bevollmächtigten Hitlers und Mussolinis.

Im Auditorium des Prozesses trauen die Serben, Kroaten und Slowenen, die Makedonier, Albaner und Montenegriner ihren Ohren nicht. Sie hören plötzlich, daß diesem Krieg auf englischer Seite der Plan Chamberlains zugrunde lag, ihn durch Deutschland gegen die Sowjetunion führen zu lassen. Churchill, klüger als Chamberlain, hatte den Plan adaptiert, aber die Grundidee blieb. Die Sowjetunion sollte siegen helfen und dennoch geschwächt werden.

Den Gentlemen von der Weltpresse bleibt der polemische Atem weg. Wie können wir Armen die unzweifelhafte Beteiligung unserer Landsleute an Michailowitschs Tätigkeit und Verhandlungen mit den Nazis abschwächen?

Übrigens besorgen das die als Besucher Michailowitschs genannten Persönlichkeiten selbst. In einer Zuschrift nach London erklärt Oberst MacDowell, er hätte zwar im Hauptquartier Michailowitschs mit den Nazis verhandelt, aber nur wegen Kapitulation. „Kapitulation?" fragt jemand – und es ist einer, der etwas von Politik versteht –, „wessen Kapitulation?"

NACHTRÄGE

BÜRGERLICHES RECHT UND PROZESSRECHT IN DER ZWANGSVOLLSTRECKUNG

Der Name des berühmten Berliner Rechtsgelehrten Geheimer Justizrat Professor Dr. Josef Kohler hatte gestern ein Publikum in den Spiegelsaal des Deutschen Hauses gerufen, wie man es in solcher Zahl bei fachwissenschaftlichen Vorträgen in Prag wohl selten zu sehen Gelegenheit hat und unter dem sich fast sämtliche Professoren und Dozenten der juristischen Fakultät sowie zahlreiche hohe Justizbeamte und Advokaten nebst den Funktionären und Mitgliedern des den Vortrag veranstaltenden Deutschen Juristenvereins befanden. Der Vortragende, der schon durch seine äußere Erscheinung – ein prächtiger Franz-Liszt-Kopf – und seine Vortragsweise, in der sich die Sachlichkeit des berühmten Gelehrten mit dem Formgefühl des feinsinnigen Literaten paarte, aufs lebhafteste zu interessieren vermochte, gab – soweit dies in der überknappen Zeit von kaum drei viertel Stunden überhaupt möglich ist – eine Darstellung der Ineinanderwirkung des bürgerlichen und des öffentlichen Rechtes, indem er Beispiele aus der juristischen Praxis, verschiedene Möglichkeiten der Gesetzauslegung, Entscheidungen und ihre Folgen, die Möglichkeit des Verlustes des Rechtsanspruches, positive Besserungsvorschläge erörterte und insbesonders auf die Einwirkungen des Prozesses im Vollstreckungsverfahren Rücksicht nahm. Als Professor Kohler seinen Vortrag mit dem Leitsatze der modernen Wissenschaft, die Einzelheiten aller Gebiete zu durchforschen, aber das Endziel – den Zusammenhang – niemals aus dem Auge zu verlieren, geschlossen hatte, gab der anhaltende Beifall der Zuhörerschaft dem Danke an den Vortragenden beredten Ausdruck. Unter denen, die Professor Kohler nach Schluß seines Vortrages beglückwünschten, befand sich auch Oberlandesgerichtspräsident Ritter von Wessely.

ZEHN MÄDEL

Die Liebe muß man so verstehn,
Wie ich die Liebe meine:
Man braucht dazu der Mädel zehn.
Für jeden Finger eine.

Zwei fesche Mädel muß ich ha'n,
Zwei herzig-kleine Dinger,
Die kommen gleich zuerst daran
So wie die kleinen Finger

Dann brauche ich zwei Mädel chic,
So prickelnd für den Gaumen,
Zwar nicht zu schmal und nicht zu dick:
So etwa wie die Daumen.

Ich brauche dann zwei Mädel reich
Als rechte Reichtumsbringer
(Brauch ich mal Geld, bekomm ich's gleich),
Dies sind die goldnen Finger.

Und noch zwei Mädel brauch ich dann,
Recht stattlich-schöne Dinger,
Auf die ich protzig zeigen kann:
Die sind die Zeigefinger.

Doch vor den hübschen letzten zwein
Sind alle sonst geringer;
Die hab'n die Herzensmitte mein:
Das sind die Mittelfinger.

So muß die Liebe man verstehn,
Wie ich die Liebe meine:
Man braucht dazu der Mädel zehn.
Für jeden Finger eine.

DIE KLUBFANATIKER

Eine lehrhafte Fußballgeschichte
von Egon Erwin Shlegg

Vie Achilleus und Patroklos, wie David und Jonathan, Nisus nd Euryalus, Konradin von Hohenstaufen und Friedrich von ladén liebten sich die beiden „Helden" der vorliegenden Gechichte nicht, obwohl sie es vor den angeführten Helden der ergangenheit voraushatten, daß sie elternlicherseits Brüder varen. Sie haßten einander so heftig, wie eben nur der rechte ußenstürmer den gegnerischen linken Deckungsspieler zu assen imstande ist.

Denn der eine der Brüder spielte beim Athletiksportklub Sternschnuppe" linken Halfback und hatte außerdem die imonierende Zeugwartsstelle im Ausschusse inne, während der ndere Bruder rechter Außenstürmer, Geräte-, Dreß-, Treter-, ball-, Kassa- und Hauswart, Gründungs-, Komitee-, Ausschußnd ordentliches Mitglied des Fußballsportvereines „Komet" var. Sonst hatte er keine Stelle inne.

Die beiden Vereine „Komet" und „Sternschnuppe" standen icht im besten Einvernehmen. Im Gegenteil: Sie waren in ine so wütende Konkurrenzfehde verwickelt, daß sie einaner nicht bloß im Wettspiele bekämpften, trotzdem sie am chlusse jedes Spieles auf ihre wechselseitigen Freundschaftseziehungen ein dreifaches „Hipp, hipp, hurra" ausbrachten.

Beide Klubs hatten keinen eigenen Sportplatz.

Aber die feindlichen Brüder besaßen einen gemeinsamen Dheim, einen Sonderling, der neben einem stattlichen Vermöen auch einen stattlichen leerstehenden Baugrund besaß, der um Fußballplatz wie geschaffen schien. Da dieser Onkel chon recht alt war und die beiden Neffen in sein Herz gechlossen hatte, so machte sich sowohl der „Komet" wie die Sternschnuppe" Hoffnungen auf den Platz und ernannten beierseits einen Platzwart, der auf den Platz warten sollte, was er uch mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte.

Aber der Onkel schien keinem der beiden Brüder, schien einem der beiden Fußballklubs den Vorzug geben zu wollen. chon oft hatte ihn einer der Neffen für seinen Klub zu inter-

essieren gesucht und zum Besuche eines Wettspieles seiner Mannschaft eingeladen; stets aber war der andere in die Quere gekommen.

„Bitte, Onkelchen, du kommst doch Sonntag zum Wettspiel meines Klubs, ja?"

Der Heißumstrittene wollte keinen seiner Neffen zurücksetzen, ging daher zu keinem Wettspiel und schenkte keinem den Platz.

Aber nun war ein Wettspiel zwischen der ersten Mannschaft des Athletiksportklubs „Sternschnuppe" und der ersten Mannschaft des Fußballsportvereines „Komet" vereinbart. Beide Brüder erkannten die richtige Sachlage und schärften ihren eigenen Mannschaften ein, nur ja recht fair und elegant zu spielen, um den Herrn Onkel für den Fußballsport und hauptsächlich für ihren Klub zu gewinnen. Als sie beide auf den Onkel einsprachen, konnte dieser dem beiderseitigen Drängen nicht widerstehen und begab sich auf das Spielfeld, wo er beiderseits mit ausgesuchtester Höflichkeit empfangen wurde. Das faire, elegante Spiel erregte sein lebhaftestes Wohlgefallen, bis es plötzlich zu einer anderen Wendung kam. Die Brüder suchten sich nämlich in Fairness zu überbieten.

Über die wechselseitigen Erfolge auf diesem ihnen bisher unbekannten Gebiete erbittert, faßten sie plötzlich und gleichzeitig den heroischen Entschluß, der Komödie ein Ende zu machen, stürmten aufeinander los und – Strafstoß! pfiff der Schiedsrichter. Dies wiederholte sich noch einige Male, bevor der Wettkampf mit unentschiedenem Resultate sein Ende erreicht hatte.

Da auch der Onkel das seinige nicht allzufern wußte, so verfaßte er, zu Hause angekommen, sein Testament. Das Spiel hatte ihm gut gefallen, viel besser als der Bruderzwist im eigenen Hause. Deshalb sollten seine Neffen, die er unmittelbar nach seiner hochherzigen „Stiftung zur standesgemäßen Verpflegung im Dienste ergrauter Tramwaypferde" mit den höchsten Legaten bedachte, die hundertfünfzigtausend Kronen nur unter einer Bedingung erhalten: Wenn sie bis längstens zum ersten Tage des nächsten Monates nach seinem Tode um zwölf Uhr mittags gemeinsam Mitglieder desselben Fußballklubs wä-

en. Beim Eintritte müßten sie sich auf Ehrenwort verpflichtet ıaben, auf Lebzeiten nur diesem Klub anzugehören, der dann ıuch den schönen Platz erhalten sollte. Im anderen Falle soll-en die Tramwaypferde Platz und Geld erhalten.

Bald darauf machte der Tod dem Onkel eine Inspektionsvi-ite, überzeugte sich auf seiner Uhr (die er bekanntlich wie alle üchtigen Umpires stets in der linken Hand hält), daß die Spielzeit des Onkels abgelaufen sei. Er pfiff Time, und der On-kel war tot.

Vier Tage lang behandelten sich die Brüder mit größter Hochachtung und Noblesse: Jeder wollte den anderen für sei-ıen eigenen Klub „kapern". Denn obwohl sie für die standes-gemäße Verpflegung im Dienste ergrauter Tramwaypferde ein nitfühlendes Herz besaßen, wollten sie doch den Platz lieber ür ihren Klub gewinnen und überdies die hundertfünfzigtau-send Kronen nicht opfern. Als sie sahen, daß Höflichkeit und Noblesse nichts fruchteten, gingen sie die nächsten vier Tage stumm und stolz aneinander vorüber.

Doch auch die Zeit ging vorüber, und der festgesetzte Ter-nin näherte sich mit Sturmesflügeln. Noch am vorletzten Tage suchten sich die beiden Brüder zu überreden, jedoch erfolglos. Sie schieden mit der gegenseitigen Versicherung, lieber das Erbteil den Tramwaypferden zu opfern, als den geliebten Klubfarben untreu zu werden. Aber bald überlegte sich jeder einzeln seinen Vorsatz, denn der Gedanke, daß auf dem er-sehnten Fußballplatze im Dienste ergraute Tramwaypferde dem edlen Spiele obliegen sollten, erschien ihnen schrecklich. Deshalb schrieb jeder – ohne dem anderen ein Wort davon zu sagen –, nach hartem innerlichem Wettkampfe zwischen der Liebe zum schnöden Mammon und der Klubtreue, an den eigenen Klub und meldete seinen Austritt an; hierauf wandte er sich an den Verein, dem bisher nur sein Bruder angehört ıatte, mit dem Ersuchen um Aufnahme, schrieb das bedingte Ehrenwort und ersuchte um schleunige Zusendung der Legiti-nation. Diese erhielt auch jeder rechtzeitig zugeschickt, aber ıus Gram und Groll blieben die Brüder auch jetzt, da sie doch vermeintliche Klubkollegen waren, gegeneinander stumm wie das Grab.

Auch als sie sich am Monatsersten vor zwölf Uhr in der Wohnung des Notars trafen, würdigten sie sich keines Wortes. Nur ihre Blicke sprachen eine beredte Sprache – die sie aber beide nicht verstanden: Jeder glaubte nämlich, daß die böse Miene des anderen der Wut über den Verlust des Geldes zuzuschreiben sei; während sich in Wirklichkeit jeder der beiden Brüder ärgerte, daß gerade *er* nachgeben mußte. Im Unterbewußtsein freute sich aber jeder ein wenig auf die Überraschung des andern und bereitete sich darauf vor, wie er vor den anderen hintreten würde: „Der Blamierte bist *du*; denn der Klügere gibt ja doch immer nach."

Als sie aber der Notar um ihre Klublegitimationen ersuchte, stellte sich heraus, daß sie beide die Dümmeren gewesen waren. Wuterfüllt eilten sie von dannen, mit einem ewigen Haß gegen Tramwaypferde im allgemeinen, gegen die im Dienste ergrauten im besondern.

Beide Brüder wollen nun das Testament anfechten und führen als Grund an, daß die Tramwaypferde sich im Dienste aus Ärger über die Kutscher und den Fortschritt der „Elektrischen" grün und gelb ärgern, also nicht ergrauen. Das ist aber ein – im vollsten Sinne des Wortes – an den „Haaren" herbeigezogener Grund, und es ist sehr zweifelhaft, ob der Rekurs Erfolg haben wird. Aber bei dem so verhaßten gegnerischen Klub muß jeder der beiden Klubfanatiker bis an sein Lebensende bleiben, mag es ihm auch noch so schmerzlich sein; denn Ehrenwort ist Ehrenwort!

DAS ENDE VOM „WALZERTRAUM"

Man findet den Schluß der Operette „Ein Walzertraum" zu sentimental. Man kann sich nicht damit befreunden, daß die kecke und fesche Franzi Steingruber, die mit ihrer Damenkapelle weit, weit in einem exotischen Lande so entzückende Wiener Walzerweisen emporzugaukeln wußte, nun mit tränenden Augen und blutigem Herzen einen lustigen Walzer fiedelnd von dannen zieht. Und doch ist's oft im Leben noch sentimentaler das Ende dieser Walzerfeen.

Im Sicherheitsdepartement der Prager Polizeidirektion stand vor dem Offizial Souček ein wunderhübsches Mädchen und bat um eine polizeiliche Reiseunterstützung von – vier Kronen, um von Prag in ihren Heimatsort Nechanitz, der Hauptexportstadt der böhmischen Wandermusikanten, zurückkehren zu können. Sie war von einem Impresario aus Königgrätz für eine Damenkapelle, die aus sieben hübschen Mädeln und sieben blanken Knaben bestand, engagiert worden und mit dieser Kapelle in die weite Welt gezogen. Sie hatte die Harfe gespielt. Weit, sehr weit war die hübsche Harfenistin mit ihrer Kapelle gekommen, bis tief in die Mandschurei hinein, auf Sachalin usw. Sie wußte zu erzählen, welchen Erfolg sie besonders in Charbin, sowohl bei den Offizieren der Mandschutruppen als auch bei den zivilistischen Mandschus, erzielt und wieviel Geld sie mit ihrem Spiele und ihrer Schönheit erzielt hatten. Die vierzehn Mitglieder der Kapelle waren vom Impresario in sieben Partien (je ein Knabe und ein Mädchen) eingeteilt, und jede der Partien mußte dem Impresario täglich vierzig Rubel abliefern. Leisteten sie das nicht, so wurden sie blutig mißhandelt. Und wenn's Ersparnisse gab, so übernahm sie der Impresario in „Aufbewahrung". Nach fast zweijährigen Wanderfahrten waren sie, durch Rußland kommend, dieser Tage in Königgrätz eingetroffen, und der Impresario hatte seine Kapelle ohne jedwede Abrechnung verabschiedet, und die Musikanten konnten, reich an Reiseeindrücken, aber arm an Geld, in das benachbarte Nechanitz zurückkehren.

Nicht so die arme Harfenistin. Wie singt doch ihre Kollegin aus der Oscar Strausschen Operette:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß sich gar bald ein Drittes naht,
Und daß gar plötzlich über Nacht
Das Duo sich zum – Trio macht."

Die Harfenistin mußte vorgestern aus Königgrätz nach Prag fahren, um hier im Gebärhaus Unterkunft zu suchen. Doch da verweigerte man ihr die Aufnahme. Sie könne erst nach zwei Monaten in Pflege genommen werden. Und das arme kranke Mädel, das vor kurzem monatlich Hunderte von Rubeln ver-

dient hatte, irrte nun hungernd in den Gassen Prags umher, bevor es an die Polizei gewiesen wurde. Die Reiseunterstützung wurde ihr gewährt und ihr überdies der Rat gegeben, gegen den famosen Impresario, bei dem sie nach ihren Beteuerungen noch einige hundert Kronen zur Aufbewahrung hat, die Klage anzustrengen. Hoffentlich wird der Herr Impresario empfindlich bestraft, damit endlich einmal ein Exempel an diesen modernen Sklavenhändlern statuiert wird.

CONFÉRENCE MONSIEUR DELBOST UND MADEMOISELLE TUGOT

Seit sechs Jahren kommt Herr René Delbost alljährlich nach Prag, und sein durchgearbeiteter Vortrag, seine gute Stimme und vor allem seine artikulierte Aussprache, die auch dem Nicht-Pariser verständlich ist, haben ihm hier einen treuen Freundeskreis geschaffen. Das hat sich in dem stattlichen Besuche der Conférence dokumentiert, die gestern im Saale der Produktenbörse Herr Delbost in Gemeinschaft mit Mademoiselle Thérèse Tugot vom Théâtre du Gymnase in Paris abhielt. Fräulein Tugot ist der Typ der schicken Pariserin. Ihr starkes schauspielerisches Können, ihr ganzes romanisches Temperament zeigt sich hauptsächlich in ihrem Mienenspiel. Und doch wirkt dieses niemals aufdringlich. Außerdem hat Fräulein Tugot ein sehr hübsches, klangreines Stimmchen, das sowohl in ihren Solo-Chansons als auch in den Duetten mit Herrn Delbost zur Geltung kam. Den alten Chanson „La légende de Saint-Nicolas", den schon die Yvette Guilbert, die „Scharfrichter" und das „Nachtlicht"-Ensemble den Pragern erfolgreich zu Gemüte gesungen hatten, haben wir noch niemals so fein facettiert vortragen gehört wie gestern im Duett Tugot–Delbost. Den reichsten Beifall fand das ins französische Milieu verpflanzte „Auf der Alm, da gibts ka Sünd"-Motiv des Liedchens „Colinette". Aber auch in den modernen Chat-noir-Chansons und in den Dialogen fand das Künstlerpaar reichen Beifall, der dem Wunsche „Auf Wiedersehen" Ausdruck gab.

Alles das, was uns Buddha, der Schöpfer einer der drei Weltreligionen und einer der größten Kulturkünder der Menschheit, lehren kann, das ließe sich wohl durch langes Studium in buddhistischen Werken ergründen, jedoch unmöglich in einem einzigen Vortrage sagen. Bedurfte es doch schon der ganz außerordentlichen Sachkenntnis des Orientalisten unserer Universität Professor Dr. Moriz Winternitz nur dazu, im relativ knappen Rahmen eines anderthalbstündigen Vortrages das Bild von dem Leben des großen indischen Religionsstifters und von Wesen und Wirkung jener seiner Lehren zu geben, die in den übrigen Religionen nicht enthalten sind und doch noch heute, sechsundzwanzig Jahrhunderte nach dem Auftreten ihres Stifters, auch bei uns, so gut wie manche andere Religionsdoktrinen, Gestaltungskraft besitzen könnten. So fanden die diesbezüglichen lichtvoll und populär gehaltenen Ausführungen Professors Winternitz – für die Veranstaltung dieses Vortrages gebührt dem Vereine „Frauenfortschritt" Dank – die ungeteilte und gespannteste Aufmerksamkeit des Auditoriums, das gestern den Lesehallesaal füllte. Professor Winternitz gab zunächst einen kurzen Lebensabriß Siddharthas, dem man später den Ehrentitel „Buddha", d. i. „der zur Erkenntnis Erwachte", beilegte, er erwähnte die enorme Verbreitung des Buddhismus in Asien und die neobuddhistischen Bestrebungen in Europa und ging dann auf die Bedeutung der Lehre Buddhas über, der so vieles (wie zum Beispiel der Begriff der Seele, des Weiterlebens nach dem Tode) fehlt, was man gewissermaßen als die Grundbedingung jeder Religion anzunehmen geneigt wäre. Interessant ist es, wie Buddhas Lehre, von der scheinbar unfruchtbaren Voraussetzung, dem völligen Pessimismus ausgehend, sich in fruchtbarer Weise zu entwickeln weiß. Als Illustration dafür, in welcher Weise Buddha diesen Pessimismus zu verklären wußte, zitierte Professor Winternitz die indische Legende von der schmerzerfüllten Mutter, die zu Buddha kam: „Weißt du ein Mittel, mein krankes Kind zu heilen?" Und als Buddha Bejahung nickt und die Mutter freudig erregt das Heilmittel wissen will, da sagt ihr der Heilige, ein

Senfkorn genüge, aber es müsse aus einem Hause kommen, in dem noch kein Vater und kein Sohn, kein Herr und kein Sklave gestorben ist. Da geht die Mutter auf die Suche, nirgends findet sie das Haus, und als sie zurückkommt, versteht sie die Lehre Buddhas und wird dessen eifrigste Jüngerin ... Der Idealzustand ist nach Buddhas pessimistischer Lehre das Nirwana, das ewige Nichts: Von den guten oder bösen Taten jedes Menschen hängt die Verbesserung beziehungsweise Verschlechterung der Existenz bei seiner nächstfolgenden Wiedergeburt ab, und erst nach unzähligen, sich stetig verbessernden Existenzen derselben wiedergeborenen Person kann dann der vollkommene Mensch, der Heilige, erstehen, der stirbt, um nicht wieder aufzustehen, dem das höchste Glück beschieden ist – Nirwana. Also die Moral ist hier nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum lockenden Ziele. Aber doch lehrt Buddha die Moral; seine fünf Gebote fordern nicht nur das, was die Dekaloge unserer Religionen, sondern sie stellen auch die Verbote auf, kein Tier zu töten, kein berauschendes Getränk zu genießen. Ferner ist es das Entsagen, das Sich-Versenken, das Ankämpfen gegen die eigene Gier und Leidenschaft, was Buddha neben vielem anderen lehrt. Mit einer kurzen Zusammenfassung der Bedeutung der Buddhaschen Religion, die allerdings heute für uns, die wir ein Ideal der Freude, der Tat, des Strebens und der Schaffenskraft vor uns sehen, nicht mehr gerechtfertigt erscheint, schloß Professor Dr. Winternitz seinen Vortrag, der einen weiten Ausblick auf das Leben eines Großen geboten.

„NUR EIN TRAUM“

Zum ersten Male im Vereinstheater

Ein Lustspiel, das durchaus nichts Unwahrscheinliches, nichts typisch Lustspielhaftes an sich hat und dessen Witz eben darin besteht, daß eine einzige Szene unwahrscheinlich und typisch lustspielhaft ist – weshalb sie der daran interessierte Ehemann nicht glauben will, da man sie ihm berichtet. Das ist Lothar Schmidts „Nur ein Traum“, das in Berlin und Wien sehr gefal-

den hat und vorgestern vom Vereinstheater recht brav gegeben wurde.

Aus einer gar stark gebrauten Maibowle wachsen die Episoden und Verwicklungen empor. Der Baumeister Stabrin, sein Kompagnon, seine Frau und deren Freundin haben der Bowle fleißig zugesprochen und sind in eine schwüle Stimmung geraten. Der Baumeister Stabrin begleitet die Freundin seiner Frau erfolgreich nach Hause, und in seiner Abwesenheit empfängt seine Frau den Besuch seines Kompagnons. Frau Anna Stabrin küßt den nächtlichen Besucher, aber da zufällig der Liebhaber ihres Stubenmädchens „fensterlnd" naht, wird sie nüchtern, und sie schlägt ihrem stürmischen Werber die Türe vor der Nase zu. Diese Szene erzählt sie am nächsten Morgen als einen wüsten Traum ihrem Gatten, und der lacht sich über diese erotische Traumphantasie seiner kleinen Frau halbtot. Wie ihr nun aber der Mann seinen eigenen, schon Ereignis gewordenen Fehltritt beichtet, da schreit sie ihm ins Gesicht, daß jene Szene, in der sie nur durch einen Zufall vor ehelicher Untreue bewahrt wurde, nicht erträumt, sondern erlebt war. Und der Mann – lacht nur noch mehr. Ihm ist es außer Zweifel, daß sich seine Frau mit dieser plumpen Lüge nur revanchieren will, und je erregter sie beteuert, daß es nicht „nur ein Traum", sondern ein Erleben war, desto mehr lacht der kluge Ehemann. Schließlich fällt ihm jedoch ein, daß diese „List" seiner Frau nur eine gelinde Strafe für seinen Ehebruch sein soll, und er bittet den Kompagnon, den seine Frau zum Zeugen anruft, er möge seiner Frau den Gefallen tun und bestätigen, daß jener Traum kein Traum war. Der Kompagnon fügt sich den beiden Wünschen und gesteht. Da muß denn der Ehemann das Lachen über gelungene Gegenlist verbeißen und tut, als glaube er den nächtlichen Besuch bei seiner Frau.

Dieses sauber und schlicht gemachte Lustspiel – eines der besten, die der dramatische Markt der letzten Jahre zu verzeichnen hat – wurde von den Dilettanten mit Lust und Liebe gespielt, und die Herren Torn und Fritz Helmuth sowie die Damen Alma Rubin und Ella Führer haben Anteil an der beifälligen Aufnahme, die das Stück fand.

„BÜHNE UND WELT“

Die Theatervorstellung

Das Neue Deutsche Theater hat gestern zum erstenmal in seinem Zuschauerraum maskierte und kostümierte Herrschaften beherbergt, hat gestern zum ersten Male die Theaterredouten fremder Großstädte nachzuahmen versucht. Es war sehr heiter, und die Karnevalsstimmung auf der Bühne fand im Publikum starke Resonanz. Oder war es umgekehrt? Wie dem auch sei: Unsere Theaterleute, die in eigener Sache wirkten, benützten die Zappertsche Gesangsburleske „Der Böhm in Amerika“ (bei uns heißt sie „Auf nach Amerika“) als Rahmen für den Erweis ihrer vielfältigen Talente und zu einer Fülle von Späßen. So war die Überfahrt auf dem Ozeandampfer aus dem Reiche des Karnevals in das dunkle Gebiet des Aschermittwochs ganz amüsant.

Das gesamte Personal war aufgeboten. Von Alfred Rittig bis zu Anton Wallisch tat jeder sein Bestes. Die Titelrolle, die bei uns keine Titelrolle ist, den Tschechen Wenzel Pawliczeck, gab Herr Hofer, und er nützte die Gelegenheit vollkommen, sein humoristisches und kopistisches Talent leuchten zu lassen. Herr Karl Fischer, der sein meisterliches Regietalent für Stücke dieses Genres durch eine ganz famose und stimmungsvolle Inszenierung neuerlich dargetan hat, mimte den verkrachten Börseaner Aron Mandelblüh mit einmütigem Heiterkeitserfolg. Als europamüdes Soubrettchen war Fräulein Schreiter sehr lieb, und das Schicksal eines Vaters, der sechs Töchterlein zu verheiraten hat, trug Herr Willy Bauer mit Humor. Dann waren noch Fräulein Nedelko als tschechische Liebhaberin, Frau Wallner als Mandelsblühs bessere Hälfte und Herr Romanovsky als Indianerhäuptling in den humoristischen Rollen lobenswert tätig. Die Herren Rittig, Dr. Manning, Reinhart, Balder, Kaden repräsentierten den – sit venia verbo – seriösen Teil des Kunstwerkes.

Der Mondschein, der im zweiten Akt auf das dahingleitende Auswandererschiff fällt, veranlaßt die Passagiere zur Installierung eines Kabaretts. In dessen Rahmen fanden Fräulein Carena mit dem Vortrage von Operettenliedern, Herr Kant als

Sänger eines russischen Liedes, Fräulein Forti als französische und deutsche Chansonnière und Herr Horsten mit dem pastosen Vortrag des Weserliedes den besonderen Beifall des Publikums auf Bord und der Landratten im Zuschauerraum. Herr Kapellmeister Straßer, der am Dirigentenpulte saß, bewies – so unwahrscheinlich das bei einer solchen musikalischen Bagatelle klingt – ein ganz hervorragendes Feingefühl und beträchtliche Geistesgegenwart.

Der andere Clou des gestrigen Faschingsabends war eine Tanzeinlage. Die ernstesten Solisten unseres Theaters parodierten den heiligen Nibelungenring, die heilige Institution des Balletts und sich selbst, aber in so köstlicher Weise, daß das Publikum nicht aus dem Lachen herauskam. Einen Erfolg hatte auch ein Schauspieler zu verzeichnen, der gar nicht auf der Bühne: Gustav Löwe, der „Dahingeschiedene", wurde bei seinem Erscheinen im Zuschauerraume begeistert akklamiert.

Was das Publikum anlangt, so kann man nur sagen, daß es sich an derartige Veranstaltungen erst langsam gewöhnen muß. Einige Logen waren zwar von entzückenden Maskengruppen, wie orangeroten Dominos, schwarzweißen und weißschwarzen Harlekinen, Odalisken mit Pfauenfedern, blaßblauen Haremsdamen, Rokokopüppchen und Spanierinnen, besetzt, und auch im Parterre und auf dem Balkon sah man einige prächtige Masken. Aber im allgemeinen: Man merkte, daß unsere Damen der Gesellschaft eine gewisse Angst vor dem Unbekannten hatten, die allerdings vollkommen unbegründet war.

Gegen Schluß der Vorstellung flaute die Stimmung stark ab. Nach dem Nibelungentanze verließ das Publikum das Theater, so daß das Stück „Auf nach Amerika" gar nicht zu Ende gespielt wurde.

Der anschließenden Redoute im Wintergarten blieb es vorbehalten, die echte Faschingsdienstagsstimmung vorzubringen. Aber dem Berichte des Ballreporters sei nicht vorgegriffen.

DIE VERHAFTUNG EINES SOLDATENRATES

Wegen Hochverrates gegen die Republik

Vielleicht geben Sie durch Ihr Blatt, über die politische Gegnerschaft hinwegsehend, den Führern des Staates davon Kenntnis, daß sich seit acht Wochen ein schon von den kaiserlich-königlichen Behörden verfolgter Mensch wegen seiner politischen Gesinnung in Haft befindet. Während nahezu der ganzen Kriegszeit ist mein Genosse Michael Kohn-Eber wegen pazifistischer Propaganda im Kerker gesessen – zuletzt wegen des Januarstreiks *zehn Monate lang.* Trotzdem er nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft des Landesgerichtes in die Volkswehr eingetreten und zum Soldatenrat gewählt worden war, trotzdem kein neues Delikt gegen ihn vorlag und trotzdem er von seinem dritten Lebensjahre in Wien ansässig ist, wurde er schon in der Geburtswoche der Republik verhaftet und *per Schub* aus Wien befördert. Aus Lundenburg kehrte er nach Wien zurück und suchte um die Bewilligung zur deutsch-österreichischen Staatsangehörigkeit an, die ihm – man stand vor den Nationalversammlungswahlen – auch bewilligt wurde.

Vor acht Wochen wurde er nun neuerlich verhaftet und von der Polizei nicht dem Garnisonsgericht, sondern – mit der Begründung, daß ihm als Ausgewiesenem die Staatszugehörigkeit irrtümlich zugesprochen worden beziehungsweise sein Ansuchen widerrechtlich erfolgt sei – dem Landesgericht eingeliefert, wo ihm auch sofort seine Uniformbluse abgenommen und dafür eine Sträflingsjacke gegeben wurde. Durch Wochen durften ihn sein Verteidiger, seine verzweifelte Frau und sein Kind nicht besuchen, er erhielt keine Briefe ausgehändigt und Nahrungsmittel seiner Freunde nur unter *außergewöhnlich* rigorosen Kautelen. Über die Behandlung dieses Häftlings wurde von seinem Verteidiger die *Beschwerde* erhoben, doch hat die Ratskammer des Landesgerichtes das Vorgehen des Untersuchungsrichters Doktor Ranisauer ratihabiert.

Die Verhaftung Michael Kohn-Ebers ist wegen § 58 b des Strafgesetzbuches, also *Verbrechen des Hochverrates,* begangen durch eine auf *gewaltsame Veränderung der Regierungsform* abzie-

lende Handlung, erfolgt, deren er sich in einer *Versammlungsrede* schuldig gemacht haben soll, jedenfalls durch die Forderung nach der sozialistischen Republik, der Räteregierung, also durch etwas, für das wir Kommunisten alle ununterbrochen und offen eintreten.

Ich würde Ihr Blatt gewiß nicht mit dieser Mitteilung in Anspruch nehmen, wenn es sich bei diesem so schlecht behandelten Häftling nicht um einen reinen Idealisten, einen tiefgründigen Kenner der sozialistischen Weltliteratur und um einen der geistigsten, *verantwortungsbewußtesten* Politiker handeln würde. In einem seiner letzten Artikel in der „Freien Tribüne" hat er die Wiener Demonstrationen vom Gründonnerstag energisch verurteilt und die Schuld von den Vorfällen klar und offen dargelegt. Seine Studien über die Sozialisierung des Agrarbodens, die Reform des Verhältnisses zwischen Stadt und Land sind revolutionärer Gedanken voll, und der berühmte Nationalökonom Professor Dr. Franz Oppenheimer hat, als er das Staatssekretariat für Landwirtschaft in Deutschland übernahm, sich an Michael Kohn-Eber mit einer Berufung nach Berlin gewendet

REKURS GEGEN DAS PRÜGELPATENT

An die Polizeidirektion Wien

Egon Erwin Kisch, Schriftsteller,
Wien, XIX., Währingergürtel 168

Ausführung des Rekurses

Gegen das gegen mich erlassene Erkenntnis der Polizeidirektion Wien, Kommissariat Innere Stadt, Zahl 36957, führe ich im Nachstehenden in offener Frist den rechtzeitig angemeldeten *Rekurs* an die n.-österr. Landesregierung der deutsch-österr. Republik aus.

Ich fechte das genannte Erkenntnis seinem gesamten Inhalte nach 1. wegen Gesetzwidrigkeit, 2. wegen Mangelhaftigkeit des Verfahrens, 3. wegen unrichtiger Beweisführung an.

Das skandalöse Prügelpatent, das in den längst vergangenen Tagen der sozialdemokratischen Opposition auf das blutigste bekämpft worden ist, ist in solchem Maße Sinnbild österreichischer Polizeiwillkür und machtberauschten Absolutismus, daß seine von Amts wegen am Gedenktage der Republik gegen politische Häftlinge erfolgte Anwendung nur als eine offensichtliche gelungene Verhöhnung der in der kapitalistisch-„demokratischen" Republik gewährten Freiheiten angesehen werden kann.

Sosehr Unterfertigter Ursache hätte, sich dieser (sogar von der bürgerlichen Presse bemerkten) amtlichen Demonstration zu freuen, muß er sich doch im Interesse aller jener Genossen, welche in Hinkunft durch die Anwendung dieser Verordnung ihrer Freiheit beraubt und mundtot gemacht werden könnten, gegen das erflossene Erkenntnis im besonderen und gegen die Anwendung des Prügelpatentes im allgemeinen auf das energischeste verwahren.

Es ist fraglich, ob das Prügelpatent zur Zeit der Monarchie noch mit Recht in Geltung stand, sagt doch der § 1 der StPO vom 23. Mai 1873, daß eine Bestrafung nur nach vorausgegangenem Strafverfahren in Gemäßheit der StPO und infolge eines von dem zuständigen Richter erfolgten Urteiles erfolgen kann.

Selbst in der Monarchie also besaß man die Einsicht, daß jedermann das Recht hat, nur durch ein ordentliches Verfahren, in dem die Rechte der Verteidigung gewahrt werden, verurteilt zu werden.

In den Staatsgrundgesetzen der Republik wird aber ausdrücklich gesagt: „Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden."

Es ist daher, selbst wenn man sich auf den Standpunkt stellen wollte, die Gesetze der kapitalistischen Republik anzuerkennen, vollkommen ungesetzlich und selbst diesen Gesetzen geradezu hohnsprechend, wenn Personen, die aus irgendwelchen Gründen den Staatsgewaltigen der Republik unangenehm werden, der ordentliche Gerichtsweg und das Recht auf Verurteilung durch den gesetzmäßig bestellten Richter benommen wird, nur um ihnen auf diese Weise auch das Recht der

Verteidigung zu nehmen. Dies kann leicht zur Annahme führen, daß die Behörden die Verteidigung eines auf solche Weise Verurteilten mehr fürchten, als dieser die Anklage des ordentlichen Staatsanwaltes zu fürchten hätte.

Das gegen mich erflossene Erkenntnis der Polizeidirektion, welches die jedem Staatsbürger durch die Staatsgrundgesetze gewährleisteten Rechte der Laune und Wichtigtuerei eines zufällig diensthabenden Kommissärs preisgibt, ist daher vom Grund auf ungesetzlich und schon deshalb allein aufzuheben.

Aber selbst wenn man Ironie und Laune genug hat, das Zurechtbestehen des Prügelpatentes auch in der demokratischen Republik noch anzuerkennen, so wurden in dem gegen mich eingeleiteten Verfahren alle materiellen Bestimmungen selbst dieser kais. Verordnung auf die unverantwortlichste Art und Weise mißachtet. Der § 13 der kais. Verordnung vom 20. April 1854 sagt ausdrücklich, „daß der Tatbestand zu erheben sei".

Dies ist nicht geschehen. Unter Erheben versteht man im technischen Sinne die Einvernahme von Zeugen über den Tatbestand und – was wohl das Wichtigere ist – die Anhörung des Beschuldigten.

Hingegen aber bin ich auf Wunsch eines Oberinspektors von dessen Abteilung verhaftet und auf die Wachstube Innere Stadt vorgeführt worden, wo man die Aussage des Oberinspektors und zweier Wachleute zu Protokoll nahm, ohne mich auch nur mit einem Worte über die Richtigkeit der Angaben zu befragen. Nach Beendigung dieser Tatbestandsaufnahme wurde ich mit Totschlägern und ähnlichen Personen in einen Vorraum zum Arrestlokal gesperrt, aus dem ich nach mehreren Stunden wieder vorgerufen und mir verkündet wurde, daß ich zu fünf Tagen Arrest verurteilt worden sei.

Auf meinen Protest, ohne Anhörung verurteilt worden zu sein, wurde mit mir, nachdem mir das Erkenntnis schon verkündet worden war, ein Protokoll aufgenommen, und erst hiebei gelangte meine Verteidigung zur Kenntnis desselben Kommissärs, der bereits meine Verurteilung ausgesprochen hatte. Auf diese Weise gewann nun wohl das so gefällte Erkenntnis

das Gesicht oder den Schein von Rechtlichkeit, doch liegt die krasse Gesetzlosigkeit des ganzen Verfahrens so deutlich zutage, daß man darüber kein Wort verlieren muß.

Aus meinen bisherigen Ausführungen geht nun hervor, daß die Verordnung, auf Grund welcher ich verurteilt wurde, nicht mehr in Kraft steht, daß das Verfahren, das gegen mich geführt wurde, ein ungesetzmäßiges war, ich behaupte aber auch, daß die Tat, wegen welcher ich verurteilt wurde, nur im Kopfe des mich verurteilenden Polizeibeamten und auf dem Papier des Protokolles geschah.

Die Behauptung, „daß ich der an die Menge ergangenen Aufforderung, sich zu zerstreuen, nicht Folge geleistet habe", ist unwahr. Ich habe mich selbstverständlich, als die Polizei, mehrere hundert Mann stark, sich mit Püffen und Scheidenhieben gegen die ahnungslosen Versammlungsteilnehmer stürzte und die letzteren in panikartiger Flucht gegen die Felderstraße flüchteten, von dem Strom der Davoneilenden mitreißen lassen müssen.

Die Behauptung, daß ich „Pfuirufe" ausgestoßen habe, ist schon deshalb eine sinnlose, weil mir ganz andere Möglichkeiten des Ausdruckes und der Charakterisierung zu Gebote gestanden wären, wenn ich die Absicht gehabt hätte, die brutalen und feigen Ausschreitungen zahlreicher Polizisten, die Mißhandlung wehrloser Frauen und Mädchen durch Püffe, Fußtritte und Faustschläge zu kritisieren.

Hätte ich aber „Pfuirufe" ausgestoßen, so fehlt jeder Anhaltspunkt für die im Protokoll niedergelegte Behauptung, daß sich meine „Pfuirufe" auf die Polizei bezogen haben, da ich von meinem politischen Standpunkte aus leider Anlaß genug hätte, gegen vielerlei Institutionen und Persönlichkeiten der Republik meinen gegensätzlichen Standpunkt und meine Empörung zu äußern.

Ich stelle deshalb den Antrag, die nieder-österr. Landesregierung wolle das rechtswidrige Erkenntnis der Polizeidirektion Wien aufheben und bis zum Zeitpunkte, da durch Einsetzung der Räteregierung ohnehin derlei Befugnissen einer unsozialen Berufsbürokratie ein Ende bereitet wird, die Polizeidirektion anweisen, daß die kais. Verordnung vom

20. IV. 1854 in keinem Falle, am wenigsten aber gegen Personen, welche ihrer politischen Gesinnung wegen der Polizei unbequem sind, in Anwendung gelangen kann und darf.

DAS EWIG HEUTIGE

Bemerkungen zu einer Anthologie „Klassischer Journalismus"

Das Wort Speidels, daß das Feuilleton die Unsterblichkeit eines Tages sei, hat selbst in einem Feuilleton gestanden. Und doch ist dieser Satz über den Tag seines Erscheinens hinaus haftengeblieben, ist unsterblich geworden, wodurch er sich selbst widerlegt hat. Nein, es kommt nicht darauf an, wo ein Gedanke ausgesprochen wird, er kann weiterleben, auch wenn das Blatt noch am selben Tage gevierteilt und gespießt und gehängt am schimpflichsten Orte baumelt. Die Idee wird nicht verwischt, nicht weggeschwemmt. Sie schafft weiter. Das, was wahrhaft jung geblieben, das allein – es allein altert nie.

Die Großen wußten es, die, die wirken wollten. Sie haben nicht so über die Zeitung geurteilt wie der Spießer und der Neidling, denen es ein Superlativ ist, wenn jemand „lügt wie gedruckt", die alles als erlogen beschimpfen, was sie im Tageblättchen lesen und – glauben. Es gibt keine gedruckte Lüge, wie es keine gestochene Lüge gibt und keine geschossene Lüge. Denn die Lüge, die Tausende glauben, wird zum Dogma und zum Kriegsgrund und zum Feldruf. Und sie geht in die Geschichte ein. Haben wir es nicht erlebt, erleben wir es nicht. Nur in metaphysischem Sinne erleben wir Wahrheit, für die man sich zu entscheiden hat. *In sich* zu entscheiden. Denn auch neunzehnhundertdreiundzwanzig Jahre geben noch nicht jedem restlose Antwort auf die Frage des Pontius: Was ist Wahrheit?

Die Jahrhunderte geben nur Auskunft darüber, welche Idee wirksam war, welche Idee siegreich und welche unterlegen. Jede Bewegung hat ihren Ausgangspunkt im Wort, und zu jedem Plädoyer hat die Geschichte ihren Urteilsspruch gefügt. Und wenn wir die alten Zeitungsblätter durchblättern würden, in denen die Quellen aller Bewegungen verzeichnet sind, so müßten wir erkennen, daß es nicht die bessere Sache, sondern

die besser vertretene Sache ist, die jeweils den Sieg errang. Die ethisch und vor allem: die *geistig* besser vertretene Sache. Es kam nie darauf an, ob man zu Lande unbesiegt war und zu Wasser unbesiegt. In der Polemik zu siegen, sich Freunde, Anhänger, Mitkämpfer und Bekenner zu erwerben ist die entscheidende Kraft. Man hatte das bei uns verlernt ...

Eben erscheint ein Buch (Verlag Rudolf Kaemmerer, Berlin), das voluminös ist, aber nicht zu viel sagt. Denn es sprechen die großen Führer der Zeiten, sie sprechen in jenen Aufsätzen, in denen sie sich der Journale bedienen, um die großen Bewegungen der Menschheit einzuleiten oder zu entscheiden. Und wenn man diese Keimzellen des Geschehens vor sich hat, begreift man, wie sie sich entwickeln mußten. Die embryonale Gestalt neben die endgültige gestellt, die wir aus der Geschichte kennen, zeigt uns, was entwicklungsfähig ist, zeigt uns, welches die Kriterien für den Erfolg einer Ideenpropaganda sind. Egon Erwin Kisch hat die Herausgabe des Buches, die Auswahl der Artikel aus den Zeitungsbänden aller Völker und Zeiten und zum Teil ihre Übersetzung und Kommentierung mit virtuoser Beherrschung des Materials und fanatischer Hingabe an die Sache besorgt und hat sie nach ihrer Zugehörigkeit zur Welt-, zur Kultur- und zur Kunstgeschichte in die Rubriken der modernen Zeitung eingeteilt. Als Leitartikel finden wir zum Beispiel den Artikel eingereiht, den Luther auf journalistisch raffiniertem Umwege in die Zeitung lancieren ließ, um seine Bibelübersetzung und die Heiligkeit des Wortes gegen die Papisten zu verteidigen, wie die polemischen Rücksichtslosigkeiten und forensischen Praktiken der Beaumarchaisschen Druckschriften. Die rasante Schärfe der Juniusbriefe und die unnachgeahmt gebliebene Satire der Tuchhändlerbriefe Swifts, die antijesuitischen Provincialenbriefe Pascals, die geistigen Emanzipationsbestrebungen des allumfassenden Meisterjournalisten Lessing, die enthusiasmierende Naivität Desmoulins und der aufreizende Fanatismus Marats und Robespierres, die Kunst abwägender, abschwächender und schönfärberischer Beeinflussung, die in Napoleons Bulletins ihren erfolgreichsten Vertreter hat und in seinem Bericht vom 18. Brumaire die Höhe der Verlogenheit, die Manifeste von

Gentz, der sozusagen der Pressechef der antinapoleonischen
Kriege und der größte offiziöse Journalist war, Börnes tägliche
Aufrufe zur deutschen Republik, Marx' schneidende Parla-
mentsberichte gegen reaktionäre Tendenzen in der Frankfur-
ter Paulskirche, des verabschiedeten Bismarck Aufschrei gegen
die Politik seiner Nachfolger, die Deutschland in die Isolie-
rung und einen deshalb vernichtenden Weltkrieg treibe, die
Zeitungsartikel von Mazzini über die Schaffung eines jungen
Europa, von Kossuth gegen die Auslieferung politischer
Flüchtlinge, von Jaurès über die Stellung der Sozialdemokratie
zur republikanischen Staatsreform – sie weisen steinern die
Straße, die die Politik vom Mittelalter bis zum Weltkrieg ging.

Und ähnlich sind die großen Begebenheiten unpolitischer
Art durch das publizistische Schrifttum gekennzeichnet: Sturz'
Pariser Modeberichte, Aretinos Erpressertaktik, Heines Refe-
rate über Pariser Kulturströmungen, Steeles und Addisons
Glossen zu den Tagesereignissen, Grimms knappe Zeitungen
(die erste „Nachrichten-Korrespondenz"), Voltaires Gerichts-
saalkritik am Ritualmordprozeß Jean Calas, E. T. A. Hoffmanns
erstes impressionistisches Feuilleton, Stanleys farbige Spezial-
artikel von der Entdeckung Innerafrikas in redaktionellem
Auftrag, Zolas gellendes „J'accuse", Daniel Spitzers witzdurch-
tränkte „Wiener Spaziergänge", Wagners Kunstpolemiken, Lo-
kalnotizen von Schiller, die durch Georg Forster ergangene
Anregung zur Vollendung des Kölner Doms, Lichtenbergs
Analyse des Schauspielers Garrick, das berühmte (aber früher
nicht ins Deutsche übersetzt gewesene) Pamphlet der
Pamphlete von Paul-Louis Courier, Armand Carrels zur Julire-
volution, Kleists satirisches „Lehrbuch der französischen Jour-
nalistik", Clavijos (der zwar Titelheld eines Goetheschen Dra-
mas, aber gleichfalls bisher unübersetzt war) noch unerfüllte
Ideen zur Reform des Theaters, das Referat des Deutschfran-
zosen Melchior Grimm über die Uraufführung des „Figaro",
die Literaturberichte Kürnbergers und Speidels, der Entdek-
kungsartikel der Rachel, verfaßt von Janin, Fontanes Kritik
über „Vor Sonnenaufgang", die pointillistischen Schmuckno-
tizen Peter Altenbergs, eines der Porträts von Sainte-Beuve,
Feuilletons von Dickens und vielen andern, denen die Publizi-

stik bald Subjekt, bald Objekt war. Alle Stilarten und Wirkungsmöglichkeiten, alle journalistischen Betätigungsmöglichkeiten, von Heiligkeitsnähe und künstlerischer Wegbereitung bis zu Plagiat und Erpressung, werden hier durch ihre markantesten Repräsentanten in ihren Werken aufgezeigt.

Hat die Wahrheit sie diktiert? Das können wir nicht entscheiden. Aber wir fühlen, daß immer die subjektive Überzeugung, das edle Temperament, die leidenschaftliche Unermüdlichkeit und die Munition des Wissens es waren, auf deren Seite sich die Waage der Themis neigte und das Auge ihrer Schwester. Und das sollte eine so prachtvolle, reiche und lückenlose Anthologie des Klassischen Journalismus darüber hinausheben, bloß eine amüsante und aufregende Lektüre bunter Art zu sein, sondern es sollte sie zu einem Lehrbuch jedes Zeitungslesers, zu einem Lehrbuch für jeden Staatsbürger machen. Zu lernen ist, welche Kriterien den Ewigkeitswert ausmachen, zu lernen ist, daß der Geistigkeit nur durch Geistigkeit zu begegnen ist, durch kein Gerichtsurteil und kein Attentat, zu lernen ist, daß die bessere Sache auch die besser verfochtene Sache sein muß, damit das siege, was wir für die Wahrheit halten.

HEILIGKEIT

Wenn Huren nachts an dir vorüberwandeln,
So grüße sie mit einem geilen Blick,
Der heißen soll: „Mit Ihnen anzubandeln,
Verehrtes Fräulein, bedeutete mir außerordentliches
    Glück."

Und spricht dich eine an von längst verwelkten Reizen,
Sag ihr: „Sie sind mein Typ, so üppig (beziehungsweise
    schlank).
Meine Dame, ich würde mich bei Ihnen gewiß nicht
    lange spreizen,
Doch geht es nicht – ich bin leider krank."

Und bittet sie dich dann um eine Zigarette,
So stecke eine oder zwei ihr schnell ins Täschchen ein,
Und – wenn du halbwegs kannst! – so geh mit ihr zu
Bette.
Gott ist euch Voyeur! Und du wirst heilig sein.

DER JOURNALIST GROSSMANN

Je weniger ein Schriftsteller zu sagen hat, desto mehr wird über ihn gesagt. Das liegt nun schon einmal im Wesen der Kritik, die keine Zeit dazu haben kann, ein großes Œuvre synthetisch durchzustudieren und aus allzu vielen Äußerungen den Charakter eines Autors darzustellen. Besonders schwer ist es, zu einem Publizisten Stellung zu nehmen, der selbst immer Stellung nimmt, über jemanden zu sprechen, der selbst immer spricht. Über Stefan Großmann zum Beispiel habe ich außer einigen Kritiken seines Dramas und einigen, allerdings wütenden Polemiken nie etwas gelesen. Man liest nichts über ihn, weil man von ihm liest. Er ist der Journalist katexochen.

Die „Arbeiter-Zeitung" in Wien gilt als eines der besten sozialistischen Blätter der Welt, als das bestgemachte Blatt Wiens. Diesen Ruhm hat sie, wie jeder weiß, von der ersten Lokalnotiz des Blattes; aber wenige wissen, daß dieser Ruhm aus der Zeit stammt, da Stefan Großmann diese Zeilen von unnachahmlicher Ironie und polemischer Kraft schrieb. Aus seiner Anonymität trat er hervor, als er seine „Berichte aus Österreichs Strafanstalten" schrieb. In diesen öden Häusern und den noch eintönigeren Zellen erschien der junge Stefan Großmann in Begleitung des jeweiligen Direktors, der auf nichts anderes bedacht war, als die ministerielle Besuchserlaubnis Großmanns illusorisch zu machen, indem er den sozialistischen Journalisten allen Mißständen weit aus dem Wege führte. Und gar mit den Gefangenen wollte man den doppelt verfluchten sozialistischen und journalistischen Besucher nicht sprechen lassen. Aber Großmann sah dennoch, sprach dennoch und schrieb dennoch, und vor dem Parlament ließ sich jedes amtlich bestrittene Wort beweisen. Das Drama, das er von seinen Ge-

fängnisfahrten mitbrachte, „Vogel im Käfig“, ist faustdicke Tendenz, und sein Autor liebt es nicht. Aber nur soziale Tendenz gibt der Kunst die letzte Weihe, und Großmann sollte das Stück höher achten, als er es tut. Es ist Gesehenes darin und Erlebtes. Die Dichtung mag schwächer sein, und wirklich ist Stefan Großmann kein Dichter. Seine Novellenbände und seinen Roman liebe ich nicht, aber unnachahmlich und leider unnachgeahmt ist seine darstellerische Kraft in der Berichterstattung. Wer einen Gerichtssaalbericht Großmanns liest, ist Augenzeuge. Es ist schade, daß er die Gerichtssaal-Berichterstattung in letzter Zeit mit weitaus unwichtigeren Dingen vertauscht hat. Zu diesen weitaus unwichtigeren Dingen rechne ich, daß er sich mit der Politik befaßt, mit dem Theater und mit der Entdeckung von Talenten, die nicht einmal immer welche sind. Aber er tut es mit Leidenschaft, mit Begeisterung, mit einem geradezu heroischen Mut.

Wie früher, so steht er auch in den letzten Jahren in ununterbrochenem Krieg. Kriegsjahre zählen doppelt; so grüße ich denn Stefan Großmann zu seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag.

WAS DIE POLIZEIAUSSTELLUNG *NICHT* ZEIGTE

Die Polizei nimmt es gern in Kauf, daß bei ihrer Ausstellung auf dem Kaiserdamm die Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens viel weniger zur Geltung kommen als die Mittel der Verbrecher selbst und daß die Veranstaltung nicht nur zur Verherrlichung der Polizei, sondern in weit größerem Maße zur Verherrlichung des Verbrechens dient und einen Anschauungsunterricht für werdende Verbrecher bildet. Die Polizei nimmt es gern in Kauf, daß man sich bei allen dargestellten Kriminalfällen, bei allen Reliquien von Massenmördern, bei allen Andenken an Kinderschändungen und bei dem Grünen Gewölbe mit der Juwelenbeute eines Fassadenkletterers vollständig berechtigt sagt, die Täter haben jahrelang, jahrzehntelang ihr Gewerbe ausgeübt, ohne erwischt worden zu sein, und sie sind nur durch Anzeige von Komplizen, aber niemals

durch kriminalistische Schlauheit ausgeforscht worden, wenn sie überhaupt ausgeforscht wurden. Die Polizei nimmt es auch gern in Kauf, daß man sich anläßlich der Ausstellung daran erinnert, daß die großen Berliner Kriminalfälle der letzten Jahre überhaupt nicht aufgeklärt wurden, der Mord am Pagen Schäpel des „Café Vaterland", die Fememorde im Grunewald und Tegeler Forst, die Bluttat an der Prostituierten Stangerski auf dem Arnswalder Platz usw. Die Polizei nimmt auch gern in Kauf, daß der denkende Zeitungsleser mit Ekel die Namensnennung und Beweihräucherung von Kriminalfritzen liest, die den Filmschauspielerinnen und Operettensängerinnen den Rang ablaufen wollen.

Die Polizei nimmt all das gern in Kauf, denn ihr gilt es nur für wichtig, von dem wahren Zweck ihrer Tätigkeit abzulenken, von dem *rein politischen Hauptzweck ihrer Existenz,* von ihrem Charakter als *Instrument der herrschenden Klasse zur Einschüchterung, Niederhaltung und Bekämpfung des Proletariats.* An den wahrhaft ungeheuren, ziffernmäßig gar nicht zu berechnenden Spitzelapparat, der alle linksgerichteten Organisationen, alle Betriebe und alle Straßen durchsetzt, erinnert nichts in der großen Propagandaschau des Bütteltums, nichts erinnert an die glanzvolle Eroberung der Russischen Handelsvertretung in Berlin, nichts erinnert an die Salven gegen unbewaffnete Versammlungsteilnehmer von Halle, nichts an Sülts Erschießung im Polizeipräsidium, nichts an die polizeilichen „Verrätermorde" von Bayern, und selbst in der „Geschlossenen Abteilung" wird nicht gezeigt, wie die Karikaturisten der neuen Zeit, Künstler vom Range George Grosz, Rudolf Schlichter, John Heartfield und Griffel der Ansicht des Volkes über die Polizei Ausdruck geben.

Am allerwenigsten aber ist etwas von dem Hauptgebiet der Polizei zu sehen: von ihrer Tätigkeit *auf der Straße bei Manifestationen des Proletariats,* wo sie, von schneidigen Leutnants und karrierelüsternen Bürokraten aufgehußt, mit Rippenstößen, Fußtritten, Gummiknüppeln, Revolvern, Panzerautos und Maschinengewehren wahre Heldentaten gegen Waffenlose, gegen Knaben und Frauen zu leisten imstande ist. Zwar drängen sich Zehntausende in den Hallen des Kaiserdamms und werden für

ein paar Stunden abgelenkt von den wahren Leistungen der Polizei, aber zu Hause erinnern sich die Denkenden unter den Besuchern doch an die Opfer, die in Deutschland, in China, in Ungarn, in Bulgarien, in Rumänien und in Polen wegen politischer Überzeugung von der Polizei zu Krüppeln geschlagen, in den Kerker geworfen oder ermordet worden sind.

STRAFVOLLZUG IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT

Springen schon Strafgesetz und Strafprozeß verantwortungslos mit Menschenschicksalen um, verhängen schon die selbstherrlichen Bürokraten im Richtertalar eine Haft von Monaten, wo ebenso viele Tage ausreichend, eine Haft von Jahren, wo ebenso viele Monate schon allzu streng wären, so ist vollends der Strafvollzug eines der beschämendsten Kapitel der Klassenjustiz. Im Mittelalter (das verlästert wird, um die Gegenwart als Fortschritt erscheinen zu lassen) gab es keine quälenderen Qualen als jene, die heutzutage zum Beispiel die französischen Sträflinge in den Fiebergluten der Kolonien erdulden müssen, gab es nicht grausamere Ketten und Fesseln als jene, mit denen heutzutage die Inder in ihrem eigenen Land von den englischen Machthabern an die Tretmühlen geschmiedet werden, gab es keine raffinierteren Züchtigungsapparate als jene, mit denen Großbritannien heutzutage in den asiatischen Kolonien die europäische Zivilisation verbreitet, gab es keine schamlosere Humanitätskomödie als jene, mit der man in Amerika heutzutage den Armensünder mit dem elektrischen Stuhl erschlägt und verbrennt, gab es keine Bastille, in der jahrzehntelang das Leben aller Häftlinge ununterbrochen von Häschern beäugelt und bespitzelt worden wäre, wie es die „modernen" panoptischen Zuchthausbauten ermöglichen, und es gab in keinem Mittelalter ein solches Gaudium für den Spießbürger wie heutzutage das, daß ein Sheriff höchstpersönlich den Gefangenen auspeitscht, weil dieser einmal seine Ehegattin geschlagen hat.

Die Tortur des Menschen, der in den kultiviertesten Teilen Europas mit dem Gesetz in Konflikt gerät, beginnt mit Bespit-

zelungen und Erkundungen in der Umgebung des Verdächtigen, die der Ehrabschneiderei Tür und Tor öffnen, es folgen Hausdurchsuchung und Verhaftung, rücksichtslos und brutal, dann beginnt das Martyrium auf der Polizei, die durch Schlaflosigkeit, Hunger, Rauchverbot, Ungeziefer, Fausthiebe, Drohungen und Lockung unterstützten Verhöre, dann kommt die Untersuchungshaft und die Verhandlung vor den Mensch-Automaten der Klassenjustiz, und schließlich wird der Verurteilte in die Versenkung der Gefangenenhäuser geschleudert, aus denen nur selten ein Aufschrei ans Tageslicht dringt, trotzdem hier jährlich Tausende von Menschen in die Nähe des Wahnsinns, des seelischen und körperlichen Krüppeltums und des Selbstmords getrieben werden; und wer der Zuchthaushölle entrinnt, trägt zeitlebens das Kainsmal des Vorbestraften an sich, das ihm gesellschaftliche und wirtschaftliche Ächtung verbürgt.

Auf dem Balkan, in Rumänien, Bulgarien und Horthy-Ungarn, wo man sich nicht einmal mit der Maske der Demokratie drapiert, verhundertfacht sich die Person des Henkers, die Erschossenen, Gehenkten und Zu-Tode-Geprügelten werden kaum einer Debatte in den Volksvertretungen wert erachtet, und wenn ein mutiger Ausländer, wie der Schriftsteller Henri Barbusse, die Greuel aufdeckt, wird er des Landes verwiesen und muß froh sein, mit knapper Not dem Tod von der Hand gedungener Mörder zu entgehen. Noch schlimmer geht es in den Kolonien zu, in den Strafkolonien und in den von England unterjochten Ländern bunter Völker, wo Offiziere, Beamte, Büttel und Henker unter sich sind, unkontrollierbare und unbeschränkte Macht haben und ihrer Feigheit alle Zügel schießen lassen können, indem sie Gewalttätigkeiten an Wehrlosen verüben. Wer nicht pariert oder auch nur im Verdacht steht, nicht parieren zu wollen, wird unter dem Schutz von Kolonialtruppen und unter dem Beistand der Geistlichkeit feierlich geköpft oder einfach niedergeknallt, und wer nur in die Kerker kommt, muß unter blutigen Peitschenhieben ohne Lohn und bei jämmerlicher Kost an der Tretmühle, im Reisfeld oder im Bergwerk so lange Sklavenarbeit tun, bis er entkräftet zusammenbricht – worauf man sofort Er-

satz findet, damit der Profit der Unterdrücker auch nicht für einen Augenblick herabgemindert werde.

Der grausige Fortschritt der Zeiten drückt sich darin aus, daß im zwanzigsten Jahrhundert jeder, der dem Kapitalismus in irgendeiner Weise schädlich zu sein scheint, nicht nur gemartert, sondern auch wirtschaftlich zugunsten des Kapitals ausgebeutet wird, wie es gründlicher und blutiger niemals ein Sklavenhalter zu tun vermochte. Den Tretmühlen von Britisch-Indien, den Sumpfaustrocknungen in Französisch-Guinea, den Göpeldrehungen in China und der Galeerenruderung von Portorico setzen sich nicht nur hinsichtlich des Hungerlohnes die Zuchthausarbeiten Deutschlands ebenbürtig zur Seite, sondern auch durch die geistlose Kadaverdisziplin der Strafhausverwaltungen, durch das hochgezüchtete System von Kalfaktoren und Spitzeln, durch Brutalität und Verständnislosigkeit vieler Beamten und durch die teuflische Art der Disziplinarstrafen, besonders der Fasten und der Dunkelkammer. Auch politische Häftlinge werden in Deutschland der gleichen Vernichtung zugeführt, indem man sie widerrechtlich in Zuchthäuser sperrt, ohne daß sich die Stimmen der sogenannten „intellektuellen" Menschen aller Parteilager zu einem einzigen Aufschrei der Empörung gegen diesen Rechtsbruch vereinigen.

Und die „Rote Hilfe", die Organisation, die eine Arbeit wahrhaft moderner Humanität leistet, ist noch immer keine Massenbewegung der freiheitlichen Menschen aller Lager geworden, sondern wird sogar von angeblich „fortschrittlichen" Bürgerlichen anzufeinden und in ihrer Arbeit zu hemmen versucht.

Haft ist Verdammnis genug, abgeschlossen zu sein von aller Außenwelt ist eine Strafe, so schrecklich, daß sie keiner Verschärfung bedarf.

Aber dieser Grundsatz hat sich im angeblich so humanen zwanzigsten Jahrhundert außerhalb Rußlands noch nirgends durchgesetzt. Gerade in Rußland, wo die Schwierigkeiten einer neuen Wirtschaftsordnung und der Kampf gegen das militärische und kapitalistische Ausland die schwersten Opfer forderten, gerade in Rußland, wo man alles Geld für Volks-

wohlfahrt und Volksaufklärung benötigt, gerade in Rußland, wo der Verbrecher gegen die Gemeinschaft der am strengsten Bestrafte ist und am wenigsten Mitgefühl verdient, gerade in Rußland ist man mit der kühnsten Reform des Strafvollzugs vorgegangen: Die besonders in Deutschland unerträgliche Einschränkung der Besuche, des Empfanges und der Absendung von Briefen und Paketen sowie die Schikanen ihrer Zensurierung gibt es in Rußland nicht. Jeder arbeitende Sträfling, ob männlich oder weiblich, bekommt den Lohn eines freien Arbeiters seiner Kategorie und hat sogar auf den gleichen Urlaub Anspruch. Die Gefangenen der leichteren Kategorien dürfen am Sonnabendmittag die Anstalt verlassen und müssen sich erst am Montag morgens wieder zur Arbeit einfinden. Im Sommer werden die meisten Gefangenen zu vierwöchigen Erntearbeiten beurlaubt, oft auch aus Familiengründen, ohne daß es – vor allem, da ihre Papiere zurückbehalten werden – vorkommt, daß diese Beurlaubung zur Flucht benützt wird. Daß durch Selbstverwaltung, Unterricht und Klubs die Entwicklung der unglücklichen Insassen zu fördern versucht wird, ist in einem Volksstaate ebenso selbstverständlich, wie es selbstverständlich ist, daß in den Ländern der kapitalistischen Ausbeutung kein Mittel barbarisch genug sein kann, um Willen und Geist des unterdrückten Volkes in seiner Gesamtheit und der Gefangenen im besonderen restlos auszurotten.

„LÜG-INS-LAND"

Die Internationale Presseausstellung in Köln

Die Internationale Presseausstellung – Pressa –, die, seit Jahren vorbereitet, nun eröffnet worden ist, bietet als erste Sensation eine erschütternde Unfertigkeit dar. Ausstellungen haben ja häufig die Eigenschaft, nicht rechtzeitig vollendet zu sein, aber die Tatsache, daß eine jahrelang überall propagierte Weltschau an dem Tag, da sie ihre Pforten auftut, noch zu siebzig Prozent aus starren Gerüsten, nackten Kojen, leeren Pavillons, unausgepackten Kisten, anfahrenden Speditionswagen besteht, ist ein Skandal. Ist ein Skandal besonders bei einer Veranstal-

tung der Presse, deren Stolz doch vor allem die Fixigkeit und die Promptheit ist – das pünktliche Erscheinen!

Zwar hämmern und zimmern die Arbeiter jetzt ohne Schlaf und Essen bei Tag und bei Nacht, damit sich das Messegelände nicht allzu kläglich darbiete, aber von einer Fertigstellung kann innerhalb der nächsten Wochen nicht die Rede sein. Das Haus der Evangelischen Kirche zum Beispiel, ein dem Katholizismus der Rheinlande zum Hohn hingebauter Riesenpavillon in der Form eines Domes mit Türmen, Kreuzen, echten Glocken und bemalten Kirchenfenstern, repräsentiert sich noch im Innern als Bauplatz ohne Einrichtung und wird erst am 15. Juli vollendet sein. Ähnlich steht es mit zahllosen anderen Gebäuden und Ständen.

Dabei ist die Messeleitung wiederholt um Verlegung des Eröffnungstermins ersucht worden, besonders im Hinblick auf die Wahlen. Mit preußischer Forschheit wurde abgelehnt, doch hat diese Forschheit keineswegs auch zur pünktlichen Durchführung des Projektes gereicht.

Über dem Komplex der Ausstellungsbauten am Rheinufer reckt sich ein Turm in die Höhe, der zur Erinnerung an diese Schau der Zeitungen und zu Ehren der Presse bestehen bleiben soll und von schlagfertigen Kölnern bereits auf den Namen „Lüg-ins-Land“ getauft worden ist. Und die Aussteller, die jetzt antreiben, daß es eine Art hat, werden nicht ohne Hinblick auf ihren Zeitungsberuf die „Er-Pressa“ genannt. So denken weite Kreise über die Geschäftspresse, zu deren Haß und Verachtung Lassalle aufgerufen und jene Unternehmer gegeißelt hat, die, statt Kattun zu erzeugen, die öffentliche Meinung herstellen und verschleiern.

Aber der Zeitungskapitalist spottet des Spottes. Unbekümmert und stolz stellt er seine grandios ausgebauten Unternehmungen zur Schau, ungeheure Rotationsmaschinen, die pro Stunde soundsovielmal 96 Seiten der bestillustrierten, bestgeschriebenen, bestangeordneten und bestunterhaltenden Zeitungen der Ablenkung von den Lebensinteressen des werktätigen Volkes erzeugen und diesem werktätigen Volke spottbillig zuschleudern können. Maschinenfabriken und Zeitungskonzerne zeigen solche tausendrädrige stählerne Riesengeschütze

und zeigen die Organisation ihres lückenlosen Aufmarschplanes, sich ihres guten Geschäftes brüstend und für ihr gutes Geschäft werbend. Ebensowenig wie die Munitionsfabrikanten an die Todesqualen und die Todesopfer denken, denken (und glauben) die Zeitungsgewaltigen an ihre vernichtende Tätigkeit. Und wenn *sie* nicht daran denken, warum sollen es die Opfer tun? Mit Staunen, aber ohne Entsetzen werden die meisten Besucher der Pressa an den technischen Wundern des deutschen Zeitungsbetriebes vorbeiwandern und an einer amerikanischen Rotationsmaschine, die an Leistungsfähigkeit die deutschen noch weit übertrifft.

In sinnfälliger Weise wird auf der Pressa gezeigt, wie die Experimentalpsychologie und Biologie die Wirkung der Reklame genau erforscht hat, wie wissenschaftlich exakt festgestellt wurde, welche Größe bestimmte Buchstaben, welche Anordnung des Druckes und welche Intervalle zwischen der Wiederholung von Ankündigungen erprobtermaßen die stärkste Wirkung haben und welche Farbenzusammenstellungen die Aufmerksamkeit des Beschauers heftiger als andere auf sich lenken. Auch das werden Tausende bewundern, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß man mit solchen geistig-optischen Zwangsmitteln den Menschen an Unwichtiges gewöhnen und von Wichtigem abzulenken vermag, ihm Übles aufschwatzt und ihn vom Richtigen abbringt!

Wem wird das einfallen, wenn er die schönen Pavillons und wirkungsvollen Plakate und herrlichen Maschinen sieht, mit denen die Zentrumspresse, die Modejournale, die Sekte „Christian Science" (die Gesundbeter), die Sensationsverlage und sogar die Schokoladen- und Kaffeefirmen auf dem Ausstellungsgelände die Gunst der Massen erzwingen wollen.

Diesem Kundenfang der Geschäftspresse und der Reklameunternehmungen steht von proletarischer Seite aus Deutschland nur das „Haus der Arbeiterpresse und des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" gegenüber, ein prachtvolles Gebäude, das 1030 Quadratmeter Raum umfaßt und von einem 25 Meter hohen Turm gekrönt wird. In Vitrinen und auf Tabellen werden Zeitungen und Ziffern gezeigt, die das ungeheure Anwachsen der Gewerkschaftsbewegung

und der Sozialdemokratie seit ihren ersten Anfängen bis zum Weltkrieg veranschaulichen. Bewegt und erschüttert wird man die mutigen publizistischen Anfänge verfolgen können, die die deutsche proletarische Bewegung von Georg Büchners „Hessischem Landboten“ an durch alle Zeiten der Verfolgung geschritten ist, um dann zum größten Teile in der – kriegsbejahenden, vaterlandsverteidigenden und kleinbürgerlichen Sozialdemokratie zu münden.

Was sonst aus Deutschland auf der Pressa gezeigt wird, wird wohl nur den Fachmann interessieren können, und ohne tieferen Eindruck werden die Laien an den Maschinen für Illustrationsdruck, Stereotypie, Maschinensatz und Druckerschwärzeerzeugung vorbeigehen. Damit aber auch der biedere Bürger bei der Presseschau seinen Spaß hat, ist die alte Kölner Kürassierkaserne zu einem Panoptikum ausgestaltet worden, das sich Kulturhistorische Abteilung der Pressa nennt. Darin kann man sich an modellierten Negern, Chinesen und Indianern erfreuen, die einander ihre Nachrichten in primitiver Weise übermitteln.

DER GEFUNKTE FUSSBALL

Als man vor dreißig Jahren zu fußballern begann, auf uneingezäuntem Bauplatz, auf freier Vorstadtwiese, auf dem Exerzierplatz, ging das Spiel nur die an, die spielten. Sie trieben den Sport an und für sich.

Hie und da kam ein Bürger mit Weib und Kind des Weges oder ein Liebespaar oder ein einsamer Spaziergänger und starrte kopfschüttelnd auf eine unverständliche, mit tödlicher Leidenschaft geführte Rauferei um eine braune Kugel. Diese erstaunten Passanten waren die ersten Zuschauer – Vorpatrouille einer unabsehbaren Armee, die sich in Nord und Süd Sonntag um Sonntag auf den Fußballplätzen als undurchdringliche Hecke um Torlinie und Seitenlinie schließt.

Die millionenköpfige Umzäunung hat den Sportbetrieb entscheidend beeinflußt, ist hauptschuldig geworden an Rekordwahnsinn und an den Auswüchsen des Professionalismus, sie

hat die Herrschaft über den Sport angetreten. Aber jeder einzelne dieser Massenmasse hat seinen Anteil an dieser Herrschaft teuer erkauft. Er mußte vielleicht bei jedem Training, unbedingt aber bei jedem Wettspiel zugegen sein, Woche für Woche, Saison für Saison, in Sturm und Wind, in Schnee und Regen, zweimal fünfundvierzig Minuten lang und dazwischen zehn Minuten Pause, heute auf diesem Sportplatz, nächsten Sonntag auf jenem und bei immer zu hohem Eintrittspreis.

Ist nun der Sport in seine dritte Phase getreten, wird er sich nun nicht mehr vor Zuschauern, sondern vor Zuhörern abspielen? Das heißt: Können Rundfunkübertragungen den Besuch des Wettkampfes ersetzen?

Die Wiener Sportbehörden haben diese Frage bejaht, indem sie – ähnlich wie die dortige Staatsoper – die Übertragung verboten haben mit der Begründung, daß der Besuch durch die Möglichkeit des simultanen Hörberichts leiden würde. Und Wien hat hierbei einen episodischen Beweis für sich: den in britischen Sportkreisen berühmten Ex-Trainer von „Aston Villa", der, längst erblindet, jedem Match beiwohnt, mit fieberhafter Anteilnahme alle Phasen verfolgt und mit Stentorstimme den Spieler apostrophiert, der gerade den Ball hat, ihm zuschreit, an wen er abgeben, ob er dribbeln, zentern oder schießen soll.

Wenn dem blinden Veteran der bloße Schall zu leidenschaftlichem Miterleben und zu genauer fachmännischer Beobachtung der Einzelsituationen verhilft, warum sollte das nicht den Hunderttausenden vergönnt sein, die, zwar fern von der Arena, aber die Mannschaftsaufstellung vor sich liegen habend, durch den Lautsprecher gleichzeitig erfahren, wer den Ball stößt, wohin er eben saust und in welchem Teil des Riesenrechtecks er sich befindet?

Warum? Der Sportsmann wird die entschieden verneinende Antwort rasch geben können.

Nicht die Kurve, die die Lederkugel in den neunzig Minuten beschreibt, und nicht die zwölfhundert bis dreizehnhundert abgegebenen Stöße machen das Spiel aus, können ein Bild des Spieles geben. Das Spiel, das ist: zweiundzwanzig Menschen auf hundertzehn Meter langem und fünfundzwanzig

Meter breitem Rasen in rasender Bewegung, in ständiger Positionsverschiebung, in ewig wechselnder Konstellation zum Gefahrenpunkt, in ununterbrochener Spannung, beobachtend und beobachtet, abhängig von ihrer und gleichermaßen von des Gegners Technik und Taktik, vor allem aber von dem Imponderabile, das das Publikum als „Glück", als „Pech" oder als „Patzerei" bezeichnet.

Keine mathematische Formel gibt die Lösung dieser Gleichung mit zweiundzwanzig Unbekannten – nein, nicht mit zweiundzwanzig, mit viel mehr, denn auch der Schiedsrichter, der Ball, das Terrain und der Wind gehören zu dem Kalkül.

Welcher Rundfunksprecher wäre imstande, all das einzufangen und die Atmosphäre der Spannung dazu, welcher Rundfunksprecher wäre imstande, diese Erregung auf seine Hörer zu übertragen!

Selbst in Gemeinschaft mit einer vom Spielfeld aus dirigierten beweglichen Darstellung, wie sie während der Baseball-Wettkämpfe auf den Fassaden amerikanischer Zeitungshändler ersichtlich gemacht wird, ist eine Wirkung, die dem Besuch des Spielfeldes gleichkäme, nicht zu erzielen. Diese graphische Übertragung wird auf dem Sportplatz mit Hilfe einer Art Schreibmaschine besorgt, deren jeder Taster einem Spieler entspricht, so daß man auf der Übertragungsfläche den Flug des Balles von Spieler zu Spieler gleichzeitig verfolgen kann. Außerdem kann, wenn dem Mann am Apparat dazu Zeit verbleibt, also während eines Aus, einer Ecke oder einer langsameren Phase – die Stellung einiger anderer Spieler zueinander gezeigt werden. Der Lautsprecher gibt dazu die gesprochene Erklärung.

Sicherlich wird diese graphisch-akustische Darstellung auch in Europa eingeführt werden, ebenso wie wohl später einmal jeder Rundfunkabonnent an seinem Fernseher den Lauf des Kampfes verfolgen wird. Schon jetzt sammeln sich vor den Fronten jener amerikanischen Zeitungspaläste, besonders während eines aus der Fremde übertragenen Meisterschaftsmatchs, Zehntausende von Menschen, die mit Huronengebrüll den Linienzug begleiten und – die unerreichbar und unbeeinflußbar fernen Spieler anfeuern oder beschimpfen.

Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich nur um die exakteste und rascheste Berichterstattung – nämlich um die gleichzeitige – handelt, daß die angesammelten Massen erfahren wollen, wie ihre Wettchancen stehen oder wie sich ihre Freunde halten, daß aber diese sprechende Wand nur ein Schema des Wettkampfes, aber nicht der Wettkampf selbst ist und die Situation des Informiertwerdens kein sportliches Miterleben gewährt.

Da kann noch immer eher als der Zug der geometrischen Linie das gesprochene Wort etwas Fluidum überpflanzen. Jedoch dazu gehört ein Sprecher, den Deutschland noch nicht hat. Unsere Rundfunkberichterstatter sind Fachleute und sind sachlich. Gewiß, das ist die Grundbedingung jedes Reporters. Darüber hinaus müssen die Radioreporter aber etwas mehr sein, etwas vom Künstler haben, vom Schauspieler und vom Dichter. Für den Zweck reiner Berichterstattung mag es genügen, wenn der Mann vor dem Mikrophon verkündet, daß der Spieler X den Ball an Y abgegeben, dieser verfehlt hat, daß sich nun A des Balles bemächtigt usw. Aber diese Genauigkeit gibt nicht viel von der Bewegung an. Auch für den Bericht gilt das Wort, daß die Kunst im Weglassen besteht. Auch im Funkbericht läßt sich – ohne daß er damit schon zum Hörspiel wird – durch plötzliche Unterbrechung eines Satzes, durch Beschleunigung der Stimme, durch Angabe der Spielminute, durch Interjektion etwas von der Temperatur des Turnierplatzes in die Ferne senden.

Es kommt nicht darauf an, mitzuteilen, daß der rechte Innenstürmer geflankt, der Mittelstürmer schwach geschossen, der Torwächter noch schwächer abgewehrt und der linke Innenstürmer den Ball ins Netz gedrückt hat, wenn inzwischen der Hörer längst den Applaus vernommen und den zehntausendfachen Ruf gehört hat: „Hi, ha, he, Hertha BSC!" Der Sprecher hätte im Augenblick des Stoßes mit dem Ruf „Tor" unterbrechen und erst nachher, während der Ball zum Anstoß in die Spielmitte getragen wird, seine Analyse nachtragen und das Bild des Zuschauerraumes mit den geschwenkten Fahnen geben müssen. Auch der Sprachschatz der Funkberichterstatter läßt zu wünschen übrig – ein Wort, das man bereithat, ein

Einfall, den der Augenblick gibt, ein Witz, den die Situation aufdrängt, können mehr über ein ernstes Meisterschaftsspiel aussagen als jener raffinierte Übertragungsapparat der amerikanischen Sportzeitungen.

Mit etwas mehr Kunst, etwas mehr Humor und etwas mehr Temperament braucht der Sachlichkeit des Sportberichtes kein Abbruch getan zu werden, wohl aber [wird] das Interesse an der sportlichen Funkberichterstattung wachsen, und einem Sprecher kann es sogar gelingen, daß Großmutter und Großvater in ihrer Bauernstube, den Kopfhörer umgeschnallt, ohne Fußball die Meisterschaft zwischen Fürth gegen Nürnberg und Hamburg leidenschaftlich mitspielen.

BEIM BATAILLON „TSCHAPAJEW“

Den heutigen Tag an der Front, ich werde ihn nie vergessen. Solche Lage, solche Formationen hat der Weltkrieg nie gekannt. Da oben stehen, vom Feinde eingesehen und ununterbrochen beschossen, von der Hitze beklemmt, von Schlangen, Fliegenschwärmen und Salamandern umhuscht, Monat um Monat, Tag um Tag, Nacht um Nacht die Genossen. Im südwestlichsten Winkel Europas, fern von Madrid, fern von der Welt hüten sie dort die Flanke der spanischen Freiheitsfront, kämpfen sie dort, fast an der portugiesischen Grenze, gegen den Faschismus.

Und in welcher Kameradschaft, in welcher Einheit der Gesinnung stehen sie dort beisammen, Spanier und Polen, Deutsche und Franzosen, Engländer und Tschechen. Mit welchem kulturellen Interesse sie diskutieren. Welche Schicksale sie für ihre politische Überzeugung schon erlitten haben, welche Hindernisse sie überwinden müssen, um an die Front zu kommen. Und welche Ahnungslosigkeit über diese Helden, wenn Franco in seinem abgeworfenen Flugzettel an sie sagt: „Man betrog Euch mit Versprechungen von fabelhafter Bezahlung ...“ Nein, niemand kam wegen „fabelhafter Bezahlung“ nach Spanien, und nicht ein einziger kämpfte, weil ihm „fabelhafte“ Bezahlung versprochen war. Es sei denn, daß mit dieser

„fabelhaften" Bezahlung die Befreiung der Welt vom Faschismus gemeint ist.

Frontabschnitt Peñarroya, den 14. Juni 1937.

DEN KINDERN DER GANZEN WELT

Wir wünschen den Kindern unseres Landes, den Kindern der ganzen Welt eine Zukunft, in der sie an die Epoche des Chauvinismus, der Unduldsamkeit und des Massenmordes nur als an etwas längst Vergangenes zurückdenken werden.

Wir wünschen den Kindern unseres Landes, den Kindern der ganzen Welt, sie mögen in ihrem Schauder über die Zeit ihrer Väter nicht jener Männer und Frauen vergessen, die sich der Hochflut des Faschismus mit offener Brust entgegenwerfen und ihren Kampf für ein glückliches Leben der Menschheit mit ihrem Leben bezahlten.

Wir wünschen den Kindern unseres Landes, den Kindern der ganzen Welt, sie mögen sich lebenslang dessen bewußt bleiben, daß die Liebe zum eigenen Volk nur dann groß und edel ist, wenn sie verbunden ist mit einer ebenso großen Liebe zu den anderen Völkern.

AN DAS DEUTSCHE ANTIFASCHISTISCHE KOMITEE IN MONTEVIDEO

Als die Sowjetunion vor einem Jahr durch den Überfall Hitlers in den Krieg hineingezogen wurde: Wen hätte dieses Ereignis damals unberührt gelassen? Manche – wie die New-Yorker Radiokommentatoren – stritten in der Nacht des 22. Juni 1941 über alle Wellen um die Frage, ob die Sowjetmacht zehn Tage oder drei Wochen aushalten könne. Manche sehen beschämt die Urteile und „Beweise" zerbrochen, die sie auf die vermeintliche „Freundschaft" von Hitler und Stalin, auf die „Identität" von Faschismus und Kommunismus geschmiedet hatten. Aber wiederum andere – und das waren nicht „manche", sondern

Millionen – schöpften neue Hoffnung und vertrauen auf den Heroismus der Roten Armee und auf die Stärke der Sowjetmacht. Diese sahen sich nicht getäuscht, und ihre Wünsche, die Wünsche der ganzen fortschrittlichen Menschheit, begleiten jeden Schritt der Sowjetunion in ihrem Kriege gegen die Mächte des Faschismus.

EIN GROSSER INDIOFORSCHER

Zum Tode von Aleš Hrdlička

Der Tod hat einem der größten und erfolgreichsten Forscher unserer Zeit ein Ende bereitet: In Washington ist Professor Aleš Hrdlička gestorben. Seit sechzig Jahren, seit der damals vierzehnjährige Knabe aus der kleinen Stadt Humpoletz in Böhmen nach der großen Stadt New York in Amerika kam, war er ein guter Amerikaner, ohne auch nur eine Sekunde aufzuhören, sich als guter Tscheche zu fühlen.

Nach Jahren schwerer manueller Arbeit, die der junge Hrdlička leisten mußte, nahm sich ein Emigrant aus Russisch-Polen des geistig bestrebten Knaben an und verhalf ihm zum Studium. Hrdlička wurde Mediziner, und aus dieser Zeit stammt sein naheliegender und doch fernliegender Ausspruch, der den künftigen Wissenschaftler verriet: „Warum befaßt sich die Medizin nur mit den kranken Menschen, warum die Anatomie nur mit den toten?“ Solche Gedankengänge führten ihn von der medizinischen Praxis zur physischen Anthropologie, die damals noch in den Windeln lag. Mit dem etwas älteren Deutschamerikaner Franz Boas (der vor wenigen Monaten gestorben ist) übernahm Hrdlička die Führung in dieser Disziplin. Nicht nur ihr Theoretiker war er, sondern auch ihr Forschungsreisender. In den gefährlichsten und menschenleersten Zonen Asiens und Afrikas suchte er nach urgeschichtlichen Resten menschlichen Lebens, vor allem nach Knochen, die für ihn die Treppenstufen auf dem Wege der organischen Entwicklung bedeuteten. Besonders heimisch war er in den Indianergebieten Nordamerikas und Kanadas, Mittel- und Südamerikas, von wo er Bücher eigener Beobachtung heimbrachte

und ganze Waggonladungen von Schädeln und Skeletten ans Smithsonian-Institut nach Washington sandte.

Nach Mexiko war er vor vierzig Jahren mit den Deutschamerikanern Karl Lumholtz und Franz Boas zum erstenmal gekommen und selber zum regelmäßigen Besucher geworden; er genoß hier den Rang der höchsten Autorität in Fragen der Mexikanistik.

Seiner Theorie zufolge war der amerikanische Kontinent in Urzeiten nicht von Menschen bewohnt, erst später, allerdings noch zu einer Epoche, da Amerika mit Asien durch einen Landweg verbunden war, sei Amerika von mittelasiatischen Volksstämmen besiedelt worden.

Menschlich war Hrdlička ein außergewöhnlich lebhafter, an allem Anteil nehmender Mensch von leidenschaftlicher demokratischer Gesinnung. Vor vier Jahren, als die Weltpresse einmütig verkündete, daß das „kleine heldenhafte Finnland die große Sowjetunion endgültig geschlagen" habe und jeden Tag Bilder erfrorener Sowjetsoldaten veröffentlichte, hielt Aleš Hrdlička einen Vortrag, in dem er aus der Lage der „Erfrorenen" auf hundert verschiedenen Bildern wissenschaftlich nachwies, daß die Fotos gefälscht seien. Ebenso kämpfte er gegen die Rassentheorien der Halbgebildeten und Ungebildeten und bewies sich von Anbruch des Hitler-Regimes an als dessen erbittertster Feind. So wird in Prag, wo das Anthropologische Institut der Universität den Namen „Aleš Hrdlička" führte, die Nachricht vom Tode dieses großen Gelehrten und edlen Landsmannes nicht veröffentlicht werden dürfen. Aber was macht das aus?

DEUTSCHE SCHRIFTSTELLER ÜBER MEXIKO

Charles Sealsfield

Der erste deutsche Schriftsteller, der Mexiko besucht hat und mexikanische Stoffe für seine Romane verwertete, nannte sich Charles Sealsfield. In Wirklichkeit hieß er Karl Anton Postl, wurde vor genau hundertfünfzig Jahren im mährischen Dorf Poppitz bei Znaim geboren und ist als Jüngling zum Ordens-

priester geweiht worden. 1822 verschwand er spurlos aus dem Prager Kreuzherrenkloster, was zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß gab. Daß der berühmte Schriftsteller Sealsfield der entflohene Kreuzherr Postl sei, erfuhr die Welt erst vierzig Jahre nach der Flucht, als das Testament des eben in Solothurn verstorbenen Mister Sealsfield eröffnet wurde. Von Sealsfields Literatur ist das „Kajütenbuch“ und noch häufiger eine daraus herausgeschälte Kurzgeschichte, „Die Prärie von Hyacinto“, bis in die neueste Zeit wiederholt aufgelegt worden, aber es gibt weit mehr in seinem fünfzehnbändigen Gesamtwerk, was es verdiente, der Vergessenheit entrissen zu werden. Unverändert bleibt die freiheitliche Gesinnung seiner Romane, die statt einer Einzelperson den sozialen und politischen Gesamtkomplex der Epoche zum Helden haben. Wir haben in der mexikanischen Nationalbibliothek eine französische Übersetzung seines Romans „Der Virey und die Aristokraten“ ausfindig gemacht. Der Roman spielt 1811 in Mexiko und stellt den Hof des Vizekönigs Venegas dem Freundeskreis der Insurgenten um den Cura Hidalgo gegenüber. Dieses Buch ist auch literarhistorisch bemerkenswert: Es hat zumindest durch seinen Aufbau den ein halbes Jahrhundert später spielenden Roman „In Mexiko“ von Friedrich Gerstäcker beeinflußt, der wiederum zur Anregung für Karl Mays vierbändigen Zyklus von Kaiser Maximilian und Juárez diente. Wäre es nicht möglich, daß der Verlag „El Libro Libre“ sich für eine Neuausgabe von Charles Sealsfield interessierte?

„HÄNSEL UND GRETEL“ IN MEXIKO

Sub puncto primo möchte Recensentus dieser durchwegs von Kindern und in spanischer Sprache gespielten Opera des teutschen Kompositors Engelbert Humperdinck die glückliche Besetzung der beiden Titelrollen hervorgehoben haben. Demoiselle Doris Katz war ein wuschelköpfiger, selbstbewußter und lustiger Knabe Hänsel, als sein Schwesterchen strahlte Demoiselle Ruth Stavenhagen liebliche Anmut aus. Auch sang letztere dergestalt fürtrefflich, daß sich Rezens. der Impression

kaum zu entschlagen vermochte, sie würde auch in anspruchsvolleren Bühnenhäusern Furore zu machen imstande sein. Allerdings würden ihr dort stimmstärkere Partner Paroli bieten als jene, die auf den die Welt bedeutenden Brettern des Sindicato de Electricistas ihre Stimmen erhoben.

Sub puncto secundo sei vorerst dem Elternpaar von Juanito und Margarita eine Reverenz gemacht. Unter dem Rübezahlbart und der von Pulque bewegten Haltung des jungen Monsieur Roberto Mayer-Nordwald schlug ein gutes väterliches Herz, und Demoiselle Hannelore Israel gab eine Mutter, die trefflich zu schelten versteht, aber dann mit um so angstbewegterer Seele die Gescholtenen suchen geht. In den Wald, wo die Hexe wohnt. Huh, was war das für eine bitterböse Hexe, hinter deren Maske sich Hannelore Dreyfuß verbarg! Und als welch putzig-freundliches Schlafmännchen trippelte der kleine Rolf Stavenhagen durch den nächtlichen Forst; er streute den beiden verirrten Geschwistern und damit auch dem P. T. Publico soviel Sand in die Augen, daß sie über seine im Märchenreich nicht allgemein übliche Gewandung hinwegsahen, einen amerikanischen Overall mit Reißverschluß. Mit überaus viel Grazie tanzte Demoiselle Ilse Samuel dem einschlummernden Geschwisterpaar einen beseligenden Traum ins Gemüt. Auch darf mitnichten unerwähnt und unbelobt bleiben, wie schlicht und echt Demoiselle Margit Frenk den Prologus zu einer Soloszene zu gestalten wußte.

Sub puncto tertio müßte wohl jedem der Engel und der aus dem Konzentrationslager der Hexe erlösten Kinder ein individuelles Epitheton dedizieret werden. Aber es war ein allzu zahlreiches Corps de Ballet, und der Ihrem erg. Rezensenten in dieser Gazette eingeräumte Tanzplatz gestattet ihm solche Sprünge keineswegs. So benennt er nur die beiden Allerkleinsten und Allerherzigsten: Hannele Bruder und Tirza Telch.

Sub puncto quarto sei drei Erwachsenen der wohlverdiente Lorbeer auf die Stirne gedrückt: Frau Carlota Elias hatte die Kindertänze solchermaßen einstudiert und gelenkt, daß man wahrhaftig kein Prophet Elias sein muß, um ihr eine Zukunft als Choreographin zukünftiger Staatsbühnen vorauszusagen. Und neben oder über ihr würde Lydia Petrowa als Oberre-

gisseurin das Szepter führen, sie, für die dieses Kinderspiel kein Kinderspiel war und die am Schluß der Vorstellung mit so viel Spenden bedacht wurde, daß sie sich inmitten eines wahren Blumentals verneigen durfte. Die junge Komponistin und Staatspreisträgerin Ruth Schönthal verlieh der Musik Humperdincks die Interpretation eines philharmonischen Orchesters. Die Übersetzung von Frau Mariana Frenk war fürtrefflich.

Ergebenst:
Mathias Brunhauser, bestallter Opernkritikus
der Gazette „Demokratische Post"

MEXIKO UND BÖHMEN

Wie die Völker des heutigen Mexiko haben auch die der heutigen Tschechoslowakei am Anfang der Neuzeit ihre Unabhängigkeit verloren, in beiden Fällen an die Habsburger. In Mexiko geschah es hundert Jahre früher, und genau hundert Jahre, nachdem Mexiko seine Freiheit erlangte, haben die böhmischen Länder die ihrige wiedergewonnen. Während der drei Jahrhunderte habsburgischer Fremdherrschaft blieb von der Selbständigkeit der beiden Länder nichts als der hohle Titel eines Königreichs.

Zu Tausenden wurden in Mexiko nach der Konquista und in Böhmen während der Gegenrevolution Schriftwerke verbrannt und Bildwerke zertrümmert, all das, was an die alte Sprache und an die alte Geisteskultur erinnerte, vor allem an den alten Glauben, der in Böhmen der hussitische war.

Die Habgier der Usurpatoren richtete sich in den Ländern der Wenzelskrone wie in den Provinzen Neu-Spaniens auf die Gewinnung von Gold und Silber; in puncto Gold wurden sie enttäuscht, aber an Silbervorkommen waren beide Länder unermeßlich reich. Die Silbermünzen aus Joachimsthal, in Böhmen „Joachimsthaler", abgekürzt „Thaler" oder „Dollar" genannt, wurden und sind zum Teil noch heute die Währung von Europa, Afrika und Nordamerika, ebenso wie der mexikanische Silber-Peso sich den Fernen Osten eroberte, hauptsächlich China.

Da die Konquistadoren die mexikanischen Minen in denkbar primitivem Zustand vorfanden, beriefen sie böhmische und mährische Bergleute, um die Silberförderung zu modernisieren. Noch im neunzehnten Jahrhundert wunderte sich Alexander von Humboldt über die Ähnlichkeit der montanistischen Methoden Mexikos mit denen Böhmens. Humboldt kannte beide Länder, und immer wieder vergleicht er das Tal von Mexiko, das von sagenumwobenen Bergen umschlossene, mit dem Land Böhmen, das ebenfalls von einem solchen natürlichen Schutzwall lückenlos umschlossen wird.

Die Ausländer aus dem Hussitenland, die der Silberhunger des spanischen Hofs in das für Nichtspanier hermetisch verschlossene Mexiko brachte, gaben hier der Inquisition vielfach zu schaffen. Gleich das erste Opfer ist ein Mann aus dem Gebiet der heutigen Tschechoslowakei, und diese Herkunft bildet die Hauptanklage gegen ihn. Er heißt Andres Morab Aleman, ist von Beruf Steinschneider und stammt aus Brünn, der Hauptstadt der Markgrafschaft Mähren (Moravia), weshalb er auch den Namen Morab führt. 1536 wird er in Mexiko verhaftet. Den Vorsitz des Inquisitionsgerichts führt der Erzbischof Zumárraga, der als Bilderstürmer, Ketzerverfolger und Verbrenner von Kodizes und Schriften in der böhmischen Geschichte sein Ebenbild hat: den Jesuitenpriester Konjasch.

„Sie sind aus Böhmen? Also sind Sie ein Ketzer", sagt Zumárraga zum Angeklagten.

„Keineswegs", antwortet Meister Andres, „ich bin aus Mähren, das ist etwas ganz anderes. In Böhmen war ich bloß einmal in meinem Leben, obwohl es an mein Heimatland grenzt und ich die ganze Welt gesehen habe."

Zumárraga: „No me diga – was Sie nicht sagen! Ihre Heimat grenzt also ans Ketzerland, und Sie selbst waren in Böhmen. Das ist ja mehr, als wir geahnt haben. Wenn Sie die Ketzer in ihrer Heimat besucht haben, sind Sie schlimmer als ein Ketzer. Das genügt für den Feuertod."

„Nein, nein", ruft Meister Andres verzweifelt aus, „nein, nein, ich habe in Böhmen niemanden besucht. Ich war ein kleines Kind, als meine Mutter mich dorthin mitnahm. Ich erinnere mich an nichts von dieser Reise."

Zumárraga: „No me diga – was Sie nicht sagen! Damit ist alles aufgeklärt. Ihre Mutter war also eine Ketzerin und hat Sie auf eine Wallfahrt ins Ketzerland mitgenommen. Das genügt für den Feuertod."

„Um Gottes Christi willen! Meine Mutter war keine Ketzerin. Sie ist schon nach drei Wochen geflüchtet und hat gesagt, sie sei glücklich, dem Böhmischen Schrecken entkommen zu sein."

Zumárraga: „No me diga – was Sie nicht sagen! Vor einem Augenblick haben Sie erklärt, daß Sie sich an nichts mehr von dieser Reise erinnern, und jetzt auf einmal wissen Sie jedes Detail genau, die Bemerkung Ihrer Mutter im Wortlaut, die Dauer des Aufenthalts ... Das genügt für den Feuertod."

Nun antwortet Andres nicht mehr. Er wird abgeführt in die Folterkammer. Daumenschrauben, Geißelhiebe und kochendes Wasser, das man ihm in den Leib pumpt, bringen ihn zum Reden. Er gesteht, einmal geäußert zu haben, es wäre besser, wenn die Geistlichen heiraten würden, anstatt anständigen Frauen nachzustellen und Ehen frommer Leute zu brechen; in diesem Punkte habe Luther recht gehabt ...

Luther recht gehabt? Damit ist sein Urteil gesprochen, das erste Urteil der Inquisition in Mexiko.

Ein Jahrhundert nachher erfolgt eine neue Gruppeneinwanderung aus den Ländern der heutigen Tschechoslowakei, Männer mit Namen wie Hostinsky, Fanek, Januschka etc. Unter den Ankömmlingen finden sich aber keine Häretiker mehr. Im Gegenteil, es sind Jesuiten, die in und nach dem Dreißigjährigen Krieg das Hussitentum ausgebrannt haben und nun als Spezialisten der Ketzerbekämpfung nach Neu-Spanien beordert werden. Sie bringen den Kult ihrer Schutzpatrone mit, taufen auf deren Namen Nepomuceno und Wenceslao und weihen in der Kathedrale eine Kapelle dem heiligen Johann von Nepomuk.

Aber auch weltlich betätigen sie sich, indem sie für die Fabrikation von Bier Braumeister aus der Pilsner Biergegend nach Mexiko bringen. Es hat also nicht nur mit der Boheme der Künstler etwas zu tun, wenn in Lateinamerika Biersorten „Bohemia" heißen.

Mit großem Eifer beteiligten sich die böhmischen Frailes an den Entdeckungsfahrten in unerforschte Gegenden der neuen Welt. Einige stammten seltsamerweise aus den böhmischen und mährischen Silberstädten, aus welchen einst ihre Ahnen nach Mexiko gekommen waren. Der eine dieser Nachfahren, P. Matthias Steffel aus der Bergstadt Iglau, schreibt ein Buch über die Tarahumara-Indianer mitsamt einem Diktionär ihrer Sprache, und Wenzel Linck, der wie die Thaler und Dollar im böhmischen Joachimsthal geboren ist, schildert das mexikanische Gebiet Kalifornien als ein zukunftsträchtiges Land.

Diese Forscher waren die Vorläufer vieler anderer aus der Tschechoslowakei, von denen Thaddäus Hänke, der Entdecker des Chilesalpeters als Düngemittel, Charles Sealsfield (Karl Postl), der erste Klassiker, der mexikanische Stoffe in seinen Romanen verwendet, und der Anthropologe Aleš Hrdlička vom Smithsonian Institute genannt seien.

ZWIEGESPRÄCH HUMBOLDTS MIT EINEM NAZI

Zum 14. September 1944, dem 175. Geburtstag Alexander von Humboldts

Der dankbaren Liebe Mexikos zu Alexander von Humboldt Rechnung tragend, schenkte Kaiser Wilhelm II. den Mexikanern die Marmorstatue, die vor der Nationalbibliothek in der Calle Uruguay steht. Bei der Enthüllung am 13. September 1910 wurde dem Präsidenten der Republik eine Festschrift überreicht. Sie war in deutscher Sprache verfaßt, und so hat sie weder der Präsident noch sonst wohl ein Mexikaner gelesen. Hätte sie einer gelesen, so hätte es keinen kleinen Skandal gegeben.

In dem Sammelbuch findet sich nämlich ein Aufsatz „Humboldt und die volkswirtschaftliche und ethnologische Entwicklung Mexikos“ von einem O. Peust, der sich Abteilungsdirektor im Fomento-Ministerium nennt. Selbiger mexikanische Staatsbeamte deutscher Nationalität war eine frühe Schwalbe der Nazis, ein zukünftiger Blockwart des Rassenwahns mit dem Ehrgeiz, sich wissenschaftlich zu gebärden. Er entblödete

sich nicht, die kaukasische (heutzutage „arische") Rasse als eine allen anderen Menschen überlegene und die Mexikaner ausdrücklich als minderwertig und indolent zu bezeichnen. Dazu aber bedurfte es einer „Widerlegung" Humboldts, und die besorgte er in rüder und plumper Weise unter dessen neuem Standbild und sah zu, wie der Kübel von Unrat dem Präsidenten der Republik überreicht wurde.

Stellt man die Ergebnisse von Humboldts Völkerstudium den Einwänden der Nazis wortwörtlich gegenüber, so ergibt sich die grundlegende Kontroverse über das Rassenproblem:

HUMBOLDT: Es würde das allgemeine Naturbild, das ich zu entwerfen strebe, unvollständig bleiben, wenn ich hier nicht auch den Mut hätte, *das* Menschengeschlecht in seinen physischen Abstufungen, in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen ...

PEUST: Es gibt keine gleichzeitig vorhandenen Typen, wie Humboldt fälschlich glaubt. Die Einzelerscheinungen sind bedingt durch die Rassenveranlagung jedes Volkes.

HUMBOLDT: ... in wenigen Zügen zu schildern. Es soll die Untersuchung dieses Problems durch ein edleres und menschliches Interesse das letzte Ziel meiner Arbeit bezeichnen. Unser von den Wissenschaften glücklich durchglühtes Zeitalter ...

PEUST: Um den besonderen Charakter eines Zeitabschnitts festzustellen, sind Darstellungen wie die des Humboldtschen Mexiko-Buches, welches sich auf die betreffende Zeit selbst beschränken, wertlos. Unter den Schriftstellern der Zeit Humboldts hat eben keiner um die zunehmende Wichtigkeit der Rassen gewußt, in denen die trägen Individuen vorwiegen.

HUMBOLDT: Nur solange man ausschließlich bei den Extremen in der Variation der Farbe und Gestaltung verweilte, konnte man allerdings geneigt werden, die „Rassen" nicht als bloße Abarten, sondern als ursprünglich *verschiedene* Menschenstämme zu betrachten. Kräftiger aber sprechen *für* die Einheit des Menschengeschlechts die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaus, und entscheidend wird diese Einheit durch die Analogie der Abartung in wilden

und zahmen Tierklassen bewiesen sowie durch die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugung gesammelt werden konnte. Die Menschenrassen sind Formen einer einzigen Art, welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen; wäre jede „Rasse" ein anderer Genus (Gattung), so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar sein.

PEUST: Es gibt drei voneinander unabhängige Rassen: die erste umfaßt die Nationen der kaukasischen Rasse, welche das kapitalistische Industriesystem geschaffen haben, zur zweiten gehören Japaner, Chinesen usw., die zur Nachahmung des kapitalistischen Systems fähig sind, während die dritte Gruppe von jenen Rassen, wie zum Beispiel den amerikanischen Indiern, gebildet wird, welche der zur Durchführung dieses Systems erforderlichen Willenskraft entbehren.

HUMBOLDT: An lange Sklaverei gewöhnt, tragen die Eingeborenen von Mexiko alle die Plackereien, die sie noch oft genug von den Weißen erfahren müssen, mit Geduld. Da die Ureinwohner fast alle zur Klasse der Bauern und des niedrigen Volkes gehören, so ist es nicht leicht, über ihre Anlagen für Künste der Lebensverschönerung zu urteilen. Indessen, gelangt ein Indianer auf einen gewissen Grad von Kultur, so zeigt er eine große Leichtigkeit zu lernen, viel richtigen Verstand, natürliche Logik und eine besondere Neigung, zu vergleichende Gegenstände aufzufassen.

PEUST: Trotz der Unterschiede von hundert und mehr Prozent zwischen der Arbeitsfähigkeit der verschiedenen indianischen Stämme sind die amerikanischen Indianer doch eine minderwertige Rasse ... Zu Alexander von Humboldts Zeit bestand eben die Rassenfrage nicht. Es ist daher die Meinung Humboldts erklärlich, der es für möglich hielt, die hauptsächlichsten und gegenwärtig als unveränderlich anerkannten geistigen Eigenschaften in kurzer Zeit heben und bessern zu können.

HUMBOLDT: Überall tut die Unterdrückung die gleiche Wirkung: Überall zerstört sie die Sittlichkeit.

PEUST: Humboldt hat den Gegenstand nicht mit systematischer Gründlichkeit behandelt. Im allgemeinen und an und für

sich bedeuten die gesellschaftlichen Eigenschaften gar nichts. Humboldt war sonach nicht imstande, die Einrichtungen näher anzugeben, die er für die Eingeborenen Mexikos für geeignet hielt.

HUMBOLDT: Nur durch große Staatsveränderungen oder durch andere Ereignisse begünstigt, wird die Bevölkerung in den fruchtbaren und gemäßigten Zonen zunehmen und auf sittlich höhere Stufe kommen. Dazu ist jeder Menschenstamm fähig. Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte Volksstämme, aber es gibt . . .

PEUST: Das sind keine ökonomischen Begriffe, keine soziologischen Kategorien. Die Rassengruppe der amerikanischen Indier usw. ist zur Anwendung des kapitalistischen Industriesystems unfähig.

HUMBOLDT: Alle Menschenstämme sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt. Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.

In diesen Anschauungen offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Kleinbürger, der auf nichts als auf seine „Rasse“ stolz sein kann, und dem deutschen Weltbürger Humboldt. Wer recht hat? Sicher ist, daß in den Jahren des Hitler-Regimes die

Humboldtgesellschaften Lateinamerikas Alexander von Humboldt aus ihren Reihen ausgeschlossen hätten – wenn er ihnen angehört hätte.

KEINER WIRD ENTKOMMEN

Ein Film vom künftigen Strafgericht

Ein Spielfilm über das Wesen der Nazis ist in Hollywood unter dem Titel „None shall escape" gedreht worden und in Mexiko unter dem Titel „Deudas imperdonables" gelaufen. Im allgemeinen bleiben Spielfilme über den Nazismus weit hinter der Wirklichkeit oder den Dokumentarfilmen zurück und bringen durch eingefügte Handlung mehr Schaden als aufklärenden Nutzen. Dieser Film aber ist der Roman eines Durchschnittsmenschen, der – gleichsam logisch, nicht anders als Tausende andere – durch sein persönliches Schicksal zum Nazi wird und durch sein Nazitum zur Bestie. Vor dem ersten Weltkrieg Schullehrer in einer deutschen Kleinstadt mit polnischer Bevölkerung, erlebt er dort private Enttäuschungen, im Felde den Verlust seines Beines und schließlich daheim den Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland. 1940 kehrt er, nachdem er seinen Bruder ins KZ gebracht hat, als nazistischer Befehlshaber in das Gebiet zurück, das nun seinem Machtrausch und seiner Rache preisgegeben ist. Eine starke ethische Widerstandskraft setzen ihm – miteinander verbündet – der katholische Pfarrer und der jüdische Rabbiner entgegen, bis der kleine Himmler diesen Widerstand mit Himmlerschen Methoden zu brechen versucht. Auch der Neffe des Naziführers, das einzige Wesen, das er liebt, fällt von seiner Hand, als diesen Neffen ein Gefühl der Menschlichkeit berührt. Die Handlung spielt vor der Barre eines zukünftigen internationalen Nachkriegsgerichts, und die Zeugenaussagen verwandeln sich in die dramatischen Bilder eines friedlichen Alltags, den die braune Barbarei erst deformiert und dann zerstört. Dieses filmische Meisterstück ist vor allem – und deshalb weisen wir darauf hin – für jene bestimmt, die sich über die einem normalen Menschen unfaßbaren inneren Triebkräfte des nazischen Einzelmenschen unterrichten wollen.

HUMBOLDT-FEIER DER MEXIKANISCHEN WISSENSCHAFT

Alexander von Humboldt und seinen Hauptwerken zum Gedenken wurde von der mexikanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik am 18. Dezember, an welchem Tage sich das Erscheinen des „Kosmos" zum hundertsten Mal jährte, eine Festversammlung veranstaltet. Der ehrwürdige Saal der Gesellschaft sowie die Zahl und Auswahl der Redner gaben der Feier eine besondere Weihe. Im Präsidium saßen u. a. Dr. Wilhelm Freiherr von Humboldt-Dachröden, Urenkel Wilhelm von Humboldts, und Herr Carlos Linga. Unter den Teilnehmern befanden sich eine Reihe von Mitgliedern der Bewegung Freies Deutschland und des Heinrich-Heine-Klubs.

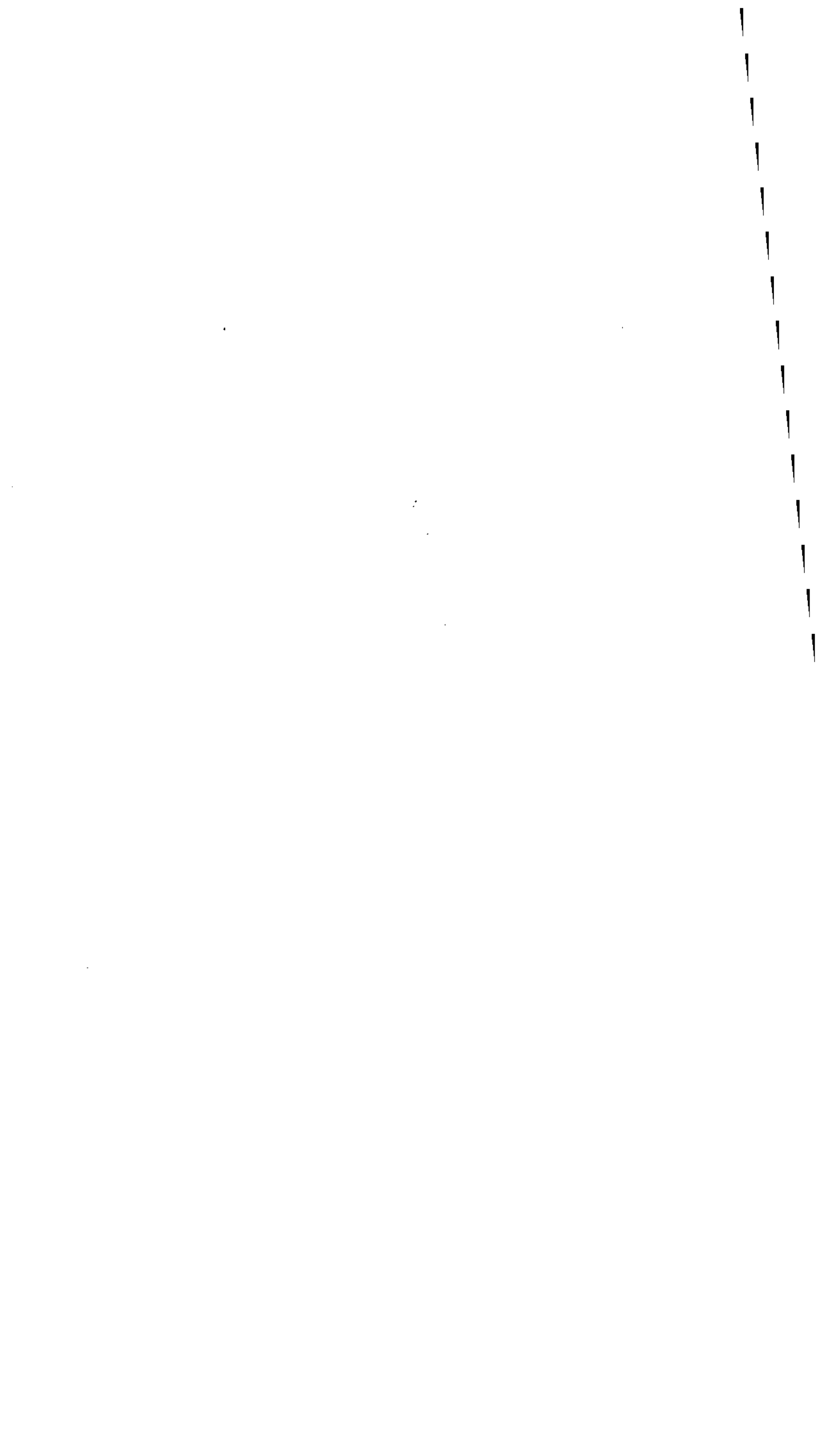
Es sprachen zehn Redner, jeder über ein anderes Themengebiet Humboldts. Dr. Jorge A. Vivó zeigte Humboldts Auffassungen über Geographie im Zusammenhang mit den Gedankengängen von Kant und Karl Ritter (1770–1859) auf, während Professor Alberto Marino Carreño in seinem Vortrag die humanistischen Ideale hervorhob, welche Humboldt, den gelehrten Todfeind allen Rassendünkels und aller Rassendiskriminierung, zeitlebens beseelten. Professor Dr. Friedrich K. G. Müllerried löste die Aufgabe, in einem Kurzvortrag zu erklären, was die Geologie dem Manne verdankt, der sich als Mineraloge, Vulkanist, Montanist, kurzum auf allen geologischen Gebieten entscheidende Verdienste erworben hat. Die anderen Referate bezogen sich auf die Leistungen Alexander von Humboldts in Kartographie, Astronomie und Demographie.

Gleichsam einen Zwischenfall bildete der Vortrag, den Professor Arturo Arnáiz y Freg unter dem Titel „Die mexikanischen Quellen des Politischen Versuches über das Königreich Neu-Spanien" hielt. Der Referent beschuldigte nämlich Humboldt, in dem Neu-Spanien-Buch viele wissenschaftliche Arbeiten mexikanischer Gelehrter zwar verwertet, ihre Werke aber nicht genannt zu haben.

(Wie sich unsere Leser erinnern werden, blieb die Zitierungsmethode Humboldts auch bei der deutschen, vom Hein-

rich-Heine-Klub veranstalteten Humboldt-Feier nicht unerwähnt. Dort wurde sie psychologisch zu erklären versucht. Unter anderem erregte die Art des Ausflugs, welcher Humboldt nach drei Reisejahren durch die Einsamkeit und die Wildnis schließlich in das Kulturland Neu-Spanien führte, seinen unterbewußten Wunsch, auch hier sozusagen als erster Entdekker und Erforscher aufzutreten.)

Übrigens rückten fast alle Redner, die nach Professor Arnáiz y Freg zu Worte kamen, von dessen gegen Humboldt erhobenen Vorwurf ab, Herr Carlos Linga vornehmlich mit dem Hinweis auf die am Anfang des vorigen Jahrhunderts üblich gewesenen Methoden der Quellenangabe und Polemik in Gelehrten-Publikationen. Die bei der Feier gehaltenen Referate werden im Bulletin der Geographisch-Statistischen Gesellschaft zum Abdruck gelangen, und es wird dann auf sie zurückzukommen sein.



RÜCKÜBERSETZUNGEN UND ÜBERSETZUNGEN

INFLATION IN DEUTSCHLAND

JARMILA VEVERKOVÁ CONTRA BALÁSSY ETELKA

Zwischen den einzelnen Nummern tanzte das Publikum, aber endlich war das erbärmliche Tingeltangelprogramm zu Ende. Es war elf, der Vortragssaal wurde mit drei viereckigen Pfeilern geschmückt, das heißt in einen „Boxing-Ring" umgewandelt, der Gong schepperte, ein Pferdehändler im Smoking kam und verkündete die Bedingungen des Boxkampfes. Und unter den Klängen des Gladiatorenmarsches betraten zwölf Mädchen in kurzen Röckchen und kurzen Socken im Gänsemarsch den Saal – sie erinnerten lebhaft an die „Parade" im Zirkus Gogo seligen Angedenkens. Die Mädchen hatten über dem weißen ärmellosen Sweater Schärpen in verschiedenen Farben, die sich bald als Landesfarben entpuppten. Denn der Pferdehändler im Smoking, der gleichzeitig Manager und Schiedsrichter war, rief vor dem Publikum jede Dame und ihre Volkszugehörigkeit aus, wie es vor größeren Schubtransporten und anderen Sportveranstaltungen üblich ist. Länder mit starker Währung hatten keine Vertreterinnen geschickt; dafür waren die zur Republik Deutschösterreich vereinigten Königtümer und Länder (Valutenfedergewicht) fast vollzählig vertreten, eine Wienerin mit der Parole „Indivisibiliter ac inseparabiliter" auf der Schärpe, eine Tschechoslowakin, wahrscheinlich vom Staatlichen Informationsdienst („Die Ohrfeige siegt"), eine schwarzhaarige Ungarin mit der Aufschrift „Extra Hungaram non est vita" (das „i" im Wort Hungariam war weggefallen), eine Oberösterreicherin, mehrere Reichsdeutsche, eine Salzburgerin, eine Bulgarin, eine (jüdische) Polin; die trugen jedoch vorläufig keine Wahlsprüche. Jede Boxkämpferin, die dem verehrten Sklavenmarkt vorgestellt wurde, trat drei Schritte vor und verbeugte sich ernst, wobei die Arme die Bewegungen von Athleten nachahmten und die Beine die von Ballerinen. Nur die Un-

garin mußte zweimal aufgerufen werden, erst dann machte sie unwillig eine knappe, unfreundliche Verbeugung. Denn sie stellte den berüchtigten „wilden Mann“ dar, der in keinem Faust- und Ringkämpfer-Ensemble fehlen darf.

Dann wurden drei Paare verlesen, die heute abend kämpfen sollten. Die übrigen entfernten sich im Tanzschritt – wir wollen nicht prüfen, wohin, aber es ist kaum anzunehmen, daß ihr Tagespensum mit dieser Verbeugung erschöpft war. Nun erschien im Ring das erste Paar; jede der beiden Damen brachte ihre Handschuhe selbst mit, es gab also keine Waffenverlosung, überhaupt mutete alles eher wie die Parodie eines ernsten Boxkampfes an. Die Schläge waren häufig lächerlich schwach und ungenau. Oft sah es so aus, als wollten sich zwei Schulmädchen kitzeln, und das komischste war, wenn nach jedem Gongschlag, der eine Pause verkündete, die Sekundantinnen den Ring betraten, um ihren Mandantinnen die den „Dutt“ schützende Haube zurechtzuziehen, die Haarlocken an den Schläfen glattzustreichen, die Schminke unter den Augen zu verreiben oder den Büstenhalter geradezurücken. Inzwischen schwangen jedoch die beiden anderen Sekundantinnen, augenscheinlich in dieser Beschäftigung versiert, die Handtücher, um den Kämpferinnen Luft zuzuwedeln. Als erste „kämpfte“ die Bayerin mit der Oberösterreicherin, die in der zweiten Runde einen tüchtigen Schlag in den Unterleib davontrug; die „angeknockte“ Maid wehrte sich noch zwei Runden ihrer Haut, aber nur ihr Geist war willig – in der vierten Runde kassierte sie einen Schlag in die Herzgegend, und das Linzer Mädchen lag atemringend am Boden und kam nicht wieder auf die Beine, während der Schiedsrichter bis zehn zählte. Sie konnte nur der herbeigeeilten Sekundantin zunikken: „Ihr Handtuch, Nachbarin!“ Dann trat die Berlinerin gegen die Salzburgerin an . . .

. . . aber Sie sind schon ungeduldig und möchten natürlich wissen, wie der Kampf zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn ausfiel. Also, meine lieben Leser, die Tschechoslowakei siegte, nur muß ich gleich hinzufügen, daß es leider kein fairer Kampf war. Unsere Landsmännin, Fräulein Jarmila Veverková, kann gottlob nichts dafür. Sie war blond und hatte ein

Stupsnäschen und einen direkten Schlag. Aber ihre bedeutend größere Gegnerin, Fräulein Balássy Etelka, benahm sich ungehörig wie ein Ungar in einer Operette und gesellschaftswidrig wie Mikóss in Witzen, und wann immer ihr die Veverková einen Schlag verpaßte, drohte ihr die Balássy mit der Faust, fing an zu schimpfen und zu schreien, wollte ihr einen Fußtritt geben oder griff sie von hinten an und schlug auf jenen Körperteil, der keineswegs als Schlachtfeld angesehen werden kann. Der Schiedsrichter, der mit gespieltem Ernst einzugreifen versuchte, erhielt einen langen Schlag gegen die Nase, das Publikum kreischte Beifall, worauf Fräulein Balássy dem Publikum die Zunge zeigte und sogar – aber lassen wir das! Dabei war sie der Tschechin körperlich überlegen, und in der fünften Runde schien es, als sollte sich Ungarn durch einen Handstreich der königlichen Würde für diesen Abend bemächtigen. Aber die Tschechoslowakei mobilisierte ihre Kräfte, und in der nächsten Runde lag die temperamentvolle Ungarin knockout geschlagen am Boden. Sic transit gloria jundi!

Das Programm war beendet. Das Publikum begann wieder zu tanzen, und Fräulein Jarmila Veverková setzte sich an die Bar. Ich begann sie zu interviewen, wie man Boxkämpferin werden könne. Nun, das sei so: Sie stamme aus Prag, ihr Vater sei Gastwirt in der Neklangasse. Sie wissen doch, wo die Neklangasse ist? Am Botič, dort, wo das Hotel Union ist... Na gut, also weiter! Vor etwa zwei Jahren sei sie einmal mit der Freundin auf den Schanzen bei der Villa Bělka spazierengegangen, und da seien sie plötzlich von fünf Nuseller Kerlen überfallen worden, sie hätten sich zwar gewehrt, aber das habe nichts genützt, na, und dann sei es so spät in der Nacht gewesen, daß sie sich nicht mehr nach Hause getraut habe, und da sei sie halt Kellnerin im „Cigale“ geworden, und dann habe sie ein Gast mit nach Wien genommen, und sie sei Kellnerin in Wien geworden, und dort sei der Herr Manager erschienen, habe sie ins Séparée eingeladen und sie überredet, am nächsten Tag zu ihm in die Wohnung zu kommen. Na, und so sei sie Vertreterin der Tschechoslowakei in internationalen Boxkämpfen geworden.

Also das war so: Vorige Woche wurden der Berliner Öffentlichkeit die zwei ersten Teile eines kolossalen Filmwerkes vorgeführt, das das Leben König Friedrichs II. darstellt. Dieser König, Freund Voltaires und Feind Maria Theresias, war es aber, der die militärische Vormachtstellung Preußens in Europa begründete und jenen Geist, den die Entente ablehnend als den „Potsdamer Geist" bezeichnet und den sie dem „Weimarer Geist" entgegenstellt. Die Alldeutschen erhoben daraufhin – vielleicht gerade aus diesem Grunde – den „großen Fritz" zu ihrem Heros, auf ihren Wahlaufrufen prangt stets sein Bild, und bei jeder Gelegenheit schreien sie: „So ein Kerl mit 'ner Krücke und 'nem Dreispitz würde uns schon aus der Patsche helfen!" Sie haben keine Ahnung davon, daß dieser König neben seinen militärischen Siegen und dem Paradeschritt der „langen Kerls" seiner Garde ein weit genialerer Mensch war, der den Geist bewunderte, gegen den die Alldeutschen zu Felde ziehen, dessen Lieblingsphilosophen der Franzose Descartes und die Juden Spinoza und Mendelssohn waren, der vieles am deutschen Charakter verabscheute, der nur französisch schrieb und der ein Dichter war, kurzum, daß er ein außergewöhnlicher Monarch war, den keine monarchistische Agitation mehr ins Leben zurückzurufen vermag. Sie haben keine Ahnung von jener Größe Friedrichs, die ihm in seiner Zeit die militärische Feindschaft, aber auch die Bewunderung ganz Europas eintrug.

Vielleicht wußten und ahnten es einige reiche Deutsche in Amerika und nahmen sich vor, der falschen Auffassung der Anhänger und der Gegner des „Potsdamer Geistes" von heute entgegenzutreten, und sie ließen Fritzens Leben in einem monumentalen Film darstellen. Zu diesem Zwecke schickten sie dem Besitzer einer Berliner Filmfabrik, einem in Berlin ansässigen Ungarn, ein paar Dollar – in deutscher Währung waren es zehn Millionen Mark. Man arbeitete ein Jahr, es wurden die bekanntesten Größen des Kinos engagiert, man drehte in Potsdam, beim Schloß Rheinsberg und in der Festung Küstrin, bis zehn Millionen futsch waren und der Film fertig. Seit vorigem

Montag werden nun im Ufa-Palast die ersten beiden Teile dem Publikum vorgeführt.

Die Alldeutschen jubeln. Wird der Exerzierplatz gezeigt, defilieren die preußischen Garden unter den Klängen des Dessauer Marsches, ja selbst bei der Krönung Friedrichs im Potsdamer Schloß – die ehemaligen Offiziere und die heutigen Couleurstudenten applaudieren, was das Zeug hält. Gegen Ende erscheint der König in einer Vision vor dem huldigenden Volke als Sieger des Siebenjährigen Krieges und als Überwinder Europas, und die Alldeutschen verlassen den Ufa-Palast mit den Worten: „So ein Kerl mit 'ner Krücke und 'nem Dreispitz würde uns schon aus der Patsche helfen!" Na gut. Aber, erinnern wir uns, hat das nicht ein Exportfilm sein sollen? Dazu kann man sagen, dem feindlichen Ausland konnte keine wirksamere Propaganda gegen das Preußentum und kein gehässigeres Argument gegen den Potsdamer Geist geliefert werden als dieser Filmstreifen.

Die beiden vorgeführten Teile behandeln das von Haß bestimmte Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne, dem nachmaligen König Friedrich II. Friedrich Wilhelm I. war der eigentliche Gründer jener Armee, die Friedrich II. zum Siege führte und Wilhelm II. ins Verderben und deren Auferstehung das alldeutsche Kinopublikum, wie es scheint, aus Herzensgrunde wünscht. Der Gründer der preußischen Armee erweist sich als ein ganz und gar widerwärtiger Tyrann, der sich in seinem „Rauchsalon" nur an den wüstesten und derbsten Scherzen ergötzt und seine (geradezu sexuelle) Freude hat am Exerzieren und besonders am Defilieren seiner ellenlangen Grenadiere. Der Gattin und Tochter gegenüber ist er niederträchtig, und am Sohn hat er ununterbrochen etwas auszusetzen und zu kritisieren. Der liest ihm allzuviel französische Bücher, liebt allzusehr die Musik, kleidet sich allzusehr nach der letzten Mode. Der Vater ohrfeigt und verhöhnt den Kronprinzen vor der Front. Einem braven, unschuldigen Mädchen, der Tochter des rechtschaffenen Potsdamer Schulmeisters, läßt er die Kleider vom Leibe reißen und es dann auspeitschen, einzig aus dem Grunde, weil die Kleine mit dem Prinzen musizierte, als der gerade Kasernenarrest hatte. Er

zwingt den Prinzen, der die englische Prinzessin gerne zur Frau gehabt hätte, auf brutale Art, die ungeliebte Tochter eines deutschen Fürsten zu ehelichen. Als Friedrich mit Wissen seines Freundes, des Leutnants Katte, vom väterlichen Hofe flüchten will, verurteilt der König die beiden zum Tode. Kattes Vater wirft sich dem König zu Füßen, doch Friedrich Wilhelm antwortet ihm:

„Es ist besser, daß unsere Söhne sterben, als daß aus der Welt die Gerechtigkeit verschwindet."

So wird der Vater geschildert. Geschieht das auch im Kontrast zum Sohne, so muß sich selbst der naivste Kinobesucher sagen: „Aha, auch der gehört zum Potsdamer Geist." Kommt der Sohn aber besser weg? Was soll das Kinopublikum von einem Kronprinzen halten, der nicht alle Hebel in Bewegung setzt, um seine unschuldige Mitmusikantin zu retten oder zu rächen, die seinetwegen Dirne gescholten und wie eine Dirne durchgepeitscht wird? Warum läßt er sich ohne Protest eine Frau als Gattin aufzwingen, die ihm völlig gleichgültig ist? Warum flirtet er bewußt mit der albernsten Hofdame und desavouiert öffentlich die Kronprinzessin? Aus dem Kerker in Küstrin muß Fritz auf Befehl des Vaters hin die Greuelszene mit ansehen, wie sein Freund Katte enthauptet wird – und gleich darauf versöhnt er sich mit seinem Vater. Selbst jene Politiker, die Deutschland gegenüber feindlich eingestellt sind und die den „Potsdamer Geist" als einen Spuk bezeichneten, wagten es nicht, ihn so gehässig darzustellen.

Ein Film für das Ausland? Ein Exportfilm? Es könnte der Verdacht aufkommen, daß der ungarische Filmproduzent in Berlin, der zugleich als Regisseur auftritt, seine deutsch-amerikanischen Brotgeber auf raffinierte Weise beschummelt hat. Er stellte einen Film her, der dem Vaterland schmeichelt, weil er ihm einen seiner großen Männer in Erinnerung bringt, und der dem Ausland Freude bereitet, weil er ihm zeigt, wie berechtigt die Vorwürfe dem Preußentum gegenüber sind. „Sieh an, das deutsche Heer", sagt sich der alldeutsche Kinobesucher, und der Besucher französischer Nationalität sagt sich dasselbe. Dem Filmproduzenten kann man diese zweideutige Tendenz gewiß nicht anlasten. Es ging ihm bestimmt auch

nicht darum, die Ausfuhr des Filmes durch die deutsche Zensur verbieten zu lassen. Aber ebensowenig ist der Film historisch getreu. Nur Geistlosigkeit schrieb dieses Drehbuch und fügte die Bilder ohne irgendeine Idee zusammen. Dadurch wurde erreicht, daß jeder Dummkopf Stoff für sein Vorurteil finden kann. Das merkt man unter anderem an den schwulstigen Untertiteln: Als zum Beispiel der historische Katte das Schafott betrat, bat ihn der Prinz um Verzeihung, und Katte antwortete schlicht und aufrichtig: „Il n'y a pas de quoi, mon prince!" (Keine Ursache, mein Prinz!) Im Film jedoch ruft Katte mit hohlem Pathos: „Und hätte ich tausend Leben, ich würde sie mit Freude und Begeisterung für Sie hergeben, Königliche Hoheit!"

Das ist gewiß kein Weimarer Geist. Aber ebensowenig ein Potsdamer Geist, auch nicht, wie ihn dessen Freunde verstehen. Es ist eine widersinnige, alberne Bilderfabrik, die auch die Kinopresse beherrscht, es ist der böse Geist der Filmbranche.

Und dem applaudieren die Alldeutschen.

HERRSCHER UND RÄUBER

Sie werden gewiß tiefbedrückt über die Nachricht sein, daß jene Personen, die uns so lieb und teuer waren, hier in Berlin weit weniger geschätzt werden. Die berühmten Mädchenmörder Karl und Hugo Schenk und Wenzel Schlossareck zum Beispiel wurden zu je hundert Mark verkauft, und der uns so teure Karl von Österreich wurde ebenfalls weit unter dem Wert veräußert, obwohl er eine noch relativ neue Marschalluniform mit hohen Orden und ebensolchen Stiefeln trug. Jawohl, liebe Freunde, Kaiser Karl samt Zubehör wurde für 420 Mark verhökert. Doch er kommt wenigstens in pietätvolle Hände: Fräulein Wanieck hat ihn erworben, die einst unter dem Namen „Valeska" im Nachtlokal Goldschmied in der Prager Gemsengasse angestellt war und sich dort der Besuche des damaligen Erzherzogs und Thronfolgers Karl Franz Josef von Brandeis erfreute. Obgleich beide seit jener Zeit eine große

Karriere gemacht haben – Fräulein Wanieck besitzt eine Weinstube in der Jägerstraße in Berlin, und auch der damalige Erzherzog hat mehrmals versucht, sich selbständig zu machen –, hat die Dame ihren Karl nicht vergessen und kaufte ihn für 420 Mark, um ihn in ihrem Schlafgemach aufstellen zu können. Es ist gewiß kein hoher Preis, wenn man bedenkt, daß für Kaiser Wilhelm II. 5000 Mark gezahlt wurden, für Hindenburg ebenfalls 5000, für Bismarck (der allerdings seine alte Uniform anhatte, die er während des Krieges von 1870/71, wie leicht nachzuweisen, fast täglich trug) und Mackensen je 3000 Mark und sogar für Ludendorff 2800 Mark.

Der geehrte Leser hat bestimmt schon erraten, daß ich über die Versteigerung von Wachsfiguren aus einem Panoptikum spreche. Jawohl, und zwar aus dem berühmten Castan-Panoptikum in der Friedrichstraße, das vor fünfzig Jahren gegründet wurde und sich eines regen Zulaufs erfreute. Einen besonderen Anblick bot der große Kaisersaal, in dem die gesamte Hohenzollerndynastie untergebracht war, angefangen vom Nürnberger Burggrafen Friedrich I., der 1371 nach dem Tode Jobsts von Mähren in Brandenburg die Kurfürstenwürde erlangte und später das Reichsheer gegen die Hussiten führte, bis zum derzeitigen gewesenen Kronprinzen Wilhelm. Dieser Kaisersaal gehörte zum Stolz Berlins, solange die Siegesallee im Tiergarten dem ehrsamen Panoptikum keine fühlbare Konkurrenz machte, denn sie zeigte dem P. T. Publikum ganz dieselben Persönlichkeiten in Marmor, von ebensolcher Ähnlichkeit und noch weit kitschiger, und – umsonst. Aber bei Castan blieb noch vieles andere und ohne Konkurrenz für die Augen des Publikums: fremde Potentaten von Franz Joseph bis zu Menelik aus Abessinien, Generäle, wie zum Beispiel der berühmte Kanimura, den wir zu seinen besten Zeiten kannten (Z Portartura jede fúra, sedí na ní Kanimura. A hned vařili čaj, čaj, čokoládu, černou kávu usw.), Staatsmänner, Päpste, die zusammengewachsenen Schwestern Blažek, von denen die eine bekanntlich in der Rubeškaklinik in Prag ein Kind zur Welt brachte, ohne daß ihre solide Schwester geahnt hatte, wie es dazu gekommen war. Auch Wachsdichter waren hier, regungslose Komponisten, erstarrte Schauspieler und viele Merkwür-

digkeiten, beglaubigte und unbeglaubigte, Gewehre aus allen Kriegen, Marie Antoinettes Schuh, die Kinderequipage des Sohnes von Napoleon I., Goethes Kielfeder, eine riesenhafte Kartoffel, Schädelabgüsse und ähnliches.

Aber das alles war noch gar nichts. Eine besondere Attraktion bildete die Schreckenskammer im dritten Stock. Dort standen die großen Verbrecher aller Zeiten friedlich nebeneinander, aus Wachs, in Lebensgröße. Charlotte Corday, die Marat ermordete, neben dem Hauptmann von Köpenick, Guiteau, der den nordamerikanischen Präsidenten Garfield ermordete, neben dem des Hochverrats verdächtigen Kapitän Dreyfus, die Räuber Eliáš und Píšťalka, die im Jahre 1877 an den böhmisch-schlesischen Grenzen erwischt und in Ratibor zum Tode verurteilt wurden, Robespierre und Danton (Revolutionäre werden doch immer unter Mörder eingereiht), Wiens Liebling, der Mörder Grasl, und der internationale Rinaldo Rinaldini, die Fesseln berühmter Gefangener, eine Guillotine, ein Pranger, ein Brechrad, eine Eiserne Jungfrau und ähnliche Folterwerkzeuge, Galgenstricke, Karbatschen, Henkersschwerter mit alten Sprüchen, Bastille- und Spielbergpläne sowie ein künstlicher Becher, den der österreichische Rittmeister Baron Friedrich Trenck in den Magdeburger Kasematten herstellte, während sein Oheim, der Pandurenobrist Franz Trenck, im Brünner Spielberg gefangen saß. Mehr als hundert Verbrechergestalten konnte man hier sehen, mehr als hundert Totenmasken Hingerichteter, Hunderte von Mord- und anderen Instrumenten der Mörder und von Andenken an die Großen der Kriminalgeschichte.

Das waren Denkmäler, aus denen die Jugend Lust zur Nachahmung und Belehrung hatte schöpfen können, bevor die modernen Detektivromane und die Kinos diese Rolle übernommen haben und die Schreckenskammer in Castans Panoptikum überflüssig machten, genauso wie die Siegesallee den Kaisersaal der Hohenzollern überflüssig machte.

So ließ der Andrang des Publikums ins Panoptikum nach, und Castans Erben haben sich nun entschlossen, das Unternehmen aufzulösen und die Räumlichkeiten an die Bank Beneckendorff zu vermieten. Vom 15. März an wird der Verwal-

tungsrat im einstigen Kaisersaal über Machterweiterung durch Ankauf neuer Betriebe entscheiden, und in der Verbrecherkammer werden nun Börsenmanöver ersonnen. *So* ändern sich die Zeiten! Vorige Woche wurden alle Sehenswürdigkeiten versteigert. Der Auktionator rief aus: „Ein Paar große Fesseln des Raubmörders Sternickel. Wer hat noch keine? Kaufen Sie, solange noch welche zu haben sind!" oder: „Eine Eiserne Jungfrau. Garantiert Originalverschluß!" oder: „Ein Gurt zum Ausstechen beider Augen, sehr praktisch! Fünfzig Mark zum ersten, zum zweiten und – bietet niemand mehr? – zum dritten!"

Kaiser Wilhelm II. kaufte ein Amerikaner für 10 Dollar, Kurfürst Friedrich I. mit Hermelin, Baldachin, Seidenthron und Zepter wurde für den doppelten Preis veräußert, das heißt für 10000 Mark, für Napoleon wurden 2100 Mark eingenommen, ein Preis, für den der erste Präsident der deutschen Republik samt seinem ersten Ministerpräsidenten Scheidemann abgegeben wurden. Für Poincaré zahlte man 1050 Mark, für Wilson 650, für Kerenski 120, für Reichskanzler Bethmann Hollweg 80 und für den Hauptmann von Köpenick 1500 Mark. Die Verbrecherwerkzeuge wurden zum größten Teil vom Berliner Kriminalmuseum erworben, die interessantesten Figuren von den Inhabern verschiedener Wanderpanoptiken und die unzeitgemäßen Figuren von Altwarenhändlern.

Den höchsten Preis erreichte die Wachsfigur Anselm Rothschilds, des Gründers der Rothschilddynastie: 11000 Mark. Das Bankhaus Rothschild hatte sich nämlich entschlossen, den Gründer ihres Hauses zu erwerben, sei es, um ihn von dem entehrenden Schicksal zu retten, in irgendeiner Jahrmarktbude zur Schau gestellt zu werden, sei es, um sich den Besitz des Wachsdenkmals zu sichern. Die Entscheidung des Bankhauses wurde rasch ruchbar, und so beschlossen die Besitzer von Castans Panoptikum, den Preis hinaufzusteigern. Der Preis stieg von 2000 auf 11000 Mark, und auf dieser Höhe blieb die Figur – den bisherigen Besitzern. Was sollten sie nun aber mit dem alten Juden anfangen? Schließlich boten ihnen die Vertreter des Bankhauses Rothschild 4500 Mark (500 Mark weniger, als ein ärmerer Potentat kostete!), und Castans Erben waren froh,

daß sie ihn los wurden. In diesem Augenblick schien es, als huschte über Anselm Rothschilds Wachsgesicht ein leises Grinsen.

THEATER OHNE DRAMA

Das ist die letzte Neuigkeit: Theater ohne Drama, Kino ohne Leinwand, Oper ohne Musik. Insgesamt heißt es „neue Raumaufteilung und beschleunigter Szenenwechsel, eine Erfindung Karl Meinhards und Rudolf Bernauers", und es wird allabendlich im Theater in der Königgrätzer Straße vor überfülltem Zuschauerraum aufgeführt.

Das Drama heißt – nein, es ist überhaupt kein Drama, es ist die Novelle „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" des alten E. T. A. Hoffmann, vielleicht ein wenig bearbeitet, aber nicht im geringsten dramatisiert. Der Kapellmeister Kreisler, ein überspannter, nervenüberreizter Herr, erzählt seinem Freund seine dreieinige Liebesgeschichte mit allen Träumen und Einfällen seiner musikalischen Begabung – und alles, was er erzählt, erscheint zugleich als Handlung auf der Szene einer der vierzehn Bühnen, in die die große Bühne in waagerechter und senkrechter Richtung aufgeteilt ist. Durch besondere Lichteffekte werden die übrigen dreizehn Bühnen abgedunkelt, sobald die vierzehnte erhellt wird, und mit Hilfe von Aufzügen und einer Draisine erscheint der alte Kreisler, der links unten gerade erst angefangen hat, die entsprechende Episode seiner Liebesgeschichten zu erzählen, im selben Augenblick auf der Bühne rechts oben als handelnde Person, verjüngt, mit einer neuen Perücke und lebhafter geschminktem Gesicht. Die Episode kommt zum Schluß, die Mutter der geliebten Julia weist dem jungen Musikanten Kreisler die Tür, aber noch hat sich diese hinter ihm nicht geschlossen, schon sitzt der Darsteller des Kapellmeisters wieder unten, ein müder, alter, durch die Erinnerungen entkräfteter Mann, und erzählt weiter. Auf den vierzehn Neben- und Seitenbühnen und auf der großen Hauptbühne sehen und hören Sie nicht nur die Geschichten Kreislers, sondern auch die bizarresten Phantasiegestalten seiner Träume oder wie er in Gedanken mit seinem

Taktstock dem Intendanten und anderen Hofschranzen die Köpfe abschlägt, und das Publikum amüsiert sich, wenn es die Köpfe dieser widerwärtigen Burschen Luftsprünge zwischen die Kulissen machen sieht. Dem schlafenden jungen Musikanten erscheint eine Nixe und singt ihm ein Opernmotiv vor – im Nu sehen Sie den jungen Musikanten und die Nixe Undine mit einem stattlichen Elfengeleit. Die bühnenmäßig eingerichtete Erzählung bringt auch die schwarzen Messen des geheimnisvollen Mönchs und die Wohnung des Blaubarts mit dem Schrank, in dem er die Schädel seiner ermordeten Geliebten versteckt. Es wird die Theateraufführung von „Don Giovanni" gezeigt, bei der die Donna Anna in die Loge hinaufgezaubert wird, während der Logenbesucher auf unerhört mystische Weise auf die Bühne hinabgleitet.

Zweiundvierzigmal, sage und schreibe zweiundvierzigmal, wechselt auf den vierzehn Bühnen die Szenerie in einer Vorstellung, das Mobiliar und die Kulissenstützen bestehen aus Gummi, und die Bühnenarbeiter sind in schwarze Dominos gekleidet, tragen schwarze Handschuhe und schwarze Masken mit einem Schleier vor den Augen, so daß sie die ganze Vorstellung hindurch ihre Arbeit, die einen wesentlichen Bestandteil dieser neuen Kunst bildet, unsichtbar und unhörbar verrichten können.

Bisher gab es solche Visionen nur in der Oper, und dort waren sie durch die Verwendung musikalischer Leitmotive und Reminiszenzen notwendig und zweckmäßig, wie zum Beispiel in „Dalibor" oder in „Libussa". Hier jedoch handelt es sich um keine Oper, hier sind Motive nicht Motive. Diese „Neuartigkeit in der Raumaufteilung und im beschleunigten Szenenwechsel", die eine Kleinigkeit – viereinhalb Millionen Mark und nahezu ein Jahr Vorbereitungen – kostete, hat ihren Ursprung nicht in der Oper, sondern im Kino, wo Vision auf Vision folgt, wo sich die Grafentochter des Hausmeistersohnes erinnert, der sie vor zwanzig Jahren aus dem Schloßteich rettete. Es soll dem Kino Konkurrenz gemacht, es soll übertrumpft werden. Bitte, kommen Sie herein, hier sehen Sie ein Superkino, kein Trug, weder Photographie noch Leinwand, hier treten echte und lebendige Kinoschauspieler auf, sie spre-

chen und sind koloriert. Sie brauchen nicht mehr die Texte zu buchstabieren, meine Herren, und wenn die schöne Schloßherrin dem treu um ihre Hand anhaltenden Amateurdetektiv auf seine Frage mit einem Kopfnicken antwortet, so brauchen Sie sich nun nicht mehr hinzuzudenken, daß sie jetzt „ja" sagt. Wird bei uns erwähnt, „Kreisler sitzt zu Hause und spielt Klavier", so sehen und hören Sie ihn, wie er Klavier spielt! Bitte hereinspaziert, meine Herren, bei uns brauchen Sie nicht mal soviel Phantasie wie im Kino.

Diese Woche waren die Vertreter dreier amerikanischer Theater bereits hier in Berlin, um sich den neuen Bühnenmechanismus anzusehen und die Patente zu kaufen. Sie versprechen sich davon eine Umwälzung des Theaterwesens. Theater ohne Drama. Die Zukunft ist klar: In der Smíchover Arena wird Sonntag nachmittag die Bibel aufgeführt, bei Pištěk die „Göttliche Komödie", in der Roten Sieben die „Großmutter", im Weinberger Theater „Orbis pictus" und in der Urania die „Odyssee". Die Chantants werden Casanovas Erinnerungen spielen, und Kvapil bereitet einen Balzac-Zyklus vor. Für den Anfang die „Verlorenen Illusionen".

SITTENLOSIGKEIT IN DER WESTE

Vorigen Montag erschienen plötzlich in etwa hundert Berliner Juwelierläden Detektive der Sicherheitspolizei und ließen sich sämtliche Tabakdosen und Zigarettenetuis zeigen. Davon wählten sie 2700 goldene und silberne aus, stellten vorschriftsgemäße Quittungen aus und zogen mit ihrer Beute ab. Es handelte sich um eine Konfiskation. Auf den beschlagnahmten Dosen waren unzüchtige Abbildungen, Schweinereien von Rubens, Verocchio, Veronese und Botticelli. Es handelte sich um Darstellungen höchst unanständiger Szenen von Leda mit dem Schwan, von Pan und den Nymphen, von Susanne im Bade und ähnlichen Sachen, die schon längst zur Konfiskation der Bibel, der Mythologie und der gesamten Kunstgeschichte hätten führen müssen, wenn sich alles nach der Berliner Polizei richten würde.

Die Juweliere protestierten gereizt gegen die Beschlagnahme und erklärten, es handele sich um weltbekannte Kunstwerke, die tausendmal anstandslos in Katalogen, auf Ansichtskarten, in Büchern und auf Abbildungen reproduziert worden seien. Aber die Berliner Polizei ist keine Tabakdose, man kann sie nicht zuklappen und in die Tasche stecken. Sie antwortete sofort: Es sei nicht wahr, daß Kunstwerke eingezogen worden seien. Hie und da seien auf den Deckeln zwar Sujets berühmter Gemälde, das stimme, aber die Reproduktionen seien so schlecht, so unkünstlerisch und die erotischen Details seien so augenfällig herausgearbeitet, daß von einem Kunstwerk überhaupt keine Rede sein könne. Die übrigen Abbildungen aber gingen überhaupt nicht auf berühmte Gemälde zurück, sondern stellten lediglich vollbusige Mädchen dar, Balletteusen mit übereinandergeschlagenen Beinen und noch andere Sachen, dazu angetan, das Schamgefühl gröblich zu verletzen.

Jetzt wissen wir wirklich nicht, wem wir recht geben sollen. Als wir den Protest der Schmuckhändler lasen, mußten wir uns sagen: Was sollen Kunstwerke, was sollen wirklich schöne Kunstwerke in der Westentasche eines Lebemannes? Hat sich Jupiter in einen Schwan verwandelt, führte Pan die Nymphen in Versuchung, damit irgendein junger Mann von 1922 seine Stimmung heben kann, indem er in die Tasche greift nach den Abbildungen dieser Szenen? Schufen Veronese, Verrocchio und Rubens ihre Werke, damit sie zum Deckmantel von Manoli-Zigaretten würden? Recht so, daß konfisziert wird. Aber jetzt kommt die Polizei mit ihrer Erklärung: Die Abbildungen hätten mit Kunst nichts zu schaffen. Oh, das ist etwas anderes! Nun müssen wir gerecht sein und sagen, daß die Polizei unrecht hat. Verletzen die Zigarettenetuis den guten Geschmack, so passen sie eben genau zu dem, der sie kauft, und kein Polizist hat das Recht, sie dem Käufer aus der Tasche zu ziehen, der sie bezahlt hat, oder sie zu beschlagnahmen, wenn sie noch unbezahlt und ungekauft im Juwelierladen liegen.

Ob so oder so, es ist wirklich sehr komisch, wenn man die Bekämpfung der Berliner Sittenlosigkeit bei intimen Gegenständen beginnt, die in der Tasche getragen werden, während an den Litfaßsäulen, in Zeitungen, in Vergnügungslokalen und

auch anderswo im Berliner Leben ganz andere Sachen zu sehen sind. Auf riesigen Plakaten teilt das Intime Theater mit, das frivole Lustspiel „Marietta, lauf doch nicht immerzu nackt herum“ werde verlängert, die Berliner Nachtblätter (gegen die unser verklungenes „Echo Prahy“ geradezu ein Kirchenblatt war, etwa wie „Sv. Vojtěch“) bringen jeden Tag genaue Berichte mit vollem Namen, wer aus der Gesellschaft des Berliner Westens und aus der Operetten- und Filmwelt in der letzten Woche mit wem ein Verhältnis angeknüpft hat, welcher bekannte Herr mit welcher bekannten Dame im Séparée eines Nachtlokals verschwunden ist, in den Kabaretts wird fast nichts anderes gespielt als die Intermezzi aus Schnitzlers „Reigen“, in der Zeitschrift „Die Freundschaft“ wird in vierundzwanzig Inseratspalten mitgeteilt, welcher hübsche neunzehnjährige Bursche einen wohlhabenden Freund gleicher Veranlagung sucht und in welchem Lokal der fesche Rudi seine Verehrer jetzt als Kellner bedient.

Das Liebesleben war wohl in Berlin nie allzu poetisch, doch in den letzten Wochen, da die Teuerung sprunghaft gestiegen ist, zeigt sich in ihm eine derartige Sachlichkeit, eine derartige kaufmännische Gründlichkeit, wie Sie sich das kaum vorstellen können. Gewiß, mit Flirts, Ballgesprächen und Komplimenten kann man weder die Unterwäsche noch die Florstrümpfe bezahlen. „Wo sind so schöne Augen zu kaufen wie die Ihrigen, liebes Fräulein“, wagte ich, schüchtern und altmodisch, eine Verkäuferin in einem Geschäft zu fragen. Sie antwortete weniger schüchtern und etwas weniger altmodisch mit einer Gegenfrage: „In welcher Währung zahlen Sie, mein Herr?“

So machen es die Berliner Mädchen. Es sind keine Nymphen, die sich vom ersten besten Pan in Versuchung führen lassen. Sie nehmen dich, und wärest du die häßlichste Karikatur irgendeines klassischen Gemäldes. Sie prüfen nur deinen Geldgehalt und stecken dich in die Tasche. Als wärest du eine Tabakdose. Und die Berliner Polizei kann nichts dagegen tun.

TEUERES BEDÜRFNIS

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung gab es diese Woche eine Debatte, die in dieser Form zu monarchistischen Zeiten nie möglich gewesen wäre. Kaiser Vespasian hätte beispielsweise mit dem schlichten Wort „non olet" allen Einwänden ein Ende bereitet, und alle Gymnasiasten müßten noch nach zweitausend Jahren diese zwei Wörter als Ausfluß der kaiserlichen Weisheit lernen, mit denen dekretiert wurde, daß etwas nicht stinkt. Der Berliner Stadtrat ist in dieser ästhetischen Erkenntnis nicht so einig, man spricht dort nicht lateinisch, man spricht dort auch nicht in so knappen Worten, und so kam es zu der Debatte.

Es ging um ... Nun, an vielen Straßenecken und Plätzen stehen solche kleinen Häuschen, die in Berlin rund sind und die man hier Rotunden nennt. Diese Häuschen gehören der Stadt, und der Stadtrat mußte im vorigen Jahr für ihren Unterhalt 5700000 Mark ausgeben, wohingegen die Einnahmen lediglich anderthalb Millionen Mark betrugen. Doch nicht genug damit. Die Kosten für Reinigungsmittel und Reparaturen und die Lohnansprüche des Bedienungspersonals steigen so sehr, daß – wie der Budgetberichterstatter betonte – im nächsten Jahr die Unterhaltskosten um weitere fünf Millionen anwachsen werden und, sollte die Entwertung der Mark fortschreiten, noch mehr. Oder man wird die Häuschen schließen müssen, wie es bereits im Berliner Vorort Wilmersdorf geschehen ist. Die Stadt Berlin muß für jeden Besucher eines solchen Häuschens nicht weniger als drei Mark zuzahlen. Das ist ein unhaltbarer Zustand. Der Berichterstatter schlug deshalb vor, das Eintrittsgeld auf sechs beziehungsweise auf drei Mark zu erhöhen und die Wände für Reklame zu vermieten.

Der Antrag, das Eintrittsgeld zu erhöhen, beschwor einen Sturm herauf, wie ihn das Rathaus in der Königstraße schon lange nicht mehr erlebt hat. Die Sprecherin der Deutschen Volkspartei, Frau Klara Reitzenstein, betonte nicht zu Unrecht, dieser Antrag bedeute, daß Frauen mehr belastet würden als Männer; die Männer verdienten mehr und die ganze Welt stehe ihnen offen, und obendrein hätten sie solche Vor-

teile, daß sie für viele Kleinigkeiten nichts zu zahlen brauchten, während jede Frau Unsummen ausgeben müsse, wenn sie sich außerhalb des Hauses vor einem Spiegel die Frisur ordnen, den Hut richtig aufsetzen oder etwas anderes an ihrer Toilette verbessern möchte. Gewiß sehe ich ein, sagte Frau Reitzenstein, daß es untragbar ist, für jeden Besuch der Rotunde drei Mark aus öffentlichen Mitteln zuzuzahlen, denn sonst könnte eine revolutionäre Partei es ihren Mitgliedern zur Pflicht machen, möglichst oft die Rotunden zu benutzen, um den Bankrott Berlins und die soziale Revolution herbeizuführen. (Zwischenrufe von rechts: Sehr gut! Weg mit den Juden!) Aber es ist auch zu bedenken, daß nicht nur der Kursverfall der Mark die Preise so entsetzlich ansteigen läßt, sondern auch die durch diesen Kursverfall hervorgerufene Überflutung Deutschlands durch Ausländer, die alles aufkaufen ... (Zwischenruf: Sie kommen überhaupt nur her, um die Rotunden zu benutzen!) Frau Reitzenstein fährt fort: Wenn ich auch nicht so weit gehen will, zu behaupten, daß die Ausländer deshalb herkommen, so benutzen sie doch unsere Verkehrsmittel und Einrichtungen, um uns arm zu machen. Warum sollen wir ihnen das erleichtern? (Zwischenruf: Weg mit den Erleichterungen!) Ich sehe keinen Grund, warum man für Ausländer nicht die Tarife erhöhen sollte, während für die Berliner Bevölkerung das Fahrgeld und die Gebühren wie bisher bleiben könnten. (Sozialistischer Zwischenruf: Allerdings gegen den Ausweis der Deutschen Volkspartei!) Frau Reitzenstein an die Sozialdemokraten: Sie ziehen natürlich immer an einem Strang mit den Feinden! (Zwischenruf: Aber je nach Bedarf.) Die Rednerin gab zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, der gesunde Instinkt des deutschen Volkes würde den richtigen Ausweg aus der gegenwärtigen Krise finden und jede unbesonnene Bewegung auch weiterhin unterdrücken. (Zwischenrufe „Heil“ und Beifall.)

Der Stadtverordnete Dr. Friedenthal (ein unabhängiger Sozialist) sprach sich gegen die völlige Abschaffung der Gebühren und für die Abschaffung der Klassenunterschiede aus. Er stellte in dieser Richtung einen Dringlichkeitsantrag, dessen Dringlichkeit jedoch mit Stimmenmehrheit abgelehnt wurde.

Nach dem Schlußwort des Stadtrates Dr. Karding wurde beschlossen, die ganze Sache in die Hände eines Privatunternehmers zu legen, der die Unterhaltskosten durch Reklame an den Außen- und Innenwänden decken könnte. Ein Nachtragsantrag der Linken, das maximale Eintrittsgeld festzulegen, wurde abgelehnt, worauf die Linke den Verhandlungssaal verließ. Aus ihren Reihen war der völlig richtige Zwischenruf zu hören: „Wer kein Millionär ist, wird sich bald nicht den geringsten Genuß mehr leisten können."

BILLIGER TATORT

Rote Plakate über Mordtaten, die die Kriminalpolizei an den Berliner Straßenecken ankleben läßt, erinnern mich an die Plakate des Panoramas bei uns zu Hause: Jeden Tag ein anderes Land. Wirklich, die Berliner Morde sind so exotisch wie nur möglich, und am Tatbestand kann man sowohl Geographie als auch Ethnographie studieren.

Neulich wurden beispielsweise ein Feind der Engländer, der Inder Sahir Ahib, in einem Park des Berliner Nordwestens, und der Großwesir Talaat Pascha, der Vorsitzende des jungtürkischen Ausschusses, in einem westlichen Viertel Berlins auf kleinasiatische Anstiftung hin ermordet. Dann wurden die Mörder des spanischen Ministerpräsidenten Dato hier verhaftet und an Spanien ausgeliefert. Kaum eine Woche später unternahmen zwei russische Monarchisten im Saale der Philharmonie einen Attentatsversuch auf Miljukow und erschossen dabei den Chefredakteur einer Zeitschrift, Rul Nabakow. In den letzten Tagen verhaftete die Berliner Polizei den Goldarbeiter Francesco Ghezzi, den Führer der anarchosyndikalistischen Bewegung in Norditalien, weil er unter dem Verdacht steht, gemeinsam mit Enrico Boldini, der hier ebenfalls verhaftet wurde, im Frühjahr ein Bombenattentat in Mailand verübt zu haben. Außerdem wird nach den Männern gefahndet, die vor acht Tagen mit amerikanischen Waffen den armenischen Generalgouverneur Dshemal Azmi Bei und den Universitätsprofessor Dr. Behaeddin Shakir Bei ermordeten, als die beiden

Herren in der Nacht ihre Wohnung in der Uhlandstraße aufsuchen wollten. Die armenischen Studenten Berberian, Ananow, Havnanien und die übrigen verhafteten Armenier und Perser wiesen ihr Alibi nach und erklärten, sie hätten keinen Grund zur Blutrache und seien nicht einmal politische Gegner der Ermordeten.

Der Schlosserlehrling, der an einer Straßenecke das Plakat über einen Mord studierte, hatte recht, als er zu mir sagte: „Das kann nur Karl May herauskriegen." Jawohl, er hat recht. Das ist keine Angelegenheit für einen Sherlock Holmes, das sind keine Fälle mit Geheimfächern, keine Verstecke eines Detektivs im Fahrstuhl, keine einer Erbschaft nachjagenden Verwandten oder großstädtische Verbrecherorganisationen, das alles sind erste Kapitel aus Romanen Karl Mays. Jetzt sollte Karl May seinen Burnus überwerfen, den Turban binden, den Handschar einstecken und in den Orientexpreß einsteigen, um als Kara ben Nemsi in den Schluchten des Balkans oder im Lande des Mahdi oder im Reiche des silbernen Löwen die Mörder zu entdecken und im Kampfe mit ihnen zu siegen. Dr. Watson, Sherlock Holmes' kluger Helfer, würde ihm nichts nützen. Karl May braucht nur seinen treuen Diener mit dem schlichten Namen, seinen Hadschi Halef Omar ben Abul Abbas Ibn Hadschi Davud al Gossar, und seinen arabischen Hengst Rih.

Aber Kara ben Nemsi und Hadschi Halef Omar sind tot. Und würden sie leben, die Mörder könnten zu Hause ruhig schlafen. Den Orientexpreß kann man mit deutscher Valuta überhaupt nicht mehr bezahlen, der Handschar und die Henry-Büchse müßten der Abrüstungskommission abgegeben werden, und der edle Rih wäre wahrscheinlich während des Krieges als Munitionsträger krepiert oder würde jetzt im Frieden auf dem Schlachthof enden. Ohne Pässe, Visa und Aufenthaltsbewilligungen könnte heutzutage auch ein Old Shatterhand nicht von den Komantschen zu den Apachen reisen und im eigenen Zelt schlafen. Solche abenteuerlichen Reisen können sich gegenwärtig nur Schieber und Mörder leisten. Und Mörder eigentlich nur in Ländern mit schlechter Valuta. Deutschland ist heute der billigste Tatort. Nabakows Mörder

erklärte bei seinem Verhör seelenruhig, er beabsichtigte ursprünglich nach Prag zu fahren, um Miljukow dort umzubringen. Es wäre auch näher gewesen, von München nach Prag zu reisen, aber der Aufenthalt in Prag hätte zuviel Geld gekostet. So kamen die Prager wegen ihrer hohen Valuta um einen schönen Kriminalfall, was Herrn Dr. Rašín bei seiner Polemik mit Keynes wohl sehr befremden wird.

DAS BEDÜRFNIS, „HURRA" ZU RUFEN

Am Bahnhof Zoologischer Garten in Berlin stand vorigen Sonntag eine Kompanie Soldaten, und mit ihr erwartete eine tausendköpfige Menschenmenge, die den Bahnsteig und die angrenzende Brücke über die Hardenbergstraße füllte, die Ankunft des fremden Gastes. Als der Signalmast um fünf Uhr die Einfahrt des Zuges ankündigte, bebte alles vor Erregung, und ein mächtiges Gedränge und Gestoße hob an. Die Lokomotive pustete gemächlich in den Bahnhof, eine heilige Stille breitete sich aus, die Häupter entblößten sich, und dann erst entlud sich die Spannung in einem gewaltigen, jubelnden, nicht enden wollenden „Hurra", als der erwartete Gast in der Tür seines Waggons erschien.

Die Kompanie war allerdings keine Ehrenkompanie, wie einst beim Empfang von Fürsten üblich, sondern es handelte sich um die Berliner Militärsicherheitspolizei „Sipo", und es war auch kein Potentaten-Sonderzug angekommen, sondern der regelmäßige Expreßzug aus Hamburg, und bei dem mit Spannung erwarteten Gast handelte es sich weder um den regierenden Fürsten von Reuß-Schleiz-Greiz noch um den Kronprinzen eines Negerstammes aus Anamu, sondern es war – der Boxweltmeister Jack Dempsey.

Unter den Tausenden, die ihn mit einem donnernden Hurra begrüßten, befanden sich vielleicht einige hundert Boxer und Boxsportfreunde. Die Boxer erkennen Sie sofort, sie sehen einander alle ein wenig ähnlich. Nicht etwa in der Gestalt, denn sie sind eher schlank und unauffällig und haben nicht die Umrisse eines gleichschenkeligen Dreiecks und strotzende

Körperformen, durch die sich beispielsweise die Ringkämpfer auszeichnen. Aber die Nase ist meist platt, als wollte sie sich vor dem „Schwinger“ in die Nasenhöhle verstecken, und das Kinn ist breit, hat unten nicht so eine gefährliche Spitze, die der Gegner nur zu berühren braucht, um den Kampf zu seinem Vorteil zu entscheiden. Eine platte Nase und ein breites Kinn bringt ein guter Boxer bereits von Natur aus mit in den Ring, aber die sonstigen Merkmale, durch die er sich von den übrigen Erdbewohnern unterscheidet, bekommt er erst während seiner sportlichen Tätigkeit: ein Gesicht, das von der übertrieben energischen Massage durch den Gegner rot wie das eines Weinliebhabers zu sein scheint, ein verstümmeltes linkes Ohr, das von den zerschmetterten Adern des Ohrläppchens herrührt, und eingeschlagene Vorderzähne.

Die Boxsportfreunde erkannten Sie ebenfalls leicht. Sie trugen zumeist kurze Hosen, viele sogar einen Rock. Die Jungen gelangten ohne Karte auf den Bahnsteig – so was hat Berlin noch nicht erlebt –, die Damen hoben die erwähnten Röcke hoch über die Knie und krochen auf die Gepäckkarren, Kandelaber und Waggondächer. Als sie Dempsey erblickten, wurden sie kreidebleich, riefen „hallo, Jack“ und „hurra“, und die Glücklichen, die vom Gedränge bis zu ihm hin geschoben wurden, griffen nach seinem Gesicht, seinen Oberschenkeln usw., um sich zu überzeugen, wie „hart“ er sei.

Dempsey war sehr verlegen, lächelte verängstigt, benahm sich linkisch, wie er sich im Kampfe mit Carpentier nicht benehmen dürfte. Die Situation wurde immer brenzliger. Die Sipos schlugen auf die Menschenmenge ein, der Ausschuß des Verbandes Deutscher Faustkämpfer versuchte dem Weltmeister den Weg zu bahnen, aber es half nichts. Jack Dempsey wäre gewiß knockout, ja vielleicht gar totgeschlagen worden, wäre es ihm nicht gelungen, zum Gepäckaufzug hinzustolpern, den der geistesgegenwärtige Fahrstuhlführer im selben Augenblick in Gang setzte. So versank Jack the Great vor unser aller Augen in die Tiefe . . . Die Dame, die zufälligerweise auf der Aufzugsplattform stand, versank glückselig mit ihm. Sie fiel ihm um den Hals, und er konnte sich nicht wehren.

Es war aufregend und sehr schön. Wenn sich die Tagesblätter über die einem Faustkämpfer erwiesenen Ehrenbezeigungen lustig machen, so haben sie unrecht. Es ist entschieden besser, jemanden jubelnd zu empfangen, der der Erste ist in seinem Fach und der es – wortwörtlich – aus eigener Kraft so weit gebracht hat, als einen gekrönten Hohlkopf oder einen schnauzbärtigen Mörder mit Generalsstreifen zu begrüßen. Das Volk will sein Recht haben, „hurra" zu rufen, und „hurra, Dempsey" riefen auch viele, die noch nie einen Boxkampf gesehen hatten. Sie sind sympathischer als jene Dame mit dem Zwicker, die ihrem Ärger über den stürmischen Empfang mit folgenden Worten Luft machte:

„So ein Lärm! Rabindranath Tagore hat man nicht so stürmisch empfangen!"

GRABBES NAPOLEON

Berlin, am 8. Mai

In letzter Zeit – die Saison neigt sich bedenklich dem Ende zu – faßte Leopold Jeßner den Entschluß, die Erwartungen zu erfüllen, und vollbrachte eine große Regietat: Er inszenierte Grabbes Napoleon-Drama „Die hundert Tage", das nahezu hundert Jahre als ein unaufführbares und mangelhaftes Buchdrama galt. Ein Drama von dreizehn gewaltigen Bildern, mit sechzig Solorollen und mit atemberaubenden Massen-, Revolutions- und Schlachtenszenen. Jeßner gab dem Berliner Theaterleben einen ordentlichen Stoß, das sich in diesem Jahr als blutarm und bar jeglicher Literatur präsentierte. Er entledigte sich damit einer späten Pflicht gegenüber Christian Dietrich Grabbe, der im Jahre 1830 über sein Napoleon-Drama schrieb: „Als Drama, der Form nach, habe ich mich nach nichts geniert. Die jetzige Bühne verdient's nicht . . ."

Nein, was die Form betrifft, so hat er sich wirklich nach nichts geniert, dieser bettelarme und ewig betrunkene „Geniekerl von Detmold". Er zerriß die alten traditionellen Akt- und Szenen-, Schauspieler- und Partner-, Helden- und Episodenregeln, schrieb die Dithyrambe auf Napoleon in wilden Epigram-

men und verrückten Gesprächen und wollte in dunklen, leidenschaftlich bewegten Massenszenen seine Zeit auf die Bühne der Zukunft stellen. In Napoleon, dessen Zeitgenosse er war, sah er keinen Emporkömmling, keinen Feind Deutschlands, keinen beutegierigen Eroberer, für den ihn der preußische König und das preußische Volk, der Wiener Kongreß und ganz Europa erklärt hatten, er sah in ihm nicht den tausendfachen Soldatenmörder, als den ihn die Mütter verflucht hatten. Grabbe sah in ihm vielmehr den Vollender der Revolution, den Henker der bourbonischen und der gesamten übrigen veralteten königlichen Legitimität, er sah in ihm den Streiter gegen die Gier der Fürsten nach Gebietseroberung, für ein Weltreich des Friedens.

Es verlangte ein gut Teil Genialität, um dergleichen in Deutschland vor hundert Jahren herauszuspüren, und es erforderte Mut, so etwas vor hundert Jahren in Deutschland auszusprechen. Aber auch Grabbe befreite sich nicht vom Geist der deutschen „Befreiungskriege", und so stehen die Feldherren Blücher und Wellington Napoleon auf nahezu gleicher Ebene gegenüber. Nach der Schlacht bei Waterloo reichen sich – über die Kriegsleichen des raublüsternen Frankreichs hinweg – der englische und der deutsche Marschall die Hand und sprechen von einer englisch-deutschen Zukunft – Lloyd Georges Gespräch mit Wirth in Genua fast vorausahnend.

Die revolutionäre Kraft dieses Dramas besteht darin, daß es deutlich macht, wie eine napoleonische Individualität nur aus dem Willen einer sozialen Gemeinschaft emporwachsen kann. Ähnlich dem größten Chirurgen ist auch Napoleon nur ein Werkzeug. Das Volk wollte ihn, auch als er überwunden war und sich in Gefangenschaft befand, und er kam. Als das Volk zusammenbrach, brach auch er zusammen. Darin besteht die Handlung jener hundert Tage zwischen Elba und Sankt Helena, das ist Grabbes Drama. Das Volk ist der Held des ersten Bildes. Auf der Place de Grève protestieren die Pariser gegen den Hochmut des Adels und die Willkür der Hofkamarilla, und zwei verabschiedete Grenadiere beschimpfen den König und schwärmen vom vertriebenen Napoleon. Der Hof ist der Held des zweiten Aktes, eines Operettenaktes: Genußsucht,

Gottesleugnung, Bürokratismus, Frömmelei, Nachstellung und Frauenherrschaft sind für dieses Schönbrunn im Palais Royal bezeichnend. Durch einen mächtigen Ruck wechseln plötzlich die Kulissen, statt der Gobelins sieht man die See, statt des Kerzenglanzes Finsternis, an Stelle der Hofgesellschaft Einsamkeit und an Stelle des Sammetthrons eine kahle Wüstenwand: der Kai von Elba. Hier sitzt Napoleon und richtet die Augen gen Frankreich ... Da trifft die Botschaft des Volkes ein, das ihn ruft. Er kommt, Ludwig XVIII. flüchtet, der Wiener Kongreß läuft auseinander. Paris jubelt, Hortense, die wieder Kaiserin wird, erbebt vor Glück und Angst, Europa zieht in den Krieg, die Soldaten politisieren, die Ereignisse überstürzen sich, die Garden fallen bis zum letzten Mann – bis auf Napoleon.

Dies alles schuf im Chaos seines bewegten Herzens Grabbe, und dies alles wurde auf der Bühne zu einem starken, unvergeßlichen Memorial. War Hartau auch der Rolle Napoleons gewachsen, zeigte sich Lothar Müthel als Vitry feurig und Lina Lossen als Kaiserin vornehm und bewegt, gab es auch Regiemängel und Besetzungsfehler, so mag das alles für die Berliner Kritik von Bedeutung sein, die sich nie Einhalt gebieten läßt. Hier sei lediglich gesagt, daß man in Berlin – wieder einmal nach langer Unterbrechung – ein großes Drama in großem Stile spielt.

VATERMORD

Berlin, am 15. Mai

Über den Autor des Dramas „Vatermord", das gestern anläßlich einer Matinee im Deutschen Theater aufgeführt wurde, wußten die Veranstalter manches Außergewöhnliche zu berichten. Arnolt Bronnen sei ein junger Mann aus dem hintersten Tirol, den sein Vater gezwungen habe, das Studium aufzugeben, und der Holzhacker geworden sei, diesen Beruf jedoch an den Nagel gehängt habe und nun als Verkäufer im Berliner Warenhaus A. Wertheim arbeite. Das entsetzliche Schicksal seiner Jugend habe er angeblich pur in sein Drama übernommen ... Es ist klar, daß solche Angaben dazu angetan

sind, im vorhinein eine dem Autor günstige Meinung zu suggerieren oder ihm zumindest mildernde Umstände zuzugestehen – objektive Kriterien für die expressionistische Kunst sind unserer Generation sowieso nicht gegeben. Ich war schon im voraus ein wenig mißtrauisch: Der Titel „Vatermord“ schien mir allzusehr nach Programmusik und Reklamegeschrei zu klingen. Am meisten störte mich jedoch, daß der Tiroler Bronnen seinen Namen Arnold mit einem t am Ende schreibt. Wenn schon der Pfarrer irgendeines Nestes in einer gottverlassenen Ecke Tirols den Namen tatsächlich mit einem Rechtschreibefehler eingetragen hat, so muß man doch nicht ein Leben lang die Setzer und Literarhistoriker mit dieser Anomalie belästigen.

Soviel zu dem, was dem Stück voranging. Einen Inhalt hat das Drama eigentlich nicht. Ein junger Gymnasiast plagt sich mit seinem Studium und der Pubertät, sein Vater, ein Diurnist und Trinker, bedroht und schlägt ihn, ein Mitschüler verführt ihn, die Mutter ertappt die beiden, der Sohn verliebt sich in seine Mutter, reißt sie mit Gewalt in seine Arme, der Vater kehrt betrunken heim und will ins Ehebett, aber der Sohn sticht ihn nieder. Wie Sie sehen, ist das Problem ähnlich abgesteckt wie in Hasenclevers Drama „Der Sohn“, mit dem die junge Dramatik einsetzte und das sie seitdem ununterbrochen abwandelt. Das Milieu ist dem schon so oft verlachten Naturalismus abgesehen. Den Inzest gab es zwar schon bei Ödipus, aber Euripides las noch nicht die „Psychopathologie des Alltagslebens“ von Professor Freud (Wien) ... Nahezu zwei Stunden dauerte der Akt, ohne daß der Vorhang niedergegangen wäre, ununterbrochen wurde gesprochen, gedroht und wieder gesprochen und wieder gedroht – es war unerhört peinlich und langweilig. Als das Stück schließlich zu Ende war, kam es zu den wüstesten Skandalszenen, wie sie Berlin seit vielen, vielen Jahren nicht mehr erlebt hat: Ein Teil des Publikums pfiff, lachte, zischte und brüllte, ein anderer jubelte und klatschte und brüllte noch lauter. Es kam zu Streit und Schlägerei, die Polizei griff ein und nahm Verhaftungen vor, und vor dem Theater gab es Lärm und Gejohle. Zum Schluß mußte Verstärkung herbeigerufen werden, und unter dem Kommando eines

Polizeileutnants ging eine starke Postenkette vor und löste das Literaturproblem, indem sie die Menge auseinanderjagte. Ich dachte darüber nach, wann mir zum letzten Mal etwas Ähnliches widerfahren war – eine Theatervorstellung mit Demonstrationen und Polizei. Es kam mir so vor, als hätte ich es schon einmal erlebt, aber ich war mir nicht ganz sicher. Ich bitte Sie, in Prag ist das literarische Leben ja so sittenstreng! Aber heute morgen erinnerte ich mich: Es war vor mehr als zwanzig Jahren im hölzernen deutschen Volkstheater, das in den Königlichen Weinbergen im Heinegarten stand; man spielte das Ostrauer Bergmannsstück „Familie Wawroch" von Franz Adamus. Die Sozialisten benutzten das Stück als Vorwand zu großen Demonstrationen, und die Polizei ging hart gegen die Demonstranten vor. Herr Franz Adamus fabrizierte später noch viele Stücke, immer mit kühnem Stoff und mit mutigen Szenen, nur gab es keine Demonstrationen mehr, und er selbst lebt jetzt als Gymnasialprofessor in Wien. Damals gehörte ich zu jenen, die für das Stück demonstrierten, gestern war ich unter denen, die dagegen waren. Ich hatte bereits ein Vorurteil; es gab so wenig Stellen, die eine Begabung erkennen ließen, und so viel Eklektisches, daß ich mir keine Gewalt antun mußte. Und die „jungen Enthusiasten aus Berlin W", besonders die garstigen kurzhaarigen Mädchen, vermochten es nicht, mich auf ihre Seite zu ziehen.

Aber warum sollte man sich nicht auf die Seite des jungen Tiroler Holzhackers stellen, der sich in einem Drama mit dem heimischen Milieu auseinandersetzt und der zwischen seinen Baumstämmen, wohin kein Buch von S. Freud (Wien) dringt, für sich die Psychoanalyse entdeckt? Auf die Seite eines armen Möbelverkäufers von Wertheim, der seinen verstümmelten Namen durchs Leben schleppt? Ich hätte ihm gewiß nichts zuleide getan – hätte ich nicht gerade heute die (anerkennenden) Kritiken über sein Werk gelesen. Ich las hier unter anderem, daß Arnolt Bronnen der Sohn des berühmten Schriftstellers Franz Adamus recte Professor Bronner (mit r geschrieben) aus Wien und literarisch tätig sei, zur Zeit in der Theaterkanzlei A. Wertheims. Und nun bin ich schon ganz gegen ihn: Wenn jemand aus einem Arnold einen Arnolt und aus einem

Bronner einen Bronnen macht und wenn er selbst Lügen über seine düstere Jugend verbreitet, so ist er ein dem literarischen Effekt nachjagender Mensch, und man muß ihn ablehnen. Es ist durchaus nicht nötig, daß er obendrein noch ein schlechtes Stück schreiben muß.

EINE AUSSTELLUNG VON ERFINDUNGEN

Vor Jahren besuchte ich in Berlin die erste Ausstellung von Erfindungen. Es war tragikomisch zu sehen, womit stille Narren die Arbeit ihres Lebens geleistet hatten und womit sie die Welt erlösen wollten: Ich erinnere mich beispielsweise an eine Zahnbürste, die man gleichzeitig als Füllfeder benutzen konnte, an eine Klosettbrille, die eine Arie aus „Traviata" spielte, sobald man Platz genommen hatte, an eine selbstrauchende Zigarre, einen Saugapparat, der die Zigarre langsam in Asche verwandelte, ohne daß der Mensch seinen Mund anstrengen oder seine Atmungsorgane ruinieren mußte – auf diese Weise konntest du auch als Nichtraucher deinen Mitreisenden, der den Rauch nicht vertrug, aus dem Wagenabteil vertreiben. Und ähnliche Sachen.

Jetzt wurde in Berlin wieder eine Ausstellung von Erfindungen eröffnet. Sie ist überaus seriös und offiziell. Ähnliche Albernheiten wie eine Zahnbürsten-Füllfeder, eine selbsttätige Zigarre oder ein Musikklosett hat die Jury nicht angenommen. Nur wichtige und praktische Sachen. Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß eine Taschenschreibmaschine eine sehr wichtige und praktische Sache ist. Auch ein Taschenrechner kann für manche Berufe direkt unentbehrlich werden. Einen Apparat, der es ermöglicht, Rock und Mantel auch dort aufzuhängen, wo kein Kleiderständer ist, wird bestimmt jeder vernünftige Mensch immer bei sich tragen. Ohne ein Taschentelefon kann sich heutzutage niemand mehr aus dem Hause trauen, der noch ein wenig auf sich hält. Wer seine Tasche und Brieftasche (und sein Portemonnaie) nicht mit einer Sicherheitskette am Mantel befestigt, ist ein Esel. Gehst du mal ohne Klappschirm aus, so geschieht dir ganz recht, wenn du naß

wirst oder irgendwo in einem Flur warten mußt, bis es zu regnen aufhört. Brauche ich dich erst darauf aufmerksam zu machen, nicht zu vergessen, deine Taschenapotheke mitzunehmen? Eine originelle Neuigkeit besteht darin, einen Champagnerstöpsel bei sich zu haben, der ein Parfümfläschchen, ein Tintenfaß und drei Würfel verbirgt, so daß du das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden kannst. Auch eine Taschensonnenuhr ist etwas maßlos Praktisches: „Sie gibt die Zeit weit präziser an als eine gewöhnliche Uhr, geht nie entzwei, braucht keine Reparaturen und ist hochoriginell" – nach Sonnenuntergang kannst du doch immer noch deine alte Uhr verwenden, oder? Über verschiedene Patentvorrichtungen und Kombinationen von Zigarettentasche, Feuerzeug, Zigarren- und Zigarettenspitze, Zündholzschachtel und Notizbuch will ich mich nicht erst auslassen. Einen Bleistiftspitzer, einen Bleistifthalter, einen Briefmarkenanfeuchter, ein Etui für Dauerkarten, einen Krayon mit einem weisen Prophylaktikum, eine Zwergkodak, ein Taschenkino, eine verschiedenfarbige Taschenlampe, den bekannten Apparat Melos, der im Nu üble Gerüche in angenehme verwandelt und deshalb in der Gesellschaft unentbehrlich ist, hätte ich eigentlich schon längst haben sollen. Aber so ist der Mensch. Er weiß nicht mal, was er dringend braucht, und wandelt umher wie ein Wilder. Meinst du etwa, daß dir der Schneider die vielen Taschen nur zu deinem Vergnügen gemacht hat, he?

Wie leichtfertig wir leben, sieht man hier auf der Ausstellung an den Erfindungen für patentierte Sicherheit. Bisher habe ich Narr allabendlich die Tür vor dem Schlafengehen einfach nur zugeriegelt und das Geld auf den Nachttisch gelegt. Damit ist es aus, meine Herren Diebe! Jetzt gelingt es Ihnen eher, in die Banksafes oder in die feuerfesten Tresore großer Industrieller einzubrechen als bei mir! Nun sagen Sie mal selbst, ob Sie bei mir etwas ausrichten können: Erstens habe ich mir ein Vexierschloß zugelegt, das sich erst nach verschiedenen – nur mir bekannten! – Kennwörtern öffnet. Längs der ganzen Türfüllung verläuft eine elektrische Alarmvorrichtung, die nicht nur an Ort und Stelle, sondern auch in der Wohnung des Hausmeisters, in der Diensthalle der Wach- und Schließge-

sellschaft und in der Abteilung für Diebstähle der Sicherheitspolizei gleichzeitig zu klingeln anfängt. Meinen Sie etwa, daß Sie mich ausplündern können, bevor die drei Kilometer entfernte Polizei, die Bereitschaft der Wach- und Schließgesellschaft, geschweige denn der Hausmeister zu mir gelangen? Dummköpfe! Selbstverständlich habe ich an die Tür fünf selbstschießende Einrichtungen angebracht, die aus fünf Läufen gegen Sie losfeuern, falls Sie doch einbrechen sollten! Und mein Hab und Gut ließ ich in einer galvanisch geschützten Kassette einmauern, die ich nur dann aufbrechen lasse, wenn eine größere Barschaft hinzugetan werden soll. Im Augenblick bin ich gerade unschlüssig, ob ich das Zeilenhonorar, das ich für diesen Aufsatz bekomme, wieder in die patentierte Kassette in der Mauer legen oder ob ich mir auf der Ausstellung für Erfindungen ein paar schöne Sächelchen kaufen soll. Zum Beispiel einen Kragenknopf, der das Verschieben und Abrutschen der Halsbinde verhindert? Oder ein Gerät, mit dem man binnen fünf Minuten jeden Kamm reinigen kann? Oder einen Lochapparat zur Verhinderung der Scheckfälschung? Oder einen Taschenlöschapparat? Oder einen Kerzenständer, auf dem die Kerze bis zum letzten Stück abbrennen kann? Danach habe ich mich schon lange gesehnt.

DIE GERÄCHTE BOHEME

Vor und während des Krieges pflegte die Boheme im alten Café des Westens, Ecke Kurfürstendamm und Joachimsthaler Straße, zu sitzen. Jedermann war dort Stammgast, die esoterische Lasker-Schüler und der Filmdetektiv Stuart Webbs, der Journalist Ulrich Rauscher, der bereits dreieinhalb Jahre als bevollmächtigter Minister lebt, sowie der Dichter Erich Mühsam, der bereits dreieinhalb Jahre im Kerker des reaktionären Bayern zugrunde geht, Hanns Heinz Ewers, der an seinem Satanismus viel Geld verdient, sowie Otfried Krzyzanowski, der für seine Lyrik Hungers starb, der Kitschmaler Matejko, der die Plakatwände Berlins bekleckst, sowie der Maler Bernays, der gefallen ist. Hier pflegten alle zu sitzen, bevor sie bekannt oder

der Gestellungskommission vorgeführt wurden, hier pflegte alles zu sitzen, was die „Aufmachung" und den „Betrieb" verabscheute, diese unübersetzbaren Götternamen Berlins, was sich nicht frei fühlte im eleganten Kaffeehaus mit Konzerten, alles, was etwas mit Kunst zu tun hatte oder zumindest dazugehören wollte. In denen, die kurzgeschnittene Haare hatten, Zigarren rauchten und Stehkragen trugen, ließen sich leicht Frauen erkennen, und die, die schmachtende Blicke um sich warfen und lange Haare und Anzüge mit freiem Hals trugen, waren Männer. Außerdem hatte jeder seine persönliche Note, mancher Mann eine Halskette, manche Frau ein Monokel, dieser den Expressionismus, jener den Anarchismus, je nachdem. Alles war sehr originell, und wenn ungünstiges Wetter am Sonntag den Besuch des Zoologischen Gartens nicht erlaubte, so besuchten die Bürger das C. d. W. und verspotteten die dortigen Narren.

Es stimmt, große Zechen machten die Künstler dort nicht, bestimmt gaben sie nicht die Hälfte des Gebäcks an, das sie gegessen hatten, und oft sind sie auch das schuldig geblieben. Aber all das wurde reichlich wettgemacht dadurch, daß das Geld in Strömen floß, sobald es jemandem gelungen war, dem Verleger, dem Kunsthändler oder dem Theaterdirektor Vorschuß abzuluchsen. Auch dadurch, daß das C. d. W., auch Café Größenwahn genannt, eine Sehenswürdigkeit für die Ausländer war. Kurz, der Kaffeehausbesitzer wurde zum reichen Manne, und sobald jemand reich geworden ist, will er das auf noble Art unter Beweis stellen. Deshalb entschloß sich Herr Pauly, die Künstler hinauszuschmeißen, die alten bemalten Marmorplatten zu verkaufen, die in allen Ehren verräucherten Wände mit geblümten Tapeten zu beziehen und überhaupt recht fein zu sein mit sehr viel Goldüberzug und Samt und Kitsch und mit einer Musikkapelle im Frack und mit hohen Preisen. Das war gar nicht schön von ihm, denn an der armen Boheme hatte er ja all sein Geld verdient und konnte auch weiterhin viel Geld verdienen. Doch nicht genug damit, daß er sie heimatlos machte, er lachte sie obendrein auf ganz geschmacklose Weise aus. Als er sein neues, geschniegeltes und gebügeltes Lokal eröffnete, ließ er überall ein Doppelplakat anschla-

gen: Auf der einen Seite war eine Gruppe hagerer langhaariger Künstler karikiert, und darunter stand: „Diese da sind traurig". Auf der andern Seite waren Lebemänner mit Monokel und Weltdamen mit hohen Absätzen in idealisierter Pose dargestellt, und darunter stand: „Diese frohlocken".

Die als traurig Abgebildeten waren tatsächlich traurig: Die Bohemiens gehen jetzt ins „Romanische Café", in dessen kuppelförmiger Halle sie unter Kettenhändlern von der Rennbahn und Börsenspekulanten ein ziemlich geduldetes Dasein fristen. Der Kaffee muß sofort bezahlt werden, und das Gebäck ist genau abgezählt, und traurig denken sie an das schöne alte Café des Westens zurück . . . Aber die jungen Lebemänner und die geschminkten Damen, auf den Plakaten als die lachenden Erben abgebildet, freuten sich, wie es scheint, über die Eröffnung des neuen Kaffeehauses doch nicht so, wie es dem Plakatmaler aufgetragen worden war. Oder aber die Freude war nur von kurzer Dauer, denn jetzt verkehren sie dort nicht mehr. Die Musikkapelle spielt die schönsten Shimmys, die Plüschmöbel glänzen im schönsten Gold und Bordeauxrot, die Kellner tragen blendende Vorhemden, der Vorgarten hat herrliche Strandmöbel, und es fehlt nur noch das eine: die Gäste. Aber eben das scheint den Gastwirt zu ärgern. Er macht eine recht traurige Miene, wenn er am Eingang seines leeren oder halbleeren Vorgartens steht. Und die Miene wird wütend, wenn er seine ehemaligen Stammgäste vor dem Gitter stehen, ironisch lächeln sieht oder gar den Spruch „Diese da sind traurig" zitieren hört.

Die Wanderungen zum Gitter des ehemaligen C. d. W. sind jetzt ein beliebtes Vergnügen, der einzige Lichtblick in diesen unerhört teuren Zeiten.

WIE DAS PORTO ERMÄSSIGT WIRD

Im letzten Halbjahr stieg das Briefporto in Deutschland so enorm, daß beispielsweise ein in Berlin lebender Schriftsteller aus der Tschechoslowakei seinen Gläubigern, Freundinnen und deren Kindern in seiner Heimat beim besten Willen auf

ihre dringenden Briefe nicht antworten kann. Das Porto für Auslandsbriefe ist geradezu übertrieben, und man muß heute schon einen hübschen Erfolg bei Börsenspekulationen haben, wenn man einem seiner Freunde auf einer Postkarte seine frohe Gemütsverfassung mit den Worten: Könntest Du mir nicht hundert Kronen borgen? mitteilen will. Meinen Sie, man könnte ähnliche Episteln unfrankiert oder wenigstens mit dem alten, immerhin erträglichen Porto abschicken und es dem Empfänger überlassen, durch Entrichtung des Strafportos in den Besitz der erwähnten wertvollen Mitteilung zu kommen? Fehlgeschlossen! Die deutsche Reichspost befördert solche Briefe nicht mehr. Nicht etwa, daß sie dem Ausland nichts borgen möchte, nein, sie borgt nicht einmal daheim etwas, sie steht einfach auf dem Standpunkt: Sag mir, mit wem du verkehrst, und ich sag dir, wer du bist. Postalisch ausgedrückt: Ein nicht frankierender Absender hat auch einen nicht zahlenden Adressaten. Und zahlt der Adressat das Strafporto nicht, so hat die Post den Brief umsonst angenommen, mit einem Stempel versehen, mit Strafporto frankiert, sortiert und in den zugehörigen Bezirk befördert, ihn austragen und in ein hohes Stockwerk schleppen lassen – um dann diese ganze Prozedur in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen, ohne dafür einen einzigen Pfennig bekommen zu haben. Das macht also die Reichspost nicht mehr. Sie prüft jetzt jeden Brief auf der Briefwaage, und findet sie einen ungenügend frankiert und zu schwer, bekommt ihn der Absender (sofern er sich auf der Rückseite des Briefes vermerkt hat) mit dem Vermerk zurück: „Geprüft, gewogen und für zu schwer befunden“. Da jedoch der Absender kein Belsazar und die deutsche Reichspost keine babylonische Gottheit ist, so erscheint dieses Mene, Tekel, Ufarsin nicht chaldäisch mit leuchtender Hand an die Zimmerwand des Absenders geschrieben, sondern als himmelblauer, auf den Umschlag geklebter Schein:

Wegen ungenügender Frankierung zurück an den Absender. (Zugunsten des Absenders zurückgestellt, da der Empfänger die fehlende Gebühr doppelt zahlen muß oder den Empfang ablehnt. Die Sendung kann nach Ergänzung des fehlenden Betrages und Abtrennen dieses Scheines wieder abgeschickt werden.)

Dieses Vorgehen der Post war für unsereinen anfangs ein schwerer Schlag, da erstens ein ordentlicher Mensch Briefmarken nie bei sich hat, und die kann man in Deutschland nur auf Postämtern bekommen, wo man Schlange stehen muß, und da zweitens die Postgebühren so enorm sind, weshalb die meisten reichsdeutschen Firmen ihre Prospekte und andere Drucksachen in Ballen nach Wien schicken, um sie von dort mit österreichischem Porto an ihre Kunden und Interessenten versenden zu lassen. Bevor diese „Rücksendemethode" der Post in Kraft trat, war es für mich billig und leicht, mit meiner Freundin zu korrespondieren. In der Halle des Hotels Adlon nahm ich fünfzig der dort (leider unfrankiert) liegenden Postkarten und im Vestibül des Hotels Bristol ebenfalls etwa fünfzig. Die Karten mit dem Vordruck „Adlon" sind rötlich, die Karten mit der Firma „Hotel Bristol" bläulich. Ich brauchte nur die Adresse meiner Freundin auf die Adlon-Karte zu schreiben und ohne Porto in den Briefkasten zu werfen. Sie wußte schon: Strafe zahlen muß ich nicht, nahm die Karte nicht entgegen und erschien abends zur üblichen Stunde zum üblichen Stelldichein (8 Uhr, Bahnhof Nollendorfplatz). Denn Rot ist die Farbe der Hoffnung. Kam jedoch eine blaue Karte, so wußte sie: Er sagt ab. Heute gibt's kein Stelldichein. Ich mache blau. Sie machte es genauso. Nur in umgekehrten Farben. (Rot bedeutete bei ihr Absage.)

Das geht also jetzt nicht mehr. Aber es geht etwas weit Besseres. Jetzt kann man seitenlange, schwere Briefe schreiben, ohne daß es etwas kostet. Ganz einfach: Ich adressiere eine unfrankierte Sendung mit einem beliebigen Namen (beispielsweise dem eigenen), und auf die Rückseite des Kuverts schreibe ich den Namen des Adressaten. Daraufhin bekommt er den Brief von der Post „zurück" mit jenem himmelblauen Zettelchen: Wegen ungenügender Frankierung usw. Morgens findet er ihn unter seiner Post, die ihm der Briefträger in den Spalt unter der Tür geschoben hat, und kann mir gleich wieder antworten, indem er auf ein neues Kuvert seinen Namen als Adresse schreibt und mich als Absender anführt. Bereits am Abend habe ich den Brief, billig und schnell.

Das geht allerdings nur im Ortsverkehr. Aber im Fernver-

kehr verwende ich in allen Ländern bereits jahrelang dasselbe Mittel: Ich beklebe die Briefumschläge mit den richtigen Marken, nur daß die Marken von Briefen stammen, die mir zugestellt wurden und die deshalb bereits mit einem Stempel versehen sind. Das macht aber ganz und gar nichts, denn ich schreibe mit Tinte die Straße und Hausnummer des Adressaten falsch und brauche das alles nur noch mit Bleistift durchzustreichen und hinzuzufügen: „Adressat verzogen nach ..." Womit auch endlich erklärt ist, warum meine Schreiben an die Redaktion jedesmal folgende merkwürdige Adresse haben: Redakce Lidových Novin, Berlin C, Siegesallee 111, wobei die beiden letzten Zeilen fett durchgestrichen und mit dem Vermerk versehen sind: Adressat verzogen!! Wohnt jetzt Brno (Tschechoslowakei), Česká ulice 6.

AM TAGE VON RATHENAUS ERMORDUNG

Die Zeitungsjungen riefen die Namen ihrer Blätter aus: „Beezet" (die Anfangsbuchstaben der „Berliner Zeitung"), „Beezet am Mittag". „Reichsminister Rathenau ermordet!"

Die „Beezet" kostet zwei Mark. Wer heute mit einem Fünfmarkstück zahlte, bekam nichts zurück. Die Leute reißen den Verkäufern das Blatt aus den Händen, sie springen aus der Straßenbahn, um es zu erlangen. Jedem, der eine Nummer des Blattes ergatterte, schauen zwanzig andere über die Schulter und lesen die Nachricht, die in fetten Lettern und vielen Worten außer dem Titel lediglich die Mitteilung enthält, daß – nähere Einzelheiten noch fehlen.

Den Gesprächen und Debatten ist Tür und Tor geöffnet. Überall bilden sich Gruppen. Von weitem läßt sich erkennen, welcher Meinung sie sind. Im Zigarrenladen verstummt das Gespräch, kaum daß ich eingetreten bin. Ich weiß aber, was gesprochen wurde, denn es sind Assessoren mit Wilhelmsschnurrbart „Es ist erreicht", nach Art der Filmschauspieler frisiert. Ich weiß, wie hier geredet wurde: „Recht ist ihm geschehen, diesem Juden!" Vor einem Münchner Bierausschank räsonieren dicke Biedermänner und Offizierstypen ganz un-

verfroren: „Jetzt kommen die anderen an die Reihe: Immer feste druff." Doch auch ihre Gesichter sind nicht fröhlich: „Der Dollar ist von 3,28 auf 3,65 gestiegen." Das ist für die, die keine Dollars haben, sehr traurig: Denn steigt der Dollar, so steigen auch die Preise.

Der Alexanderplatz, der Platz des proletarischen Viertels, ist schwarz von Menschen. Hier wird die Erregung über die Mörder im Auto und über den Rückgang der Mark nicht durch irgendwelche nationalistisch-monarchistisch-antijüdische Erwägungen gedämpft. Hier wohnen Sozialisten – die einzig wahren Republikaner in Deutschland, mögen sich die bürgerlich-demokratischen Blätter noch so republikanisch gebärden. Die Aufregung ist groß, denn seit einigen Wochen sind die Vorbereitungen der Reaktion Gegenstand der Diskussion in den sozialistischen Blättern, und gerade für den heutigen Tag, den 24. Juni, wurde ein monarchistischer Putsch verbunden mit einer Bartholomäusnacht angekündigt. Ausgerechnet für den 24. Juni, auch das wurde angezeigt, für den Tag Johannes des Täufers, des Schutzheiligen des Johanniterordens.

Die Johanniter, ein Ritterorden des hl. Johannes vom Hospital in Jerusalem – das ist die Organisation der Brandenburger Junker. Heute früh wurde in Potsdam die Schwertleite einiger neuer Ehrenritter durch die Hand des „durchlauchtigsten Ordensvorstehers, seiner königlichen Hoheit des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen", vollzogen. Die rechtsgerichteten Blätter brüsteten sich mit dem unglaublich pompösen Programm. All das abzudrucken würde sehr viele Spalten kosten. Um sich aber eine Vorstellung des Stils machen zu können – hier der neunte Artikel des Zeremoniells:

„Nachdem das Schwert die Schulter des Ritters berührt, erhält es der Ordenshauptmann zurück. Seine königliche Hoheit – der Ordensvorsteher – setzt Sich wieder auf den Ordensstuhl, und die anwesenden Komturen fordern den ersten zum Ritter Geschlagenen auf, vor den Thron zu treten; seine Begleiter folgen ihm. Hierauf treten die Pagen mit den Rittersymbolen zum Throne vor Seine königliche Hoheit und hängen mit Hilfe der Ordensmarschälle dem neuen Ritter das Ritterkreuz und den Mantel um" usw. usw.

Nach dem Festakt ging man ins Kasino zum Festmahl. Da
Programm wurde nicht veröffentlicht, und so weiß man nicht
ob die Ritter zwischen Obst und Käse die Nachricht über di
vorbereitete Ermordung Rathenaus abgewartet haben. Un
man weiß auch nicht, ob von den Wänden das schöne Lied vo
Erzberger widerhallte, das seine Mörder besingt und das mi
dem Refrain endet:

Und jetzt erschlagen wir den Wirth
mit einem Säbel, daß es klirrt,
dann knallen wir den Rathenau,
die ganz verfluchte Judensau.

Wie man sieht, ist das Lied gleichermaßen gegen die katholi
sche Mitte wie gegen die jüdischen Wirtschaftspolitiker gerich
tet. Man zieht am gleichen Strang – gegen die Idee. Es ist da
große Unglück des nationalistischen Deutschland, daß man stets
genau wie im Kriege, gegen die Idee kämpfte. In Rathena
stießen die Gedankengegner auf einen Vertreter des Geistes
einen Volkswirtschaftsphilosophen und Geistespolitiker. E
war ein Polyhistor und ein Ästhet, deshalb mußte er mit eine
Handgranate und mit Schüssen aus einer Repetierpistole nie
dergemacht werden, obwohl er der Kriegspartei angehörte un
mit seiner Forderung nach einem strengen Sieg in den erste
Reihen stand, obwohl er ein fanatischer Deutscher und ein Rit
ter des Wilhelmsordens war. Er mußte sterben, weil er Büche
schrieb – derselbe unbewußte Haß hat ihn getötet, der seiner
zeit in Wien die Luegeraner seligen Angedenkens kennzeich
nete und der auch in anderen Ländern gegen jene losbrach, di
im Geiste alles vorausgesehen hatten.

Vor mir liegt ein großes Buch von Rathenau mit dem Titel
„Von kommenden Dingen“. Er ahnte nicht, welche Dinge au
ihn zukommen würden. Den Ministersitz ahnte er vielleicht
die Handgranate, die ihm den Unterleib zerfetzte, wohl kaum
Aber der letzte Satz in seinem Werk lautet so, als spräche er z
den Potsdamer Ordensrittern, zu den Arbeitslosen und zu de
erbitterten Offizieren: „Wehe dem Geschlecht und seiner Zu
kunft, wenn es den Ruf seines Gewissens betäubt und behar
in materieller Stumpfheit, in der Freude am Flitter, in den Ban

den der Eigensorge und des Hasses. Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen; sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste."

KUNDGEBUNGEN GEGEN DIE REAKTION WÄHREND EINER THEATERPREMIERE

Berlin, am 30. Juni

Der heutigen Aufführung des Dramas „Die Maschinenstürmer" waren lange Diskussionen vorausgegangen, sie wurden aber durch die Ermordung Rathenaus völlig in den Hintergrund gedrängt. Der Autor Ernst Toller war während der Münchner Revolution und Räterepublik Kommandant der kommunistischen Armee und sitzt nun für lange Jahre im bayrischen Gefängnis. Im Verlauf der Gerichtsverhandlung zeigte er Reue über das Blutvergießen und gab sich als Tolstoianer. Deshalb unterzeichneten Gerhart Hauptmann, Albert Einstein und führende Intellektuelle Deutschlands eine öffentliche Petition und versuchten die bayrische Regierung dazu zu bewegen, Ernst Toller die Teilnahme an der heutigen Premiere zu genehmigen. Diese Bittschrift wurde zurückgewiesen, und bei der heutigen Premiere im „Theater der Zehntausend" kam es zu scharfen Kundgebungen gegen das reaktionäre Bayern und zu jubelnden Ovationen für den Dichter, der in seiner Gefängniszelle sicher fieberhaft daran denkt, wie die Aufführung seines großen sozialen Dramas wohl ausgefallen sein mag. Das Stück spielt im England des Jahres 1815, als die ersten Maschinen aufgestellt und Tausende armer Weber brotlos wurden. Von den Syndikalisten, die zur Zerstörung der Maschine aufrufen, wird ein Träumer erschlagen, der die Idee der Organisation predigt. Durch seinen Tod jedoch wird sein Glaube an die Menschlichkeit zum Siege geführt.

Ohne jeden Gefühlsüberschwang für den eingesperrten Autor muß gesagt werden: Das Drama ist voller mutiger Anteilnahme, und das oft allzu hohle Pathos kann nur einem Egoisten hohl klingen, der den sozialen Leiden gegenüber gleich-

gültig bleibt. „Die Maschinenstürmer“ sind ein machtvolles symbolisches Werk, über das ich noch eingehend berichten werde.

„DIE MASCHINENSTÜRMER“

Berlin, am 1. Juli

Ich habe bereits eine telefonische Meldung gebracht über die politisch gefärbten Zustimmungserklärungen, mit denen gestern im Großen Schauspielhaus die Aufführung des Dramas von Ernst Toller, dem ehemaligen kommunistischen Kriegsminister und heutigen bayrischen Strafgefangenen, aufgenommen wurde. Jetzt bleibt mir noch, etwas über den Geist des Stückes zu sagen. Es ist der in vier kalten Gefängniswänden eingesperrte und konservierte Geist des Winters 1918. Was war das für ein Geist? Man nahm an, daß mit der Beendigung des Krieges und mit dem Zusammenbruch der beiden ältesten Herrscherhäuser auch die Stunde gekommen sei, in der der Kapitalismus zusammenbrechen müsse, falls das Proletariat es fertigbringen würde, die Gunst der Stunde in einem mächtigen Aufstand zu nutzen. Tollers „Maschinenstürmer“ liefern das Drama des Aufstandes.

Der Aufstand ist in längst vergangene Zeiten und in ein anderes Land verlegt: Das Drama spielt vor hundert Jahren in England. In Sheffield und in Nottingham erheben sich die Arbeiter dagegen, daß mechanische Webstühle aufgestellt, alte Weber entlassen, Löhne gekürzt, Nachtschichten eingeführt, Frauen und Kinder an die Maschinen gestellt und ausgebeutet werden. Verzweifelt und ausgehungert rotten sich die Weber zusammen und streiken. Aber sie bleiben machtlos, denn stärker als sie sind Streikbrecherei, Gewehrschüsse, Spitzeltum, Verrat und – die Maschine. In ohnmächtiger Wut beschließen sie unter Führung des Arbeiters Ned Lud (nach ihm heißt dieser Lohnkampf „Ludditenbewegung“), den stählernen Erzfeind zu vernichten, die große Maschine zu zertrümmern. Da erscheint ein Arbeiter im Distrikt, den niemand kennt, der aber hier zu Hause ist: Jimmy Cobbett. In jungen Jahren ist er in die Fremde gegangen und hat gesehen, daß man den siegrei-

chen Vormarsch der Maschine nicht aufhalten kann und daß die Arbeiterschaft nicht gegen, sondern gemeinsam mit der Maschine kämpfen muß. Er predigt die Idee des Klassenbewußtseins, der Volksbildung und der Organisation. Ned Lud stimmt mit den Auffassungen des Fremden überein, der nun zum Führer der Arbeiter wird und mit den Fabrikanten verhandelt, seinen Namen aber nicht verrät.

Er kann seinen Namen wegen seiner alten Mutter nicht preisgeben, die hier in Nottingham mit ihrem zweiten Sohn lebt und nach Jahren der Not endlich ein sorgenfreies und ruhiges Alter erreicht hat. Der andere Sohn, Henry Cobbett, avancierte durch Speichelleckerei und Zuträgerei vom einfachen Arbeiter zum Direktor des Fabrikanten, der Weg der jungen Arbeiterinnen zum Webstuhl führt über sein Bett, er ist der ärgste Widersacher im Lohnkampf und der schlimmste Ausbeuter von Kinderarbeit. Die Mutter der beiden so grundverschiedenen Söhne beschwört den von Idealen erfüllten Jimmy, sie nicht in die Not zurückzustoßen: Jimmy, du mußt wieder weggehen. Jimmy jedoch geht nicht weg, er verheimlicht aber seinen Namen – der Mutter und des verhaßten Bruders wegen.

Ein einziger Mensch weiß von dem Geheimnis: der Weber John Wible. Bereits von Mißgunst erfüllt gegenüber Ned Ludd, dem Führer der Arbeiter, beneidet er den Fremden um so mehr. Er geht zu Henry Cobbett und denunziert den fremden Agitator; dabei erfährt er, daß sie Brüder sind. Er streicht den Judaslohn ein und schickt seine Frau für eine Nacht zu Henry Cobbett. Die Frau jedoch wird von den Arbeiterinnen gesehen, und im zornigen Bewußtsein seiner Schuld hetzt er die Arbeiter auf, die Maschinen zu stürmen. Ned Ludd rät davon ab und beruft sich auf die Anweisung des nicht anwesenden Führers. Da wagt John Wible den entscheidenden Vorstoß gegen Jimmy Cobbett: Er sei kein Arbeiter, er könne lesen und schreiben, er sei ein Intellektueller und – er lüftet das Geheimnis – er sei der Bruder von Henry Cobbett, diesem Lumpen und Proletarierfeind. Jetzt hilft kein Abraten mehr, die Maschine wird zerstört, auch wenn es der Ingenieur sinnloserweise zu verhindern sucht und wenn die Krallen des eisernen

Ungetüms viele der Anstürmenden erfassen und zerschme
tern. Mitten im Zerstörungswerk erscheint Jimmy und ve
sucht die Menge zurückzuhalten. Ned Lud, sein ergebenste
Anhänger, erschlägt ihn. Jimmys Tod hilft, den Verräter z
entlarven. Sein Tod bewirkt, daß die Arbeiter zur Besinnun
kommen und zu sich selbst finden. Sie erkennen, daß sie ihre
Kampf vor allem besonnen und bewußt führen müssen.

So die Szenenfolge des Tollerschen Dramas, das acht Bilde
und ein Vorspiel hat und ohne Pause nahezu vier Stunde
dauert. Das Stück hat drei Paten: einen Volkswirtschaftle
einen Dichter und eine Malerin. Die Problemstellung des Lud
ditenaufstandes stammt von Marx, der Gegensatz zwischen de
Not der Weber und dem Wohlstand der Kapitalisten aus de
„Webern" von Gerhart Hauptmann, und die Bilder vom Kinde
elend und von den streikenden Frauen am Zaun der Fabrikan
tenvilla sind der Grafik von Käthe Kollwitz entnommen. E
ist ein naturalistisches Stück, aller Deklamation und aller Ze
stückelung zum Trotz und ungeachtet der Bemühungen de
Regie, das Bühnenbild so weit wie möglich zu stilisieren. Di
stärkste Wirkung besaß das Stück, als die große Maschine au
der Bühne erschien (diese Dekoration allein kostet
250000 Mark). Manche Rede wirkte pathetisch und mußte be
sonders den langweilen, dem es an Mitgefühl mangelt für de
menschlichen Ton im Pathos. Soviel jedoch ist sicher, da
durch ordentliche Streichungen dem Stück nur geholfe
würde. Regisseur Martin wußte das sehr gut, mußte aber davo
absehen, weil er das Stück dadurch von allem Expressionisti
schen befreit hätte und weil in der Berliner Kulturwelt nicht
mehr befürchtet wird als der Vorwurf des Naturalismus. Wi
helm Dieterle als Jimmy Cobbett spielte eine Rolle, die um s
schwieriger war, weil das „Theater der Zehntausend" nicht de
geringsten halblauten Ton verträgt. Bei der Premiere, als er „e
schlagen" auf der Vorbühne lag, wurde er von einem Herz
krampf befallen, und des Publikums, der Schauspieler und de
vierhundert Statisten bemächtigte sich große Aufregung. De
Erfolg der Berliner Premiere galt, wie schon gesagt, mehr de
Strafgefangenen als dem Dichter.

Berlin, am 18. Juli

Vor dem Hörsaal der theoretischen Physik hängt heute ein Anschlag mit kurzem Inhalt: „Professor Einstein stellt die Vorlesungen ein. Die Kolleggebühr wird den Hörern auf der Quästur zurückerstattet." Um fünf Uhr nachmittags, als das Kolleg über die Relativitätstheorie eröffnet werden sollte, lasen alle die Absage. Die Neuangekommenen schlugen ihre Mantelkragen wieder hoch und gingen auf die Straße zurück. Es regnete in Strömen, der Asphalt auf der Straße Unter den Linden und das Denkmal Friedrichs II. glänzten kampfeslustig, und die Zeitungsjungen riefen: „Abendausgabe!!! Selbstmord der Rathenau-Mörder!"

Es waren nicht die üblichen Hörer der Berliner Universität, die im Regen gekommen waren, um sich die Vorlesung von Professor Einstein anzuhören, und die nun sahen, daß sie abgesetzt worden war. Es handelte sich lediglich um drei amerikanische Jünglinge, anscheinend Studenten, zwei ebenfalls englisch sprechende Damen, die Lorgnons und Baedeker besaßen, ein Italiener mit grauem Spitzbart, eine ebenfalls graue Dame und ein aufgeregter junger Mann, der im jüdischen Jargon fragte, warum die Vorlesung abgesagt worden sei. Studenten mit Zereviskappen sah man nicht; die hatten den Hörsaal Nr. 122, der dem Prager Kino Koruna ähnlich sieht, nur einmal bis auf den letzten Platz gefüllt, um gegen die Richtigkeit der Relativitätstheorie durch Ausrufe wie: „Jude, raus!", „Juden haben an der deutschen Universität nichts zu suchen!" und ähnliche zu protestieren und Professor Einstein zu bedrohen. Sonst waren es fast durchweg Ausländer, die die Universität zwischen dem Besuch des Potsdamer Schlosses und der Vorstellung im Metropol-Theater aufsuchten, um sich den „modernen Newton" anzusehen. Einstein wußte allerdings, daß sein Hörsaal nicht für wissensdurstige Leute, sondern für Neugierige da ist, und so ließ er sich ein gutes Verfahren einfallen, um sich nicht zwei Stunden lang von Blicken anstieren zu lassen, die nichts kapieren, und um andrerseits wiederum jene nicht aus dem Saal weisen zu müssen, die der Inhalt seiner Vorle-

sung tatsächlich interessiert. Er eröffnete die Vorlesung, indem er kurz das zusammenfaßte, worüber er letzten Dienstag gesprochen hatte, und sagte: „Ich werde nun über dieses und jenes Gesetz lesen, mache aber vorher eine kleine Pause, damit jeder, den es nicht interessiert, den Saal verlassen kann." Als er zehn Minuten später über dieses und jenes Gesetz sprach, waren von dreihundert Hörern gewöhnlich kaum fünfzehn übriggeblieben.

In den letzten Tagen jedoch, als es sich deutlich zeigte, daß die Leute zwar Meldungen über die Berliner Börse, niemals aber Mitteilungen der Wetterstation lesen, weshalb ihnen beim Aufbruch in die deutschen Seebäder der Valutasturz weit wichtiger ist als der Rückgang des Barometers, sah es in den Einsteinschen Vorlesungen besonders schlimm aus. Der Hörsaal Nr. 122 war am Dienstag stets proppenvoll; alle sahen sich den berühmten Professor durch das Lorgnon oder das Opernglas an, und die Pause half auch nichts mehr, da die Besucher erst nach ihr gekommen waren, um sich nach wenigen Minuten des Interesses für seine Person offenkundig zu langweilen, entweder zu schlafen oder zu gähnen, wenn sie sich nicht gar entschlossen hatten, den Saal polternd zu verlassen. Und da Albert Einstein zwar die Relativitätstheorie entdeckt hat, nicht aber die Theorie, wie man offenkundiger Unaufmerksamkeit begegnet, so beschloß er, während der Zeit, in der Lustreisen unternommen werden, nicht zu lesen und den Hörern die Kolleggebühr zurückzuerstatten.

So hatten die Leute, die im strömenden Regen zum Institut der theoretischen Physik gekommen waren, von ihrer Reise nichts anderes, als daß sie den Anschlag lesen konnten, und überdies die Kümmernis, die um so größer war, weil sie die Kolleggebühr nicht zurückverlangen konnten.

CAFÉ KANDELABER MIT BÜCHERN

Von Woche zu Woche tauchen an den Kreuzungen der Berliner Straßen immer zahlreicher Karren auf, auf denen alte Bücher und Broschüren zum Verkauf ausgebreitet liegen und die

außerdem ein Regal für neue Bücher haben. Früher konnte man ähnliche fahrbare Buchhandlungen nur hinter der Universität finden, etwa vier oder fünf an der Zahl, und die Studenten kauften oder verkauften dort ihre Lehrbücher. Jetzt gibt es kaum eine Ecke am Kurfürstendamm, an der Potsdamer Straße oder Friedrichstraße, wo nicht zwei oder drei dieser Antiquariate ihren Standort haben. In Prag kennt man fahrbare Teehäuser, die in der Nacht ihren Standort beziehen und Café Kandelaber heißen. Die Berliner „Cafés Kandelaber" unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß sie zur Nachtzeit kein Geschäft machen und statt des abgestandenen Tees abgestandene Bücher anbieten.

Daß Buchläden auf offener Straße stehen, ist einigermaßen begreiflich. In die Wäscherei, die Bäckerei, zum Schlächter geht der Mensch, wenn er unbedingt etwas kaufen muß, was er nötig braucht. Und auch da mit einer gewissen Scheu, weil er mir nichts, dir nichts in fremde Räumlichkeiten eindringt. (Diese Scheu vor dem Einkaufen schilderte seinerzeit Jakub Deml in dem wunderbaren Buch „Pro budoucí poutníky a poutnice" [„Für künftige Pilger und Pilgerinnen"].) Und erst in eine Buchhandlung! Leute, die notwendig Bücher brauchen, gibt es sehr wenig. Es fällt schwer, in eine Buchhandlung einzutreten, ohne zu wissen, was man kaufen will. Dem Damenpublikum schickt der Buchhändler Romansendungen zur Auswahl ins Haus. Warum? Haben die Damen, die so viele Romane brauchen, um die Zeit totzuschlagen, denn keine Zeit, in die Buchhandlung zu gehen? Buchhandlungen haben sich überlebt. Wir schämen uns fast einzutreten. Es ist charakteristisch, daß die meistgelesenen Bücher in – Papiergeschäften gekauft werden: abscheuliche Romane der idiotischen Courths-Mahler, Briefsteller, Traumbücher, Coupletsammlungen, Witzbücher. Und wäre der Verbrauch solchen Schunds noch so groß, der Buchhändler würde ihn gewiß am Halse haben. Die Scheu, eine Buchhandlung zu betreten, hat ihre Ursache nicht etwa in mangelnder Kauflust. Wenn Sie mit einem gerade gekauften Buch beispielsweise in ein Kaffeehaus oder in eine Gesellschaft kommen, so blättern es Ihre Bekannten durch und wollen es Ihnen abkaufen. Ist es ein antiquarisches

Buch, so bieten sie Ihnen oft den doppelten Preis. Bei Wanderverkäufern wird gekauft, die „Werke“ der Conférenciers in den Kabaretts werden gekauft, aber nur selten wird beim Buchhändler in seinem Geschäft gekauft. Noch seltener geht man ins Antiquariat. Die Hoffnung, daß das jahrelang vergriffene, von Ihnen gesuchte Buch dort auf Lager sein könnte, ist gleich Null, und man hütet sich, auf gut Glück zu suchen, aus Furcht, nichts – oder zuviel zu finden. Deshalb schieben andernorts die Bookseller und Libraires ihre Lager in offenen, jedermann zugänglichen Kästen weit auf das Trottoir der New-Oxford-Street oder des Boulevards Saint-Germain, deshalb standen in der alten Prager Judenstadt einst die Antiquare vor ihren Buden in der Josefstraße, und deshalb bedecken die berühmten Bücherschränke der Bouquinisten die Wände des Kais am gesamten linken Seineufer vom Institut Français bis zum Quai d'Orsay.

In Berlin war das vor dem Kriege nicht nötig. Bücher waren spottbillig, das Gros der deutschen Lesergemeinde war gewissermaßen geistig uniformiert, die „Dame“ las die Ullsteinbücher oder Bände aus der Leihbibliothek, der Student die Reclam-Bändchen, und was darüber hinaus gekauft wurde, war von der Tagespresse empfohlen. Mit dieser Orientierung ist es jetzt vorbei. Alles ist politisiert und parteilich chauvinisiert. Es werden Kriegsmemoiren angepriesen, die nichts über den Krieg aussagen, weil sie bloße Verteidigungen der Heerführer sind und weil sie über das Leben der Soldaten nichts mitteilen. Ein anderes Buch zu bestellen ist bei der schrecklichen Verteuerung zu riskant. Wer garantiert dafür, daß sich das Buch nach den ersten Seiten nicht als völlig uninteressant herausstellt?

Die Buchhändler fühlten den Wandel der Zeit und schoben ihre Lager auf die Straße. Verkäufer fanden sich rasch: Intellektuelle, die nichts zu beißen haben, sind billig wie Brombeeren. Es gehört übrigens nicht viel Intelligenz dazu, auf der Straße zu verkaufen: Der Buchpreis ist innen auf dem Umschlag verzeichnet, und man muß die Waren nicht laut anpreisen. Deshalb hielt es ein Verkäufer, der kleine Dr. Anspach, an seinem Stand Ecke Bayreuther und Kleiststraße nicht lange aus, son-

dern zog es vor, Millionen an der Herstellung von diplomatischen Dokumenten und dem Engrosgeschäft damit zu verdienen. „Bücher kaufen die Diplomaten doch nicht", sagte er zu seiner Verteidigung. Anfangs holten die Buchhändler aus den Kellerräumen die vergessensten Reste, die älteste Lagerware, und luden sie auf den Wagen. Es schien Ihnen, als wären Sie auf einen alten Friedhof geraten. Vergessene Namen – Namen längst Verblichener, längst Vermoderter. Und jeder Vernünftige, der die Grabschriften las, erkannte sofort, daß von diesen Toten nur herzlich wenig Hoffnung haben, am Jüngsten Gericht von den Toten aufzuerstehen. Es sind Bücher von Selbstkostenverlagen, deren Autoren seither längst bewiesen haben, daß sie kein Talent besitzen, oder als Kriegslyriker beziehungsweise Hetzjournalisten ihr wahres Wesen enthüllten, entlarvte Plagiatoren, Erpresser ... Diese Bücher jedoch sind billig, sie kosten zwei bis drei Mark, sind also billiger als Zeitungen, allein das Papier ist mehr wert oder das in ihnen befindliche Exlibris. Deshalb werden die Bücher gekauft, von Leuten, die nichts verstehen oder auf die Elektrische warten. Je weniger ein Autor früher gekauft wurde, je schneller seine Bücher beiseite gelegt wurden, desto mehr liegen sie heute auf dem Bücherkarren, desto mehr wird sein Name gelesen, desto mehr wird er gekauft, desto populärer ist er. Auch ich bin dort vertreten, mit der unglaublich anspruchslosen Novellensammlung „Der freche Franz", die ich in meiner Kindheit im längst eingegangenen Hugo Steinitz Verlag in Berlin herausgab und die gottlob niemand gelesen hat. Aber nichts ist so verborgen ... Jetzt muß ich meine Jugendsünden abbüßen. Es gibt Familien, die mich kennenlernen wollen, sie laden mich ein und sprechen dann einen halben Abend über meinen „Frechen Franz". Und ich muß, wenn mir das Abendbrot schmeckt, gute Miene zum schlechten Buch machen.

Dank den guten Geschäften, die die fliegenden Buchhandlungen machen, werden die Büchergestelle immer leerer, und die vergessensten Autoren werden bald wieder vergessen sein, und zwar für immer. Neuen Schriftstellern entsteht neuer Ruhm auf den Bücherkarren. Es taucht eine Literatur auf, sehr verdächtig, da sie speziell für das „Café Kandelaber" gedruckt

wurde, Spiritismus, Krimialromane, Pikanterien. Diese Bücher werden weder an frischer Luft, im Regen oder in Gottes Sonne noch in den Händen lesender Passanten besser. Sie sind wie geschaffen, das Licht der Welt zu erblicken und bald irgendwo verscharrt zu werden, von wo sie kein Leichenwagen mehr wegschaffen und kein Bücherkarren mehr retten kann. Nein, diese kühne Literatur wird ihren Autoren in zwanzig Jahren keine Einladung bescheren, mögen sie dem Verfasser des „Frechen Franz" jetzt auch noch so viele Abendbrote wegessen.

DIE PRAGER AN DER OSTSEE

In letzter Zeit war es in Berlin nicht mehr auszuhalten. Frühmorgens stürzte das Dienstmädchen zu mir ins Schlafzimmer, noch verschlafen, aber schon aufgebracht, und weckte mich: „Sie sollen zum Telefon kommen. Es sucht Sie schon wieder ein Frauenzimmer aus Prag." Weiß Gott, woher die Leute meine Adresse und meine Telefonnummer wissen. Völlig Unbekannte schrieben mir: „Ich kenne Sie aus dem Café Passage, allerdings nicht persönlich. Es würde mich aber freuen, Sie kennenzulernen. Ich komme mit meiner Frau Samstag um elf Uhr fünfzehn aus Prag nach Berlin. Seien Sie, bitte, am Bahnhof. Sollten Sie zufälligerweise nicht kommen können, so erwarten Sie uns bitte am Sonntag um neun Uhr vor dem Hotel Zentral." Aber ich erhielt noch bessere Briefe: „Wir kennen uns zwar nicht persönlich, aber wir sind gemeinsame Freunde des Herrn Jirkovský, der mir Ihre Adresse gab. Ich komme wahrscheinlich nächste Woche nach Berlin, wo ich mich ein paar Tage aufhalten, verschiedenes einkaufen und den Kindern Berlin zeigen will. Ich hoffe, daß Sie mir ein wenig zur Hand gehen werden. Wir werden Sie nicht allzusehr belästigen, mein Schwager, der uns begleitet, war k. u. k. Reserveoffizier und spricht ausgezeichnet deutsch. Sicher sind Ihnen die Einkaufsquellen gut bekannt. Wollen Sie uns bitte gefälligst zwei Zimmer in einem Privathaus oder einer billigen Pension mieten, aber sauber und nicht allzuweit von Ihrer geehrten Wohnung entfernt, und telegrafieren Sie mir bitte . . ." usw.

In solchen Fällen rührte ich mich selbstverständlich überhaupt nicht. Es gibt jedoch Leute, mit denen ich wirklich auf gutem Fuße stand, Kriegskameraden, Zechbrüder, Leute, die sich darauf berufen, daß sie meiner Mutter in Prag billig Fleisch verkaufen, oder gar Leute, die angeblich alle meine Aufsätze in den „Lidové noviny" lesen. Was sollte ich mit ihnen anfangen? Ich bestellte ihnen Zimmer im Hotel Excelsior gegenüber dem Anhalter Bahnhof, kaufte Theaterkarten und wartete am Bahnsteig. Aber es ging nicht gut. Ich mußte mit meinen Gästen Geld wechseln gehen. In der Bank fielen auch die über mich her, denen ich auf ihre Briefe nicht geantwortet hatte, und wollten von mir wissen, wie die Tschechokrone, der Dollar, der dänische Gulden und ich weiß nicht was stünden, wie sie morgen stehen würden, ob man verkaufen oder abwarten sollte usw. In der Hotelhalle war es genauso. Einmal überfiel mich auf der Straße die Reisegesellschaft Doležal – mein Fehler, weil ich mich in Gedanken bis in die Mauerstraße verirrt hatte, wo sich das ansonsten ausgezeichnete Prager Restaurant des Herrn Krátký befindet. Die Reisenden wünschten von mir Valutavoraussagen und Ausfuhrbewilligungen für Möbelwaren. Aus dem Restaurant kamen Bekannte herbeigelaufen und wollten Freikarten und Ratschläge darüber, wohin sie in die Sommerfrische fahren sollten. Ich gab ihnen den aufrichtigen Rat, zum Teufel zu fahren. Sie wiesen den Ratschlag zurück, weil sie sich dort mit der Währung nicht zurechtfinden würden.

So fuhr ich am Ende selbst in die Sommerfrische. Ich vertraute niemandem an, wohin ich fahre, aber das hat mir nichts geholfen. Hier in Swinemünde an der Ostsee strotzt es von Bekannten. Wenn ich morgens bade, so plagt mich der Gedanke, daß es heute in Ostende von Bráník und im Freibad von Podolí auch an den heißesten Tagen ganz leer sein muß. Alles, was Beine hat, befindet sich hier. Dann aber habe ich es mir überlegt und kam zu dem Schluß: Egonek, du übertreibst. Fräulein Máňa aus der Rokokobar ist nicht hier, auch Herr Doktor Klausner und Herr Disponent Matucha sind nicht hier – die sind gewiß alle in Ostende. Gestern jedoch unternahm ich einen Ausflug nach Heringsdorf – und siehe da: Die Máňa aus

dem Rokoko ist dort samt dem Doktor Klausner, Herr Disponent Matucha ist dort und Herr Baumeister Houžvička auch und viele andere, an die ich mich gar nicht erinnert habe. Am liebsten würde ich nach Prag fahren, Unterkunft und Verpflegung hätte ich bei Muttern gratis, und baden könnte ich in Bráník. Aber wie käme ich nach Bráník? Könnte ich denn mit meiner Währung die Elektrische hin und zurück bezahlen?

Nein, ich bleib schon hier. Hier ist es ja auch ganz schön. Es regnet ununterbrochen, so daß man zu Hause bleiben, wunderbar Zeitungen lesen und sich ordentlich kratzen kann. Das Kratzen ist nämlich in diesem Jahr die wichtigste Beschäftigung der Badegäste an der Ostseeküste. Die Mücken haben die Küste im Sturm genommen, wie seit vierzig Jahren nicht mehr. Ob die Mücken hinter der Valuta her sind, kann ich noch nicht sagen, da man das Stück „Aus dem Leben der Insekten" in Berlin erst in der nächsten Saison spielen wird. Aber ich kann schon sagen, daß die Mücken stechen und daß wir uns kratzen. In den Familienbädern können Sie sich das schönste Mädchen nicht ansehen, ohne an ein anatomisches Museum erinnert zu werden: Die ganzen Waden sind zerstochen und zerkratzt. Und wenn Sie während eines Spaziergangs am Kai hinter einer Dame her gehen, so kann es Ihnen passieren, daß Ihre Dame plötzlich stehenbleibt, um sich mit dem linken Schuh am rechten Unterschenkel, dann mit dem rechten Schuh am linken Unterschenkel und schließlich mit der Hand am Knie oder gar noch höher zu kratzen. Es hätten schon viele Leute wegen dieser verfluchten Mücken hier resigniert, aber die Valuta, die hält uns hier.

Die Abende an der See sind doch auch etwas Herrliches: Man setzt sich andächtig an die Bar und trinkt den Cocktail, tanzt Shimmy und raucht Manoli-Zigaretten. Während die Sonne vergeblich versucht, durch Farbeffekte unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Wellen sich mit schleppendem Lärm an der Küste brechen, sitzen wir schön im Spielzimmer und setzen auf Pferdchen oder Städte. „Städte" spielt man so: Auf einer großen Billardfläche befinden sich sechzehn kleine Vertiefungen in verschiedenen Farben; drei sind gelb, drei rot, drei blau, drei weiß, drei grau und eine schwarz. Jede Farbe be-

deutet eine der Städte, die die Spielveranstalter für die wichtigsten halten: Berlin, Hamburg, Dresden, München und – Prag. Jeder setzt auf eine Stadt, und die Stadt, in deren Grübchen die Kugel fällt, gewinnt. Die schwarze Vertiefung gehört der Bank. Gestern abend hat es besonders heftig geregnet, und so saßen wir und spielten „Städte“ bis in den hellen Tag hinein. Ich setzte auf Berlin und verspielte eine Mark nach der anderen. Neben mir saß ein kluger Rechtsanwalt aus Prag, der hören ließ, daß er die Mücken satt habe und den Regen auch zu Hause genießen könne und daß er morgen losfahre. Zum Abschied setzte er unentwegt auf die gelben Grübchen, das heißt auf Prag. Und hat das Spiel auch gewonnen.

DAS HAUS ZU DEN VERÄNDERTEN NASEN

Im Hause Bülowstraße 22 in Berlin wohnen jetzt – da sich die tschechoslowakische Krone hoch über die Mark emporgeschwungen hat – zumeist Prager. Aber das wissen nur die, die dort wohnen, und die werden es nicht verraten. Und sollte jemand zu Besuch kommen, er würde seine Landsleute nicht erkennen: Sie sind entweder vermummt oder haben sich sehr verändert.

Es ist ein ganz neues, sehr großes Haus, versteckt hinter einem vierstöckigen Mietshaus. Unauffällig hängt am Eingang eine kleine Tafel, die ebenso unauffällig besagt: Sanatorium Bülowstraße 22. Es handelt sich um das Palais einer schmerzhaften Eitelkeit, um die Privatklinik von „Nasenjoseph“, von Professor Dr. Jacques-Joseph, dem Chirurgen der Nasen-, Ohren- und der übrigen Gesichtsplastik ... Leute, die hier im Sprechzimmer sitzen und plaudern, wissen nicht, wie sie aussehen. Wenn sie sich im Warteraum des Professors vor drei Tagen auch noch so forschend gemustert haben, niemand weiß heute, wie der andere aussieht. Sogar von sich selbst weiß das keiner. Denn noch keiner sah seine Nase. Jeder hat ein großes gelbes Kreuz aus Leukoplast im Gesicht von der Stirn bis zur Oberlippe und von der rechten Schläfe bis zur linken, und seine Augen sind verschwunden. Alle sehen sie abscheulich

aus, noch abscheulicher als vordem. Aber morgen oder über morgen werden sie schön sein, so schön wie noch nie. Sie ha ben die Operation hinter sich.

Vor drei Tagen empfing Herr Professor Joseph in seinen Ordinationszimmer am Kurfürstendamm die an Eitelkeit kran kenden Menschen. Jeden fragte er, was er sei, ob er reich se und aus welchem Valutabezirk er komme, und dann, erst danr fragte er ihn nach seiner Wesensart. Der Herr Professor muſ zuerst wissen, wie reich einer ist, danach läßt er sich die Ope ration bezahlen (eine Fabrikantin aus Prag zahlte gesterr 15000 Kč dafür), und er muß die Wesensart kennen, denn da nach stellt er die Nase her. „Wünschen Sie eine kecke Nase oder eine intelligente, eine kokette oder eine energische?" Je der kann sich bestellen, welche Nase er haben will. Der Her Professor reicht ihm ein Album mit Hunderten von Photogra phien ehemaliger Patienten, vor der Operation und danach Sie blättern im Album und wählen ein Näschen, das Sie haber möchten. „Gut", sagt der Herr Professor und packt Sie an de Nase. Er verdeckt sie mit der Hand und den Fingern und zeig Ihnen, wie Sie später aussehen werden. „Kommen Sie morger früh um zehn Uhr in meine Privatklinik Bülowstraße 22."

Tags darauf werden Sie im Operationssaal erst einmal gründ lich ausgeschneuzt und gewaschen, Sie bekommen eine Lokal betäubung oder, falls nötig, auch eine Morphiumspritze. Mi Scheren, kleinen Sägen und Feilen dringt der Herr Professor ir Ihre Nase ein, schneidet Ihnen den Nasenknochen durch, ver leibt der Nase – falls Sie eine zu kleine hatten und eine grö ßere wünschen – ein Plättchen aus Elfenbein ein, pflanzt ir solchem Falle oft auch ein Stück Haut von der Schulter ins Ge sicht über oder – was häufiger vorkommt – amputiert eir Stückchen Knochen, Fleisch oder Knorpel, modelliert ein we nig, prüft sein Werk auf dunklem Hintergrund und mach Ihnen über alles das Kreuz aus Leukoplast.

Der Patient geht in sein Zimmer, liegt einige Tage im Bett seine Augen sind geschwollen, er kann sich nicht ausschneu zen, atmet schlecht und zahlt täglich tausend Mark. Aber da ist heute bestimmt nicht viel. Cyrano de Bergerac hätte einfacl mit ein paar Francs bezahlt, und nach einer Woche wäre e

vom Leukoplast und dem schrecklichen Unflat in der Nase befreit gewesen, Roxana wäre ihm um den Hals gefallen, und er hätte sich so seine ganze Tragödie ersparen können. Alle Leute, die das Sanatorium in der Bülowstraße füllen, sind so gescheit. Ein Herr aus Südböhmen ist jetzt dort; er hatte eine breite, sattelförmige Nase und sah aus wie ein Dorftölpel. Da er aber jetzt große Güter besitzt, ließ er sich eine herrische Nase modellieren, und niemand wird ihn mehr als einen dummen Bauern ansehen. Mein Mitschüler, hinter dem schon während unserer Schulzeit Kinder auf der Straße herliefen mit dem freundlichen Geschrei „Hakennase, Hakennase", hofft, daß er durch die Operation zu dem wird, wozu ihn weder die Wandelbarkeit seiner Grundsätze noch die späte Taufe, noch die Namensänderung gemacht hat: zum Advokaten in Eger. Meine Freundin Fanka, genannt „Diabolo" (wissen Sie, die, der es in die Nase regnete), bekommt nun eine französische Nase, die ihr der Herr Export bezahlt und die sie zur internationalen Grande Cocotte im Eden in Vršovice machen wird. Der Bankbeamte Polenta, der gerade vor einem Jahr wegen Unterschlagung zu schwerem Kerker verurteilt wurde, verspricht sich von der Operation einen noch größeren Erfolg: Er läßt sich eine große Hakennase machen, wird von nun an Porges heißen und wird so – Gleicher unter Gleichen – irgendwo unter Börsenjobbern auftreten. Bereits morgen wird ihm in der Bülowstraße das Leukoplast abgelöst.

DEUTSCHE BÜCHER ÜBER BÖHMISCHE KUNST

Die steigenden Löhne der Setzer und die Wucherpreise für Papier bewirkten, daß bereits seit Monaten kein Verleger mehr wagt, Bücher mit einem umfangreicheren Textteil, größere wissenschaftliche Werke oder wertvolle Romane herauszugeben.

Kitschverlage allerdings drucken Romane der Frau Courths-Mahler, des Herrn Rudolf Herzog und tutti quanti auf Zeitungspapier und in Auflagen, die in die Hunderttausende gehen, zu hohem Preis selbstverständlich, ohne befürch-

ten zu müssen, daß auch nur ein einziges Exemplar auf Lager bleiben könnte. Seriöse Verlagshäuser geben zur Zeit nur Mappen mit Kunstblättern, Lithographien oder Holzschnitten in beschränkter Auflage beziehungsweise kleine Kunstbücher mit Illustrationen heraus. Beide Arten von Publikationen verbrauchen wenig Papier und können für Preise verkauft werden, die die Bücherliebhaber gewöhnt sind. Von solchen Werken habe ich mir in letzter Zeit einige gekauft, die sich mit Fragen befassen, die die Tschechoslowakei betreffen. Ich möchte kurz auf diese Bücher hinweisen, damit man auch in der Heimat von ihnen weiß.

In der Sammlung „Bibliothek der Kunstgeschichte" (herausgegeben von Hans Tietze und E. A. Seemann in Leipzig) kam gerade der 12. Band heraus, die „Böhmische Malerei des XIV. Jahrhunderts" aus der Feder von Ant. Matějček. In der Einleitung, die lediglich zehn Seiten zählt, schildert Professor Matějček die böhmische Malerschule des XIV. Jahrhunderts, die (unter dem Einfluß der engen Beziehungen, die zwischen Prag und Avignon bestanden) zum ersten mitteleuropäischen Zentrum wurde, in dem sich Unterschiede zwischen der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kunstauffassung äußern. Ausgehend von den Zeichnungen der Velislavbibel, der Leidensgeschichte der Prinzessin Kunigunde, Äbtissin im St.-Georg-Kloster auf dem Hradschin (1312), sowie von den Wandmalereien in den südböhmischen Kirchen und in der Burg Neuhaus, weist Professor Matějček knapp, aber überzeugend vor allem auf die Entwicklung vom Linearstil zu einem Stil, der die Mitwirkung der Farbwerte einzuschätzen beginnt und der erstmals, wie es scheint, in einer Handschriftengruppe im Kloster Mariensaal in Altbrünn auftaucht.

Mit dem Meister des Hohenfurther Passionszyklus und dem Meister des Wittingauer Altarwerkes erreicht die böhmische Malerei des frühen Mittelalters ihren Höhepunkt in erhaben komponierten und stark ausdrucksvollen Malereien, die in der Wenzelschen Periode durch einen höfischen, allegorischen Stil ersetzt werden. Professor Matějček schließt seine mit zwanzig Heliogravüren geschmückte Schrift mit der Behauptung, die böhmische Malerei jener Zeit habe die Künstler und Künstler-

gemeinschaften in Nürnberg, Hamburg, Marienburg und Kaschau beeinflußt.

Im Schaufenster Fritz Gurlitts in Berlin tauchte in der Sammlung „Jüdische Bücher" unter Nummer 3 ein Büchlein auf, von dem wahrscheinlich nicht einmal die tschechoslowakischen Fachleute eine Ahnung haben. Es heißt: „Die Prager Haggada von 1526". Unter dem Wort Haggada wird ein Festbuch verstanden, das jeder Teilnehmer an jüdischen Osterfeierlichkeiten verwendete. Das Buch erschien in etwa 1000 verschiedenen Ausgaben an 93 Stellen und war bereits vorher in zahlreichen Handschriften verbreitet. Die älteste aller gedruckten Ausgaben in der ganzen Welt ist jene Haggada, die im Jahre 1526 bei Gerson Kohen (aus der bekannten Druckerfamilie der Gersoniden) erschien und die der wandernde Buchdrucker Schwarz herausgab. Auf Holzschnitten treten weiße Bilder aus der schwarzen Unterlage hervor. Sie beeinflußten stark die gotischen Motive auf den späteren Spielkarten. Die Holzschnitte der Prager Haggada, die besonders auf den Buchdruck in Venedig und Mantua Einfluß ausübten, sind bei Gurlitt in neunzehn Reproduktionen zu sehen; eine kurze Erläuterung bringt der Herausgeber Dr. Karl Schwarz.

Im Prager Verlag Orbis erschien die deutsche Übersetzung von Arne Nováks Werk „Das barocke Prag". Wer Arne Novák bisher nur als synthetischen Literarhistoriker und tiefblickenden Kritiker kannte, den wird die Publikation sicher in Staunen versetzen. Wer Prag liebt, muß auch dieses Buch liebgewinnen, das eine glühende, dithyrambische, unendlich wirkungsvolle Liebeserklärung an den Genius loci darstellt.

Hier verschmolz die Fähigkeit, künstlerisch abzubilden, mit der Kenntnis historischer Ereignisse in lyrischer Form, hier malt der Künstler seine Eindrücke auf Blätter, und in den Skizzen spiegelt sich das eifrigste Studium. Der Maler und Lyriker Arne Novák liebt zwar (wie jeder Maler) seine Modelle, aber er sieht in ihren Augen auch die tragische Schuld, die sie hervorgebracht hat. Er weiß, daß das Prager Barock eine Kunst fremder Bezwinger ist und daß seine jubelnden, steinernen Hymnen entstanden sind, als Komenský aus der Heimat flüchten mußte. Novák blickt verliebt in die steinernen Augen des

Barocks, doch er trauert nicht, wenn er sieht, daß sie brechen, ja er jubelt, als in einen der herrlichsten Barockpaläste jener Mann einzieht, der das Schicksal des Barocks besiegelt, da er seiner Heimat eine heimischere, wahrhaftigere Kunst bietet: František Palacký.

DIE LETZTE WEDEKIND-PREMIERE

Berlin, am 24. September

Gestern abend gab es eine große Sensation. Zum erstenmal wurde in der „Tribüne" Wedekinds postume Idylle „Sonnenspektrum" gespielt. Das Stück sollte bereits im vorigen Jahr in Wien aufgeführt werden, aber die Schauspielerinnen in Wien, die vor allem Damen sein wollen und erst dann Schauspielerinnen, lehnten es ab, in Szenen eines toten Dichters mitzuwirken. Dafür lassen sie sich gewiß ohne übertriebene Scham die Vertraulichkeiten der Theaterdirektoren oder -regisseure gefallen, um eine fette Rolle in den durch und durch frivolen „Tragödien" der lebenden Herren A. Wildgans und H. Müller zu bekommen, die dasselbe Milieu bearbeitet haben wie Wedekind im „Sonnenspektrum".

Jawohl, diese „Idylle", die Wedekind vor fünfundzwanzig Jahren schrieb und bis zu seinem Tode im Tischkasten liegen ließ, spielt im Freudenhaus, wie auch die meisten seiner späteren Dramen. Aber sie ist in ihrem Sujet zahmer als der „Marquis von Keith", zahmer als „Erdgeist" und die „Büchse der Pandora", ja zahmer sogar als „Frühlings Erwachen". Damals war Wedekind noch kein sexualpolitischer Leitartikler, damals predigte er noch nicht in der Maske eines Satans die Moral der Sinneslust bis zur Perversität, sondern er flüchtete vor der bürgerlichen Prüderie in ein öffentliches Haus. Und er schildert es wie eine Idylle. Sieben Mädchen, der Madam und den Gästen zu Diensten, sind von unterschiedlichem Temperament und tragen Hemdchen in verschiedenen Farben – das Sonnenspektrum. Alle aber haben sie eins gemeinsam, ihre Keuschheit. Mit Abscheu gedenken sie des Augenblicks, als sie zum erstenmal den Mann kennenlernten, denn der Mann tat es aus Neu-

gierde. Alle sind sie gerührt und werden wieder zu Kindern, als das unschuldige Mädchen Elise aus erwachter Sinnlichkeit ihren Kreis betritt und das Haus anstaunt, ähnlich wie sie selbst von den Bewohnern des Hauses angestaunt wird. Alle sind sie ergriffen und entzückt, denn abends kommt ein Dichter im Havelock mit Gitarre und singt das Lied von einem Mann, den nächtlicherweile sein Liebchen besucht, aber er berührt es nicht, weil es noch nicht sein Weib ist. Mit diesem Lied von der unerhörten Keuschheit schließt Wedekind sein erstes Bordellstück, das nun als Wedekinds letztes Stück inszeniert wurde.

Der abendliche Gast im Havelock ist Wedekind selbst, und die Ballade von der Keuschheit ist Wedekinds Lied. Niemand kannte diese Welt so wie er: weder Shaw noch Schalom Asch, noch Herman Heijermans – geschweige denn all die Stümper, die jenes Milieu besudelten. Wedekind, der Bürgerfeind, kannte die von den Bürgern verbannte Welt. Im „Sonnenspektrum" gibt es Momente blendenden Reportertums, die Ankunft des Neulings zum Beispiel, der gern weltmännisch auftreten möchte und scheinbar jeden Versuch schroff ablehnt, seine Wahl zu beeinflussen, oder das Verhalten der Mädchen, wenn eine von ihnen bei einem der Gäste Gefallen findet usw. Aber ein Mangel des Stückes besteht darin, daß es nur eine Milieustudie und zu sehr Idylle geblieben ist. Deshalb ließ es Wedekind im Tischkasten. Später war ihm sehr wohl bewußt, daß auch sein Freudenhaus kein Paradies ist, und Fürst Casti-Piani aus dem späteren Werk hätte sich im Hause „Sonnenspektrum" eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Eine Sensation? Es ist ein Drama von Wedekind und kein Stück für heranwachsende Mädchen. Auch wenn der Dramaturg jenes eine Wort gestrichen hätte, das gestern gewiß zum erstenmal von der Bühne ertönte, so wären die Damen im Recht, die es in Wien nicht spielen wollten. Sollen sie doch die „Flamme" von Hans Müller oder die „Lustige Witwe" beziehungsweise die „Liebe" von Wildgans spielen. Wedekind möge den Schauspielern und jenem Publikum vorbehalten bleiben, das ihn so zu nehmen versteht, wie er sich selbst nimmt: mit weiser Skepsis.

Gestern spielte Frau Tilly Wedekind eine der Hauptrollen, und das Publikum des literarischesten Theaters nahm die Premiere mit Gelassenheit auf.

VIER NEUE THEATER IN BERLIN

Berlin, am 19. Oktober

Eine merkwürdige Tatsache liegt der Nachricht zugrunde, daß im Laufe dieses Monats vier neue Theater mit literarischen und künstlerischen Ambitionen in Berlin eröffnet wurden, sämtlich in Gebäuden, die man bis jetzt als Kinos oder Operettentheater benutzt hatte. Was soll man davon halten? Ist in Berlin die Götterdämmerung angebrochen, ist man der Operettendummheiten und der Filmkitschs überdrüssig? Mitnichten. Von den vier neuen Literaturbühnen sind drei allein deshalb gegründet worden, weil ihre Besitzer an anderem reich geworden sind und sich nun für ihr Geld gern die Anerkennung der ernsten Kritik erwerben und zu literarischen Ehren kommen möchten. Dagegen wäre schließlich nichts einzuwenden, wenn sie sich auf diese Weise auch einen entsprechenden literarischen Geschmack erkaufen könnten und wenn das Publikum auch echter Literatur wegen ins Theater ginge.

Doch so reich, um vor leeren Häusern esoterische Literaturdramatik zu treiben, ist nicht einmal Herr Herwarth Walden, der Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift „Sturm", Inhaber einer futuristischen Kunstgalerie in der Potsdamer Straße und Herausgeber kubistischer Werke. Er verdiente an seinen Gemäldekäufen – namentlich der von Degas (dessen Bedeutung er als erster erkannte) – soviel Geld, daß er es auch mit modernem Theater versuchen wollte. In der entlegenen Schöneberger Hauptstraße kaufte er ein Kino und begann mit Maeterlincks „Prinzessin Maleine". Das war kühn. Denn erstens trat Maeterlinck während des Krieges scharf gegen Deutschland auf, und zweitens ist dieses Stück von der verstoßenen Prinzessin Maleine trotz aller blutigen Reminiszenzen an die blutigsten Szenen im „Macbeth" doch nur eine Puppenspiel-Tragödie. Die Kritik machte gute Miene zu diesem Ver-

such, und mehrere neugierige Leute besuchten in den ersten Tagen tatsächlich das neue Theater, das Kammerspiele des Westens heißt. Doch heute soll der Fehlbetrag bereits so hoch sein, daß Walden all seine Bilder von Cézanne und Degas verkaufen mußte und trotzdem seine Schulden nicht tilgen kann. Jedenfalls prangt am Theater bereits die Mitteilung, daß von jetzt an „Pension Schöller" gespielt wird, eine der dümmsten und wirksamsten Possen der neunziger Jahre.

Herr Direktor Poell übernahm jenes Theater, in dem früher die Brüder Herrnfeld das Genre des Pester Orfeus à la Eisenbach pflegten. Aber Herr Poell, der ein Tiroler ist, wird in seinem Theater in der Kommandantenstraße weder Maurice Maeterlinck noch einen anderen Maurice spielen. Er möchte – wenn er es auch nicht öffentlich zu verlautbaren wagt – in seinem Theater das christlich-germanische Schönheitsideal pflegen, wie es seinerzeit der Direktor des Burgtheaters Millenkowich mit großem Erfolg versucht hat. Nun ist die Literatur tatsächlich mehr als jeder andere Bereich zum Tummelplatz jüdischen Schwindels geworden, und es wäre nur zu begrüßen, wenn ein kühner Theaterdirektor es wagen würde, sich dem zu widersetzen. Aber die Verhältnisse sind nun einmal kompliziert. Die größten jüdischen Schwindler der deutschen Literatur, wie Ewers, Hasenclever, Bronnen, Tovote usw., sind reinrassige christliche Arier, und unter den Stillen im Lande gibt es viele Christen, die Juden sind. Bei den großen dramatischen Talenten Deutschlands, bei Fritz von Unruh, Joachim von der Goltz, Bert Brecht, Reinhold Sorge und Robert Musil, stimmt zwar die christliche Kunst mit ihrer christlichen Abstammung überein, aber gerade diese Dichter sind wohl Herrn Poell und seinem Publikum zu „modern" und „der Mehrheit des deutschen Volkes" unverständlich. So wird im Theater an der Kommandantenstraße nur lauter langweiliger nationaler Kitsch alten Stils gespielt, wie beispielsweise „Der Tänzer unserer lieben Frau", eine Verflachung der Novelle „Le jongleur de Notre-Dame" von Anatole France, das Eulenspiegelstück „Der Fremde" von Lienhard und ein biblisches Drama des Deutsch-Schweden Adolf Paul, das zwar „Die Sprache der Vögel" heißt, jedoch eine jeder Problematik bare Strindbergsprache ist.

Herr Poell kündigt zwar noch nicht die „Pension Schöller“ an, dafür aber das Drama „Gantz und die Tänzerin Fanny Elßler“. Der Titelheld ist zwar ein Held der Befreiungskriege, der Autor jedoch heißt Jakob Wassermann.

Das dritte neue Theater verschiebt seine Eröffnung von Woche zu Woche. Es heißt Renaissancetheater und wird in den Räumen des Terra-Kinos spielen. Der Direktor ist ein junger Literat namens Theodor Tagger, dem man eine gewisse Genialität nicht absprechen kann: Er versteht es, jederzeit einen Geldgeber zu finden. Während des Krieges brachte er es fertig, die teuerste deutsche Kunstzeitschrift „Marsyas“ (auf Japanpapier!) herauszugeben, und nach dem Krieg fand er für seine beiden Stücke, die reine Sternheimkopien sind, bereitwillige Bühnen. Doch „Marsyas“ überlebte die dritte Nummer nicht und seine beiden Dramen nicht die dritte Aufführung. Wir wollen hoffen, daß Herr Tagger mit seinem Theater mehr Glück haben wird. Er fängt mit „Miß Sara Sampson“ von Lessing an, mit der vor hundertfünfzig Jahren das erste bürgerliche Drama die deutsche Bühne betrat.

Das vierte neue Theater verdankt seine Entstehung keiner Privatinitiative. Im bisherigen Zentral-Theater des Martin Zikkel, der den Berliner Westen zu seinen Operetten in den Osten lockte, entsteht nun mit Unterstützung der Sozialisten ein gutes Volkstheater. Der junge Dramatiker Rehfisch und ein gewisser Herr Piscator, die an der Spitze des Berliner Proletkults stehen, wollen Romain Rolland, Gorki, Zola, Franz Jung, Tschechow und Gogol spielen. Bisher spielten sie nur die über zwanzig Jahre alten „Kleinbürger“ von Gorki. Wenn auch mehr als die Hälfte des Stückes aus peinlichen Streitigkeiten zwischen zwei Generationen und unverdaulichen Familienhändeln besteht, so siegte am Ende in diesen an Operette gewöhnten Räumen Gorkis dichterisches Talent, das sich hier weit stärker äußert als im „Nachtasyl“. Und da der Saal von den Gewerkschaftsorganisationen Abend für Abend gemietet wird, besteht keine Gefahr, daß die Kunst abhanden kommen wird. Was für die anderen drei neuen Berliner Bühnen wohl kaum prophezeit werden kann.

Berlin, am 25. Oktober

Nachdem der Berliner Zoo seine Pforten geschlossen hat, folgt nun eine noch wichtigere Institution: Das Ende der Volkshochschule in Berlin ist fast besiegelt. Die Volkshochschule war ein Kind jener nachrevolutionären Wochen von 1918 und 1919, in denen man noch danach strebte, den Unterschied zwischen Republik und Monarchie durch kräftige und neue soziale Maßnahmen hervorzukehren. Jetzt aber, da die Angst vor der unmittelbaren Nähe des Bolschewismus geschwunden ist, erstarkt die Reaktion um so mehr, und jene sozialen Reformen werden wieder aufgehoben. Nun wird auch die Volkshochschule daran glauben müssen.

Die Volkshochschule wurde auf Grund eines Vertrages zwischen drei Beteiligten gegründet: der Stadt Berlin, den drei Berliner Hochschulen (der Universität, der Technischen Hochschule und der Handelshochschule) und den Beamten- und Arbeiterkorporationen, also zwischen drei sozialistischen Parteien und den freien Gewerkschaftsverbänden. Der Zweck des Vertrages bestand darin, daß die Gemeinde Berlin die finanziellen Mittel, die Hochschulen die wissenschaftlichen Mitarbeiter und die Arbeiter und Angestellten die Hörer stellen und das Vertrauen in die neue Institution stärken sollen. Der innere Aufbau war streng demokratisch. Die Hörer der einzelnen Kurse wählten den Vorsitzenden, und die Versammlung der Vorsitzenden entsandte ihren Vertreter ins Kuratorium, dem außerdem Vertreter der Lehrerschaft, der Arbeiterorganisationen sowie der städtischen und staatlichen Hochschulen angehörten.

Schon vor der Revolution fehlte es in Berlin nicht an Bestrebungen, die Volksbildung zu entwickeln. An erster Stelle sei die Humboldtakademie in ihrem Kreis genannt, deren Unterrichtsmethoden jedoch völlig veraltet waren: Es gab lediglich Vorlesungen, die von den Hörern mit der üblichen Passivität hingenommen wurden. Die Volkshochschule bezweckte demgegenüber nicht bloße Übermittlung von Kenntnissen, es ging ihr darum, die Hörer zu selbständigem Denken zu bringen; sie

sollten selbst lernen, Tatsachen zu ermitteln und zu beurteilen. Deshalb wurde großes Gewicht auf die sogenannten Arbeitsgemeinschaften gelegt, das heißt auf Zirkel von höchstens drei Teilnehmern, in denen unter der Leitung eines Lehrers ein bestimmtes, genau abgestecktes Wissensgebiet erarbeitet wurde. Also ein auf Gegenseitigkeit begründeter Seminarunterricht fast nach sokratischer Methode mit Frage und Antwort. Der Arbeitsplan gliedert sich in sechs Hauptfächer:

1. exakte und angewandte Naturwissenschaften (Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie usw.),
2. Biologie (Pflanzen-, Tier- und Menschenkunde),
3. Gesellschaftslehre (Geschichte, Recht, Staatswissenschaft und Ökonomie),
4. Geisteswissenschaften (Literatur, Kunst, Musik),
5. Philosophie (Religionswissenschaften und Pädagogik),
6. technische Fächer.

Der Direktor, der aus dem Dreierrat gewählt wurde, sollte die Funktion ein Jahr lang ausüben. Aber infolge der Unlust der betreffenden Hochschulstellen gegenüber den Bemühungen um eine Volksbildung war die Zahl der Kandidaten gering. So wurde Universitätsprofessor Merz, der Leiter des Instituts für Meereskunde, in drei nacheinander folgenden Jahren zum Direktor der Volkshochschule gewählt. Professor Einstein stellte sich zur Verfügung, doch er mußte seine Vorlesungen einstellen, weil der Vortragssaal bald zum Stelldichein neugieriger Damen aus Berlin W geworden war. Von den bekannteren Forschern gehörten zum Lehrkörper der Volkshochschule noch der Biologe Degener und der Ästhetiker Max Dessoir. Die Lehrer wurden vom Unterrichtsministerium ernannt, die Vorlesungen fanden in den städtischen und staatlichen Schulen in allen Stadtbezirken abends von 6 bis 10 Uhr statt. Der Durchschnittsbesuch betrug etwa 15000 Hörer jährlich, bei den beschränkten Arbeitskursen eine enorme Zahl. Für das kommende Semester konnten zumindest ebenso viele Hörer erwartet werden.

In letzter Zeit jedoch macht die Stadt Berlin Schwierigkeiten. Sie weigert sich, ausreichende finanzielle Mittel zu gewähren. Im vorigen Jahr stellte sie der Volkshochschule einen Kre-

dit von 600000 Mark zur Verfügung, mit dem man bei großer Sparsamkeit der Verwaltung schlecht und recht auskommen konnte und mit dem 800 verschiedene Veranstaltungen finanziert werden mußten, darunter mehrere recht kostspielige, wie zum Beispiel die Aufführung der Bachschen Matthäuspassion mit der Philharmonie und dem Berliner Volkschor. Für das nächste Jahr bewilligte die Stadt wiederum 600000 Mark, was in Anbetracht der Geldentwertung kaum ein Drittel des vorjährigen Betrags bedeutet und womit man nicht einmal die Verwaltungs- und Organisationskosten decken kann. Der Grund dafür wird wohl in der großen Finanznot der Gemeinde Berlin zu suchen sein, über deren Bankrott ständig gesprochen wird. Eine große Rolle spielt zweifellos auch das außerordentlich gespannte Verhältnis, das zwischen den sozialistischen und bürgerlichen Vertretern der Stadtverordnetenversammlung besteht. So haben die Vertreter der Volkshochschule nicht ganz unrecht, wenn sie in der stiefmütterlichen Behandlung ihres Unternehmens einerseits eine reaktionäre Maßnahme, andrerseits einen Racheakt von seiten der Mehrheit des Stadtparlaments erblicken.

Aus eigenen Mitteln kann sich die Volkshochschule natürlich nicht halten. Die Gebühr beträgt drei Mark pro Stunde, also durchschnittlich 50 bis 80 Mark pro Kurs. Ebensowenig können die Lasten dieses überparteilichen und nichtgewerkschaftlichen Unternehmens von den Arbeiterparteien oder von den Gewerkschaftsorganisationen getragen werden. Das Ende der Volkshochschule, die im geistigen Leben Berlins eine große Rolle spielte, ist also besiegelt. Auf welche Weise ihre Beisetzung erfolgen wird, steht noch nicht fest. Die Stadt setzt sich für die Vereinigung der Volkshochschule mit der Humboldtakademie ein, die zwar in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht keinen so guten Namen hat (ihr Lehrplan weist beispielsweise auch Kosmetik, Skifahren, Gartenbau, Tanzkunst usw. auf), die jedoch andrerseits den „Vorzug" hat, daß sie über keine demokratische Organisation verfügt. Nach einem solchen Zusammenschluß würden die Behörden streng autoritativ die Volksbildung auf ihr eigenes Gleis zwingen, was auch der Berliner Universität am angenehmsten wäre.

Die Stadt Strausberg liegt unweit von Berlin. Sonst läßt sich über sie nichts sagen; es ist eine Stadt in der Mark, wie hundert andere. In der Geschichte hat sie wohl nie eine Rolle gespielt, was man daraus schließen kann, daß von Generation zu Generation folgende Anekdote als die wichtigste erhalten blieb: Eines schönen Tages im achtzehnten Jahrhundert fuhr König Friedrich in seiner Kalesche durch die Mark. Dabei geriet er unversehens auf so miserables Pflaster, daß er auf seinem Sitz hin und her geworfen wurde und einige Flüche ausstieß. Plötzlich stürzte der Wagen um, da ein Rad im Streit mit dem holperigen Wege auseinandergebrochen war. Wütend stieg der König aus, blickte um sich, fragte nach dem Namen des Ortes, in dem er zu unvorhergesehenem Aufenthalt gezwungen war, und knurrte so laut, daß die rasch herbeieilenden Bürger es hören konnten:

„Ich habe nicht gedacht, daß ich in meinen Landen ein so gottverfluchtes Drecknest habe."

Seit jenem Unfall des königlichen Wagens sind nahezu zwei Jahrhunderte verflossen. Die Stadt bekam neue Häuser; auch die Straße wurde soweit in Ordnung gebracht, daß hier alljährlich der Start der Berliner Autorennen stattfindet. Doch die moderne Entwicklung Strausbergs geht noch weiter: 1918 wurde es zur republikanischen Stadt, und in letzter Zeit mußte sich die Stadt entschließen, Notgeld auszugeben. Auf den neuen Fünfzigpfennigscheinen ist das wichtigste Ereignis der Stadtgeschichte abgedruckt: Wir sehen das königliche Gespann, das zerbrochene Rad und den Herrscher, der böse um sich blickt, und auf einer die Abbildung einsäumenden Schleife steht das königliche Wort vom verfluchten Drecknest. Das also ist das Strausberger Notgeld. War sich der Stadtrat, der dieses Geld bestellte, des Witzes bewußt, zu dem er verurteilt ist? Gezwungen, in einem so spießigen, kleinbürgerlichen Milieu zu leben, ließ er mit gelungener Ironie eine solche Zeichnung anfertigen: Seht, das war das einzige Urteil, das eine historische Persönlichkeit über unseren Heimatort geäußert hat. Wollte der gute Republikaner etwa damit sagen: Das

ist alles, was die Hohenzollern unserem Städtchen an Gnadenworten zu geben vermochten?

In Frankreich wäre so etwas noch möglich ... Aber wir sind in Preußen! In jenem Preußen, das gerade jetzt von der Braut Kaiser Wilhelms II. als von der „künftigen Landesmutter" spricht und dessen Provinzpresse die Aussagen der Schwachsinnigen aus dem Rathenau-Prozeß in großer typographischer Aufmachung veröffentlicht, als würde es sich um die tiefsten Weisheiten politischer Köpfe handeln. Nein, in diesem Preußen werden noch lange keine ironischen Karikaturen auf Geld aus Not gedruckt, die durch die Dynastie verschuldet worden ist. Sondern: Jener beachtenswerte königliche Fluch ist der Stolz der monarchistischen Bürger Strausbergs, die eitel genug sind, daß der König überhaupt eine Meinung über sie äußerte, wenn auch eine demütigende und verdammende. Sie wollen – solange das Notgeld gelten wird – mit Wort und Bild beweisen, daß das königliche Wort bei ihnen etwas bedeutet, wenn alle Force majeure auch in eine Republik umgeschlagen ist. Und sollte der Präsident der Republik auf einer Reise durch Strausberg die Stadt als die idyllischste von ganz Deutschland bezeichnen (was bei weitem nicht so wahr wäre wie die Worte Friedrichs II.), so würden die Strausberger diese Worte bestimmt nicht auf ihr Notgeld drucken. Und würde er Strausberg gar als ein Saunest bezeichnen, dann käme er bestimmt nicht mit einem so leichten Unfall davon wie sein königlicher Vorgänger im Amt des Staatsoberhauptes.

DIE DEUTSCHEN UND GERHART HAUPTMANN

Gerhart Hauptmanns Geburtstag dauert bereits ein Jahr. Er begann im vorigen Jahr zu Silvester mit Grußartikeln, neuen Ausgaben seiner Werke, Biographien und Vortragsreisen. Im Sommer fanden in Breslau unter Teilnahme von Ministern und anderen bedeutenden Schauspielern große Festspiele statt, und jetzt – man muß sich tummeln, das Jubiläumsjahr neigt sich dem Ende zu – können Sie keine Zeitschrift in die Hand nehmen, weder ins Kino noch ins Theater oder zu einem Vor-

trag gehen, ohne anderes zu hören oder zu sehen als die Reden des Geburtstagshelden oder die Reden des Reichspräsidenten und des Ministers für Volksbildung über den Geburtstagshelden. Vorige Woche, als der Reichskanzler resignierte und die Situation des Reiches bedrohlicher war als je, war Fritz Ebert überall dabei, übergab dem Jubilar Deutschlands Geschenk und begrüßte ihn mit langen Reden.

Das alles ist sehr schön. Während des Krieges verlieh Kaiser Wilhelm II. dem Dichter Gerhart Hauptmann den Roten-Adler-Orden III. Klasse, den bis dahin ein Oberpostbote erst nach längerem treuem Dienste erhalten konnte, und wenn ihn Gerhart Hauptmann leider auch nicht abschlug, so ist es doch von der Republik ganz hübsch, daß sie vor ihm mit würdigeren Ehrungen katzbuckelt. Außerdem ist Gerhart Hauptmann tatsächlich ein ausgezeichneter Schriftsteller. Er schrieb eine herrliche Legende über Hanneles Himmelfahrt, eine starke Komödie über einen Biberpelz, ein feines Märchen aus den Glashütten über die tanzende Pippa, die sozial durchglühte Tragödie eines Weberaufstandes, das Schicksal des zermalmten Bohemiens Michael Kramer und ein breit angelegtes, gewaltiges Gedicht über den Bauernrevolutionär Florian Geyer. Jedes Jahr schrieb er ein oder zwei Bücher, was er um so leichter tun konnte, weil er nicht befürchten mußte, daß sein Werk keinen Verleger oder keine Bühne finden würde. All das, was einen Dichter entkräftet, der Kampf um seine Eigenart gegen die Dummheit des Spießbürgertums, den Geiz des Verlegers, die Effekthascherei der Theaterdirektoren, die Feindseligkeit der Kritik, all das blieb ihm erspart. Er mußte keine umfangreiche Korrespondenz führen, mußte keine Not befürchten, keine Zugeständnisse machen und mußte sich nicht prostituieren.

Vor vierzig Jahren war er umstritten – nein, nicht einmal damals. Als der Direktor Otto Brahm auf der Freien Bühne sein Drama „Vor Sonnenaufgang“ aufführte, hatte der große Durchbruch des Naturalismus bereits stattgefunden. In Frankreich schrieben die Goncourts, Zolas „Germinal“ erschütterte die Arbeiterschaft und rüttelte das Gewissen des Kapitals auf, Ibsens Dramen wurden sogar in Deutschland gespielt, der Mut von Tolstois „Macht der Finsternis“ ergriff einen jeden, und Strind-

bergs Zyklus naturalistischer Dramen war fast abgeschlossen. Noch regte sich der Widerstand der Unterhaltungsliteratur und der historischen Romantik, aber es war ein schwacher Widerstand und ein leichter Sieg. Daß im Zuschauerraum jemand die Gebärzange schwang und die Hälfte der Zuschauer pfiff, erhöhte den Erfolg des (sehr naiven) Stückes nur noch. Die Intellektuellen waren für den Naturalismus und für seinen ersten deutschen Vertreter, Theodor Fontane lobte ihn in der uralten „Vossischen Zeitung", S. Fischer gab ihn heraus, Otto Brahm spielte ihn, Theodor Wolff schätzte ihn – und der junge Mann kaufte sich eine Villa und konnte dichten, wie nur ein wirklicher Dichter dichten kann – wenn er keine anderen Sorgen hat. (Das klingt sehr banal, es ist aber so.) Sein Verleger ist heute noch derselbe. Seine führenden Verehrer sind noch dieselben.

Und sie machen Lärm. Wenn wir schon die Festlichkeiten dieses Gedenkjahres über uns ergehen lassen müssen mit ihren ewigen Rückblicken, so kommen wir uns vor wie beim Jubiläum irgendeines Veteranenvereins: Jeder erzählt von fürchterlichen Schlachten, jeder erzählt von entsetzlicher Trübsal, von blutigen Abenteuern und vom großartigen Sieg, zu dem er selbst am meisten beigetragen hat. Man spricht vom „Vaterland" und denkt an sich, man spricht von „Gerhart Hauptmann" und denkt an sich. Und da die jungen Fahnenträger von damals alle bereits Generäle, Herausgeber von Zeitschriften, allmächtige Kritiker, berühmte Schauspieler sind, muß jeder mit ihnen den Gedenktag mitmachen, vom Reichspräsidenten bis zum Kinostatisten. Aber das deutsche Volk macht gern mit. Denn es feiert gern mit gutem Gewissen, es feiert am liebsten Leute, gegen die nichts einzuwenden ist. Goethe wurde vor allem deshalb ein Heros des deutschen Volkes, weil er aus gutem Hause stammt und ein devoter Staatsminister war, der Feuerkopf Kleist hingegen wird fast überhaupt nicht gespielt, und in der Schule wird vor der Lektüre seiner Werke gewarnt, weil er ein unruhiger Geist war und sich jung erschoß. Grabbes, Lenzens oder Büchners Dramen können Sie lediglich hier und da an einigen ehrgeizigen Berliner Bühnen sehen, die Hoftheater auf dem Lande spielen auch nach der

Revolution noch immer die Hofdichter Wilhelms II. Gerhart Hauptmann wird ebenfalls gern gespielt, auch wenn er keinen Geburtstag hat. Es geht ihm gut, er wurde nicht wegen Diebstahls verhaftet wie Erich Mühsam und Ernst Toller, er reformierte nicht die Erotik wie Wedekind (der seinen sechzigsten Geburtstag nicht einmal nach seinem Tode erlebte) und stirbt nicht vor Hunger, wie Arno Nadel es tat, dessen Familie weiter hungert. Und viele, viele andere hungern im Kerker, auf freiem Fuß, im Bohemienmilieu. Die Zeiten sind schwer, dreihundert Mark bekommen sie als Honorar oder als Almosen, aber ein Mittagessen kostet bereits fünfhundert.

Es ist schön, wenn man an lebende Künstler denkt und sie feiert. Aber es gibt auch sterbende Künstler.

PRAGER TAG IN HAMBURG

Es scheint, ganz Hamburg hielt diese Woche „Sparta" für einen Vorort von Prag oder gar Prag für einen Vorort von Sparta. Als ich mich im Hotel als „aus Prag" gebürtig eintrug, fragte mich der Portier ehrerbietig und erregt: „Aus Sparta-Prag vielleicht?" Sein Gesicht strahlte, als ich mit dem Kopf nickte, fiel doch ein Abglanz des Hotels Kaiserhof (wo die Prager Mannschaft logiert) auch auf sein kleines Hotel.

Sonntag früh um acht Uhr bereits schrien die Zeitungsjungen die Schlagzeilen der Extraausgaben der „Hamburger Nachrichten am Mittag", des „Hamburger Sportblattes" und anderer Blätter aus, diese ewigen Fragen der Menschheit: „Hat der HSV eine Chance, gegen Sparta zu gewinnen?" – „Wer wird Schiedsrichter sein?" – „Ist Kǎda (Prag) verliebt?" Die Blätter brachten die Aufstellung der Sparta-Mannschaft etwa in folgender Schreibung: Dworack, Hayni, Pospisile, Cereveney, so daß du schon nachdenken mußtest, um Dvořáček, Hajný, Pospíšil und Červený darunter zu entdecken. Sonderberichte über das Treffen beider Mannschaften in Prag vorige Woche (7:4) werden mit graphischen Diagrammen abgedruckt, um geometrisch nachzuweisen, daß Sparta nicht in gerader Linie spielt, sondern im Dreieck. Über Kǎda wird in einer ausführli

chen Lebensbeschreibung mitgeteilt, daß er bisher noch keinen Tropfen Bier getrunken, noch nie einen Zug aus einer Zigarette gemacht und noch nie eine Frau berührt habe. Na, na!

Die Stadt ist voller Prager. Es sind lauter Schlachtenbummler. Sie segnen die Valuta, die es ihnen ermöglicht, dabeizusein, wenn Hojer den Ball ins Aus stößt. Erregt sitzen sie in der Halle des Hotels Kaiserhof und warten auf den Nachmittag. Sie sehen sich weder den Hafen noch die großen Docks oder den Elbtunnel mit seinen zehn Aufzügen an, jeder für achtzig Personen und Fuhrwerke – für sie ist im Augenblick nur eins wichtig: Der Spielplatz des Hamburger Sportvereins ist um zwanzig Meter kürzer als der Spielplatz von Sparta. „Das wird eine schöne Geschichte werden!" wiederholen sie ununterbrochen und bekümmert.

Der Generalkonsul der Republik kommt ins Hotel zu Besuch und geht durch die Halle: „Das ist unser Konsul", sagt ein Anhänger von Sparta. „Was geht der mich an", brummt der Angesprochene, ohne sich im Klubsessel auch nur umzudrehen, „ich hab andere Sorgen." Aber wäre der Außenminister vorbeigegangen, dann hätte sich der Spartakist bestimmt umgedreht: Eda Beneš hatte etwas geleistet – er spielte ja ehemals bei Slavia.

Ein gewisser Freund von mir ist hier mit seiner Kleinen. Ich kenne beide nur vom Sehen und Hörensagen und habe das Schicksal ihrer besten Freundinnen und ihres Milieus in einem Buch geschildert. Mein Freund stellt mich vor: „Herr Kisch, der den ‚Mädchenhirt' geschrieben hat!" – „Freut mich sehr, spielen Sie auch?" Nachdem sie erfahren hat, daß ich nicht spiele, freut es sie nicht mehr so „sehr".

Das Restaurant, in dem ich zu Mittag esse, ist voller bekannter Gesichter aus meiner Heimat. Auch andere haben einen roten Stern im Knopfloch. (Mindestens 1200 Landsleute sind hier eingetroffen.) Die Speisen sind (umgerechnet) billig, die Hors d'œuvres ausgezeichnet. Beim Schnitzel erinnert sich jemand an das Schnitzel, das er vor einigen Tagen im Restaurant Šroubek gegessen hatte, und brummt: „Daß es der Šroubek als Halfback heute nur nicht verpatzt!" Einem anderen kommt bei

der roten Farbe des Preiselbeerkompotts der Gedanke: „Červený sollte heute etwas besser abgeben!“

Um ein Uhr zittern sie schon, obwohl ihr Auto bestellt ist und das Spiel erst um halb drei anfangen soll. Aber sie haben völlig recht, wenn sie damit rechnen, daß eine Verkehrsstörung eintreten könnte. Tatsächlich wandern etwa 25000 Leute durch die Rote Baumstraße zum Spielplatz des Hamburger Sportvereins, und für einen Sitzplatz werden 15000 bis 20000 Mark geboten. Die Flagge der Tschechoslowakischen Republik weht neben der schwarzrotgoldenen im Novemberwind, und erregte Debatten setzen die Spielplatzkonturen in Bewegung, noch ehe das Spiel beginnt.

Schiedsrichter ist Gudenow aus Düsseldorf. In den ersten zehn Minuten schießt Sparta zwei Tore, in der zwölften Minute fällt ein Tor für den Hamburger SV. Jetzt sind alle von Erregung ergriffen. 24000 Hamburger spornen unter Lärm und Getöse ihre Meistermannschaft an, aber alles wird übertönt durch die Schreie: „Dvořáček, rein damit!“ und „Pfui! Pfui!“, als Pospíšil plötzlich mit eingeschlagener Kniescheibe auf dem Spielfeld liegenbleibt. Zur Halbzeit steht es 2:1 für Sparta. Die Mannschaft spielt stärker, ist aber vor dem Tor nicht sicher, und nicht einmal Schaffer schießt genau. Die zweite Halbzeit endet 1:1, obwohl es wieder genug Chancen für Prag gab. „Voni nechtějí, ti mizerové!“ brüllt ein alter Mann neben mir wütend seine Lieblinge an. „Sie wollen nicht, die Schurken!“

Die Hauptsache bleibt jedoch: Auch 3:2 ist ein Sieg. Sparta schlug wieder den Meisterklub Deutschlands, und 11 Spieler und 1100 Anhänger, die einen Tag vorher von Prag nach Hamburg gefahren waren, fahren wieder von Hamburg nach Prag zurück. Gestern sprachen sie 600 km lang über mögliche und unmögliche Chancen, jetzt sprechen sie 600 km lang über verwertete und verpatzte Chancen.

Die Berliner Bühnen sind geschlossen. Das heißt, nicht alle. Es spielen das Staatliche Schauspielhaus und die Staatsoper, die bereits früher eine von der Schauspielergenossenschaft geforderte Mindestgage bewilligt hatten, es spielt die Komische Oper, wo eine Revue mit Leuten vom Kabarett aufgeführt wird, es spielt das Theater Grand Guignol Rampe, das ebenfalls auf Grund einer Kabarettkonzession arbeitet und dessen Direktorin Rosa Valetti ihre Räume den Streikenden für Nachmittagsvorstellungen zur Verfügung gestellt hat, und das proletarische Zentral-Theater spielt Romain Rollands Drama „Die Zeit kommt" in Nachtvorstellungen, deren Bruttoertrag für die Schauspielerorganisation bestimmt ist. Bei den großen Stars erkundigte man sich gestern erst einmal, was für einen Standpunkt sie einnehmen würden. Fritzi Massary, deren Darstellung in der Operette „Madame Pompadour" noch heute zu den größten künstlerischen Leistungen des Berliner Theaterlebens gehört, erklärte sich solidarisch mit den Streikenden, obwohl sie eigentlich Unternehmerin der Stücke ist, in denen sie spielt. Auch Max Pallenberg, der noch am Sonnabend trotz des Streiks Schulter an Schulter mit dem Verwaltungsdirektor, dem Dramaturgen Dr. Franz Blei und einigen eingesprungenen Dilettanten Molnárs „Liliom" spielte, ließ jetzt die Arbeit ruhen. Auch Wegener erklärte, er wolle während des Streiks in keinem Theater spielen – er habe sowieso genug zu tun im Film. Welchen Standpunkt der Kommunist Moissi einnehmen würde, darüber herrschte nicht der geringste Zweifel, Maria Orskas Gatte ist der Bankier Hans von Bleichröder, daher verzichtete sie leichten Herzens auf das Honorar, und Ernst Deutsch heiratete vor einigen Wochen die Tochter des Prager Papierfabrikanten Fuchs, so daß er sich ebenfalls dem Streik anschließen konnte ohne Sorgen um den Lebensunterhalt. Lucie Höflich, die von ihrem Honorar neun Personen ernährt, wollte zuerst nicht streiken, ließ sich aber schließlich dazu doch bewegen. Erika Gläßner, die im Trianon-Theater ihre Rollen teils im Bett, teils vor dem Bett spielt, gab bekannt, daß sie aus der Schauspieler-

genossenschaft austrete und daß sie auf alle Kollegen huste. Tags darauf nahm sie ihre Austrittserklärung zurück und versprach, 100000 Mark in den Streikfonds zu zahlen, was jedoch abgeschlagen wurde. Karl Ettlinger brachte seine Finanzen durch ein zweimonatiges Gastspiel in Brünn in Ordnung. Lediglich Albert Bassermann erklärte, daß er zum Theaterverband, das heißt zu den Direktoren, halte; das ist für die Streikenden schmerzhaft, da Bassermann der Träger des höchsten und einzigen Ordens des Verbandes ist, nämlich des Ifflandrings, der seit etwa hundert Jahren vom besten Schauspieler jenem vermacht wird, den er – nach sich selbst – für den besten hält. Tritt im Augenblick des Kampfes der Repräsentant der Zunft gegen seine Zunft auf, so ist das bitter, und in den Versammlungen wurde mit Ausrufen: „Pfui, Bassermann!" nicht gespart. Interessant ist übrigens der Grund für Bassermanns Verhalten: Seine Frau Elsa wurde vor mehreren Wochen von Dr. Monty-Jakobs, dem Vertreter der „Vossischen Zeitung", scharf angegriffen. Darauf wandte sich Frau Bassermann an den Präsidenten der Schauspielergenossenschaft Rickelt, er möge gegen Monty-Jakobs ein Verfahren einleiten. Rickelt mußte diese Einmischung ablehnen, und als man später an Bassermann herantrat, den Streik zu unterstützen, ließ Frau Elsa den Herren sagen: „Aha, schützen wollen Sie uns nicht, und wir sollen Ihnen jetzt zu Hilfe kommen." Bassermann schloß sich dem Streik nicht an.

Trotzdem sind die Schauspieler voller Zuversicht. Sie stellten vor die Theater Streikposten, die Lieblinge der Zuschauerräume verteilen in den Straßen Flugblätter, in denen das Publikum aufgefordert wird, nicht ins Theater zu gehen, sie veranstalten im Saal der Bötzowschen Brauerei Vorstellungen von Schillers „Kabale und Liebe", in denen auch die Statistenrollen von prominenten Schauspielern besetzt sind („ja, sogar die beiden Titelrollen", sagt ein Berliner Witz), die tschechischen Schauspieler sandten aus Prag bereits eine halbe Million Mark für die Streikkasse, und die Theaterarbeiter halten zu ihren Kollegen. Das wichtigste jedoch ist, daß das Publikum zu ihnen hält. Das Publikum ist nämlich immer für einen Streik – der ihm nicht zu nahe tritt. Würden die Straßenbahnfahrer

streiken, und sie hätten dazu tausendmal mehr Ursache als die Schauspieler, so würde sie jedermann verwünschen und beschimpfen. Streiken die Elektrizitätswerker und die Müllmänner, so ist die „Technische Nothilfe“ zur Hand, die Organisation deutschnationaler Studenten, monarchistischer Offiziere und gelb organisierter Handelsangestellter, die sich zum Programm gemacht hat, den Sozialismus zu bekämpfen und sich am Streikbruch zu beteiligen, und die bei dessen Durchführung nicht einmal vor der Arbeit zurückschrecken. Aber das alles pflegt bei einem Theaterstreik nicht zu passieren. Das Publikum kommt nicht in hellen Scharen zu Strindberg und Berlioz, Wedekind und Debussy, Shaw und Richard Strauss gelaufen, und die, die doch hingehen, weil man die Stücke oder Opern gesehen haben muß, sind froh, daß sie jetzt nicht hinmüssen. Auch für den Theaterbesessenen sind diese Ferien noch erträglich, und den Operettenfans bleibt das Kino, das ihren geistigen Ansprüchen genügt. Vor einigen Monaten gab es einen Streik der Filmvorführer. Der war rasch vorbei. Aber das Theater? *Solch* ein Streik kann noch lange dauern.

Der Hauptgrund des Streiks ist, daß die Direktoren die Januargagen bereits heute festsetzen wollen, während die Schauspieler darauf bestehen, die Gagen erst dann festzulegen, wenn der Kurs der Mark sowie die Preise der Lebensmittel und der Textilien für den nächsten Monat bekannt sein werden. Die Direktoren geben zwar die Möglichkeit einer weiteren horrenden Steigerung des Lebensunterhalts zu, weisen jedoch, nicht zu Unrecht, auf ihre eigene unsichere Lage und vor allem darauf hin, ob das Berliner Publikum eine entsprechende Verteuerung der Eintrittskarten überhaupt noch hinnehmen werde.

So tobt der Kampf. Die Schauspieler haben mehr Sympathien auf ihrer Seite als die Direktoren. Und sie sind voller Begeisterung und Kampfeslust. Doch im Krieg entscheiden nicht Begeisterung, sondern bessere Nerven und größere Geldreserven. Dabei hat der Schauspieler im offenen sozialen Kampf eine schwerere Lage als jeder andere. In keinem anderen Beruf kann der Mensch künstlerisch so leicht beeinflußt werden wie

in dem des Schauspielers. Und eben in diesem Beruf muß der Ehrgeiz und die Empfindlichkeit des einzelnen größer als in jedem anderen sein.

BILANZ DER BERLINER THEATER

Noch vor Ablauf des Jahres schenkten zwei Theater der literarischen Jugend Gehör, die 1922 sonst nur mit Arnolt Bronnens „Vatermord“, einem Stück ohne Niveau, und mit dem sozialen Tendenzdrama „Die Maschinenstürmer“ des eingesperrten Ernst Toller zu Worte kamen. Der „Bocksgesang“ von Franz Werfel, eine bedeutende, allerdings schwer zu spielende Komödie, „Die Schwärmer“ von Robert Musil und „Olympia“ von Ernst Weiß wurden uns zwar versprochen, doch es blieb bei den Versprechungen. Ebenso wurden Čapeks Dramen „RUR“ und „Aus dem Leben der Insekten“ angekündigt, ohne daß wir nun etwas von einer baldigen Inszenierung hören; von der ausländischen Jugend wurde lediglich „Le cocu magnifique“ von Crommelynck gespielt, und auch der nur in einer eher auf erotische Sensation als auf literarische Wirkung berechneten Aufführung; die Berliner Damen besuchten das Stück nur, um von Frau Maria Orska zu lernen, wie man ein Verhältnis mit allen männlichen Einwohnern gleichzeitig unterhält.

Die einzige Aufführung eines jungen Autors, die in diesem Jahr wirkliche Bedeutung gewann, war „Sonnenspektrum“. Frank Wedekind schrieb das Stück als Zwanzigjähriger, und es blieb noch lange nach seinem Tode im Schreibtisch aufbewahrt.

In den „Lidové noviny“ vom 21. Oktober 1922 informierte ich Sie über die neugegründeten Berliner Theater und sagte bei dieser Gelegenheit voraus, daß die Kammerspiele des Schriftstellers Herwarth Walden, die mit Maeterlincks „Prinzessin Maleine“ eröffnet worden waren, ihr literarisches Programm nicht lange werden aufrechterhalten können; nun ist aus dem Theater längst wieder ein Kino geworden. Vom Renaissancetheater, gegründet von dem Schriftsteller Theodor Tagger, schrieb ich Ihnen, daß seine Zeitschrift „Marsyas“ nur drei Nummern und seine beiden Dramen nur drei Aufführun-

gen erlebt haben und daß sich sein Theater bestimmt auch nur drei Monate halten würde; nachdem vorgestern abend das Gastspiel der russischen Schauspielerin Germanowa mit finanziellem Erfolg zu Ende gegangen war und die zu Recht bestehenden finanziellen Ansprüche energisch geltend gemacht worden sind, mußte Tagger sein Theater wohl oder übel an den Direktor Robert verkaufen und wird es am 15. Januar verlassen. Direktor Robert, ein Ungar, besitzt nun in Berlin sechs Theater und wird im Renaissancetheater bestimmt Molnár, amerikanische Possen und Kokottenstücke inszenieren. Doch kurz vor Silvester wurden, wie gesagt, noch rasch zwei literarische Premieren absolviert. Rolf Lauckner, Autor der Szenenfolge „Schrei aus der Straße“, ist der Schwiegersohn von Hermann Sudermann, Deutschlands meistgespieltem dramatischem Schriftsteller, wenn er auch von der Literatur längst für eine gefallene Größe erklärt worden ist. Der Schwiegersohn möchte den Bühnenerfolg gern mit literarischer Anerkennung verbinden, deshalb vermischt er bewährte Konvention mit Expressionismus und sketchartige Einfälle mit neupathetischer Rede. Seine szenische Begabung ist zweifellos sehr stark. Im ersten dieser Einakter entspinnt sich während eines Regengusses in einem Hausflur ein Gespräch zwischen den unterschiedlichsten Straßentypen: einem Freudenmädchen, einem Idealisten, einem Ingenieur, einem Einbrecher, einem Homosexuellen und einem Projektenmacher. Sie schwabbeln nebeneinander wie der Regen, denn nur im Sumpf treffen sie zusammen. Das eindrucksvollste Dramolett ist das zweite, das während einer Silvesternacht vor und auf dem umzäunten Hof einer Blindenanstalt spielt. Drei jugendliche Blinde, die hier ihr Leben beginnen, sprechen über ihre unstillbare Sehnsucht nach Frauen, gerade als ein kleines Straßenmädchen vorbeikommt, das, ergriffen von ihren Klagen und aus Mitleid zu ihnen, über den Zaun klettert. Die drei Blinden lassen das Los über die Reihenfolge der Schäferstunde entscheiden. Als der erste jedoch das Mädchen nach hinten führt, erwacht in den beiden anderen eine rasende Gier, ein wahrer Blutrausch, und sie erschlagen das arme Ding. Die übrigen zwei Stücke der Szenenfolge (ein armer Gelehrter, dem ein Diebstahl gelingt und der deshalb

den Verstand verliert, und der Selbstmord eines vom Leben angewiderten jungen Dichters) verirren sich leider in Dialektik.

Ein ähnliches Nachlassen der dramatischen Kraft und der Versuch, sie durch Worte zu ersetzen, beeinträchtigten das Drama „Trommeln in der Nacht oder Anna, die Soldatenbraut", das der junge Augsburger Bert Brecht schrieb. Er wurde für das Stück mit dem Kleistpreis ausgezeichnet, und das Werk, zum erstenmal in München – lediglich vor einem Kammerpublikum – aufgeführt, hat seine Bühnenwirksamkeit bewiesen. So sah man der Berliner Inszenierung in Max Reinhardts Deutschem Theater (das jetzt von Felix Hollaender geleitet wird) mit großem Interesse entgegen. Nach den ersten zwei Aufzügen schien es, als sei jede Erwartung zu gering gewesen, so kräftig kam der kühne Griff des vierundzwanzigjährigen Autors zum Ausdruck. Das Drama beginnt etwa wie folgt: Anna Balicke, Braut des seit vier Jahren vermißten Artilleristen Kragler, ist ihm in der Seele treu geblieben. Dennoch gehört ihr Körper schon seit langer Zeit einem anderen, nämlich dem Armeelieferanten und Kriegsgewinnler Murk. Ihre Eltern, reiche Berliner Bourgeois, wollen ihr den Vermißten miesmachen, und so malen sie in grauenhaften Bildern, wie er in einem Massengrab zerfressen liegt. Anna hätte trotzdem standgehalten und die von den Eltern verlangte Verlobung mit Murk aufgeschoben, wäre ihr nicht bewußt geworden, daß sie schwanger ist. So ist ihre Seele gelähmt, und sie willigt in die Verlobung ein. Vater, Mutter, Bräutigam und Braut begeben sich in die Picadilly-Bar, während plötzlich, als sei er eben dem Massengrab entstiegen, der Artillerist Kragler das Zimmer betritt, das vom blutigen Mond einer Märznacht des Jahres 1919 beleuchtet wird. Kragler war in Gefangenschaft geraten, hatte sich durch afrikanische Wüsten geschlagen und kehrt nun zu seiner Braut in den Frieden zurück. Aber sie ist die Braut eines anderen, während sich der Frieden als Kampf der Spartakisten im Berliner Zeitungsviertel austobt. Kragler zückt das Messer und jagt seiner Braut nach. Als er in der zerlumpten Uniform im Champagnermilieu der Picadilly-Bar als Rächer erscheint, aus dem schreckenerregenden Jenseits auftauchend – das ist einer

der stärksten Theatereindrücke seit Jahren. Noch mehr erbeben wir, als sich ihm der Schieber entgegenstellt und der arme Schützengrabenhund den Argumenten eines Menschen erliegt, der daheim geblieben ist und als Nutznießer der Konjunktur gutgewählte Worte hervorbringt, die das eigene Ich rechtfertigen. Mit einem Schmerzensschrei muß der heimgekehrte Soldat flüchten, und nur eine Dirne, ein Barmädchen, folgt ihm, von Mitleid und Liebe getrieben. Von hier an beginnt das anfangs so festgefügte Stück in unzusammenhängende Bilder zu zerfallen. In einer Schnapsbudike ruft Kragler die Gäste zur Revolution auf, wird zum Führer gewählt und soll Kanonen abfeuern, die in der Friedrichstraße aufgestellt sind und den Kampf zugunsten des Proletariats entscheiden sollen, sobald ein Artillerist erscheint, der sie zu bedienen weiß. Aus den Schlupfwinkeln der Vorstädte ziehen Massen an der Hofmauer vorbei zum Zeitungsviertel. Hier aber stürzt ihm seine Braut entgegen, die ihm nachgefolgt ist. Während das Volk nach dem unschlüssigen Artilleristen ruft und ihn schon als Verräter und Schwätzer bezeichnet, nimmt er den schwangeren Körper seiner Geliebten und entscheidet sich für sie und gegen die Revolution. Es ist nicht die Liebe, die ihn zu dieser Entscheidung bringt, in ihm steckt die Müdigkeit der gesamten Menschheit.

Dieser Schluß kommt urplötzlich, ohne Motivation, und die nach dem zweiten Aufzug ständig wachsende Enttäuschung des Publikums erreicht gegen Ende des Stückes ihren Höhepunkt. Schuld daran sind vor allem Mängel in der Zeichnung der Nebenfiguren, besonders des philosophierenden Journalisten, der etwa die Rolle des Neunmalklugen aus der französischen Boulevardkomödie spielt. Trotzdem bleibt das Werk des jungen Bert Brecht das einzige Plus in der Bilanz des Berliner Theaterjahres 1922.

Der Kulturberichterstatter, der in der Silvesternacht den Versuch unternahm, sich selbst Rechenschaft darüber abzulegen, ob er im vergangenen Jahr auch alle künstlerischen und geistigen Ereignisse in Deutschland seinem Blatt zu Hause treulich mitgeteilt habe, empfand Gewissensbisse, nicht nachdrücklich genug auf die Persönlichkeit des Zeichners George Grosz hingewiesen zu haben. Denn keine Erscheinung der Gegenwart ist so wichtig wie diese.

George Grosz ist Karikaturist in Deutschland, wo die politische Karikatur seit jeher eine große Rolle spielte. Vor zwanzig Jahren erfüllte der Münchener „Simplicissimus“ eine wichtige Mission, indem er die Spießerei der Bürger, den Dünkel des Adels, die Dummheit des Offizierskorps, die Äfferei des Couleurstudententums, die Hohlheit der Bürokratie geißelte. Eine besonders gesuchte Zielscheibe bildete „Er“, der schnurrbärtige Wilhelm II., der sich diese zeichnerischen Beleidigungen seiner Majestät wohl oder übel gefallen lassen mußte. Er ahmte so seinen großen Ahnen Fridericus nach, der über die gegen ihn gerichteten Schmähschriften herzlich lachte und befahl, sie „niedriger zu hängen“, damit sie auch jeder lesen konnte. Zu Beginn des Krieges wurde der „Simplicissimus“, der stets eine beißende Bulldogge war, zu einem kleinen zahmen Schoßhund des deutschen Herrschers, und diesen Platz nimmt er bis zum heutigen Tag ein. Die Herren Th. Th. Heine, Gulbransson, Thöny und wie die einst so wilden Feinde der Fettwanstigkeit alle heißen, sind alt und bequem geworden. Und es schien, als würde kein Neuer mehr auftauchen.

Da kam George Grosz. Aber er ist anders, böser, gehässiger, gewalttätiger als alle bisherigen Karikaturisten. Während sich jeder andere, auch Daumier, der zwei Revolutionen voraussagte, ja sogar der Belgier Raemaekers, der während des Krieges Deutschland scharf angegriffen hatte, damit begnügt, die Maske vom Vorbild seiner Karikatur zu reißen, um nachzuweisen, welch Leere und Öde dahintersteckt, um zu zeigen, daß die Karikierten nur *vortäuschen* wollen, zeigt Grosz all das, was seine unfreiwilligen Modelle verstecken wollen. Grosz läßt

nicht weg, wie die anderen, sondern er fügt hinzu, er reißt die Gemeinheiten und geistigen Mängel aus dem Inneren seiner Opfer heraus und schleudert sie ihnen brutal ins Gesicht. Und nun geschieht etwas Unerwartetes: Die Karikatur schwindet völlig aus dem Bereich der Humoreske, ja sie hört überhaupt auf, komisch zu sein, man kann über keines der Blätter von George Grosz mehr lachen, denn sie rütteln auf und wirken vernichtend. Man sieht sie an und ist entsetzt: Jawohl, diese flachen Scheitel der Schädel, die halslos in den Kragen hinabfallen, diese verselbständigten, gesichtlosen Schnurrbärte, diese herabhängenden, von aufgeknöpften Hosenträgern umschlotterten Hosenböden, diese gierigen Nasen und selbstzufriedenen Bäuche, diese gebieterischen Fressen, diese unter dem Kleid sichtbar hinzugemalten Körperdetails, diese widerlichen Körperhaltungen und Szenen aus dem Hause, dem Séparée, von der Straße, vom Stammtisch – sie sind übertrieben, aber gerade deswegen erkennen wir sie wieder. Mich schaudert bei dem Gedanken, daß wir sie nicht früher erkannt haben, daß unsere Augen an all das bereits so gewöhnt sind, daß wir keinen Widerwillen empfinden, wenn wir Stunde für Stunde auf etwas stoßen, das Ekel erregt, und daß erst eine Hyperbel nötig ist, um uns in Schrecken darüber zu versetzen, was um uns herum schreckensvoll ist.

Wegen des nachhaltigen Einflusses des Zeichners George Grosz wurde sein erstes Buch, „Das Gesicht der herrschenden Klasse“, für das gesamte Deutsche Reich verboten, und genauso wird es sehr bald seiner neuen, vom Malik-Verlag in Berlin-Halensee herausgegebenen Mappe „Ecce homo“ ergehen, die 84 Zeichnungen und 16 Aquarelle enthält. Vorläufig hat die Staatsanwaltschaft von der Mappe wohl noch nicht Kenntnis genommen, da die billigste Ausgabe 25000 und die teuerste 175000 Mark kostet und somit noch nicht in die Hände der von Berufs wegen Empörten gelangt ist. Doch bald wird sie von der Polizei beschlagnahmt werden. Mit welcher Begründung? Sind Spießbürgergesichter heilig, ist das Bild einer am Stammtisch saufenden Menge ein crimen laesae majestatis? Nein, die Mappe wird einfach mit der Begründung konfisziert, sie sei pornographisch. Denn tatsächlich ist in ihr die

Unverschämtheit, die ekelhafte Geilheit und geschlechtliche Brutalität abkonterfeit. Daß aber diese Skizzen eines Karikaturisten Peitschenhiebe sind, wird der Staatsanwalt nicht zugeben. Er erfaßt nur das Sujet. Er konfisziert. Schade. An dieser Mappe mit Zeichnungen könnte die ganze Nation das wahrnehmen, was in ihr bekämpfungswürdig ist, was ihr den Haß der übrigen Welt einbrachte.

So wichtig – höre ich den Leser dieses Blattes fragen –, so bedeutend ist dieser Zeichner? Nun, der Kulturberichterstatter, der sich in der Silvesternacht ein Gewissen daraus machte, sein Blatt über George Grosz bisher noch nicht eingehend informiert zu haben, ist wirklich nicht zu entschuldigen. Doch der Berichterstatter hat eine Entschuldigung für sich bereit: Das Werk von George Grosz ist eine sehr innenpolitische Angelegenheit von Deutschland, es ist der erste kräftige Versuch einer Selbsterkenntnis, einer Selbstanklage und kann – wir wollen es hoffen – zur Selbstreinigung führen. Es wäre nicht fair, wenn sich das Ausland dieses Beichtgeheimnisses, dieses blutigen Geständnisses bemächtigen wollte, um es gegen Deutschland auszunützen, das dann wieder die Schuld auf den Künstler schieben würde. Es stimmt, die Modelle von George Grosz, seine Studenten, Gerichtsassessoren und Wagnerianer, sind Typen des Wilhelminischen Deutschlands und in der Republik noch immer massenhaft vertreten. Doch jedes Land hat leider seine Typen, die einer unnachsichtigen, grausamen Bekämpfung durch einen Meister der Karikatur würdig wären. Und jedem Land wäre ein ähnlicher George Grosz zu wünschen!

ERNSTE ZEIT

Heute – wieder einmal nach langer Zeit – kam ich erst frühmorgens nach Hause. Oh, bitte, das ist keine Privatangelegenheit! So wie mir heute, wieder einmal nach langer Zeit, erging es vielen anderen Leuten. Gestern trat nämlich eine neue Anordnung in Kraft, auf Grund derer alle Lokale, statt, wie bisher, um ein Uhr, bereits um elf geschlossen werden. Weil der Mensch an so etwas erstens nicht gewöhnt ist, zweitens nach

dem Theater oder Kabarett gerne noch irgendwohin gehen möchte, drittens, weil sich der Mensch überhaupt nicht gerne vergewaltigen läßt, und viertens, weil er nicht einschlafen kann, da er bis zwölf Uhr mittags im Bett lag, deshalb geht man noch gern in irgendeine fremde Privatwohnung. Sie wissen doch von der goldenen Kriegszeit her, wie man das macht. Immer findet sich eine Gruppe Gleichgesinnter; man kauft ein paar Flaschen Kognak und Zigaretten für die Herren und Likör für die Damen und geht zu irgendeinem Bekannten. Derartige Vergnügungsabende sind um so länger, je langweiliger sie sind. Außerdem liegen diese Wohnungen immer im vierten Stock, und man mag schon deshalb nicht allein weggehen, weil man dem Hausherrn nicht zumuten kann, mit jedem extra runterzulaufen, um aufzuschließen. Kein Mensch erinnert Sie um ein Uhr daran, daß nun geschlossen wird. So sind Sie plötzlich, einen Blick auf die Uhr werfend, ganz entsetzt, daß es bereits halb zwei ist, daß keine U-Bahn und kein Bus und keine Elektrische mehr fährt und daß die Heimkehr in diesem riesigen Berlin unmöglich geworden ist. Deshalb bleibt man bis in den Morgen hinein, man langweilt sich, rückt den Weibern auf den Leib, die gleichgültig sind, man trinkt den für die Herren gekauften Kognak und die Liköre, die den Damen gehörten, man verbraucht Zigaretten, Licht, Feuerung und die kostbare Arbeitszeit, die besser ausgenützt werden könnte, wäre man um ein Uhr nach Hause gegangen und hätte dann bis zwölf Uhr mittags geschlafen. Diejenigen, denen keine Wohnungen von Freunden zur Verfügung stehen, schenken endlich jenen Agitatoren Gehör, die mit der Frage „Bacchanale gefällig?" die Nachtschwärmer belästigen, so daß die illegalen Nachtlokale nur so florieren.

Warum also die Verschärfung der Sperrstunden? Nun, einfach deshalb, weil wir wieder einmal in ernster Zeit leben. Genauso wie im Jahre 1914. Die Zeitungen sind erneut voll von „Essen an der Ruhr" und bringen von dort Nachrichten mit so großen Überschriften, daß ein Landsmann von mir, der erst ein Vierteljahr hier ist und Berichte über den Berliner Geist für heimische Blätter schreibt, im Wörterbuch suchte, was Essen an der Ruhr eigentlich bedeute. Er wurde aber nicht klug dar-

aus und fragte mich, was das heiße, dieses „jídlo nad úplavicí". (Da habt ihr Herren K + M + B aber Wut im Bauch, daß ihr diesen Ausdruck im Prager Film nicht habt, was?) Kurz und gut, die Blätter schreiben über die Besetzung von Essen, über die erbitterten Kämpfe dort, über die Abberufung des deutschen Gesandten aus Paris, über die beabsichtigte Gefangennahme von Geiseln, genauso wie im August Anno Domini 1914. Demonstrationen werden veranstaltet, nicht aber gegen kaiserliche Prinzen, auch nicht gegen Ludendorff und dessen Leibadjutanten Hindenburg und auch nicht gegen die übrigen Urheber der deutschen Misere, sondern gegen Frankreich, dem man jedoch nicht die Fenster einschlagen kann. Es wurde ein offizieller Trauertag angeordnet mit schwarzen Fahnen an den Häusern und mit deutschen Prologen vor Aufführungen französischer Possen in den Theatern und mit einem feierlichen „Heil dir im Siegeskranz" vor jedem x-beliebigen Foxtrott in den Bars. Dazu erließ der Reichspräsident ein Manifest, nach dem die Frauen „von Putz und Tand" ablassen sollen, was ihm sehr viel Spott eintrug, da das Wort Tand soviel und sowenig bedeuten kann wie unser Wort sračičky. Alle Bälle und Tanzunterhaltungen wurden verboten. In den meisten Gastwirtschaften hängen Tafeln mit der Aufschrift: „An Franzosen und Belgier wird nicht verkauft". Auf den Straßen werden täglich hundert und aber hundert Ausländer von Zivilpolizisten belästigt und aufgefordert, den Paß vorzuweisen. Wenn sie den nicht bei sich haben und ihn auch nicht von zu Hause bringen lassen können, erwartet sie ein Nachtaufenthalt auf der Polizeidirektion. Will man also nicht auf der Wache sitzen, so muß man um elf Uhr nach Hause gehen, wie es die neue Anordnung vorschreibt.

Alle diese Demonstrationen haben weit weniger Sinn als im Jahre 1914. Damals sollten sie die Kriegsstimmung wachhalten. Aber heute haben sie keinen anderen Zweck, als die nationale Stimmung für die nationale Regierung zu heben. Es zeigte sich doch, daß es völlig sinnlos ist, die Bars um elf Uhr zu schließen und die Tanzlokale mit schwarzem Flor zu verhängen. Denn weder in Frankreich hat jemand voller Mitgefühl mit den schwer betroffenen Berliner Bummlern Tränen vergossen,

noch hat der Anblick der schwarzen Fahnen eine andere Großmacht bewogen, zu helfen oder wenigstens eine Trauerkundgebung zu veranstalten. Wir sind in unserem Schmerz ganz allein, und auch Sie werden es begreifen – soweit Sie es nicht bereits am Anfang begriffen haben, als ich zu meiner Entschuldigung die Gründe anführte, warum ich heute nacht nicht nach Hause gekommen bin. In der Frühe traf ich einen Betrunkenen, der mich fragte, ob ich ein Ausländer sei. Streitigkeiten mit Betrunkenen gehe ich grundsätzlich aus dem Wege. Wenn der Trinkbruder noch auf festen Füßen steht, könnte er mich verhauen, im umgekehrten Falle ich ihn, was uns beiden keine allzu große Ehre machen würde. Seine Frage beantwortete ich also verneinend. „Schade", sagte er freundschaftlich, „ich hätte dir so gern eine aufs Maul gehauen!" Es tat mir leid, daß ich ihm dieses Vergnügen nicht gönnen konnte. Doch der gute Mann ließ sich nicht trösten und redete weiter: „Ja, ja, es ist jetzt 'ne ernste Zeit."

„AUS DEM LEBEN DER INSEKTEN" IN BERLIN

Im Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin, wo länger als ein Jahr „Die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler" auf fünfzehn Bühnen gespielt worden sind, in die die große Bühne aufgeteilt wurde (ich schrieb darüber in einem Aufsatz unter dem Titel „Theater ohne Drama"), und wo zur Zeit Savonarolas Szenen aus Gobineaus „Renaissance" mit Dekorationen im Stile des „Blauen Vogels" gespielt werden, bereiten nun die Direktoren Karl Meinhard und Rudolf Bernauer eine neue Sache vor: Am 11. Februar werden sie unter dem Titel „Insekten" das Drama der Brüder Čapek „Aus dem Leben der Insekten" aufführen. Die vom Berliner Bühnenarchitekten Emil Pirchan entworfene Ausstattung soll an Pracht und Geschmack alles überbieten, was nach Max Reinhardts Abgang in Berlin zu sehen war. Der Münchner Kapellmeister Klaus Pringsheim, der sich als Komponist in Berlin bereits durch seine Musik zu Tollers Drama „Die Maschinenstürmer" eingeführt hat, schrieb nun auch für das Drama der Brüder Čapek

eine melodramatische Begleitung. In der Rolle des Landstreichers tritt im Ensemble der Meinhard- und Bernauer-Theater zum erstenmal Albert Steinrück auf. Den Dichter spielt Heinz Hans Twardowsky, die bekannten Schauspielerinnen Charlotte Schulz, Charlotte Ander, Steffa Bernhard und Hertha Freund spielen die Frauenhauptrollen. Soweit mir bekannt, ist es das erstemal, daß in Berlin – wenn man von Opern absieht – ein tschechisches Theaterstück aufgeführt wird.

DER AUTORENKATALOG DER BERLINER STAATSBIBLIOTHEK

Eigentlich ist es kein besonders großer Raum. Im Vergleich zum majestätischen Treppenhaus, zum riesigen, von einer Kuppel überwölbten Rund des Lesesaals oder gar zu den unendlichen Avenuen der Bücherregale könnte man jenen Raum, in dem der Autorenkatalog der Berliner Staatsbibliothek untergebracht ist, sogar als sehr klein bezeichnen. Genau so groß ist er, daß in ihm die zweitausend, in vier Reihen geordneten Bände Platz finden, wobei die höchste Reihe noch bequem mit der Hand zu erreichen ist, ohne daß man dabei auf den Fußspitzen stehen muß.

In diesem verhältnismäßig kleinen Raum der allmächtigsten deutschen Bibliothek ist aller weltlicher Ruhm und jedes Streben danach, jede große publizistische Gedankenäußerung, nahezu jedes Buch, jede Schrift, die irgendwo und irgendwann im Druck erschien, verzeichnet und alphabetisch geordnet.

Seit Jahrhunderten wird in diese Bände unkritisch und lückenlos eingetragen, was in Jahrtausenden herausgegeben wurde. Vom Herausgeber des babylonischen Gilgamesch-Epos, vom Dichter des Debora-Liedes, von Hesiod bis zu den Dadaisten ...

Und was für Narren sind in diesen Katalogbänden begraben: Kitschmacher und Mystagogen, Streber und Denunzianten, Dichter und Haarspalter, Apologeten und Plagiatoren, Erpresser und Querulanten, Blaustrümpfe und Pornographen, Pedanten und Graphomane, Ordensjäger und Winkelromanschrei-

ber, Zeilenschinder und Kriegshetzer, übelnehmerische Autoren, die das Verlegen ihrer Bücher selbst bezahlen, und anonyme Feiglinge, hysterische Nonnen und Effekthascher – Schmierer aller Richtungen.

Und unter ihnen, wie sie so durch das Alphabet zusammengebracht wurden – Dichter und Denker, Reformatoren und Revolutionäre, Forscher und Visionäre, Neuerer und Propheten, Entdecker und Erfinder, Synthetiker und Experimentatoren, große Meister aller Fakultäten!

Ein großer Friedhof, in dem alles begraben wird, Tote, die noch lange leben werden, und Lebende, die schon lange tot sind ... Darüber dürfen jedoch nicht wir entscheiden. Jeder kann hier von den Toten auferstehen – jeder Band läßt sich bequem erreichen.

Vergilbt ist die Tinte vieler Eintragungen, denn dieser Katalog wurde bereits im Jahre 1811 begonnen. So mancher Grabwächter des Ruhmes ist längst tot, und ununterbrochen kommen neue; der Friedhof wird von Tag zu Tag größer.

Alle bis zum Jahre 1892 erschienenen Bücher sind handschriftlich eingetragen, auch wenn das Buch erst jetzt von der Staatsbibliothek erworben wurde. Neuere Bücher erscheinen im Katalog gedruckt. Die Titel der Bücher, die täglich eingehen, werden aufgeschrieben, und die Abschriften wandern in die Druckerei. Diese druckt die Buchtitel zweimal in der Reihenfolge, wie sie gerade kommen, und zwar einmal einseitig für die öffentlichen Bibliotheken und einmal doppelseitig, und diese Ausgabe kann man kaufen. Jeden zweiten Tag erscheint ein Druckbogen mit diesem Titelverzeichnis, der dann in den Arbeitsräumen des alphabetischen Bandkatalogs (so heißt der Autorenkatalog amtlich), des Realkatalogs und des alphabetischen Zettelkatalogs in Zettel zerschnitten wird. Ein Bibliotheksbeamter bestimmt dann für den Buchbinder die Stelle, wo der Zettel eingeklebt werden soll, oder legt für den Autor, sofern es dessen drittes Buch ist, ein neues Blatt im Katalog an. Jeden Morgen bis neun Uhr, das heißt zu der Stunde, da die Besucher kommen, sind die Buchbinder bei der Arbeit, um neue Blätter einzukleben oder Zettel aufzukleben. Das einge-

tragene Buch kann man allerdings noch lange nicht ausleihen. Zunächst muß es gebunden werden und seine Standortnummer bekommen: Diese bestimmt der Realkatalog, denn die Bände der Berliner Staatsbibliothek sind genau nach dem Inhalt geordnet. Goethes Gedichte stehen nicht neben Goethes Dramen, sondern in der Abteilung „Deutsche Gedichte" usw. Nur hier im Autorenkatalog ist das Werk jedes Autors beisammen: Mancher schrieb nur ein kleines Bändchen, und jeder kennt seinen Namen, mancher füllt mit seinen Werken viele Seiten, und doch ist sein Name längst vergessen. Goethe, Voltaire, Luther, Friedrich II., Kant, Rétif de la Bretonne usw. füllen mit ihren Werken und deren Neuausgaben ganze oder halbe Katalogbände.

Es ist ganz interessant, hier in Berlin nach Schätzen aus Böhmen und Mähren Ausschau zu halten. Wir schlagen Hus auf: „Johannes (bohemice: Jan) Hus aus Hussinetz." Ganze Seiten: Flugblätter, mit denen nach seinem Feuertod ganz Deutschland überschwemmt war, vorwiegend von päpstlicher Seite stammend, „Warhaftige Historia und Neueste Zeyttung vom ketzerischen Magister", dann jedoch plötzlich Hussens Verteidigung durch Martin Luther, Ulrich von Hutten und die übrigen deutschen Reformatoren mit Angriffen gegen das „unchristliche Konzilium". Natürlich auch Hussens Werke in den ältesten Ausgaben, wie zum Beispiel die Epistola LIIII. nobilium Moraviae, Histoire de Jean Hus et de Jerôme de Prague, Lyon 1682, die von Luther zusammengestellte Auswahl aus Hussens Sendschreiben usw., usw. Nach Hus folgt – der Autorenkatalog ist hier chronologisch! – sein deutscher Epigone Ulrich von Hutten. Nein, wir wollen ehrlich sein: Noch ein Name steht zwischen ihnen. „Husak Ján; Sněm království Českého 1861–1891. Nakl.: Rohliček a Sievers v Praze."

Johannes Ambrosius Comenius (bohemice: Jan Komenský) hat unter seinem Namen allerdings mehrere hundert Bibliothekseintragungen: Tübinger, Amsterdamer, Breslauer, Nürnberger, Uppsalaer Ausgaben seiner Traktate, Predigten, des Orbis terrarum pictus und seiner pädagogischen Schriften, Monatsschriften zahlreicher Comenius-Gesellschaften, die von

Karel Jaromír Erben und Boh. Mareš besorgten Ausgaben seiner Werke usw. – Von Petr Chelčický sind hier sonderbarerweise nur russische und serbische Ausgaben (von Annenkow, Jastrebow, Jagić herausgegeben) und tschechische Ausgaben (Smetánka und Josef Karásek) – kein einziges deutsches Buch, obwohl Hofrat Goll eine große Chelčický-Monographie in deutscher Sprache herausgegeben hat.

Sehr großen Raum umfaßt zum Beispiel Palacký, alle Ausgaben seiner Geschichte Böhmens in tschechischer und deutscher Sprache und Teile (vom Zeitalter der Jagiellonen) in polnischer Sprache, Hefte der Sbírky pramenů, Scriptores Rerum Bohemicorum, 23 Teile des Archiv český čili Staré písemné památky české i moravské usw. Neruda, so produktiv er auch war, füllt kaum eine halbe Katalogseite: Die gesammelten Werke bilden eine Eintragung, die deutschen Übersetzungen der Kleinseitner Geschichten und der Genrebilder in Reclams Universalbibliothek die beiden übrigen.

Unter dem Namen Thomas Garrigue Masaryk steht noch die alte Notiz: Privatdozent an der k. k. Universität in Wien. Seine Schriften, angefangen mit dem Buch „Selbstmord als sociale Massenerscheinung", füllen viele Seiten, die Jahrgänge des Athenaeums sind unter seinem Namen eingeordnet, die Ausgaben seines Werkes „Hume's Skepsis" und sogar eine Übersetzung ins Kleinrussische: Ideali gumannosti.

Es ist interessant, daß die Bibliothek – bereits während des Krieges – alle Schriften anschaffte, die er in den Jahren 1915 bis 1918 im Ausland verfaßte. Hier sind die „Einleitung zum Manifest der südslawischen Jugend", das 1915 in Paris erschien, die Antrittsvorlesung am Kings College 1916 über das Problem der kleinen Nationen, sein Vorwort zu „Austrian Terrorism in Bohemia" und viele andere.

Kurz – alles ist da. Alle Bereiche des Wissens und der Kunst, das Pseudowissen und die Pseudokunst aller Zeiten, aller Staaten und aller Nationen – in diesem einzigen Raum, der durchaus nicht groß ist.

DIE VERARMUNG UND BEREICHERUNG DER BERLINER STRASSEN

Die elektrischen Uhren, System Urania, die an den U-Bahn-Stationen und den Straßenecken leuchtend hingen, entsprachen allenfalls dem Tempo und dem Charakter des Vorkriegsberlins: Carpe horam! Jetzt werden sie heruntergeholt; die Kohlennot, der Stromverbrauch und die Unterhaltskosten sind der Grund dafür. Schade!

Auch die „Rotunden" werden allmählich geschlossen, die Häuschen jener Stiftung, zu der vor hundertsiebzig Jahren der originelle und tapfere Journalist Sebastian Mercier in Paris zum allgemeinen Ärgernis und Ergötzen mit seinem flammenden Aufsatz in den „Tableaux de Paris" den Anstoß gab. Aber was für Paris ein notwendiges Übel gewesen war, das war für das Vorkriegsberlin eine in die tägliche Stundeneinteilung einbezogene Institution. Der Berliner, der sich nicht Zeit zum Essen läßt und keinerlei Sinn für Liebe, Kaffeehaus, Konditorei, also für irgendeinen Genuß, hat, hatte auch keine Zeit und keinen Sinn für etwas anderes als für seine Geschäfte. Und unter Geschäft verstand er nur das, was ihm etwas einbrachte. Für andere Geschäfte bediente er sich der Rotunde, die ihm auf dem Wege vom Mittagessen zur Werkstatt am nächsten lag. So hatte zwar jede Rotunde ihre Stammgäste, aber von Stammgästen, denen die Liebe abgeht, läßt sich auch bei bescheidensten Ansprüchen nicht leben.

Der hochpolitische Redakteur Theodor Wolff schlug in einem grundrichtigen Leitartikel die Stillegung der Berliner Straßenbahnen vor, indem er auf die Riesensummen hinwies, die die Schienen und die Weichen und die Waggons verschlingen, alles Kosten, die bei Autobussen nicht erforderlich sind. Jetzt wird sein Antrag ernstlich erwogen, neue Autobusstrecken sind bereits in Betrieb, und vielleicht wird Berlin bald die erste Großstadt der Welt ohne elektrische Straßenbahn sein.

Zu vielen anderen Einschränkungen des Straßenverkehrs gehört auch, daß der Hunde letztes Stündlein geschlagen hat. Sie

haben zuviel gegessen, und so werden sie jetzt selbst gegessen, die Zeiten sind hundsmiserabel. Die Bautätigkeit, die, zumindest was das Aufsetzen von Stockwerken betrifft, ziemlich rege war, setzte völlig aus seit der Besetzung des Ruhrgebietes im vorigen Monat und seitdem die Mark und die Preise so stark gestiegen sind, daß man auch für Kronen nichts Anständiges mehr kaufen kann.

Und doch verzeichnet der Berliner Straßenverkehr eine Bereicherung, und doch wird noch was gebaut: An allen Ecken und Enden entstehen „Dollarhäuschen", Häuschen aus Glas mitten auf der Straße, wo fremde Währung gewechselt werden kann. An lebhaften Kreuzungen, Ecke Leipziger und Friedrichstraße beispielsweise, Ecke Nürnberger und Kleiststraße, stehen sie mitten auf dem Fahrdamm. Sogar auf der heiligen Straße Unter den Linden, die die Elektrische nur unter der Erde kreuzen darf, wurde eine ähnliche Dollarbude errichtet, am sogenannten Kranzler-Eck vor dem Café Bauer, wo sich vor dem Krieg der teuerste Bauplatz der Welt befand. Auch in den entlegensten Vororten wurden diese Wechselstuben in den Weg gestellt. Sie sind ständig voller Leute, und weil darin wenig Platz ist, drängen sich auch draußen viele. Sie sind Ersatz für die „Rotunden", sie sind die modernen Bedürfnisanstalten, zu deren Errichtung kein Aufruf eines Sebastian Mercier nötig war. Sie sind aber auch ein Ersatz für die verschwindenden elektrischen Normaluhren. Hier erhältst du die modernen Zeitangaben, sie werden direkt von der modernen Sternwarte aus eingestellt, die Börse gibt ununterbrochen die Kurse durch ... Hier werden Lei, Peseten, Pfunde, Tschechokronen, polnische Mark und Wiener Kronen, Dollar und Yen gewechselt, hier wird die Nietzschesche „Umwertung aller Werte" vollzogen, deren Tempel sie sind. Daneben steht eine dem Untergange geweihte „Rotunde", die Tür „Für Herren" ist geschlossen, die Tür „Für Damen" ist geschlossen, und nicht einmal ein Hund hebt an ihrer Wand das Bein. Es gibt keine Hunde mehr, und gäbe es welche, so würden sie zum Dollarhäuschen laufen ...

Eine weitere, ebenso bedeutende Neuerung des Berliner Straßenlebens ist die Flut der Bettler, die geradezu ins Maßlose

ansteigt. Wenn du bei Krziwanek, bei Berg oder bei Krátký oder in einem anderen jener Restaurants sitzt, die zwar gut, aber doch nicht so vornehm sind, um einen Portier zu beschäftigen, so passiert es dir fast regelmäßig, daß du dich zwischen Suppe und Mehlspeise von mehr als einem Dutzend Bettlern, Müttern mit Säuglingen, zitternden Kriegsinvaliden, Greisen, Kindern, Streichholz- und Ansichtskartenverkäufern loskaufen mußt, die alle ihren hungrigen Blick in dein Gulasch bohren. Wenn du dann abends das Kino oder das Theater in der Königgrätzer Straße verläßt, wo Čapeks „Aus dem Leben der Insekten" immer noch als die einzige Sensation Berlins gespielt wird, strecken sich dir halbe Arme und halbe Beine wie Querhölzer eines Tourniquets entgegen ... In der Tauentzienstraße geht plötzlich Seite an Seite mit dir ein junger Mann, er versucht zu sprechen, was ihm nicht gelingt, doch plötzlich bringt er das Wort „Hunger" heraus. Sie schenken ihm etwas, worauf er selig dankt. „Ich bin arbeitsloser Schauspieler, Sie haben Ihr Geld nicht für einen Betrüger hinausgeworfen. Ich habe Wedekind und Strindberg gespielt – wenn Sie wollen, so trage ich Ihnen jede beliebige Wedekindsche Rolle vor, damit Sie wissen, daß ich kein Lügner bin ..." Er kommt jedoch nicht mehr dazu, denn von der anderen Seite nähert sich ein etwa zwölfjähriges Mädchen: „Schenken Sie mir etwas, Mutti hat Hunger." Nachdem sie einen Schein erhalten hat, sagt sie mit einem tiefen Seufzer: „Haben Sie zu Hause etwas zu essen? Ich würde mit Ihnen gehen ..."

So ist es nicht nur zu einer Verarmung, sondern auch zu einer Bereicherung des Berliner Straßenlebens gekommen.

DIE SIEGESALLEE

Kaiser Wilhelm II. war doch nur ein Emporkömmling. Nirgends trat es so klar zutage wie in der Siegesallee, über die sich alle Leute mit Geschmack lustig machten, ohne sich diese riesenhafte Kitschsammlung, diese Orgie der Geschmacklosigkeit, irgendwie erklären zu können. Man stand vor einem Rätsel, dessen Lösung das Majestätsbeleidigungsgesetz verbot.

Die Krähwinkelidee, ein steinernes Panoptikum zu errichten, läßt sich nur aus dem Geist ihres Urhebers, durch den Dünkel Wilhelms II. erklären.

Wissen Sie, was das ist, die Siegesallee? Ein Weg im Berliner Tiergarten, nicht länger und auch nicht breiter als die Masarykstraße in Brünn, und zu beiden Seiten stehen je sechzehn Denkmäler aus weißem Marmor, die brandenburgischen Herrscher darstellend. Aber diese Marmorpuppen stehen nicht allein, jede ist von halbkreisförmigem weißem Marmor mit lauter Ornamenten, Kronen und Adlern und je zwei Büsten jener Persönlichkeiten umgeben, die unter der Regentschaft des betreffenden Herrschers am meisten hervorragten. Insgesamt steht hier ein Spalier von 96 Gestalten – ein ganzer weißer Marmorbruch wurde zusammengetragen und von den Bildhauern Begas, Schaper, Uphues, Eberlein, und wie die Michelangelos Wilhelms II. alle heißen, bearbeitet. Wessen Geschmack konnte sich derart verirren? Nur der eines Emporkömmlings. Ein solcher hat keine anderen Sorgen, als sich, frisch aufgerückt, im neuerworbenen Stammschloß sofort seine Ahnenreihe malen zu lassen. Und erlangt er nicht bloß den Adelsbrief, sondern gar die Kaiserwürde, so läßt er sich seine Ahnengalerie gleich in Marmor hauen. Es liegt auf der Hand, ein Emporkömmling muß man nicht erst werden, man kann bereits als Emporkömmling zur Welt kommen.

Die Siegesallee verbindet zwei Plätze miteinander. Auf dem einen wurde das Denkmal des Berliner Schutzpatrons Roland errichtet, das ebenso rot wie häßlich ist. Auf dem zweiten steht, zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71, aus erbeuteten Kanonen die übliche Siegessäule mit Reliefs der Schlachten bei Königgrätz und Sedan und mit der vergoldeten Viktoria, die in einer Höhe von sechzig Metern die Flügel ausbreitet, um einen neuen Flug zu unternehmen. Zwischen dem Roland und der Viktoria führt der Weg mit den historischen Puppen. Berlin, die kleine Herrschaft der Brandenburger, so soll bildhaft vor Augen geführt werden, ist durch die Siege der hier aufgestellten Fürsten zu einer Weltmacht geworden, die eine andere Weltmacht, nämlich Frankreich, besiegte. Nun spazieren, besonders sonntags, Hunderte von Bürgern

eines frierenden, gedemütigten, ausgehungerten und verhaßten Landes hierher, und während ihre Kinder auf die Steinbänke des Marmorrondeaus klettern, schimpfen sie auf die schlechten Zeiten, auf die Ausländer und auf die Juden, auf die Franzosen im Ruhrgebiet und auf die Preise in Berlin. Aber auf den Gedanken kommen sie nicht, die Fürsten zu beschimpfen, deren Denkmäler hier errichtet wurden, um einen Zusammenhang herzustellen zum Wohlstand des Landes. Nein, sie promenieren, bleiben vor den steinernen Puppen stehen, versuchen, während ihre Kinder auf die Denkmäler der Balustrade klettern, die gotisch sezessionistischen Inschriften auf den Sockeln zu entziffern, und heften den Blick verliebt auf die stolzen Stirnen, Gesichter und Schwerter ihrer einstigen Herrscher. Niemand hält sie für die Schuldigen. Das ist traurig.

Aber etwas Lustiges findet man doch an der Siegesallee. Das ist der Unterschied zwischen der linken und der rechten Denkmalreihe. Rechts (von der Siegessäule aus gesehen) sind die ältesten brandenburgischen Markgrafen dargestellt, beginnend mit Albrecht dem Bären, der von 1100 an herrschte. Er hält ein aufgerichtetes Kreuz und sieht wie ein außerordentlich bescheidener und sanfter Mann aus. Auch die beiden Bischöfe hinter ihm haben eine so gütige Physiognomie, daß man geradezu staunt. Überhaupt sind alle Fürsten und ihre Paladine, die auf jener Seite stehen, von beneidenswerter Schönheit, lauter Adonisse, Lohengrine oder Siegfriede. Sie haben hohe, gewölbte Stirnen, kühn gebogene Nasen, feurige oder versonnene Augen, eine athletische Muskulatur und sind von hünenhafter Gestalt. Auch unsere Landsleute in der preußischen Siegesallee erheischen großen Respekt; Fürst Přibislav, der im zwölften Jahrhundert die Stütze Ottos I. war, wie ich aus dem steinernen Buche erfahre, steht hier als ein älterer Mann mit wildem Haar, mit einem Bärenfell überm Leib und einem Halsband aus Eberzähnen. Herzog Wratislaw von Pommern, zum Denkmal Heinrichs des Kindes gehörend, ist ein blonder Mann in den besten Jahren mit großen schönen Augen. Unser Karl IV., dem ein Denkmal errichtet wurde, weil er Anno Domini 1373 die Markgrafschaft Brandenburg eroberte, hält ein

Buch und seinen Geldbeutel in der Hand und blickt versonnen in die Ferne. Von den Großen jener Zeit wurden weder Ernst von Pardubitz noch Meister Johannes Hus, der Großvater der deutschen Reformation, für würdig befunden, hier verewigt zu werden. Statt ihrer fungieren als Doppelposten Herr Klaus von Bismarck, markgräflicher Hofmarschall, und Dietrich von Portici, der Kölner Erzbischof – über die Palacký, der das ganze neunte Buch seiner Geschichte Karl dem Vierten widmete, überhaupt nichts weiß, und ich fürchte, daß nicht einmal Karl IV. die beiden Herren, in deren Gesellschaft er für alle Zeiten stehen soll, persönlich kannte. Aber, wie gesagt, auch sie sehen sehr schmuck aus, wie ja die ganze rechte Reihe (Otto der Faule nicht ausgenommen, der sich nonchalant auf sein Schwert stützt) aus lauter überwältigend idealen Gestalten zusammengestellt ist.

Aber, o Graus, die Reihe auf der anderen Seite schaut ganz anders aus. Wie häßlich die brandenburgischen Herrscher geworden sind, seit sie zu Königen und Kaisern aufrückten! Hier gibt es keine Siegfriede, keine Adonisse, keine Lohengrine! Die Figuren haben zumeist Fettbäuche, Blähhälse, Augensäcke, Glatzen, Warzen, Doppelkinne, spitze Nasen und affektierte Münder. Sie stehen gebeugt und stützen sich nicht mehr auf stolze Schwerter, sondern auf Stöcke und sogar auf Krükken. Waren die Bildhauer auch bemüht, sich bei ihren Herrschern einzuschmeicheln – eine Schönheitsgalerie vermochten sie aus dieser Epoche ihrer Heimatgeschichte nicht zu machen. Wie konnten die Regenten im Laufe von hundert Jahren nur so häßlich werden? Die Herren zur Linken müßten angesichts ihrer schönen Ahnen von gegenüber vor Neid erblassen, wenn sie nicht schon aus weißem Marmor wären.

Aber sie mögen sich trösten. Ihre Vorgänger waren keinen Deut schöner als sie. Die älteren Dynasten hatten nur das Glück, in einer Zeit zu leben, in der es noch keine Porträtkunst gab und in der ihre Bilder mit ungeübter Hand auf Münzen, Pergamente und Sarkophage eingeritzt wurden, ohne Anspruch auf Ähnlichkeit, Charakterisierungskunst oder Naturalismus, auch nicht in einer Sandwüste und in den brandenburgischen Kiefernwäldern. Deshalb konnten die

Schöpfer der Siegesallee auf die mittelalterliche Seite beliebig Idealgestalten stellen, und erst die Neuzeit bremste ihre Beschönigungsphantasie.

Tröstet euch also, ihr Herrscher der modernen Zeit, eure Ahnen hatten keine minder widerwärtigen Visagen als ihr. Und glaubt mir, ihr Bürger, die ihr an den steinernen Figuren promeniert, auch die neuesten Denkmäler sind Schmeicheleien, und die Allee ihrer Siege führt uns nicht in bessere Zeiten.

VERFILMTER TOLSTOI

Vorige Woche wurde in Berlin der schönste Film gezeigt, den Berlin je gesehen hat. (Allerdings werden die großen amerikanischen und französischen Filme hier so gut wie überhaupt nicht vorgeführt.) Der Eindruck, den der erste hier gezeigte russische Film hinterließ, war so mächtig wie bisher nur Filme mit großartigen Bauten, historischen Trachten, Schlachtenszenen und Komparsenmassen als Kennzeichen eines guten Streifens. Die Szene wird ganz und gar naiv gesehen. Gerade diese Einfachheit, die der Einfachheit des russischen Dorfes und der Unkompliziertheit seiner Menschen entspricht, gerade die reine Verinnerlichung der Handlung und des Stückes war die Ursache des Eindrucks, der auf das Berliner Publikum wie eine Offenbarung wirkte. Sie kennen sicher die Handlung: Der Knecht Polikuschka ist ein guter Kerl, aber er vermag der Versuchung nicht zu widerstehen, ein Glas Wodka zu trinken, und hat er kein Geld, so stiehlt er Kleinigkeiten im Stall. Die alte Gutsherrin, der er sich reumütig zu Füßen wirft, will ihn prüfen und schickt ihn in die Stadt, Geld zu holen. Polikuschka trotzt allen Versuchungen, sogar dem Trunk und dem Schlaf, aus Furcht, man könnte das ihm anvertraute Geld stehlen. Als er aber über die Steppe heimwärts fährt, fällt ihm das Kuvert mit dem Gelde aus der Mütze. Umsonst sucht er im furchtbaren Entsetzen die unendliche Rasenfläche ab. Nach Hause zurückgekehrt, verabschiedet er sich von seiner Frau und den Kindern, was um so erschütternder wirkt, als seine Lieben keine Ahnung haben, daß er von ihnen Abschied

nimmt für immer. Er steckt den Kopf in die Schlinge, löst sie jedoch wieder, um noch einmal die Mütze zu durchsuchen, ob in ihr der Geldbrief doch nicht steckengeblieben ist, und dann erhängt er sich. Wie J. M. Moskwin die Hauptrolle spielt, das gehört zu den großen Leistungen der letzten Jahre. Die Berliner Literaten sind so begeistert wie vor fünfzehn Jahren, als Stanislawskis Truppe uns im Westen eine neue Theaterkunst demonstrierte. Das Publikum ist erregt oder sitzt weinend in sich gekehrt auf seinen Plätzen, soweit es überhaupt in den Zuschauerraum des Tauentzien-Palastes gelangt ist. Sahen die Berliner bisher voller Mißgunst auf die Tschechoslowakei, weil man dort den „Kid“ gezeigt hatte, so können die Tschechoslowaken jetzt uns arme Berliner beneiden, weil wir die Gelegenheit hatten, „Polikuschka“ zu sehen

ČAPEKS „RUR“ IN BERLIN

Berlin, am 29. März

Während ich diesen Bericht über die deutsche Premiere der Komödie „RUR“ von Čapek aus der Telefonzelle des Theaters am Kurfürstendamm zu diktieren beginne, hält immer noch der Beifallssturm an, wie man ihn vom blasierten Publikum dieses Theaters kaum erwartet hätte.

Tatsächlich hat uns dieses originelle Thema, das allegorisch dargebotene Menschheitsproblem vom ewigen Konflikt zwischen der Sehnsucht nach Fortschritt und dem Bedürfnis nach Liebe, interessiert und vom ersten bis zum letzten Augenblick gepackt. Auch die Einfälle der Regie haben nicht wenig zum vollen Erfolg des Abends beigetragen. Leider sah ich keine der tschechischen Aufführungen dieser tschechischen Komödie, weder in Prag noch in Brünn, und so kann ich keinen Vergleich ziehen. Aber während die Berliner Aufführung des Čapekschen Stückes „Aus dem Leben der Insekten“ vieles von der Hilarschen Inszenierung übernommen hat, arbeiten der Regisseur Gottowt und der Maler Rudolf Kiesler bei „RUR“ völlig selbständig, ohne jegliche Vorlage, nur auf Grund eigener Ideen. Im ersten Akt zum Beispiel hat der Dichter Domin

ein automatisch arbeitendes Schiebefenster, hinter dem sich die angesagten Besucher im Wartezimmer en miniature bewegen – ein Trick, erzielt durch Spiegel, die der Inhaber des Pavillons Tanagra aus dem Berliner Lunapark eigens für diese Nacht einbauen ließ. Außerdem arbeiten während des gesamten Stückes sogenannte „lautsprechende Telefone", so daß der Sprechende nicht erst ans Mikrofon herantreten muß, und trotzdem sind die Gespräche samt den Fragen und Antworten für das Publikum hörbar. Der Maschinenorganismus der Roboter ist originell angedeutet, wenn auch der Überfall auf die Kanzlei des Direktors durch die geistlosen Körper gespenstischer und grausiger hätte ausgeführt werden können. Gut war ebenfalls die Besetzung der Rollen.

Während sich im vorigen Monat bei der Premiere des Stückes „Aus dem Leben der Insekten" die beiden Čapeks beim Berliner Publikum bedankten, waren heute weder der Autor noch der verdiente Übersetzer Otto Pick zugegen. Schade, Karel Čapek, daß Sie nicht kommen konnten, Sie hätten große Freude gehabt. Regisseur Gottowt dankte in Ihrem Namen, aber eigentlich hätte der Verwaltungsdirektor der Robert-Theater, Herr Berisch aus Brünn, von der Bühne her Dank sagen sollen, denn die Roboter werden ihm zweifellos noch lange die Kassen füllen.

AUF DEM KONSULAT

Die Leute, die die Berliner Gesandtschaft in der Rauchstraße, besonders deren Handelsabteilung, zu besuchen pflegen, sehen mehr oder weniger wie vornehme Herrschaften aus – oder sollten zumindest so aussehen. Rechtsanwälte, die wegen verschiedener Transaktionen herkommen, Diplomaten fremder Staaten, die wegen irgendwelcher strittiger Interessen intervenieren, Geschäftsleute, die eine Ausfuhrbewilligung benötigen. Aber in der Hildebrandstraße, einer weit distinguierteren Straße im Tiergartenviertel, befindet sich nur das Konsulat, und dort halten die Besucher nicht so sehr auf ihr Äußeres. Hier kommen auch mehr Leute her – das macht die Menge.

Der Wartesaal unten ist immer gefüllt. Die Besucher kommen mit ihren Sorgen, von denen jede daheim zur Kompetenz eines anderen Ministeriums der Tschechoslowakischen Republik gehört.

Zunächst handelt es sich um verwaltungsrechtliche Angelegenheiten: Wer so dumm ist, heiraten zu wollen, wer so glücklich ist, auf die Scheidung hoffen zu können, wer so ungeschickt ist, mit der Polizei in Berührung gekommen zu sein, wer so klug war, Tschechokronen zu erben, und nun so klug sein möchte, die Erbschaftssteuer in Mark entrichten zu dürfen, wessen Temperament so feurig war, seiner Wirtin die Waschschüssel an den Kopf zu werfen, und der in der Wohnung doch gerne weiter wohnen möchte – jeder sucht Rat und Hilfe auf dem Konsulat.

Die Rechtsanwälte verlangen Auskunft über tschechoslowakische Gesetze und Verordnungen, und zugleich möchten sie erfahren, wie man diese Gesetze umgehen kann. Jeder, der eine Rechtsangelegenheit austragen will, kommt her, und kommt er nicht, so läßt ihn das Konsulat durch die Polizei ausfindig machen. Es gibt in der Welt auch flüchtige Defraudanten, Auswandereragenten, die in Berlin ansässig sind, deren Tätigkeitsfeld jedoch die Slowakei, Karpatorußland usw. darstellt.

Auch nach denen, die sich der Militärpflicht entziehen – sie bilden übrigens das Hauptkontingent dieser öffentlich geheimen Auswandererzentralen –, fahndet das Konsulat. Die Militärevidenz mit Assentierungen, Einberufungen, Enthebungsgesuchen, Urlauben und ähnlichem gehört ebenfalls zu den Obliegenheiten des Konsulats.

Der größte und einträglichste Amtsbereich ist der der Pässe und Visa. Oft wandern vormittags mehr als hundertfünfzig Menschen in die stille Hildebrandstraße, um die Reisebewilligung in die Tschechoslowakei zu bekommen. Am Gründonnerstag kassierte das Konsulat für Visa von fremden Staatsangehörigen nicht weniger als fünf Millionen Mark. Die Ausländer zahlen nach der „Lokalreziprozität", einem Buche von ansehnlicher Größe, in dem alle Staaten von Afghanistan bis Venezuela enthalten sind mit dem Vermerk, welche Taxe die

Berliner Vertretungen in ihrer eigenen Währung von tschechoslowakischen Staatsangehörigen verlangen können, soweit diese in ihre Länder reisen wollen. Ebensoviel – die Summe wird nach dem Tageskurs berechnet – verlangt das tschechoslowakische Konsulat von den Bewohnern Afghanistans bis Venezuelas, die uns von Berlin aus mit ihrem Besuche beehren wollen. Aug um Auge, Zahn um Zahn!

Weniger einträglich und weniger angenehm ist die sozialpolitische Amtstätigkeit. Achthundert Kriegsinvaliden haben Anspruch auf eine gesetzlich festgelegte Rente. Außerdem müssen sie das Konsulat oft um Hilfe und Intervention in Sachen Behandlungskosten, Prothesen, Unterstützungen und in Berufsfragen angehen. Achthundertzwanzig Familien haben im Kriege die Männer und Väter verloren. Die Witwen und Waisen benötigen außer der Rente oft die Unterstützung der Vertretungsbehörde, häufig individuell, häufig auch kollektiv über die Berliner Sektion des Verbandes der Kriegsbeschädigten, -witwen und -waisen, deren Zentrale in Reichenberg ist. Überdies muß den unbemittelten Angehörigen der Tschechoslowakischen Republik geholfen werden, was durch den tschechoslowakischen Unterstützungsverein in Berlin geschieht, dessen Vorsitzender Konsul Dr. Ladislav Málek ist. Es sind Repatriierungen durchzuführen, besonders zu Beginn des Winters sieht es beim Berliner Konsulat wie in der Prager „Fišpanka“ aus: So viele Landstreicher gibt es hier, denen auf den deutschen Landstraßen und in den deutschen Scheunen zu kalt geworden ist und die deshalb gerne per Schub zu ihrem Bezirksgericht gebracht werden möchten. Auch Landarbeiter, die zu Beginn des Winters keine Arbeit haben und nach Hause wollen, sind hier zu finden. Das ist nicht so einfach, denn die Leute haben keine Pässe, und das Konsulat verfügt über keine Schubkommissare. Würde das Konsulat sie jedoch wegen eines Visums oder wegen der Schubeskorte zur Berliner Polizei schicken, würde man sie ohne Gnade einsperren wegen Verletzung der Grenzvorschriften usw. Das kann das Konsulat den Angehörigen des eigenen Staates doch nicht antun. So wird eben auf eine Weise geholfen, die zwar nicht gerade dem Gesetz entspricht, aber immerhin menschlich ist.

Das Interesse an kulturellen, besonders an Vereins- und Schulangelegenheiten ist unter das Konsulat und die Gesandtschaft aufgeteilt. So fehlt es dem Konsulat weder an Ressorts noch an denjenigen, die in diesen Dingen etwas bedürfen. Der Bereich des Berliner Konsulats reicht weit über den Wirkungsbereich aller tschechoslowakischen Konsulate in Deutschland hinaus: Sein Wirkungskreis erstreckt sich auf die gesamte Mark Brandenburg, über Pommern, Anhalt, Braunschweig und Westpreußen mit der Ostseeküste, auf Städte wie Landsberg (wo in den Jutefabriken und den Webereien Tausende tschechischer Arbeiter angestellt sind), Frankfurt, Braunschweig, Cottbus, Erfurt, Stettin, Magdeburg (wo ein Honorarkonsulat mit beschränkter Zuständigkeit besteht), Potsdam und Königsberg – also auf ein größeres Gebiet als Böhmen, Mähren und Schlesien zusammen. Was die Zahl der Einwohner tschechoslowakischer Staatszugehörigkeit betrifft, so steht der Bereich des Berliner Konsulats nicht an erster Stelle, der des Dresdener tschechoslowakischen Konsulats betreut eine weit größere Anzahl tschechoslowakischer Staatsangehöriger. Die Ergebnisse der letzten Volkszählung sind zwar noch nicht bekannt, aber die Zahl der tschechoslowakischen Staatsangehörigen in Deutschland wird mit der Ziffer 400000 nicht allzuhoch veranschlagt sein. Auf das tschechoslowakische Konsulat in Berlin entfallen davon etwa 30000. Auch das ist genug.

SLAVIA GEGEN DFC ODER DIE ZERRISSENE PAPIERFORM

Slavia gegen den Deutschen Fußballclub. Es war wie eine Hochzeitsnacht nach langer Verlobung: Die Vorstellung war schöner als die Vorführung, die Erwartung herrlicher als die Erfüllung.

Fünfundzwanzig Jahre lang spielte man diesen Match auf dem Spielplatz der Phantasie. Denkt aber nur nicht, daß dieser Spielplatz keine Seitenlinien, keine Torpfosten, keinen Strafraum hatte. Sonst hätte jeder Slaviaanhänger in seiner Vorstel-

lung neunzig Tore für die Rotweißen geschossen, und ebenso viel, nämlich 90:0, hätten die Träume und Wünsche eines jeden DFC-Anhängers für die Blauweißen eingebracht. Nein solche Ergebnisse existierten nicht mal in der Phantasie. Denn es gab etwas, was beide Seiten auf das rechte Maß zurückführte, was unbarmherzig abseits pfiff, wenn sich Klubfanatismus und Wunschvorstellung (der Wunsch ist der Mittelstürmer des Gedankens) allzuweit nach vorn wagten. Dieses Etwas war: die Papierform.

Sie wissen nicht, was eine Papierform ist? Nehmen wir an daß der DFC gegen FK Preußen 2:2 spielte, Slavia gegen SC Frankfurt 1898 3:2 gewann, aber SC Frankfurt gegen Guts Muths Dresden 1:3 verlor, jenem GutsMuths, der bei der Deutschland-Meisterschaft gegen FK Preußen 2:1 spielte – und so verhält sich Slavia zu DFC wie ... Sie verstehen immer noch nicht? Na, das will ich meinen! Es war eine große Wissenschaft für sich mit Esoterikern und Exoterikern, mit Integralen, Differentialen, Gleichungen, Logarithmen, eine Wissenschaft, welche die Menschheit in zwei Gruppen teilte, die sich gegenseitig haßten, bekämpften und zu überzeugen versuchten. Das geschah in den Kindertagen des Fußballs, als der Skulling-Club noch auf der Kaiserwiese trainierte, Sparta vor dem Invalidenhaus den Hochsprung übte, der AC Prag bereits abgebrannt war, der deutsche FuAC Sport gerade mit dem FK Favorit verschmolz und Hunderte von Mannschaften auf dem Belvedere, auf dem Invalidenplatz und auf jeder unbebauten Fläche zwischen zwei Kleiderhaufen das Tor errichteten, die mitgebrachten Treter anzogen und Wettspiele veranstalteten, die mindestens vier Stunden dauerten. Sonntagabends zog man vor die Redaktion des „Prager Tagblattes“, das als erste Zeitung eine größere Sportrubrik führte, und kämpfte theoretisch weiter. Die Herrengasse war schwarz von Menschen. Sie zerfielen jetzt nicht mehr in die Anhänger Hunderter von Mannschaften, sondern bestanden nur aus zwei Gruppen: den Slavianern und den DFC-Anhängern. Die Deutschen schwärmten für Rolf Kinzel, Niedergesäß, Gregoriades, Many, Franz und Pepi Friedel, Hirthe, Görner, Chaloupka, Stiastny und Al Luksch, die Tschechen für Pepík Benda, Košek, Kindl, Baum

ruck, Zámosta, Kriesch, Pressler (der aus Angst vor seinen Mittelschulprofessoren mit falschem Bart spielte), Heuschneider, Vosátko, Dr. Frey, Moučka und den langen Tormann Hejda. Jedem von ihnen wurde gewissenhaft der Prozentanteil an der Papierform von Slavia und des DFC berechnet. Es gab Gelehrte der Papierform, Herren im Havelock und Lausebengel mit hängenden Strümpfen, die in den Händen Tabellen hielten und jedes Ergebnis mathematisch zu erörtern verstanden – mir scheint, daß Slavia mindestens hundertmal den DFC und der DFC mindestens hundertmal Slavia in die Pfanne schlug (natürlich auf dem Papier).

An diesem Sonntag geschah etwas völlig Unwahrscheinliches: Die papiernen Erbfeinde trafen aufeinander, lebendig, auf einem wirklichen Kampfplatz. Es war ein schöner Wettkampf, Tausende von Menschen hatten sich versammelt, ältere Slavianer und ältere Defistrolche aus der Herrengasse und viele neue Anhänger, darunter Greise, beinlose Invaliden und Lausejungen, die alles kritisierten und dafür von ihren Nachbarn zu hören bekamen, daß sie nicht bis drei zählen könnten und doch schon ein Abseits beurteilen wollten. Mein Nachbar rief: „Den hält Cháňa nicht, den bestimmt nicht!" Und fügte sofort hinzu: „Cháňa – und so was nicht gehalten? Da kennen Sie ihn aber schlecht!" Viele brüllten: „Das wird bestimmt ein Tor, soll ich so leben . . ." Nach dem Tor für den DFC währte der Applaus fünf, nach dem ersten Tor für Slavia währte er neun Minuten. Nicht einmal Wolkenbruch und Hagelschlag störten das Publikum, trotz der teuren Damenhüte und der eleganten Überzieher. Die Spieler übten sich im Wassertreten, Kouba aus dem Schwimmklub hatte seine Freude daran.

Das Resultat hieß 2:1, nicht mehr und nicht weniger. Ist es nicht schade, o Freunde, daß die schöne Papierform, wie wir sie in fünfundzwanzig Jahren mühsam und leidenschaftlich errechnet haben, vernichtet wurde?

Sie ist wohl ein wesentliches Kennzeichen der Großstadt: Oben auf der Straße ist kein Platz mehr für die Menschen. Noch weniger für jagende Wagen, für elektrisch angetriebene Züge. Und so fahren sie unter der Erde durch einen einzigen Tunnel, der die ganze Stadt unterhöhlt, sie fahren (ohne durch im Wege stehende Häuser, in entgegengesetzter Richtung rasende Automobile, den Weg kreuzende Wagen, spielende Kinder, sich liebende Hunde, unvernünftig ausweichende Frauen, die Hände hebende Verkehrspolizisten, durch Fußgänger, Geländer, Omnibusse und Feuerwehrmänner, Verkehrsvorschriften und andere Verkehrshindernisse aufgehalten zu werden), sie fahren, mag geschehen, was da will, immer weiter, geradenwegs und im gleichen Abstand. Ihre Parole lautet: Überspringe nicht, übersteige nicht, sondern krieche unten durch!

Die Stadt jagt dir über dem Kopf davon, du siehst nichts von ihrer Hast, kein Schaufenster lockt dich, kein Bekannter ruft dich, nichts hält dich auf. Du liest deine Zeitung, und es ist, als wärest du in München in den Schlafwagen eingestiegen und solltest in Venedig aussteigen ... Ich höre Sie sagen: „Na, na, nur nicht übertreiben!" Aber der Kontrast ist fast so, wenn man die Erdoberfläche inmitten der schönen Villen des Schöneberger Stadtparkes verläßt und erst wieder draußen in Rummelsburg um sich blickt, umringt von Proletarierkasernen, verrauchten Fabriken und erschreckend kleinen Kindergestalten. Natürlich mußt du während deiner Fahrt eifrig die Zeitung gelesen haben, sonst hättest du längst den Übergang aus der Friedenswelt des Wohlstands in die Kriegswelt des Jammers bemerkt. Denn nur wenige Leute fahren die ganze Strecke. So absolviert man den Weg vom Reichtum zur Armut und vice versa nicht in einem Zuge und kommt vom Berliner Westen nicht unmittelbar in den Berliner Osten. Die meisten fahren durchschnittlich fünf bis sechs Stationen: Von seiner Villa im Westen fährt der Chef ins Geschäft in die City, vom Geschäft in der City fahren die Kontoristinnen, die Verkäufer und Lehrlinge in ihre Wohnungen am Alexanderplatz, und aus den Lagerräumen, Geschäftshäusern, Schlupfwinkeln und Polizeige-

bäuden am Alexanderplatz fahren die übrigen Leute in die östlichen Vororte.

Viele Jahre gab es nur eine Umsteigestation, und zwar Gleisdreieck. Auch heute noch ist es einer der wichtigsten Begriffe der Berliner Umgangssprache: Wir treffen uns Gleisdreieck, man fährt über Gleisdreieck, man steigt Gleisdreieck um. Aber Gleisdreieck wird nicht ausgestiegen. Denn die Haltestelle schwebt in der Luft. Unten sind keine Menschenhäuser, unten bewegen sich lediglich Maschinen. Unten liegt ein großes Areal von Güterbahnhöfen, ein Meer von Schienen, in der Dämmerung von kleinen Leuchttürmen beleuchtet, durchquert von Tausenden von Schiffen auf Rädern, die durch Bojen, hier Weichen oder Semaphore genannt, geregelt werden – ein Meer von Festland. Der Potsdamer Bahnhof mündet hier und unser Anhalter Bahnhof und der Vorstadtbahnhof, Züge aus Hamburg, Köln, Aachen, Straßburg und Paris, Züge aus Halle, Frankfurt, Basel, Leipzig, Dresden, Prag und Wien fahren hier ein und aus, drehen um und rangieren. Hier unten befindet sich sozusagen der Makrokosmos des Verkehrs, während das Gleisdreieck dem Mikrokosmos der Untergrundbahn vorbehalten ist. Oben ist nur Alltäglichkeit, unten aber ist die Welt. Auch hier gibt es keinen jähen Übergang. Man kann nicht auf der U-Bahn-Station Gleisdreieck aussteigen und aufs Dach des vorbeifahrenden Orientexpresses springen, wie es die Kinohelden tun. Entweder – oder. Du mußt dich entscheiden: urbi aut orbi.

Nur einmal vollzog sich ein ungeahnter Übergang aus der kleinen Welt des Stadtverkehrs in die große Stadt des Weltverkehrs: am 26. September 1908 um drei Viertel zwei nachmittags. Datum und Stunde sollen exakt sein, weil sie in der Geschichte der U-Bahnen eine lehrreiche Rolle spielen. Bis zu diesem Tage kam dem Gleisdreieck keine besondere Bedeutung zu, weder als Haltestelle noch als Umsteigestation, das Publikum kümmerte sich nicht darum, sondern nur die Ingenieure, die es erbauten, und die Beamten, die den Verkehr regelten. Es war ein sphärisches Dreieck, in dem die aus drei Richtungen kommenden Züge der U-Bahn in verschiedene Richtungen gelenkt wurden. Aber an jenem verhängnisvollen

Tage stießen durch das Verschulden eines Führers, die Verspätung eines Zuges und das gleichzeitige rätselhafte Versagen einer Weiche zwei Züge zusammen, und ein Waggon stürzte in die Tiefe, in das Reich des Fernverkehrs, wobei achtzehn Personen ums Leben kamen. Seit diesem verhängnisvollen Zusammenstoß gibt es keinen direkten Verkehr mehr, sondern nur Umsteigen aus verschiedenen Stockwerken und nur Schienen auf verschiedenen Viadukten. Und es gibt auch kein Unglück mehr.

Aber Sie sehen, gleichzeitig mit diesen vorbeugenden Reformen fand auch die Alleinherrschaft der Untergrundbahn ihr Ende. Der Passagier wünscht keine Vorsicht, er wünscht nur Hast. Das Berliner Tempo verträgt keine Rücksichtnahme auf die Möglichkeit eines Unfalls. Man will sich in den Zug setzen, die Zeitung oder die Akten durchstudieren und, ist man damit fertig, an Ort und Stelle sein. Umsteigen – das ist nichts für Berlin. Gerade wurde eine neue Strecke der U-Bahn eröffnet, die vertikal zur alten führt, also von Norden nach Süden. Doch sie ist wenig frequentiert, weil man nahe der Leipziger Straße zwei Minuten durch einen Tunnel laufen muß, bevor man zur Bahn mit der nächsten Verbindung gelangt. Leute, denen es bereits zuviel ist, am Nollendorf- oder Wittenbergplatz beim Umsteigen über Treppen zu gehen, wollen nicht zwei Minuten zu Fuß laufen. Die Untergrundbahn ist ein wesentliches Kennzeichen der Großstadt, aber dieses Kennzeichen ist in Berlin immer weniger kenntlich. Man fährt lieber im Autobus, der zwar sich, aber nicht die Leute aufhält, die in ihm sitzen. Berlin hat keine Zeit: keine Vergangenheit und keine Zukunft. Und hat nur eine Gegenwart, die trübe ist, weil niemand umsteigen will.

MEERES- UND TEUERUNGSWELLEN

Herzlichen Gruß von der Ostseeküste! Warum sind Sie denn, liebe Leser, in diesem Jahr nicht wieder hergekommen? Ihre alten Bekannten vermissen Sie hier sehr: die Mücken nämlich, die mich, während ich diesen Gruß schreibe, in alle möglichen

und unmöglichen Körperteile stechen, als wollten sie mich für meine Landsleute entschädigen, die diesmal nicht gekommen sind.

Warum sind Sie denn nicht wieder nach Binz, Ahlbeck, Heringsdorf und Swinemünde gekommen, Sie, die Sie im vorigen Jahr die Ostseeküste so bevölkert haben, daß es schien, als sei die Ostsee nach tausend Jahren wieder einmal slawisch geworden? Warum haben Sie das einmal eroberte Gebiet aufgegeben, so daß es die Wiener und die Ungarn kampflos besetzen konnten? Ist denn die deutsche Mark nicht tausendmal billiger als im vorigen Jahr, da sie von Ihnen im Schweiße des Angesichts aufgetrieben werden mußte?

Oh, ich weiß! Eben deshalb, weil die Krone auch anderswo als edle Valuta gilt, haben Sie Italien, Trouville und die Riviera oder gar – die kühnsten von Ihnen – das Tatragebirge oder den Böhmerwald bevorzugt. Und vielleicht hat Sie von der Reise zur Ostsee auch die Angst abgehalten, daß Sie mit Ihren Kindern in Deutschland in die revolutionären Wirren geraten könnten. Diese Furcht war vorläufig verfrüht – und doch haben Sie gut daran getan. Denn hier kam man inzwischen auf die Idee, dem Sinken der Mark durch noch stärkere Preiserhöhung zu trotzen, und Sie würden Ihre Ostsee, die Sie noch im vorigen Jahr so billig und samt den Geschäften am Strand kaufen konnten, überhaupt nicht wiedererkennen. Die Ungarn und Wiener sind hergekommen, weil sie dachten, nun die Rolle von Besitzern einer guten Valuta spielen zu können. Aber die Bäder werden sie teuer zu stehen kommen, denn nicht einmal mit der tschechoslowakischen Krone kann man sich hier auf den Kopf stellen.

Dafür sorgt jetzt der Multiplikator. Sehen Sie, das ist schon wieder etwas, was Sie nicht kennen, weil es das hier im vorigen Jahr noch nicht gab. Deshalb muß er Ihnen also vorgestellt werden: Der Multiplikator ist eine Ziffer, die täglich von irgendeinem Amt festgesetzt wird, wahrscheinlich nach dem Kurs des Dollars, der Temperatur, dem Gästezulauf und der persönlichen Laune des Referenten. Dieser Multiplikator ist schlimmer als die Mücken (von denen mich eine gerade in die Wade stach, weil ich Dummkopf dachte, man könnte den Le-

sern der „Lidovky“ eine Ansichtskarte aus Heringsdorf ohne Ledergamaschen an den Beinen schreiben!). Also, mit dem Multiplikator wird multipliziert. Sie mieten beispielsweise ein Zimmer. Es kostet täglich mitsamt der Verpflegung pro Person nicht mehr als 15 Mark. Weil Sie zwei sind – es handelt sich, bitteschön, um unverheiratete Leute –, sind das 30 Mark einschließlich Kost. Das ist nicht viel, aber nun tritt der verdammte Multiplikator hinzu, der heute beispielsweise aus diesen fünf Ziffern zusammengestellt ist: 25000, und sieh da: für ein wenig Essen und ein bißchen Schlaf – es handelt sich, bitteschön, um unverheiratete Leute – sollen Sie täglich genau eine Dreiviertelmillion Mark zahlen. Der Diener putzt Ihnen die Schuhe für 50 Pfennig; aber der Multiplikator bringt Ihnen die Rechnung, und das Putzen der Schuhe kostet Sie gleich 12500 Mark.

Kurzum, es ist hier weit teuerer als in der Tschechoslowakei und es gibt – ohne Scherz! – Leute, die von hier wegen der Teuerung flüchten, um den Rest ihres Urlaubs in der Schweiz zu verbringen. Denn abgesehen vom Multiplikator verlangen in ganz Deutschland die Kaufleute, die Handwerker, die Gastwirte und die Inhaber von Vergnügungslokalen unerhörte Preise, weil sie sich von ihrer Ware nur ungern trennen. Können sie denn wissen, ob die Börse morgen den Wert des heute empfangenen Geldes nicht wieder um ein Drittel oder gar um die Hälfte herabsetzt? Zumal in den Ostseebädern, wo das Geschäft vom Wetter abhängt und nur zwei Monate dauert?

Umgekehrt wollen nun die Leute das Geld rasch wieder los werden, bevor es noch mehr an Wert verliert. Und obwohl die Wellen in diesem Jahr so träge an den Strand schlagen, ist es hier übervoll, und obwohl die Sonne glühend brennt, als wären ihre Kalorien durch den Multiplikator multipliziert worden, tanzen alle nachmittags und abends den wildesten Shimmy, und obwohl das Land vor dem finanziellen Zusammenbruch steht, wird hier Roulett, „Pferdchen“, Bakkarat, Ekarté so wahnsinnig gespielt wie noch nie. Millionen, ja Milliarden werden auf einen Satz verspielt; ungeachtet der Hitze-, Teuerungs- und Meereswellen hocken die Leute stundenlang beim Spiel und verspielen ganze Vermögen. Mich juckt das nicht –

aber was mich juckt, ist die Mücke, die mich gerade in die Schläfe gestochen hat. Soll ich mir denn einen Stahlhelm aufsetzen, wenn ich den Lesern der „Lidovky" eine Ansichtskarte aus Heringsdorf schreiben will?! Deshalb entschuldigen Sie bitte, daß ich Schluß mache. Kommen Sie bald her! Auf Wiedersehen!

GARANTIERT ECHTE SEEKRANKHEIT

Schade, daß die Kursivartikel der „Lidové noviny" erst in der vierten Spalte beginnen, wo kein Platz mehr für große, bombastische Überschriften ist. Ich hätte diesen Zeilen gern einige Schlagzeilen vorangestellt: „Hier machen dich 420 Pferdekräfte verrückt." – „Wie man sich für nur 10000 Mark den Fuß verstauchen kann." – „Die Gefahren und Lockungen der Villa Irrenhaus." – „Elektrischer Strom von 1200 A zerreißt die Kleider." – „Wie man am sichersten Geld verlieren kann." Oder ähnliche Aufschneidereien im Stile eines Marktschreiers – nur mit ein wenig anderem, den Berliner Verhältnissen angepaßtem Inhalt.

Ich will nämlich vom Lunapark erzählen, einem echt Berliner Vergnügungsunternehmen von kolossalen Dimensionen am Ende des Kurfürstendammes, im Berliner Westend, wo allabendlich die ganze Welt (oder zumindest die Halbwelt) aus allen Bezirken und Vororten zusammenströmt. Mit dem Wiener Wurstelprater kann man den Lunapark nicht vergleichen. Während dort die Vergnügungen harmlos und dumm sind, herrscht in diesem tollen Getriebe Methode – aggressive, gehässige, sich selbst vernichtende und perverse Methode. Und zum Unterschied von Wien gibt es hier eine fabelhafte Aufmachung. Die Landschaft zum Beispiel, durch die die Gebirgsbahn (sie heißt nicht mehr Scenic Railway, Gott strafe England!) bergauf und bergab dahinrast, wurde von ausgezeichneten Malern auf einer 30, sage und schreibe dreißig Meter hohen Fläche so dargestellt, daß der Mensch, wenn er aus der Höhe kopfüber herunterfällt, den Eindruck hat, als würde er über ein wirkliches Schweizerhäuschen stürzen. Das von un-

terirdischen Maschinen angetriebene Blech des „Eiserne Sees“ ist blau bemalt, und wenn du im Schinakel sitzt und dic krampfhaft bemühst, es so zu führen, daß du nicht anprall oder umkippst, dann kannst du dir einbilden, tatsächlich a See zu fahren, ohne die salzige Seeluft atmen zu müssen od naß zu werden. Wirklich seekrank kannst du hier allerdings le der nicht werden! Aber auch dafür wird gesorgt. Komm n mit zum Teufelsrad! Das ist ein Riesenrad, das sich mit groß Geschwindigkeit dreht und zugleich auf und nieder schaukel „Garantiert echte Seekrankheit“, steht auf einer riesigen Rekl metafel. „Eine Fahrt nur 10000 Mark.“ Das ist billig, wenn ma bedenkt, daß der Dollar 4000000 Mark kostet, und es ist b greiflich, daß die Damen über die Maschine herfallen. Sie we den auch nicht enttäuscht. Staunend und neidvoll beobachte die Außenstehenden, wie sich die Fahrgäste im Kreise drehe wie sie anfangs schreien, dann grün werden, wie ihnen zuer der Hut vom Kopfe fliegt und dann der Haarknoten, wie da Gesicht blaß wird, dann blau anläuft, wie die Hände in de Luft vergeblich nach einem Halt suchen, wie sich der Ko neigt und wie sich auf das weiße Kleid eine grünliche Flüssi keit ergießt. Im glücklicheren Falle reißt noch die Halskett entzwei, und die betroffene Dame kann in der Pause vor de nächsten Fahrt vom Boden des Wunderrads ihre falschen Pe len aufsammeln. Das alles für schäbige 10000 Mark.

Die Shimmytreppen, deren Stufen völlig verrückt auf un nieder springen, haben den Vorteil, daß man sich auf ihnen a sichersten den Fuß verrenken kann. Der Arzt sitzt gleich u ten an der Kasse, und seine Hilfeleistung erhöht die Gebüh noch etwas. An der Rodelbahn, die aus 60 Meter Höhe hera führt, amüsieren sich eigentlich nur die Herren, die unten a der Ausfahrt stehen, wohin die rodelnden Damen mit v Furcht hochgezogenen Beinen herangesaust kommen. Daß de Herr selbst rodelt, hat wenig Sinn. Ich gebe zu, es ist nich teuer, wenn man sich für pure 10000 Mark Strümpfe, Strump bänder und meinetwegen noch mehr zerreißen kann, abe meine Damen, denkt auch daran, daß die Wasserrutschbah nur 5000 Mark mehr kostet, und zu allen erwähnten Genüsse haben Sie noch den Genuß, durch eine wirkliche Pfütze fahre

und sich das Kleid verderben zu können! Oder es kann Ihnen für das gleiche Geld in der Villa „Irrenhaus“ (in der die Wände, der Fußboden und sogar die Möbel die verrücktesten Gaukeleien vorspiegeln) passieren, daß Sie sich vor Ihrem entzückten Anbeter auf den Kopf stellen.

Bitte kommen Sie näher, meine Herrschaften, nur hereinspaziert. Die Billigkeit der geschilderten Genüsse wird noch deutlicher, wenn wir verraten, daß im Maschinenraum des Lunaparks eines der größten Elektrizitätswerke Berlins steht. Den elektrischen Strom erzeugen Sechswalzen-Dieselmotoren mit 375 Umdrehungen in der Minute, deren Leistung 420 PS beträgt. Die Motoren sind mit einem Dynamo von 1200 Ampere direkt verbunden. Die Einrichtung besteht außerdem aus einem Transformator, der den Wechselstrom des städtischen Elektrizitätswerks von 6600 Volt in Gleichstrom von 2 mal 230 Volt umwandeln kann. Imponiert Ihnen das nicht? Von wegen! Weil Sie davon einen Quark verstehen. Aber von dieser elektrischen Station führen Kabel zur Gebirgsbahn, zur Villa „Irrenhaus“, zum Teufelsrad, zur Shimmytreppe, zur Wasserrutschbahn und zum Eisernen See und liefern die Antriebskraft. Der Elektrizität, der menschlichen Erfindungsgabe und dem enormen industriellen Fortschritt verdanken Sie also, Hochgeehrte, daß Sie eine echte Seekrankheit kaufen, daß Sie sich das Bein verrenken, daß Sie, sehr geehrte Frauen und Jungfrauen, Ihre Ketten, Strümpfe, Strumpfbänder, Kleider und andere Sachen zerreißen und beschmutzen können, der Kunst und Wissenschaft verdanken Sie all diese und zahlreiche andere reizende Vergnügungen. Hereinspaziert, meine Damen und Herren, nur hereinspaziert!

Was nicht elektrisch betrieben wird, ist deswegen nicht weniger raffiniert. Sie können kleine Ringe über Kognakflaschen werfen, und fängt der Ring die Flasche ein, gehört sie Ihnen. Das ist sehr verlockend, weil der Ring groß und der Flaschenhals schmal ist und weil die Entfernung kaum anderthalb Meter beträgt. Nur hat das Ganze einen kleinen Haken: Auch der Würfel, auf dem die Flasche steht, muß vom Ring eingefangen werden. Da jedoch der Kreis, den ein Mathematiker nach der Grundfläche des Würfels ziehen würde, genauso groß ist wie

der Ring, ist ein Treffer in der Praxis unmöglich, und mein Prager und Brünner Bekannten haben hier noch keinen Ko gnak gewonnen.

Genauso sind die Glücks- und Geschicklichkeitsbuden ei gerichtet, die als Gewinne zwar nur Gipsfiguren und ähnliche Kitsch anbieten, aber trotzdem so angelegt sind, daß einem we der Glück noch Geschicklichkeit hilft. Nur dort, wo kein Preise winken, kann jeder das Ergebnis seiner Bemühungen se hen: Zum Beispiel in der Bude, wo man den Hut vom Kopf des Devisen-Kohns, der Dollartante, des Schiebers, des Steue einnehmers oder Theodor Neureichs herabschlagen kann, ode im Knusperhäuschen, in dem Hänsel und Gretel im Bett lie gen, als leibten und lebten sie noch, und herausfallen, sobal ein Ball die Zielscheibe trifft. Das Publikum wird amüsier neues wird angelockt, und den Inhaber kostet es nichts. Raub ich auch manchem Herrn, der stolz auf seine Gewandtheit is die Illusion, so muß ich doch verraten, daß der Budeninhabe Hänsel und Gretel selbst dann aus dem Bett fallen läßt, wen der Ball die Zielscheibe nicht trifft. Also noch einmal: Herein spaziert! Zivilisten vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte

DER UNTERGANG DES BUCHES IN DEUTSCHLAND

Zum ersten Opfer des Erdbebens, das sich unter bedrohlicher Getöse in allen Wirtschaftsbereichen Deutschlands ankündig wurde das deutsche Buch. Bücher werden nicht mehr ge druckt, und die bereits gedruckten Bücher werden nich verkauft. Der Schlüssel, mit dem der normale Vorkriegspre multipliziert wird, vergrößert sich jede Woche, ja jeden Ta Gerade jetzt beträgt die Ziffer 1200000. Das bedeutet, für ei Buch, das früher zehn Mark kostete, werden zwölf Millione Mark verlangt. Das ist, absolut genommen, eine schrecklich Summe, die sich kein ehrlicher Bücherfreund leisten kan Aber die relative Höhe dieser Summe ist um nichts geringer auch im Ausland ist das deutsche Buch, dessen Billigkeit fr her geradezu sprichwörtlich war, bereits sehr teuer. Dabei ve

kaufen die Verleger nicht einmal gern ins Ausland, denn wird der Grundpreis in Schweizer Franken oder in Tschechokronen bezahlt, so kommen sie schlechter dabei weg, als wenn sie den Preis in Mark nach dem Schlüssel 1200000 erhalten. Bei einem Buchgeschäft in Deutschland selbst entstehen dem Verleger andere Schäden. Der Buchhändler bestellt beispielsweise am Montag von einem Buch sechs Exemplare. Donnerstag erhält er die Sendung mit der Rechnung, die zweimal höher ist, als er kalkuliert hatte. Der Schlüssel war inzwischen um hundert Prozent gestiegen ... Worauf er die Bücher zurückschickt. Er verkauft nur das, was er auf Lager hat. Die Preise der alten Bücher multipliziert er mit dem Millionenschlüssel, auch wenn er sie bereits vor längerer Zeit kaufte. Aus diesem Grunde verschikken die Verleger nicht gern Bücher. Sie wollen sie den Buchhändlern zu höheren Preisen verkaufen. Warum sollte nur der Buchhändler durch das Multiplizieren verdienen?

Die Panik im deutschen Buchhandel vor dem kommenden Erdbeben ist so groß, daß sie durch das eigentliche Erdbeben gar nicht weiter anwachsen kann. Die Buchmesse, die, wie alljährlich, auch in diesem Jahr im Bugrahaus in Leipzig veranstaltet wurde, scheiterte kläglich, was nicht einmal während des Krieges der Fall war. Aus dem Ausland kamen fast keine Käufer. Aus der Tschechoslowakei, aus der noch im vorigen Jahr dreihundertzwanzig Buchhändler zur Messe gekommen waren, reisten in diesem Jahr angeblich nur drei an, aus Ungarn nur einer. Die deutschen Messebesucher mieden stolz die Ausstellungen der deutschen Verleger und besuchten lediglich die Wiener. Der Grundpreis eines Wiener Buches beträgt nämlich bloß die Hälfte dessen, was ein Buch in Berlin kostet. Durch den Umrechnungsschlüssel 500000 kostet das Buch aus einem Wiener Verlag etwa nur ein Fünftel dessen, was das Buch eines deutschen Verlegers kosten würde. Die von Manz in Wien herausgegebenen französischen Romansammlungen gehen bereits in Tausenden von Exemplaren nach Frankreich und in die französischen Kolonien, aber auch in die Balkanstaaten und nach Polen. Schrolls Kunstpublikationen und die wissenschaftlichen Bücher der Verlagshäuser Braumüller, Lechner und Tempsky werden in die ganze Welt verkauft. Und

die Verlagshäuser, die in Wien nach dem Umsturz entstanden sind und sehr viel Schmutz drucken, wie Amalthea, Rikola Vila, Avalun, Thyrsos usw., versorgen die Buchhändler in Deutschland mit Büchern. Sogar die großen Werke der moder nen Graphiker, die im vorigen Jahr von den Zwischenhändlern eifrig gesucht wurden, liegen jetzt auf Lager. Nur die soge nannten „Tischzierden", klassische Werke in kleinen, signier ten Ausgaben mit prachtvollem Druck, mit Illustrationen berühmter Meister und in kostbaren Maroquineinbänden werden gekauft – als „Wertanlage" und wegen des „soliden Papiers". Heinrich Heines novellistisches Fragment „Der Rabb von Bacherach", illustriert von Max Liebermann, war das ein zige Werk der diesjährigen Leipziger Messe, das sofort vergrif fen war. Ein Exemplar kostet 800 Millionen Mark oder 3000 Kč. Nur wer Papier und Druck bezahlen kann, darf heute hoffen, ein Buch herauszubringen. Da die Gelehrten ex officio keine Nabobs mehr sind, so stirbt das wissenschaftliche Buch in Deutschland aus. Es gedeihen nur die pseudoliterarischen Produkte vom Range einer Frau Courths-Mahler. Für solche Machwerke gibt es immer genug Papier, Druckerschwärze und Käufer, und noch niemand hat gehört, daß irgendeines der fa schistischen oder Sensationsblätter, die jetzt allerorts aufkom men, wegen kostspieliger Herstellung eingegangen wäre. Auch Plakate, Scheckbücher und Banknoten werden gedruckt, was das Zeug hält.

Schade, schade um das, was verschwindet, Schade dem, was bleibt. Es bleiben die Generäle, die Schieber, die Börse, die marmornen Bruchstücke der Siegesallee und der Feldherren denkmäler, der Lunapark, die Filmindustrie und der Operet tenschmarren. Das Buch jedoch verschwindet und mit ihm die die Bücher schrieben, und die, die sie lasen und liebten.

LIEBE UND DENKMÄLER IM TIERGARTEN

Bei Tag ist es nicht ungefährlich, im Berliner Tiergarten zu promenieren. Kaum machst du ein paar Schritte, schon steht irgendein Hohenzoller vor dir und blickt dich tadelnd an, wei

du es wagst, im wilden, einst kurfürstlichen, später königlichen und schließlich kaiserlichen Park herumzulaufen. Oder er schaut dich mit Verachtung an, weil du ein Bürger bist. Der Hohenzollern männlichen und weiblichen Geschlechts sind sehr viele im Tiergarten, so viele, wie wahrscheinlich gar nicht gelebt haben. Sie werden es gewiß wieder für eine kischische Übertreibung halten, aber es ist wirklich so: Viele stehen hier zweimal, als Jünglinge und als Greise (wie Wallensteins Leibroß in dessen Prager Palais als Fohlen und als altes Pferd). Kaiser Wilhelm ist sogar in allen Altersstufen in Stein gehauen: Vor einem Rosenbeet steht er als Knabe in der Schlacht bei Leipzig, unter den Puppen in der Siegesallee thront er als Haupt des Brandenburger Geschlechtes, und vor dem Schloß sitzt er auf einem Pferd unter Löwen, Kanonen, Adlern und Generälen. Auch Denker und Dichter, jedoch nur, wenn sie brav waren, wie der Staatsminister Goethe zum Beispiel (nicht aber Professor Kant, der ein Pazifist war und in Berlin deshalb mit Recht kein Denkmal erhielt), wurden auf kaiserlichen Befehl hin von geschickten Zuckerbäckern verewigt. Das Denkmal Richard Wagners wurde sogar von einem Privatmann gestiftet: vom Vollfettpuderfabrikanten Leichner, der mit Wagner persönlich verkehrte, da er für die Bayreuther Festspiele Schminken lieferte. Übrigens erkennt man das am Denkmal sofort, das weit schöner wäre, wenn man Wagner, Wolfram von Eschenbach und Hans Sachs mit Leichners Vollfettpuder und einem erstklassigen Lippenstift geschminkt hätte. Wilhelm II. fand, im Tiergarten seien zu wenig Skulpturen, und so gibt es hier auch Brunnen mit heiligen Hubertussen und mit Gruppen bronzener Wildeber-, Fuchs-, Hasen- und Büffeljagden.

Für uns jedoch sind die Denkmäler gerade genug, und bist du ein bißchen schreckhaft, dann geh bei Tag nicht in den Tiergarten. Nachts kannst du dort ruhig promenieren. Ein einsamer Passant wird zwar bestimmt von Räubern angefallen, beraubt und arg zugerichtet – aber wer geht schon allein in den Tiergarten? Jeder nimmt zu seiner Sicherheit ein Mädchen mit, dann kann ihm nichts passieren. Und da die dunkle Nacht die scheinbar aus einem Panoptikum entflohenen Skulpturen gütig und fast ganz einhüllt, so ist der riesige Park, der sich vom

Brandenburger Tor bis nach Charlottenburg hinzieht, allnächtlich Schauplatz eines regen Lebens. Nie galt das in dem Maße wie gerade jetzt. Und warum? Weil man dort nichts zahlt, weil der gute Tiergarten unentgeltlich ist zu einer Zeit, da eine einzige Zigarette soviel kostet wie im Frieden fünf Zigarettenfabriken zusammen, eine Schokolade im Kaffeehaus, wo Musik gespielt wird, 15 Millionen, ein Stück Kuchen 8 Millionen, ein gemischtes Eis 20 Millionen und ein Hotelzimmer für zwei Personen pro Stunde etwa 60 Millionen Mark. Zwei Kinokarten leisten zwar denselben Dienst, sind aber auch nicht billiger. Wie kann ein junger Mann, der von seinem Angestelltengehalt lebt, seine Auserwählte zum Abendbrot oder nur in die Konditorei, ja zumindest ins Kaffeehaus einladen? Soviel Geld hat er nicht, und sie weiß das auch, und so verzichten sie auf die Annehmlichkeiten eines solchen Vorspiels und machen gemeinsam einen Spaziergang in den Tiergarten. Daß sie ihre Schritte gerade in diese dunkle Landschaft lenken, muß weder von seiner Seite auf eine besondere Absicht noch von ihrer Seite auf eine besondere Einwilligung hindeuten. Es scheint aber weder besondere Absicht noch besondere Fügsamkeit nötig, denn im Tiergarten ist es dunkel wie auf einem Anstand, und überall begegnen sich zwei und zwei, die sich an sich schmiegen. Auf jeder Bank sitzen zwei Pärchen, wie auf den Enden einer Schaukel, überall ducken sich Pärchen auf dem Rasen, und die Frösche quaken leidenschaftlich, und von überallher schallen Küsse. Die marmornen Hohenzollern schauen finster drein aus der Finsternis, als wären sie böse auf dieses Deutschland, dessen Fronten scheinbar so fest waren und das den Krieg nur verlor durch die zu Hause, durch einen tückischen Dolchstoß. Hier sehen sie sie, wie sie sich küssen und liebkosen, statt zu den Waffen zu greifen und den Feind aus dem Ruhrgebiet fortzujagen und Kaiser Wilhelm aus Doorn zurückzuholen, damit er neue Denkmäler baue. Für einen Augenblick verschlägt es den jungen Pärchen den Atem, wenn sie die steinernen Blicke auf sich gerichtet fühlen. Aber dann verirrt sich ein Mondstrahl auf ein Liebespaar, das sich zärtlich die Hände drückt oder sich küßt oder auf sonstige Art Liebe erweist – und erst jetzt erwacht seine Absicht, und erst jetzt

gibt sie via facti ihre Einwilligung, obwohl der Geist willig und die Abwehrfront und die Kampfeslust so stark waren. Wird der heutige Abend auch böse Folgen haben, die beiden jungen Leute finden bestimmt eine Ausrede, sie schieben die Schuld auf den Tiergarten, auf ihre Laune und auf andere Besucher, kurz, sie bilden selbst die Legende über einen tückischen Dolchstoß.

DIE TSCHECHISCHE GASTSTÄTTE IN BERLIN IST EINGEGANGEN

Der Selbstmordepidemie, die jetzt in Berlin umgeht, ist auch der Untergang der tschechischen Gaststätte zuzurechnen. Jawohl, die Gaststätte Krátký, allen tschechischen Besuchern Berlins gut bekannt, schloß vorige Woche ihre Räume in der Krausenstraße. Diese einzige Stätte in Berlin, wo man bisher gute Knödel und Prager Selchfleisch und wirkliche Mehlspeisen, also die allerseltensten Sachen, bekommen konnte, bezieht jetzt eine Bank, die uns lediglich Verzugszinsen, Umrechnungsgebühren, Kreditabzüge und ähnliches Zeug bietet, was man hier allenthalben erhalten kann. Vor dem Krieg besuchten wir Prager Herrn Krátký noch draußen im wilden Osten, wo er in der Alten Jakobstraße einen kleinen dunklen Ausschank mit ungedeckten und ungehobelten Tischen besaß. Dort verkehrten zumeist Schneidergesellen und andere Arbeiter aus Böhmen, Mähren und Schlesien, die sich durch Škubánken von der norddeutschen Küche und durch ein Gespräch mit Landsleuten vom preußischen Kommandoton erholen wollten. Der Theaterverein „Vojan" besaß dort eine Bühne, und als Eduard Vojan einmal nach Berlin kam, um seine Tochter zu besuchen, deren Glück hierzulande seiner Meinung nach festgefügt war, führte ich ihn in die Alte Jakobstraße, damit er jemand aus dem Vereine, der seinen Namen trug, kennenlerne. „Nach wem führt der Verein eigentlich seinen Namen?" fragte ich zum Schluß den begeisterten Dilettanten. Der sah mich verwundert an: „Das wissen Sie nicht? Vojan war doch der größte tschechische Schauspieler." – „War? Und

warum ist er es nicht mehr?" – „Aber, um Gottes willen, der ist ja schon lange tot!" – „Selbstverständlich", bemerkte Meister Vojan zu mir, ohne seine Virginia aus dem Munde zu nehmen. „Sie wußten das nicht? Die Genossenschaft des Nationaltheaters hat ihn doch längst begraben ..."

Das war vor dem Krieg. Meister Vojan lebte merkwürdigerweise noch, und seine Olinka ahnte nicht, daß sie dereinst das Opfer der Selbstmordepidemie werden würde. Auch Herr Krátký dachte noch nicht daran, mit seiner Kneipe aus dem Osten wegzuziehen. Erst viel später paßte er sich den veränderten politischen Verhältnissen an, orientierte sich auf den Westen, etablierte sich hochnobel Ecke Friedrichstraße und Krausenstraße gegenüber Kempinskys riesigem Restaurant und hatte weiße Tischdecken und große Speisekarten. In den letzten zwei Jahren, als die tschechische Krone zu steigen und unsere Landsleute herzureisen begannen, wimmelte es bei Krátký von hungrigen Einkäufern und Sommergästen, und das Geschäft florierte. Dann stiegen die Preise, und der Zustrom der Tschechoslowaken nach Berlin ließ nach. Dafür kamen die Wiener, die ihre neue Würde als Besitzer einer edlen Währung zu Kollektivexpeditionen nach Berlin ausnützen wollten, ohne sich den Magen zu verderben. Die Preise stiegen abermals, und zu Krátký gingen hauptsächlich – Japaner. (Die Japaner kann man in Berlin ausschließlich in tschechischen und in koscheren Gaststätten sehen.) Jetzt aber wird die Mark durch so viele Milliarden multipliziert, daß selbst die Preise für Powidlkolatschen und Klobassen schon längst die Parität des Weltmarktes erreicht haben, und Ausländer mit anspruchsvollem Geschmack sind längst verschwunden. Da schien es Herrn Krátký, der nicht nur zu kochen versteht, sondern auch zu verdienen, und der keine Lust hat, den Japanern Opfer zu bringen, vernünftiger, den Schanktisch gegen einen Bankschalter und Gasttische gegen Schreibtische auszutauschen. Dadurch jedoch wird niemand, der herkommt, satt.

Herr Krátký geht weg und meint gewiß, daß ich im Leben nie mehr Selchfleisch mit Knödeln, Apfelstrudel, Mohnbuchteln oder gar Dalken essen werde. Aber da hat er sich geschnitten! Ich weiß gottlob, daß draußen im Arbeiterviertel noch

eine Gaststätte existiert, die nicht mal Herr Julius Skarlandt kennt, der Dichter der Berliner Motive, und deren Adresse ich niemandem verrate, nur den Lesern der „Lidové noviny" (aber sagen Sie es niemandem. Sie lautet: Alexandrinenstraße 60). Dort schenkt der muskulöse Landsmann Vácha Pilsner aus, das um nichts schlechter ist, weil es ohne Frack verabreicht wird, und serviert Hausmannskost, die um nichts schlechter schmeckt, weil sie auf ungedeckte Tische gestellt wird. Ich kann auch die Abwesenheit der Wiener und der Japaner und sogar der tschechoslowakischen Valutareisenden verschmerzen, denn es gibt hier brave tschechische Arbeiter, die auf einem riesigen Grammophon „Rakouský vojáci, český záložníci rukujou do pole ..." oder „A já sám a sám ..." spielen. Dazu singen sie laut, und wenn sie verstummen, so lese ich die „Národní politika", und mir ist, als wäre ich zu Hause, und ich bleibe gern in Berlin.

EIN SICH VERGRÖSSERNDES WISSENSCHAFTLICHES INSTITUT

Im Jahresbericht der Berliner Universität werden die Kürzungen ausführlich dargelegt, die in den beiden vergangenen Semestern durch die einzelnen Institute, Laboratorien, Kliniken, Stationen und Seminarbibliotheken angesichts der enormen Not vorgenommen werden mußten. Es sind traurige Zahlen, die, sollte es so weitergehen, ein Ende sämtlicher wissenschaftlicher Tätigkeit bedeuten würden. Nur in einer einzigen Notiz wird von einem großen Aufschwung gesprochen.

„Das Institut für Gerichtsmedizin (Geheimrat Fritz Straßmann) vermehrte im vorigen Studienjahr die Zahl seiner Sammlungen von 1820 Objekten auf 4100; zur Erweiterung des Museums wurden die Säle VIII und XI hinzugenommen. Für das anwachsende Obduktionsmaterial mußten vier neue Obduktionsassistenten eingestellt werden."

Ich weiß nicht, wie lange dieses Institut bereits existiert, vielleicht ein Vierteljahrhundert, vielleicht schon ein ganzes. Aber in all diesen langen Jahren konnten nicht so viele Studien-

objekte gesammelt werden wie vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. Oktober 1923. Alle Beschränkungen anderer Anstalten sprechen nicht so beredt wie die sprunghafte Entwicklung dieses einen. Besuchen Sie das erweiterte Museum (es steht in der Hannoverschen Straße). Hinter dem Vorgärtchen, wo Buchsbaum wuchert und schöne Zypressen grünen, führen einige Stufen zu einem idyllischen roten Ziegelgebäude, einer Art Gartenpavillon, besonders geeignet für Sommerfeste. Aber es finden hier keine statt. Denn die freundliche Fassade gehört zu dem Gebäude, das als Leichenschauhaus dient. (Davon habe ich Ihnen schon erzählt – lustige Themen hat der Feuilletonist einer untergehenden Stadt immer parat, nicht wahr?)

Steigen Sie aus dem Vorgärtchen die Treppen rechts empor, so kommen Sie in das Institut für Gerichtsmedizin. Dort werden alle eines unnatürlichen Todes verdächtigen Leichen seziert. Auch an lebenden Körpern werden die für gerichtsmedizinische Feststellungen nötigen Untersuchungen vorgenommen. Das Institutsmuseum erzählt von der Vielfältigkeit der Fälle, bei denen ähnliche Untersuchungen notwendig sind. Es ist eine Sammlung von Dramenproben aus einer großen Stadt: für jede ein Demonstrationsobjekt. Man dachte, sie sei vollständig, aber im Jahre 1923 kamen noch 2280 hinzu. Präparierte Organe in Spiritusflaschen, Instrumente, Wachsmodelle füllen die Glasschränke des Saals, der, im ganzen düster, noch düsterer wäre, könnte man sich das unendliche Leiden und die Qualen jener vorstellen, die Teile ihres Körpers zu Studien- und Lehrzwecken hierher liefern mußten. Die erste Vitrine ist der Vergewaltigung, den Lustmorden an Kindern gewidmet, über die jetzt nahezu jeden Tag neue Polizeiberichte informieren. Im untersten Fach desselben Schranks liegen schreckliche Instrumente: Zangen, löffelförmige Messer, Nadeln – das Instrumentarium der hilfsbereiten Geburtshelferinnen. „Hätten Sie gedacht, daß sich Frauen heute noch mit solchem Zeug operieren lassen?" fragt mich der Gerichtsarzt, der mich durch das Institut begleitet. – „Kann man für möglich halten", antworte ich mit einer Gegenfrage, „daß die Gesellschaft die Frauen zwingt, sich heute noch mit solchem Zeug operieren zu lassen . . .?" Kinder nicht zur Welt kommen zu lassen ist hu-

man in einer Stadt, in der die Selbstmordquote steigt in dem Maße, in dem die Mark sinkt. Jeder Tag in Berlin bringt fast hundert Selbstmorde. Von denen, die sich das Leben nehmen, denkt wohl niemand daran, daß dieses oder jenes seiner Organe nach dem Tode zum Museumsobjekt wird ... Daß er dazu beiträgt, daß wenigstens ein wissenschaftliches Institut in Deutschland seinen Bestand erweitert.

Der große Schrank veranschaulicht Vergiftungserscheinungen: In Spiritus befinden sich Speiseröhren, Dünndärme, Mägen und andere Eingeweide. Sie leuchten in allen Farben und Schattierungen einer reichen Palette. Aus ihnen sind die verschiedenartigen Verheerungen ersichtlich, die durch Arsen, Zyankali, Berliner Blau, Schweinfurter Grün, Sublimat, Karbol, Strychnin, Lysol, Salpeter, Schwefel und Phosphor hervorgerufen wurden. Von den Erhängten ist die Halshaut präpariert, die Strangulierungsfurchen aufweist, und der Kehlkopf, der die Fraktur des Knorpelauswuchses zeigt. An anderen Hälsen sind die Spuren der grausamen Drosselung verewigt. Die Luftröhren, die ihre Besitzer töteten, sind mit den Tatwerkzeugen zu sehen. Es handelt sich um Gebisse, Pfeifenrohre, Obstkerne, Fischgräten und ähnliches, die von den Luftröhren irrtümlicherweise aufgenommen wurden, worauf der Erstikkungstod folgte. Stichwunden (im Herzen, in der Lunge usw.) und Selbstmorde mit dem Rasiermesser (Arterie, Hals) sind teils im Original, teils durch Wachskopien veranschaulicht. Auf den Schädeln und den Skeletten sind Wunden zu sehen, die durch Revolver- und Maschinengewehrschüsse verursacht wurden (eine Leiche vom Küstriner Putsch wird gerade seziert), Schädelfrakturen und Leberverletzungen durch Stürze und Eisenbahnunfälle, beschädigte Organe kleiner Kinder, die aus dem Fenster oder aus Kinderwagen fielen, und ähnliches.

Mißgeburten füllen einen eisernen Schrank, eine Hand mit sechs Fingern zum Beispiel, auch Tätowierungen besonderer Art wurden aus der Haut der Toten herausgeschnitten, um für ewige Zeiten aufbewahrt zu werden. In Stücke zersägte Leichen, die man wieder zusammenfügen konnte, obwohl sie größtenteils verbrannt waren, und ähnliche Objekte erinnern an Mordaffären. Die jeweilige Waffe liegt daneben, damit die

Art des Mordes deutlich wird. Für diese Abteilung war der Berliner Kannibale Rudolf Großmann, der sich im vorigen Jahr vor seiner Verurteilung erhängte, der Hauptlieferant. Im Aquarium schwimmt ein gespenstiger Gegenstand, der Kopf des Knaben Blecher, der aus zwölf aufgefundenen und verstümmelten Teilen wieder zusammengesetzt wurde, worauf die Identität dieses durch Großmann ermordeten Kindes nachgewiesen werden konnte. Neben raffinierten Folterwerkzeugen eines modernen Masochisten sind Photographien ausgestellt, um zu zeigen, wie sie verwendet wurden. Alle Opfer der mörderischen Berliner Chronik sind hier ausgestellt samt den Teilen der mißhandelten Körper. Eine Sammlung von Käfern, die sich von Leichen ernähren, zu deren Beschaffung Stücke menschlichen Fleisches monatelang im Tegeler Wald ausgelegt wurden, ist ebenfalls vorhanden.

Je mehr die große Stadt verfällt, um so mehr Beiträge liefert sie dem Studium der Gerichtsmedizin. Auf Bänken und Pulten der Hörsäle VIII und XI, die neu eingerichtet werden sollen, stehen Einweckgläser. „Wir könnten den Export einführen", sagt der Assistent. Ja, um die praktische Ausbildung der Hörer ist es gut bestellt, und man könnte obendrein das gesamte Ausland beliefern. Vielleicht sollte man auf diese Weise der Theorie aufhelfen. Mit der liegt es im argen. Die Institutsbibliothek konnte seit Kriegsbeginn keinerlei Publikationen mehr aus dem Ausland ankaufen. Eine große Berliner Buchhandlung, die alle Werke bekommt, leiht jedes dieser Werke, bevor es verkauft wird, an dasjenige Institut aus, dessen Fachrichtung es betrifft. Dort muß es binnen acht Tagen exakt durchgelesen und exzerpiert werden. Ein Referat darüber wird ausgearbeitet, und dieses Referat, soweit man es nicht publiziert (hier in Straßmanns Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin), wird in die Bibliothek eingereiht – es ist eine Buchhandlung in partibus hostilium.

Unsichtbar steht der sichtbare Tod an den Berliner Straßenekken. Aber seine Verkünder machen sich optisch und auditiv bemerkbar. Buden, vor denen fremdes Geld getauscht und getäuscht wird, Vermittler und Zutreiber, die Adressen von Kupplerinnen, Hasardklubs und nächtlichen Tanzvorstellungen ins Ohr flüstern, Agitatoren für die Monarchie und den Nationalsozialismus, halb ausgehungerte Liebespriesterinnen und Zeitungsverkäufer stehen an jeder wichtigen Kreuzung. Die Straßenhändler jedoch dürfen nicht mit Kolporteuren verwechselt werden, die durch die Straßen laufen und die Sensation des gerade erschienenen Tageblattes ausrufen müssen. Nein. Wer seinen Stand an einer belebten Berliner Ecke hat, ist unabhängig von Börsenkurs-Telegrammen und anderen Aktualitäten, braucht sich nicht abzuhetzen und zu brüllen, ist bereits Inhaber eines Warenhauses. Wenn dieses Warenhaus auch nur aus einem Holzgerüst besteht – die Auslage spricht für sich. Neben dem „Jungen Mann", dem Blatt der eleganten Herrenwelt, dem „Faun", dem Organ der lebenslustigen Damen, und dem sehr verbreiteten Organ der Homosexuellen, „Freundschaft", strahlen in leuchtenden Farben die Titelblätter der illustrierten Zeitschriften und Modejournale.

Am merkwürdigsten und überraschendsten und nur in Berlin möglich ist die obere Reihe des Zeitungsstandes. Dort lokken die fettesten Buchstaben und schreiendsten Titel, und die Sensationen, die in alle Welt ausposaunt werden, verlangen wirklich diese drucktechnische Aufmachung. Es sind echte und wahrlich handfeste und unverblümte Schlüpfrigkeiten, dazu bestimmt, die niedrigsten Instinkte anzusprechen.

In der oberen Reihe hängen die in Berlin erscheinenden Revolverblätter. Hier macht sich mit Geschrei und Gestank die Winkelpresse breit, und der Großstadtmagen muß schon erstaunlich gut sein, wenn er diesen schmutzigen Teig verträgt, gegen den das „Echo Prahy" seligen Angedenkens wahrlich ein ehrbares Familienblatt war. Die Zeitungszensur ist in Deutschland in den letzten Wochen fast so streng wie in den schlimmsten Kriegszeiten. Rechte und linke Blätter werden unerbitt-

lich verboten, wenn sie politische Angriffe drucken, die das übliche Maß überschreiten. Doch die Zensur versagt gegen-über der Revolverpresse, sie wird geduldet, ignoriert – es herrscht offenbar die Ansicht vor, daß diese Pressegosse dem Ansehen des Staates weniger schadet als ein belangloser Arti-kel über die Ereignisse in Küstrin.

An einem einzigen Zeitungsstand findet man ein halbes Dutzend offenkundiger Revolverblätter. Ihre Titel sind harm-los und nichtssagend, wie „Berliner Beobachter", „Berliner Neueste Nachrichten", „Berliner Nachtpost", „Berliner Arena". Bei einem Umfang von vier bis acht Seiten erscheinen sie zwei- oder dreimal wöchentlich und haben das übliche Zei-tungsformat. Adresse und Telefonnummer der Redaktion sind angeführt, und dem Äußeren nach handelt es sich um ganz ge-wöhnliche Zeitschriften. Aber gleich unter dem Kopf beginnt das Dekolleté der Unverschämtheit, das gar nicht widerlicher und zügelloser sein kann. Jede dieser Zeitschriften kündigt auf der ersten Seite ihren Inhalt an. Die „Berliner Arena" etwa so:

Die sexuellen Verhältnisse in der Familie des Kommerzial-rates Bornemann.

Frau Kommerzialrat, Fräulein Illy Bornemann, Herr Fried-rich Bornemann der Jüngere und der Chauffeur.

Orgien im Pensionat Elite, Motzstraße 6.

Die „Berliner Nachtpost" verspricht ihren Lesern in dau-mendicken Lettern Enthüllungen über die sadistische Folter-kammer in Friedrichstadt, über den Mädchenhändler Lesuer, über eine heikle Epidemie am Kurfürstendamm. Die „Groß-berliner Nachrichten" verkünden, daß sie aufsehenerregende Enthüllungen über Damenbesuche in J. Flußheimers Mode-salon und über Nacktorgien im Filmatelier Baffa bringen.

Alle diese Blätter werden nach ein und demselben Rezept hergestellt. Täuschung, Unzucht und Erpressung bilden die Grundlage ihres Geschäfts. Die Täuschung besteht darin, daß sich die auf dem Titelblatt schreiend angekündigten sexuellen Sensationen als harmlose, sogenannte pikante Feuilletons oder als populäre ärztliche Abhandlungen entpuppen, während der Unzucht in allen Schattierungen der Inseratenteil vorbehalten bleibt. Und die Erpressung? Der Revolver wird zumeist in der

hinteren Hosentasche getragen, die Presse, über die hier gesprochen wird, hat ihn im Redaktionsbriefkasten.

Der Zensor mag wohl recht haben, wenn es ihm gleich ist, ob nun über den „Untergang der rassigen Weiber“ oder über „Flagellanten im Zoologischen Garten“ geschrieben wird. Unbegreiflich jedoch ist, daß er die Nachrichten des Redaktionsbriefkastens ignoriert. Einige Beispiele: Unter dem Kennwort „von Zodel“ droht der „Beobachter“: Wir erklären hiermit, daß wir die uns zugegangenen Mitteilungen gegebenenfalls rücksichtslos verwenden werden. Wir erwarten von Edelleuten, daß sie die uns gemachten Versprechungen streng einhalten werden. Sonst legen wir nächstens in unserem Blatt die Geschichte des Herrn S. aus Dresden, den Hauskauf des Herrn von B. betreffend, dar.

Die „Nachtpost“ scherzt unter der Chiffre „Neugieriger“: Auch wir bemerkten, daß Herr Generaldirektor P. nach der gestrigen Soiree im Palais Mercedes mit Fräulein Magda R. zu einem kleinen Hotel in der Kantstraße fuhr. Es wäre jedoch indiskret, wenn Sie Frau Generaldirektor darüber informieren ließen.

Und die „Arena“ beruhigt einen Besorgten: Lore B. – Verjährt nach zehn Jahren, kein Grund zu Befürchtungen, wenn Sie uns besuchen.

In jeder Nummer einer solchen Zeitschrift gibt es einen zumindest zweispaltigen Briefkasten, und jede zweite noch so kleine Notiz enthält eine mehr oder weniger verhüllte Drohung. Bald wird mit einer Enthüllung aus dem Geschäftsleben gedroht, bald mit der Veröffentlichung privater Verfehlungen. Allerdings findet man die angedrohten Enthüllungen nur selten. Es ist verständlich, daß die Bedrohten die Redaktionen mit klingenden Beweisen zu überzeugen verstehen, es mit der journalistischen Pflicht, die Sittenlosigkeit zu bekämpfen, ausnahmsweise nicht so genau zu nehmen.

Vor einigen Jahren faßte die Staatsanwaltschaft den Entschluß, gegen solch ein Revolverblatt vorzugehen. Die angeklagten Redakteure des Blattes „Der Unabhängige“, darunter ein Hauptmann und ein Adeliger, wurden damals zu vier bis sechs Jahren Gefängnis verurteilt. In der Urteilsbegründung

heißt es: „Bei der Straffestsetzung wurde in Betracht gezogen, daß die Handlungsweise der Angeklagten so gemein und unverschämt war, daß man sie für unmöglich halten könnte, wäre sie nicht so augenscheinlich. Die Gesetzgebung schaffte den Pranger als eine unsittliche mittelalterliche Institution ab. Nun aber haben sich die ersten drei Angeklagten, die nachgewiesenermaßen keiner ordentlichen Arbeit nachgehen, zusammengetan, um einen modernen Pressepranger aufzurichten, an den zahlungsfähige Personen gestellt werden sollen, die der erpresserischen Drohung nicht nachgeben. Das zeugt von einer so niedrigen Gesinnung, daß man von vornherein an eine hohe Strafe denken mußte. Gegen einen solchen Pressepranger, wo jeder befürchten muß, seine intimsten Familienverhältnisse ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt zu sehen, kann sich schließlich niemand wehren."

Das ist schon lange her. Inzwischen wurden die Pressepranger erneut aufgerichtet, und deren Büttel üben ihr schändliches Handwerk mit einer Unverschämtheit und einem Profit, der um so größer ist, je stärker die Not regiert. Klatsch, Sensationen und Schweinereien sind Bedürfnisse einer erotisch armen Schicht, liebesleerer Leute. Sie wollen sich jetzt rasch ausleben, weil alles schnell vergeht.

VERSCHIEDENES

WEIHNACHTSKRIPPEN

Im Sommerrefektorium des Prager Klementinums wird eine so naive und verspielte Ausstellung vorbereitet, daß man selbst naiv und verspielt wird, wenn man die Leute betrachtet, die die frommen Sachen aufbauen und in Bewegung setzen. Man fragt sich beim Rundgang unwillkürlich: Leben wir denn wirklich in einer Zeit der Modeschauen, der Industriepaläste und Mustermessen? Oder befinden wir uns wieder in den frommen Kindertagen der Menschheit? Es stehen da Krippen aus Prag und dem Böhmerlande, aus Kirchen und aus Privatbesitz, geschnitzt von den geschickten Händen eines Mönchs oder von den Händen eines armen Tagelöhners in lebenslanger Arbeit, zusammengestellt, in Bewegung gesetzt und hier zur Schau gestellt. Oft ist es nur ein auf dem Stroh des Bethlehemstalles liegendes Kind, über das sich die glücklichen Eltern staunend beugen, oft stehen neben ihm, verwundert über den Heiligenschein, ein Esel und eine Kuh, oft ist der Stall von Palmen umstellt, zwischen denen wir die drei Könige, denen der große Blechstern den rechten Weg weist, von Osten heraneilen sehen. Häufig ist auch das ganze menschliche Leben dargestellt mit seinen Freuden und Leiden und mit allen Berufszweigen – die ganze Sehnsucht des Menschen, die menschliche Sehnsucht nach dem Morgenlande, dem Lande der Märchenwunder aus Tausendundeiner Nacht, nach jenem fernen Land, wo die Sonne aufgeht, ist hier in Holz geschnitzt.

Diese Sehnsucht trieb einst die Ritter auf die Kreuzzüge, den Bauer Ondelt aus Brandeis an der Adler treibt sie dazu, in langen Wintertagen aus Holz und Pappe Christi Geburtsort und dazu mehr als tausend Gestalten aus seiner Ideenwelt herzustellen.

So wird aus den Weihnachtskrippen seit eh und je (in dieser Weihnachtswoche sind gerade siebenhundert Jahre vergangen

seit den Tagen, da der heilige Franziskus die erste Weihnachtskrippe baute) eine reiche Materialsammlung der Folklore. Über Schmedes Krippensammlung, die ganze Stockwerke des Deutschen Museums in München füllt, wurden Bände geschrieben. Die Prager Stücke sind nicht minder reizvoll. Die Kirchen allerdings konnten ihre großen Bühnen, die sie zu Weihnachten den Gläubigen öffnen, nicht für die Ausstellung leihen (nur auf dem Tableau des verdienten Photographen Altprags, Siegmund Reach, werden sie in effigie gezeigt), aber das Kapuzinerkloster lieferte nicht nur große holzgeschnitzte Figuren mit echter Kleidung aus kaschiertem Stoff, sondern auch das berühmte Osterlamm.

Es ist so vortrefflich, daß es sofort blökt, wenn Sie es um den Hals nehmen.

Und erst die privaten Schnitzer, die als Meister der Geduld wert sind, in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen zu werden! Einer stellte fünfzig Gestalten in ein Glas hinein. Ein anderer schnitzte ganz Bethlehem und die Weihnachtsszene vor 1923 Jahren aus Korkstöpseln und fertigte daraus eine mächtige Skulptur. Ein dritter knetete die ganze heilige Szene von Tragant, und volle hundert Jahre nach seinem Tode wird ihm nun Anerkennung zuteil. Am meisten bezaubert das Lokalkolorit dieser Bilder, der Reiz ihrer Phantasie. Ein Maurer aus Nusle baute die Krippe als bewegliches Symbol des Weltgeschehens – ähnlich der Uhr am Altstädter Rathaus –, und wenn der Tod die Schnur zieht, beginnen die Apostel zu wandern, die Bergleute in Příbram fahren in die Gruben ein, die Glasbläser in Haid schaffen herrliche Gläser, am Georgsberg pflügen die Bauern, Hochzeiten werden gefeiert, Musik erklingt, und der Heiland wird geboren. Die grandiose Krippe aus Trebietsch veranschaulicht wirklichkeitsgetreu die ganze mährische Landschaft, und die Stücke aus Karpatorußland liefern eine kleine geographische Lektion. Für den Prager sind diejenigen Krippen von größtem Reiz, die ihre fromme Idee durch den Osterspaziergang auf den Basteien zum Ausdruck bringen. Vor dem Korntor steht die Wache im weißen Rock mit dem Hinterlader und einem riesigen Bajonett auf der Schulter, Damen in Halbkrinolinen, mit Häubchen und Son-

nenschirmen spazieren längs der Festungsmauer, Herren in Empirekleidung betrachten sie durch Lorgnons, ein kleiner Savoyardenknabe spielt den Leierkasten, und im Gras hockt ein Hase und legt Eier – ein Osterwunder!

DAS LAND DER PFENNIGE

Ich war zwei Monate unerlaubt auf Urlaub und trat gestern in Berlin wieder meinen Dienst an. Noch immer bin ich ganz wirr im Kopf von dem Wandel der Verhältnisse, die ich hier vorfand. Bereits in Dresden fing es an: Mir waren einige Wurstscheiben übriggeblieben, die ich in den Zug mitgenommen hatte, und ich wollte mir auf dem Bahnhof eine Semmel kaufen. Man forderte dafür – drei Pfennig. Drei Pfennig! Ich hätte mich nicht gewundert, wenn man 300 Billionen Mark verlangt hätte. Man bedenke nur: Als ich Berlin verließ, verwendeten die Bettler Zehnmilliarden-Markscheine als Zigarettenpapier, Milliarden-Staatsnoten wurden einfach weggeworfen – und jetzt kostet eine Semmel drei Pfennig. Ich hatte allerdings das neue Geld bereits in der Tasche und reichte dem Verkäufer eine Mark, eine Rentenmark. Und was bekam ich zurück? Siebenundneunzig Pfennig?? Woher denn! Neunhundertsiebzig Milliarden Mark. In folgenden Staatspapieren: ein Zehntel Dollar in Eisenbahn-Notgeld (das sind 42 Pfennig), ein Zehntel Dollar in Notgeld der Reichsbank (das sind 42 Pfennig), und dreizehn Zehntel Milliarden. In der Berliner Elektrischen bekam ich noch preußisches und städtisches Notgeld zurück.

Die Nullen sind von den Milliarden- und Billiarden-Staatsnoten verschwunden. Man rechnet nur noch mit Pfennigen. Wir sind in einer billigen Gegend. Der wahnsinnige Taumel der wahnsinnig hohen Ziffern ist dem wahnsinnigen Taumel der wahnsinnig niedrigen Ziffern gewichen. Warf man zur Zeit meiner Abreise aus Berlin das Geld hinaus, weil es von Tag zu Tag mehr entwertet wurde, so wirft man es jetzt hinaus, weil es sich nicht lohnt, sich für eine Mark oder gar für ein paar Pfennige anzustrengen. Niemand denkt mehr daran, daß noch vor einem Monat ein Pfennig zehn Milliarden und eine Mark eine

ganze Billion wert gewesen sind. Die Deutschen fühlen sich als Menschen mit harter Valuta, und meine Berliner Freunde wollten sich vor Lachen ausschütten, als sie hörten, daß eine Ägyptische in Prag 34 Heller und eine Straßenbahnfahrt eine Krone zwanzig kostet, während hier eine Ägyptische sieben Pfennig und die Elektrische 15 Pfennig kostet. Leute, die mich jahrelang anpumpten, weichen mir jetzt schon von weitem aus Sie fürchten, ich könnte ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten. Sie wissen, daß ich von tschechoslowakischen Honoraren leben muß – also eigentlich nicht leben kann.

Um genau in Erfahrung zu bringen, wann mein Hungertod eintreten wird, bat ich heute früh meine Wirtin, mir die Lebensmittelpreise aufzuzählen. „Um 10 Uhr 10 können Sie sich die Marktpreise anhören", antwortete sie. – „Anhören?" – „Na freilich, im Radio! Wir haben doch selbstverständlich ein Radio." Selbstverständlich! Das wußte ich nicht. Fast jede Wohnung hat einen Rundfunkempfänger, jeder Erfrischungsraum im Warenhaus, jede Bar. Hunderte neuer Geschäfte für Rundfunkgeräte wurden eröffnet. Am Heiligen Abend hörten alle Deutschen zu Hause unter ihrem Weihnachtsbaum die zuversichtlichen Ansprachen des Reichspräsidenten Ebert, des Reichskanzlers Marx und des Außenministers Stresemann und die himmlischen Chöre sangen „Stille Nacht, heilige Nacht" ins Empfangsgerät der Rundfunkstation Königs Wusterhausen, der Frieden umschwebte die Seelen, und zusätzlich wurden die New-Yorker Schlußkurse gemeldet.

Also genau 10 Uhr 10 hörte ich mir die gefunkten Warenpreise an. Ich gebe sie durch den Druck weiter und bitte zu bedenken, daß ein Pfennig 8 tschechoslowakische Heller, eine Mark 8 tschechoslowakische Kronen wert sind; multiplizieren Sie also alle Preise mit acht, wenn Sie sie mit den Preisen in der Tschechoslowakei vergleichen wollen. Ein Pfund gewöhnliche Butter kostet 2 Mark, Teebutter 2 Mark 50, ein Pfund Schmalz 80 Pfennig, ein Pfund Margarine 60 Pfennig, ein Ei 22 Pfennig, 1/4 Kilo Schinken 1,20, ein Pfund Fleisch 1,50 bis 2,50, ein Pfund Hecht 1,60, ein Pfund Karpfen 2,20, ein Päckchen Zündhölzer (zehn Schachteln) 30 Pfennig (Straßenverkäufer verlangen für eine Schachtel 20 bis 25 Pfennig), 1 Dop

pelzentner Kohle 1,80, ein Pfund Zucker 42 Pfennig, ein Pfund Weizenmehl 65 Pfennig, ein Liter Spiritus 60 Pfennig, ein Pfund Mandarinen (etwa acht kleine Apfelsinen) 1,75, ein Pfund Äpfel 1,50 etc. Der Radio-Marktbericht schloß mit der Mitteilung, daß ein Radioempfänger (nur ein Inländer kann ihn bekommen) 400 Mark und das Abonnement 50 Mark jährlich kostet.

Man sieht, daß alles außerordentlich teuer ist, hoch über der Parität des Weltmarktes. Nur die Elektrische kostet soviel wie in Prag, und die Fahrt mit der Autodroschke kommt immer noch unvergleichlich billiger als in Prag und Wien, und das Trinkgeld ist nach wie vor niedrig. Da beispielsweise eine Tasse Kaffee 40 Pfennig kostet, beträgt das Trinkgeld nur 4 Pfennig (32 Heller würde der Herr Ober in Prag nicht annehmen). Ein Sitzplatz im Parterre des Staatstheaters kostet 15 bis 20 Mark, die Garderobe im Metropol-Theater 1 Mark (man bedenke, 8 Kronen für die Garderobe!). Einem Bettler gibt man 5 bis 10 Pfennig, einem armseligen Literaten im Romanischen Café 50 Pfennig, Damen, die das Palais de danse besuchen, verlangen für die Begleitung eines Herrn 10 Mark, das Morgenblatt kostet 20 Pfennig, das Abendblatt 15, Hosenbügeln 5 Mark, ein Paar neue Schuhe 40 Mark, ein Telefongespräch 15 Pfennig. Unter diesen Verhältnissen verließen die Ausländer bereits Deutschland mit der Hoffnung, ihre Erfahrungen bei den vorjährigen Einkäufen in Berlin gut in Paris anbringen zu können. Die Berliner wiederum hoffen, daß die Preise langsam zurückgehen werden. Die heutigen Mittagsblätter melden auch tatsächlich, daß die Papierzentrale sämtliche Preise um 30 Prozent herabgesetzt hat. Ein Paket Toilettenpapier, das gestern noch 25 Pfennig kostete, ist heute überall für 17 Pfennig zu haben. Ein Bogen Schmirgelpapier kostet sogar nur 4 Pfennig.

BERLINER ARCHIVE

Der amtliche Beschluß: ad acta, das heißt „die Sache begraben", muß wörtlich genommen werden. Die Sache wird tatsächlich unter den Akten begraben, und diese Friedhöfe wachsen bis

ins Endlose. So ist der Friedhof der preußischen Akten ein sechsstöckiges Gebäude in Dahlem bei Berlin mit der stolzen Inschrift Preußisches Staatsarchiv. Einst war es im Schloß untergebracht, das so demonstrativ monumental ist, daß es schien, die kaiserliche Familie und der Hof könnten es unmöglich füllen. Aber der Schein trog: Wilhelm II. sorgte für soviel Kinder und Hofbedienstete, Hof- und Militärkanzleien, daß das Archiv umziehen mußte. Es wurde in ein geräumiges Gebäude der Neuen Friedrichstraße gebracht. Aber auch das reichte nicht, und so erbaute man das Gebäude in Dahlem, einen richtigen Palast für Akten, ausgerechnet in einer Zeit, in der Menschen an Wohnungsnot zugrunde gehen. Er wurde allerdings auf das modernste eingerichtet, weil die Preise zur Zeit unerschwinglich sind. Das Verwaltungsgebäude und das eigentliche Archiv sind gewaltige Bauten, voneinander getrennt, um die Feuergefahr zu verringern, und durch zwei Schwebegänge verbunden.

Hier liegen die erledigten Sachen und schlafen den Schlaf der Gerechten und warten auf das Jüngste Gericht. Bei jedem dieser 120000 Aktenbündel sieht das Jüngste Gericht anders aus. Viele wird ein Historiker ausgraben, um sie in einem anderen Grab zu begraben – in einer Doktordissertation oder einer anderen Kompilation, die niemand liest. Die meisten aber haben hier ihre endgültige und ständige Ruhestätte gefunden. Sie sind zur Auferstehung bereit, auf die sie jedoch vergeblich warten. Sie liegen hier geruhsam nebeneinander in niedrigen Sälen, übersichtlich geordnet, teils auf offenen eisernen Regalen, teils in Schränken, die jeder Archivbeamte dem Besucher gern öffnet. Soweit es jemanden interessiert, könnte er die Lage der Gemeinde Schöneberg zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts feststellen. Aber wem liegt schon daran? Gewiß, noch heute werden Rechtshändel ausgetragen, in denen diese papiernen Leichen aussagen könnten, und der Rechtsanwalt, der sie ausgräbt, könnte ein höheres Palmare beanspruchen. Aber der Rechtsanwalt der Gegenpartei würde seine Replik aufwerten, indem er die Glaubwürdigkeit dieser veralteten Zeugen in Zweifel zöge oder die Aussage anderer vergilbter Bände entgegenhielte.

Ein solch sorgfältig geführtes Archiv ist ein ganz schönes Museum. Der Saal mit den Petschaften wird freilich wohl nur Bürokraten interessieren, die hier alle Stempel, Oblaten, Petschafte und Siegelstöcke (teils in Abdrücken und Abgüssen, teils in ursprünglicher Form) bewundern können, die die preußischen Ämter je verwendet haben. Allgemeines Interesse jedoch weckt die Sammlung der Staatsverträge, untergebracht in zwei Sälen, in riesige Schränke gepfercht und alphabetisch geordnet. Fast alle diese Aktenstücke sind auf dickem Pergament kalligraphisch in französischer Sprache geschrieben, in rotem Samt oder purpurnem Plüsch eingebunden und durch Siegel bekräftigt, deren Pracht und Größe ein teures Spielzeug des Prestiges ist. Damit das Prestige gut bewahrt sei, ist jedes der riesigen Siegel durch eine Hülle aus Edelmetall geschützt, und zwar in einer sehr aufwendigen Form. Paraguay (liegt gleich neben Papst) sandte seinen Staatsvertrag sogar in einer kunstgeschnitzten Kassette über den Ozean. Allein mit Österreich schloß Preußen 183 Staatsverträge, den umfassendsten über den Prager Frieden im Jahre 1866. Der letzte Staatsvertrag mit Österreich stammt aus dem Jahre 1900; es handelt sich um Maßnahmen zur Verhinderung einer doppelten Versteuerung.

Aber nicht nur Preußen, jeder noch so kleine deutsche Bundesstaat hat sein Archiv. Nicht jedes ist zwar in einem sechsstöckigen Gebäude untergebracht, aber viel kleiner ist es auch nicht. Großherzogliche Hof- und Kammersekretäre und Sekretäre der Geheimsekretäre, Staats-, Wald- und Wiesenminister und deren Hämorrhoidare produzierten Akten und bliesen sich um so mehr auf, je kleiner ihr Land war. Und natürlich hat auch ganz Deutschland sein Reichsarchiv.

Die Bürokraten sehnten sich schon seit langem nach diesem Institut, noch bevor der große Krieg ad acta gelegt wurde, doch sie hatten nicht genug Material. Die bei der Reichsgründung errichteten Behörden taten ihr möglichstes, vermochten jedoch in so kurzer Zeit nicht hinreichend Material für ein Archiv herzustellen und konnten somit das Endziel nicht erreichen: die Einverleibung ihrer Akten in ein großes Reichsarchiv. Verbote, Bekanntmachungen, Erlässe, Verordnungen und Beschlüsse für ganz Deutschland füllen zwar die Registraturen

verschiedener Behörden vom Keller bis zum Boden, aber das alles reichte nicht. Erst der Krieg oder die Kriegsvorbereitungen lieferten das nötige Quantum. Der Einberufungsbefehl machte die Bürger der Königreiche, Großherzogtümer, Fürstentümer und der Provinzen zu Reichsbürgern. Das Reichsheer erweckte das Reichsbewußtsein (deshalb erlöscht es nun auch wieder), und das Reichsheer war auch der Urheber des Reichsarchivs. Als das Millionenheer zerfiel und die Zehntausende verschiedener Kommandos, Stäbe, Kriegsbehörden, Zentralen, Verpflegungskanzleien, Verwaltungsbehörden, -abteilungen und -institute von Ypern bis Odessa, von Riga bis Jerusalem sowie die 237 Kriegsgesellschaften überflüssig wurden – zeigte es sich, daß von all dieser waffenschimmernden und phrasengenährten Herrlichkeit nur ein Berg von Papier, ein Mount Everest von Papier übrigblieb. Die Akten, über die das Reichsarchiv in Potsdam wachen soll (wachen soll, in Wirklichkeit kommt es gar nicht dazu), stellen die größte Menge Papier dar, die auf der Welt je angehäuft wurde, ja mehr noch, es ist das größte Massengrab des Krieges von 1914 bis 1918.

Das Reichsarchiv soll die Kriegsgeschichte nach den Akten und Karten des großen Generalstabs schreiben. Mit Hilfe von Geschichtsprofessoren erschien bisher „Die Schlacht bei Tannenberg"; das Werk über die Schlacht an der Marne ist fertig, konnte aber wegen Geldmangels nicht herausgegeben werden und wurde dorthin zurückgelegt, woher es gekommen war: ad acta. Das Geld reicht nur für die Herausgabe von kleinen Geschichtsbüchern über einzelne deutsche Regimenter, die von den Kriegervereinen bezogen werden und die übrigens sehr langweilig sind.

Aber unten, in den düsteren, verstaubten Archivdepots des zentralen Friedhofs der Ereignisse, ist der Aufenthalt keineswegs langweilig. Hier ist es schauderhaft. Hier spukt es. Der Weltkrieg lebt hier weiter als ein ummaterialisiertes Gespenst in Form von Papier. Hier kann man noch sehen – als Schild am Saal oder am Schrank – „Militärische Verwaltungsbehörde Litauen", „Kaiserliches Generalgouvernement Polen" und „Stadtkommando Löwen". Längst sind die Glieder des mächtigen Körpers vermodert, und doch leben und erschrecken si

noch ... In den hier angehäuften Papieren findet man, was dieser oder jener deutsche Heeresteil in diesem oder jenem Zeitraum des Weltkrieges getan hat. Doch wehe der Generation, die hier für einen neuen Krieg lernen möchte! Das große Gebäude der Kriegsschule auf dem Brauhausberg in Potsdam mit allen Nebengebäuden, neuen Baracken und fünf stattlichen Privathäusern vermag die Millionen Bände nicht zu fassen, die in jener Zeit gerettet wurden, als man weit kostbarere Werte vernichtete. Monatelang wurden diese Aktenbündel mit Eisenbahnzügen, Spreekähnen, Möbelwagen und Lastautos herangeholt.

Es gibt noch andere Archive aus jüngster und nicht allzu fröhlicher Zeit. Das Kaiserhaus will noch nicht ins Archiv gelegt werden, und mit einer Todesverachtung, die ihm am 28. Oktober 1918 nicht im Traum einfiel, ringt der deutsche Kaiser mit dem preußischen Staat um das Archiv des Hauses Hohenzollern. Das Archiv darf nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Vertreters des ehemaligen Kaisers, Exzellenz von Berg, besichtigt werden. Hier befindet sich die Privatkorrespondenz der Hohenzollern, nach den einzelnen Herrschern geordnet, die wiederum so geordnet sind, wie es die Siegesallee vorschreibt. Es ist bereits der gesamte Nachlaß Friedrichs des Großen erschienen, und er ist der einzige, dem eine Bedeutung in der Geistesgeschichte zukommt. Viele Aktenstücke sind jedoch historisch oder in rein menschlicher Hinsicht interessant; die ältesten stammen aus dem elften Jahrhundert, die jüngsten aus der Zeit des Weltkrieges. Die wichtigsten Briefe aus der Gegenwart sind allerdings in den Händen Wilhelms des Flüchtlings. Politisch bedeutende oder verbindliche Briefe fremder Monarchen liegen im Außenamt, das sein besonderes Geheimarchiv hat und auch einen besonderen Aktenband zur Beleuchtung der zum Weltkrieg führenden Ereignisse herausgab, sonst jedoch keine Akten herausgibt und Unbefugten nicht erlaubt, seine Archive zu besichtigen und zu studieren, da ja, wie bekannt, die Geheimdiplomatie abgeschafft worden ist.

PRAGER FILME IN BERLIN

Berlin, am 20. Mai

Die Filmfabrik Decla dreht jetzt Herman Bangs Roman „Michael", der bekanntlich in Prag spielt. Die Aufnahmen wurden jedoch samt und sonders im Berliner Atelier der Firma gemacht. Den Titelhelden dieses Romans für zarte Nerven, der wohl kaum so an die Leinwand gebracht werden kann, daß sein Sinngehalt deutlich wird, spielt Herr Slezak, der Sohn des Tenors Leo Slezak.

Der Schriftsteller Berend, der ein völlig oberflächliches Libretto in Bilderbuchmanier für den Film „Fridericus Rex" geschrieben hat, ist nun damit beschäftigt, ein Szenarium über Herzog Albrecht von Wallenstein für die Gesellschaft Alfa herzustellen. Herr Dworský, der einstige Chef für Kostüme bei Max Reinhardt, soll das Stück inszenieren. Es ist noch nicht bekannt, ob die Landschaften, zum Beispiel der Fenstersturz auf der Prager Burg, die Masseneinrichtung auf dem Altstädter Ring, Wallensteins Lager bei Pilsen, das Festmahl in der Salla Turrina auf der Kleinseite, die Intrigen in der Kartause von Jitschin oder Wallensteins Ermordung in Pachleibls Stadthaus am Marktplatz von Eger, ebenfalls in einem der Berliner Ateliers in Weißensee oder in Tempelhof gebaut werden. Jedenfalls ist zu bedauern, daß die Tschechoslowakei keinen Einfluß darauf hat, daß ihre historischen und landschaftlichen Motive in entsprechender Weise genutzt werden.

DIE REISEN DES SAMUEL KIECHEL

Zweiundzwanzig Jahre alt ist Samuel Kiechel, der Sohn eines wohlhabenden Ulmer Bürgers, als er sich auf die Reise macht. Und mit sechsundzwanzig sah er – man bedenke, daß es im sechzehnten Jahrhundert war! – ganz Deutschland, Holland, England und Schweden, Dänemark, Rußland, Polen, Mähren (Sternberg, Olmütz, Wischau, Bistrzitz und Nikolsburg), Wien (und nach einem mißglückten Pferdekauf Preßburg), ganz Kärnten, Italien, Syrien, Damaskus, Jerusalem, Arabien, Sinai,

Ägypten, Konstantinopel und Candia, erlebte zu Fuß, mit Flößen, Schiff und Wagen die seltsamsten Abenteuer und beschrieb sie auf 545 Folioseiten seines Tagebuches in einem nicht sehr orthographischen und grammatikalischen, jedoch sehr anschaulichen Deutsch mit spezifischem Ulmer Einschlag. Die Handschrift wurde vor sechzig Jahren genau nach dem Original als wissenschaftliche Publikation herausgegeben (von K. D. Haszler in Stuttgart 1866), erfuhr jedoch keine Übertragung ins Schriftdeutsche, obwohl sie mit größerer Spannung gelesen und lehrreicher sein würde als Hunderte von Reisebüchern der heutigen Zeit.

Am 23. Mai 1585 fährt der junge Kiechel aus seiner Heimatstadt auf einem Donaufloß hinfort und ist nach sechs Tagen in Amberg, der Hauptstadt der Oberpfalz, wo er die Pfingstmesse hört und von wo er nachmittags weiterwandert. Zur Nacht kommt er auf eine Einöde, wo nur eine Herberge steht, die nicht umsonst Schindhütte genannt wird. Ungefähr eine Meile hinter Amberg trifft er einen Boten, der gerade nach Prag zurückkehrt, und eh die beiden das Nachtlager erreichen, treffen sie einen Mönch vom Kloster Riedlingen, der auch ihres Weges zieht.

Am 31., dem letzten dieses Monats, reisten wir um drei Uhr morgens von dannen, kamen zum Frühstück in einen Flecken, genannt Schettenbach, und nachmittags zogen wir miteinander durch den Böhmerwald, welcher sich etwa dreieinhalb Meilen hinzieht; auf die Nacht kamen wir in einen offenen Flecken oder Markt, Frauenburg genannt, auf der anderen Seite des Waldes. Wir waren alle müde und bis auf die Haut naß, da es von morgens früh bis abends spät nicht aufhörte zu regnen (von der erwähnten Schindhütte bis zur Frauenburg sind es fünf Meilen). Den ersten Tag des Monats Juni stand ich morgens früh auf, um mich auf den Weg zu machen, aber der Mönch hatte nicht Lust, die nassen Kleider wiederum anzuziehen, zudem beklagte er sich, er hätte kein Geld, um den Wirt zu befriedigen. Also mußte ich ihn verlassen und nur mit dem Boten weiterziehen. Desselben Tags kamen wir nach Pilsen.

(Von Frauenburg sind es sechs Meilen dahin.) Am andern Tag
verließ ich den Boten und traf einen Bürger aus Pilsen, welcher
mit seinen Hausfrauen gen Prag fuhr; der nahm mich zu sich
auf seine Kutsche, und wir fuhren gen Beraun, wo wir über
Nacht blieben. (Sieben Meilen von Pilsen.)

Am dritten reisten wir von da früh hinweg und kamen zum
Frühstück nach Prag, welches die Hauptstadt im Königreich
Böhmen ist, wo auch derzeit Seine Kaiserliche Majestät Hof
hält. Es ist eine alte und sehr große Stadt; ein fließend Wasser,
die Mult genannt, scheidet voneinander die Kleinseite und die
Altstadt. Über das Wasser ist eine herrliche steinerne Brücke
auf vielen Pfeilern erbaut. Sehenswert ist der Retschin, der
Kaiserpalast, darin unter anderem ein herrlicher großer Saal
von gewaltigem Bau der Breite und Länge nach; wenn die Bo
gen auch der Höhe und Weite nach voneinander sehr entfernt
sind und von keinen Pfeilern gestützt werden, so wird doch je
der Bogen, so breit der Saal auch ist, vom andern aufgefangen.
Die Kirche, in welcher Seine Majestät die Messe zu hören
pflegt, ist auch hart am Palast, und Seine Majestät kann bis da
hin durch einen Gang gehen; hier sah ich auch Seine Majestät.
Ferner ist dort auch die Stallung zu sehen, in welcher mancher
lei schönes Pferd ist, wie türkische, neapolitanische, spanische
und andere mehr. Item Seiner Majestät Lust – wie auch außer
halb der Stadt, etwa eine Stunde Weges, der Tiergarten, der
sehr weit, von einer Mauer umgeben und mit vielerlei Wild be
setzt ist, drinnen ein Holz mit mächtigen Bäumen und lustigen
Matten nebst einem Teich oder Weiher, wohin das Wild trin
ken kommt; am Eingang zum Tiergarten steht ein schönes
Lusthaus. Prag ist weder von Mauern noch von Gräben be
festigt. Die Altstadt wird mehr von Juden bewohnt. Meine
Herberge hatte ich auf der Kleinseite, und sie nannte sich Zu
Zuckerbäckerin; ich lag hier vom 4. bis zum 7. d. M. still. (Von
Beraun nach Prag sind es 3 Meilen.)

Am 7. d. M. reiste ich nachmittags in der Kutsche von dan
nen in Gesellschaft eines niederländischen Malers und Kochs
und wir kamen in derselben Nacht in ein Städtlein in Böhmen
genannt Budin. (Fünf Meilen von Prag entfernt.)

Am 8. d. M. frühmorgens abgereist, kamen wir zum Mittag

essen in ein Städtlein, Aussig genannt und an der Elb gelegen, wo sehr guter Wein wächst. Auf die Nacht kamen wir in einen offenen Flecken oder Dorf, das noch böhmisch ist und Peterswalden heißt. (Von Budin sechs Meilen entfernt.)

Am nächsten Tag ist Samuel Kiechel in Dresden und wandert weiter, vier Jahre und einen Monat lang, durch West und Ost. Wir können hier jedoch seine Reisenotizen nicht wiedergeben, so wie wir es im Abschnitt über Böhmen taten, der eine der ältesten Reisebeschreibungen über Böhmen darstellt. Ja, wir können nicht einmal auszugsweise erwähnen, was er alles erlebte, denn diese Reisebeschreibung enthält sehr viel Interessantes. Nicht nur persönliche Erlebnisse mit Wegelagerern, Ärzten, Bischöfen, Paßbehörden, mit dem Kriegsvolk u. ä., sondern auch Sachen, die von historischer Wichtigkeit sind. Er erlebt noch den Krieg in den spanischen Provinzen, besonders die Belagerung von Antwerpen, in London weilt er gerade, als Francis Drake mit den gekaperten spanischen Galeonen eintrifft, eine große Pestepidemie in Schottland verhindert ihn weiterzureisen, in Münster sieht er die frischen Überreste Johanns von Leyden, des Königs der Wiedertäufer, im Stockholmer Hafen versetzt ihn das erste Panzerschiff in Staunen, Reval wird gerade vom Großfürsten Basilius belagert, in Tropia lebt bei seiner Ankunft ein Nasenmacher, der die abgehauenen Nasen durch Transplantation vom Arm des Operierten ersetzt, den Zauberer und Feuerbeschwörer Scotus sieht er in Grodnau, die Pyramiden in Ägypten beschreibt er als einer der ersten mit impressionistischer Gründlichkeit, ebenso die heiligen Landschaften der Bibel, in Aleppo und in Damaskus sind an den Moscheen noch die christlichen Kelche angebracht usw. Von der Unmenge seiner Eindrücke sei noch eine Londoner Notiz zitiert, da sie zu den wenigen zeitgenössischen Urteilen über das englische Theaterleben zur Zeit Shakespeares gehört. Ja, vielleicht erfährt Shakespeares Fruchtbarkeit wenigstens eine teilweise Erklärung durch das von Kiechel vermerkte Premierenfieber und die hohen Einnahmen aus den Novitäten: „Item werden auch täglich Komödien gehalten, und es ist besonders lustig, zuzusehen, wenn die Komödianten der

Königin agieren, aber für einen Fremden, der die Sprache nicht kann, ist es verdrießlich, daß er nichts versteht; es gibt etliche besondere Häuser, welche zu diesem Zweck erbaut wurden, die etwa drei Gänge übereinander haben, weswegen stets eine große Menge Volks dahin kommt, um solcher Kurzweil zuzusehen. Es geschieht auch, daß sie auf einmal 50 bis 60 Taler einsammeln; besonders wenn sie etwas Neues aufführen, was zuvor noch nie gespielt wurde, muß man doppeltes Eintrittsgeld zahlen. Gespielt wird fast jeden Tag in der Woche, ganz abgesehen davon, daß es am Freitag und Samstag verboten ist, Komödien zu halten – aber die Verbote werden einfach nicht befolgt ..."

Eine Fundgrube von Material ist dieses Buch, das zwar recht wenig Nachdenken und wenig Philosophie enthält, dafür aber um so mehr sachliche Angaben eines abenteuer- und wanderlustigen, klar sehenden und gut hörenden Jünglings.

GESPRÄCH MIT DEM TSCHECHOSLOWAKISCHEN SCHACHMEISTER

Ich kenne Herrn Doktor Richard Réti bereits seit geraumer Zeit aus dem Café Central in Wien. Er pflegte allerdings nicht immer an meinem Tisch zu sitzen, sondern rechts in der Ecke, wo die Schachspieler, die stillen Narren, sitzen. Tartakower sitzt dort, Spielmann und Grünfeld, und sie sprechen über alles mögliche, worüber man so in Wien spricht, daß der Kaffee heute schlecht ist und ob der Franc – und mit ihm die Banken – noch weiter fallen wird und ob man sich heute Falls neue Operette anschauen soll – plötzlich aber wirft einer einen Blick auf die Uhr, es ist schon spät, alle zahlen und gehen fort. Sie müssen nämlich noch heute nacht nach Göteborg fahren. Und was sollen sie in Göteborg? Dort spielt Spielmann (Deutschland) gegen Tartakower (Polen) und Grünfeld (Österreich) gegen Réti (Tschechoslowakei), und die Sieger spielen gegeneinander, und so geht es ad infinitum. Mir scheint, daß sie nicht viel von der Welt sehen, die sie kreuz und quer

durchreisen. Sie sehen immer nur eine ganz kleine quadratische Fläche, zwei Läufer, zwei Springer und zwei Türme, und sie wundern sich nicht mehr, daß die Welt überall gleich ist, daß Tartakower in Rio de Janeiro genauso aussieht wie im Wiener Café Central und Grünfeld in Barcelona genauso wie in Mährisch-Ostrau.

Doch Réti ist ein Mensch aus einer anderen Welt. Denkt mal an, im vorigen Jahr hat er sich während des Wiener Schachturniers das Bein gebrochen! Das ist derart stilwidrig, als würde Káďa von Sparta bei einem Fußballwettkampf dem König Schach bieten! Sagt man das aber dem Réti, dann wird er ganz wütend und behauptet, daß sich jeder sein Bein brechen könne. Besser ist es, mit ihm nicht darüber zu sprechen.

Aber heute, als er in Berlin das Kaffeehaus betrat, gerieten die Gäste in Bewegung: „Das ist Réti!" Jawohl, er kehrte mit Ruhm bedeckt aus Amerika zurück: Er besiegte Capablanca, was ein Jahrzehnt lang niemandem gelungen war, nicht einmal Lasker, dem Weltmeister. Und da mir Réti die Ehre antut, sich an meinen Tisch zu setzen, und da er doch die Tschechoslowakei vertrat, so frage ich ihn gleich aus:

„Wie kommt das eigentlich, daß Sie ein Tschechoslowake sind?"

„Ich bin in Frašták im Bezirk Neutra zuständig, und geboren bin ich in Pösing bei Preßburg im Jahre 1889, mein Vater besaß dort ein Kurhaus mit Eisenbädern. Bald kam ich jedoch nach Wien."

„Und sonst haben Sie keine Beziehungen zur Tschechoslowakei, Meister Réti?"

„O doch, sehr viele. Besonders Charousek ist mein Ideal. Charousek war ein Prager, der lange in Ungarn lebte und jung gestorben ist, ich glaube im Jahre 1910. Das war ein idealer Schachmeister, ein Mann neuen Stils. Ich habe ihm in meinem Buch ‚Die neuen Ideen im Schach' ein Denkmal gesetzt. Ein feiner, vornehmer und eleganter Mensch."

„Haben Sie ihn gekannt?"

„Persönlich nicht. Aber ich kenne seine Partien, und danach läßt sich der Charakter und das Benehmen eines Menschen untrüglich erkennen."

So, das wußte ich nicht. „Waren Sie bereits in der Tschechoslowakei?"

„Mindestens hundertmal! Nach dem Kriege fanden doch die meisten Schachturniere in der Tschechoslowakei statt. In Pistyan Anfang 1922, in Teplitz-Schönau Oktober 1922 – dort war ich der erste, in Karlsbad Mai 1923, in Mährisch-Ostrau Juli 1923, dort war ich der zweite nach Lasker – überhaupt wurde ich Sieger in allen Turnieren. Außerdem veranstaltete ich unzählige Simultanspiele in der Tschechoslowakei. Im Jahre 1913 hat man mich in Brünn sogar als Raubmörder verhaftet. Ich sollte dort eine Simultanpartie im deutschen Schachklub spielen. Im Hotel hatte man mir meine Taschenuhr gestohlen, und so ging ich zum Schutzmann, um es zu melden. Der Wachmann begleitete mich aufs Kommissariat, wo ich einem strengen Verhör unterzogen wurde. Obzwar ich mich mit meinem Maturitätszeugnis ausweisen konnte, fragte mich der Kommissar, wo ich das Schuhmacherhandwerk erlernt hätte, warum ich so plötzlich Wien verlassen hätte und wo ich dem Richard Réti begegnet wäre, dem ich sein Maturitätszeugnis gestohlen haben sollte. Als ich wütend wurde, verließ auch ihn die Geduld. Er sagte mir ins Gesicht, wer ich sei: der sechzehnjährige Schustergeselle, der am Tag vorher seine Meisterin wegen sechzig Kronen erschlagen habe und mit dem Geld in Richtung Brünn weggefahren sei. Mein Leugnen half nichts, und das Verhör dauerte bis sechs Uhr früh. Erst dann rief man den Vorsitzenden des Brünner Schachklubs, der mich persönlich nicht kannte, aber sofort erklärte, daß ich – der Schachmeister Réti nicht sei. Der sei älter und sehe intelligenter aus. Daraufhin wollte er weggehen, und ich sah mich schon am Galgen oder zumindest in den Kasematten auf dem Spielberg. Glücklicherweise fiel mir ein, dem Manne zuzurufen: ‚Spielen wir doch eine Partie Schach!' Aus dem Kaffeehaus wurde ein Schachspiel gebracht, und der Polizeipräsident, mehrere Beamte und die gesamte Wachstube sahen zu, wie wir zu spielen anfingen. Ich setzte meinen Gegner in zehn Zügen mit zwei Türmen und einem Springer matt. Nun schwor er, daß ich der Schachmeister sein müßte, und ich wurde entlassen. Er war ein Pechvogel, und der wirkliche Mörder hätte ihn bestimmt auch geschlagen.

Im Jahre 1921 hat man mich sogar acht Tage in Haft gehal-

ten, in Halmy in Rumänien, wegen Verletzung des tschechoslowakisch-rumänischen Grenzvertrags. Ich hatte nämlich die Umsteigestation (Nyereshaza) verschlafen und stieg in Hust in den rumänischen Zug. Das war laut Grenzvertrag verboten, und wenn ich auch keine Vertragspartei war, so wurde ich doch, von rumänischer Gendarmerie bewacht, in ein fürchterliches Gefängnis gesteckt. Meine Telegramme an den Schachklub in Bukarest wurden, ohne daß ich es wußte, nicht abgeschickt, und als man mich schließlich freiließ und ich nach Bukarest weiterfahren sollte, waren die Teilnehmer des Simultanspiels längst weg."

„Sagen Sie, Meister, wie haben Sie denn Capablanca besiegt?"

„Capablanca kombinierte fünfzehn Züge voraus, aber ich wußte schon beim dritten Zug, worauf er hinauswollte. So habe ich seinen Plan vereitelt, und er mußte die Partie nach dem 26. Zug aufgeben. Es war keine besondere Partie, ich habe schon bessere gespielt als diese, zu der man mich so sehr beglückwünscht hat. Beim Festessen im Hotel Alamac wurde ich überaus gefeiert. Auch der Attaché vom tschechoslowakischen Konsulat war dort, Herr Aleš Brož. Ein angenehmer Mensch, es scheint aber, er versteht vom Schach nicht viel. Komisch."

„Ist es wahr, daß Capablanca an der Spitze der Aufständischen auf Kuba steht?"

„Ob er ihr Führer ist, weiß ich nicht, obwohl ich mit Capablanca sehr gut befreundet bin. Aber daß er vom beabsichtigten Umsturz gewußt und dabei eine Rolle gespielt hat, kann ich bestätigen. Gleich am ersten Tag in New York erzählte er mir, daß er seine Frau und Tochter zu sich nach New York rufen würde, da auf Kuba ein Umsturz im Gange sei. Sollte er nicht gelingen, würde seine Familie vor der gegenwärtigen Regierung nicht sicher sein. Reißen jedoch die Revolutionäre die Herrschaft an sich – es sind angeblich Capablancas Freunde –, so wollte er mit Frau und Kind sofort nach Hause zurückkehren."

„Und wie haben Sie das Problemturnier in New York gewonnen?"

„Das war keine Kunst. Bei den amerikanischen Problemtur-

nieren geht es immer nur um einen einzigen Zug, und den findet ein Schachmeister leicht heraus. So konnte ich die zwanzig Probleme binnen zwei Stunden lösen. Schwieriger sind die Aufgaben der sogenannten tschechischen Problemschule, da sie mannigfaltiger sind und da es sich um mehr Züge handelt. Über Zdeněk Machs Probleme grübelte ich oft ganze Nächte."

„Was haben Sie jetzt vor, Meister Réti?"

Er zieht einen Vertrag aus der Tasche. „Ich fahre für vier Monate nach Buenos Aires."

Ich lese den Vertrag. Dr. Réti wird als Instruktor der argentinischen Federación de Ajedrez mit einer monatlichen Gage von 150 Dollar verpflichtet. Außerdem Verpflegung und Unterkunft im ersten Hotel, Bad, laufende Rechnung beim Friseur, hundert Zigaretten erster Güte, eventuell ärztliche Behandlung usw., so daß die Monatsgage für keine anderen Ausgaben verwendet werden muß. Für jedes Simultanspiel und für jeden Artikel im Organ der Föderation bekommt er weitere 50 Dollar . . .

Eigentlich sind diese Schachspieler doch nicht solche Narren, wie ich mir dachte. Mir wenigstens hat noch niemand so einen Vertrag angeboten.

BESUCH ALS VERGELTUNG

Im vorigen Jahr beklagte ich mich, daß von den tausend und abertausend Landsleuten, die in die Bäder an der Nord- und Ostsee fuhren, kaum einer durch Berlin kam, ohne sich – unter Berufung darauf, daß meine Mutter bei seiner Mutter Gemüse einkauft, daß er die Aufführung der „Tonka Šibenice" gesehen oder einen Artikel von mir gelesen habe – an mich zu wenden, damit ich in irgendeinem Berliner Hotel ein Zimmer mit Aussicht auf Wald und See mit zwei Betten für ihn, seine Frau, die vier Kinder und die Schwiegermutter oder ein Sonderkupee nach Heringsdorf oder Norderney besorge und ihn zu Nackttänzen und Orgien führe. Um fünf Uhr zwölf mußte ich gleichzeitig am Zug, am Zugang zum Bahnsteig und vor dem Anhalter Bahnhof stehen, mit den „Lidové noviny" und

einem roten Taschentuch in der linken, dem „Mädchenhirt" und einer Automobilhupe in der rechten Hand, einer gelben Orchidee und einer grünen Rose im Knopfloch – das waren die Zeichen, nach denen ich erkannt werden sollte und die mir von zwölf verschiedenen Besuchern vorgeschrieben worden waren, die zufälligerweise alle mit demselben Zug ankommen wollten. Mein Zimmerchen wurde zum Lager für diverse Tuch- und Seidenwaren, für Delikatessen, Taschen und Silberbestecke, die von meinen Bekannten umsonst eingekauft und gelegentlich hierher gebracht worden waren, um nach Prag transportiert zu werden. Und so weiter.

Das alles verkehrte sich jetzt ins Gegenteil. Für eine Mark, für die Sie hier nichts zu kaufen bekommen, erhalten Sie acht Kronen. Die Bäder an der Ost- und Nordsee sind wie ausgestorben. In Berlin kann man keine Kleider mehr kaufen, weshalb es auch mit den Nackttänzen zu Ende ist. Kein Zeitungsartikelleser, kein Besucher meines Theaterstückes und kein Grünzeuglieferant meiner Familie erinnert sich zu Hause noch an mich, und überhaupt sieht man in Berlin nur lauter Berliner. Nein, nicht einmal die. Sie erwidern alle den Besuch in der Tschechoslowakei. Auf unserem Konsulat drängen sich täglich drei- bis vierhundert Leute, die trotz der hohen für Auslandsreisen vom Finanzamt und von den Polizeibehörden für deutsche Staatsbürger festgelegten Gebühren ein Visum beantragen, wofür sie mit tschechoslowakischen Kronen bezahlen müssen, die sie nur gegen eine Bestätigung der Devisenzentrale zu kaufen bekommen – kurz, die Vorbereitungen für eine Auslandsreise kosten unerhört viel Geld, mehrtägige Strapazen und Ausdauer. Trotzdem reist groß und klein aus. Meine Berliner Bekannten, die ich in den Inflationsjahren kennenlernte, als alle mich anpumpten („er schreibt für ein Brünner Blatt", tuschelte man ehrfurchtsvoll, sobald ich ein Lokal betrat), revanchieren sich zwar nicht, indem sie mir nun ihrerseits Geld borgen („er schreibt für ein Brünner Blatt", tuschelt man mitleidsvoll, sobald ich ein Lokal betrete), sondern sie lösten meine Landsleute ab, und nun wollen sie von mir dies und jenes.

Vor allem soll ich Protektion erwirken: beim Konsulat inter-

venieren, damit jener nicht warten muß, dieser das Visum gratis bekommt, ein dritter die Gebühren in Mark bestreiten, der vierte ohne Paß passieren darf. Ich soll mich bei Čedok (Česká dopravní kancelář – Tschechisches Reisebüro) dafür einsetzen, daß der fünfte ein geschlossenes diplomatisches Kupee für sich, seine Kleine und deren Schoßhund bis nach Marienbad erhält. Der sechste will, daß ich seiner Frau die tschechoslowakische Ausfuhrbewilligung für zwei in Prag gekaufte Pelze verschaffe. Der siebente (die Sieben ist eine jüdische Ziffer!) möchte mit Rücksicht auf die Freundschaft zu mir bei der tschechoslowakischen Bankvereinigung für eine Mark gern zehn Kronen bekommen. Und so weiter. Dieser Tage bin ich in folgenden Fällen um Auskunft gebeten worden: Ob ich nicht in Franzensbad einen jungen Mann kenne, der als gesellschaftlicher Verkehr für eine Dame in Betracht gezogen werden könnte, die dorthin fährt, da sie kinderlos ist; ob in Nové Štrbské Pleso Java und Blues getanzt wird, ob ich in Karlsbad einen Arzt kenne, der auf meine Bürgschaft hin die Zahlung des Honorars bis Weihnachten stunden würde; wie streng in Pistyan falsches Kartenspiel bestraft wird; wo man auf dem Wege nach Johannisbad die Grenze illegal und ohne Paß am besten überschreiten kann; ob in Teplitz unter Berufung auf mich die Kurtaxe erlassen wird.

Leider besitze ich weder die Macht noch die Kenntnisse, die mir von den Leuten zugedacht werden. Das aber hindert keinen Menschen am Ausreisen. Durch den Massenbesuch wird es bei Ihnen gewiß nicht schöner geworden sein, doch in Berlin auch nicht. Die Leute sind hier geblieben, die nicht einmal das Reisegeld aufbringen können – und das sind heutzutage die meisten. Ich habe zumindest den Vorteil, daß sie nichts von mir verlangen können und daß ich mich ganz der Frage widmen kann, wie dieses „Wechselt das Bäumchen" im nächsten Jahre ausfallen wird.

Herr Nikitsch, Kanzleibeamter des Erzherzogs Franz Ferdinand, schrieb die Erinnerungen an seinen Herrn in einem Buche nieder, das jetzt unter dem Titel „Der Mann, für den Millionen starben“ in einem Berliner Abendblatt als Vorabdruck erscheint. Der Herr Sekretär Nikitsch ist von kindischem Geiste und ein echt subalterner Kopf. Seine Erinnerungen sind im Stile eines schlechten Schulaufsatzes zusammengestellt, sein Standpunkt ist immer noch der eines kleinen Bürokraten, der mit krummem Buckel vor seinem „erlauchten Herrn“ steht, der es als „köstlichen Humor“ empfindet, wenn seine kaiserliche Hoheit den Friseur dazu anhält, in entsprechender Entfernung ein Kistchen zu öffnen, in dem der Erzherzog eine Höllenmaschine vermutet, und dem Herrn Sekretär ist es ein Beweis von Franz Ferdinands goldenem Herzen, wenn dieser zu Weihnachten einen Greis freiläßt, den er für unerlaubtes Holzsammeln ins Gefängnis werfen ließ ... Kurz, Herr Nikitsch schwärmt nicht wenig für seinen verstorbenen Chef, und alles, was er schreibt, soll dazu dienen, dessen Andenken zu fördern. Deshalb ist seine Zeugenaussage auch so wichtig, denn er belastet den Mann schwer, den er aus naivstem Herzen reinwaschen will. Nach der Lektüre der Artikelreihe kann es keinen noch so fanatischen Monarchisten und noch so ergebenen Anhänger der Habsburger geben, der angesichts des von Nikitsch mit Verteidigungsabsicht vorgelegten Materials nicht das Urteil abgeben müßte, daß es nicht so bald einen widerwärtigeren und häßlicheren Charakter auf so hervorragendem Posten gab wie Franz Ferdinand, den Mann, für den Millionen starben.

Aus dem von Nikitsch vorgelegten schriftlichen Material geht hervor, daß den Thronfolger ein schmutziger Geiz beherrschte oder, wie Nikitsch es nennt, daß er „vor allem die Besitzvergrößerung des Hauses Este anstrebte“, um seinen Kindern, falls keines den Thron erlangen sollte, Vermögen zu hinterlassen. Franz Ferdinand sieht den Beamten des habsburgischen Familienfonds scharf auf die Finger und verdächtigt sie, macht ihnen die lächerlichsten Vorwürfe und denunziert sie in

einer Denkschrift beim Kaiser Franz Josef, der ihn dafür gehörig heruntergeputzt. (Kaiser Franz Josef wird von seinem Thronfolger höllisch gehaßt; der Neffe kann es nicht erwarten, daß der Onkel zum Teufel geht, und der greise Onkel, der das weiß, straft den Neffen mit aller Verachtung, die er verdient.) Dabei läßt sich der Erzherzog selbst von den dümmsten Betrügern an der Nase herumführen. So entläßt er auf Grund einer Denunziation einen Wirtschaftsbeamten aus Senftenberg, seinen langjährigen Zentraldirektor der Steinbrüche in Požar, und ernennt den Denunzianten zu dessen Nachfolger, obgleich Baron Parish und andere vor dem Lumpen warnen. Schon nach kurzer Zeit zeigt sich, daß die Warnungen berechtigt waren. Jeder, der es wagt, dem Erzherzog auf irgendeine Weise zu widersprechen, wird entlassen. Der einzige, der es angeblich wagen durfte, ihm direkt zu widersprechen, war der Haushofmeister Janáček. Aber aus einer Episode, die von ihm erzählt wird, ist lediglich zu entnehmen, daß Franz Ferdinand ein Gespräch dadurch beendete, daß er anfing, den „braven Janáček“ mit Büchern zu bewerfen, bis dieser die Flucht ergriff. Der eigentliche Narr und der Sündenbock für fremde Verfehlungen jedoch war der Leibfriseur Mellich, der bei jeder Gelegenheit vom Erzherzog mit einem Schwall von Schimpfworten überschüttet wurde, der ihn aber schließlich doch immer wieder zum Lachen brachte. Der beste Freund des Schloßherrn auf Konopischt war angeblich Feldmarschalleutnant der Reserve von Ploenies, Kommandant des Infanterieregimentes 102 in Prag, als Este dort diente. Aber auch diesen einzigen Freund, den er auf das Schloß Blühnbach einlädt, läßt er nur im Beamtenhaus schlafen, und der erzherzogliche Jagdleiter Ludwig Braunstingl muß alle Heger mobilisieren, um das Wild flüchtig zu machen, bevor sich Ploenies auf Jagd begibt, damit der alte General dem Erzherzog keinen einzigen Hasen abschießen kann.

Bezeichnend ist Franz Ferdinands Verhalten gegen seinen Lehrer, den Bischof Dr. Marschall, der sich mit der Erziehung des Erzherzogs die größte Mühe gab und noch lange nachher sein Ratgeber blieb. Als sich Dr. Marschall, dahingehend befragt, gegen die Ehe mit der Gräfin Chotek äußerte, unterbrach

der Schüler die Beziehung zu seinem ehemaligen Lehrer und verfolgte ihn seitdem mit unerbittlicher Rache. Nach dem Tode Kardinal Gruschas war Dr. Marschall zum Erzbischof von Wien vorgesehen und sollte von Kaiser Franz Josef für dieses Amt dem Papste vorgeschlagen werden, als das erzherzogliche Ehepaar die Ernennung durch wüste Proteste vereitelte. Bischof Marschall zog sich daraufhin gekränkt und empört vom öffentlichen Leben zurück. So handelte der Protektor des katholischen Schulvereins gegen einen katholischen Priester, gegen seinen kirchlichen Lehrer. Man kann sich leicht vorstellen, wie er bei seinem Hang zur Rachsucht, zu Geiz und Roheit die unmittelbaren Untergebenen behandelte, die armen Schlucker auf den Gütern und die Soldaten, die ihm unterstellt waren, auch wenn die Erinnerungen kein neues Material darüber geliefert hätten. Und man kann sich vorstellen, wie alles gelaufen wäre, wenn er das Habsburger Reich geerbt hätte. Vielleicht wären für sein Leben noch mehr Menschen gestorben als für seinen Tod, und doch war der letzte der gefallenen Soldaten ein besserer Charakter als Franz Ferdinand.

DIE SPIEGELUNG DER OKTOBERREVOLUTION IN DER DEUTSCHEN LITERATUR

Die Kunde von der russischen Revolution, die in völlig verzerrter Form nach Deutschland und Österreich gelangte, schied die Schriftsteller der mitteleuropäischen Staaten in zwei gegensätzliche Lager. Diese Gegensätzlichkeit verstärkte sich noch, als die revolutionäre Welle sich von Rußland aus nach Westen ergoß und tiefe Erschütterungen in einer Reihe von europäischen Staaten auslöste. Mancher revolutionäre Schriftsteller jener Zeit „tat Buße“ für seine Verfehlungen und kehrte in den Schoß der Bourgeoisie oder der alleinseligmachenden Zweiten Internationale zurück. Andere der damaligen literarischen Repräsentanten begriffen dagegen, daß sie den falschen Weg eingeschlagen hatten, und setzten alles daran, den Weg zum Proletariat zu finden.

Nach der russischen Oktoberrevolution und ihrem verzerr-

ten Widerhall in Mitteleuropa blieb die Literatur in Deutschland und in Österreich gespalten.

Die alte Literatur starb sprichwörtlich über Nacht. Dem Ästhetizismus schlug die letzte Stunde. Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, denen man in den Salons der Intelligenz Weihrauch gestreut hatte, schienen nahezu lächerlich angesichts der Probleme, die durch die Ereignisse der Revolutionszeit auf die Tagesordnung gesetzt worden waren.

Der Roman teilte das Schicksal der gesamten Literatur dieser stürmischen Epoche. Die bürgerlichen Verlagshäuser boten alle Kräfte auf, um den Leser durch idyllische oder exotische Werke zu fesseln. Aber all den Rudolf Herzog, Arthur Landsberger und auch ihren literarisch subtileren Gefährten, wie Alfred Döblin und Otto Flake, war die Uhr abgelaufen. Jakob Wassermann, Bernhard Kellermann, Stefan Zweig und vor allem Thomas Mann besaßen einen breiten Leserkreis. Doch sie hatten Mühe, ihn nicht zu verlieren.

Für das Proletariat gab es in dieser Periode nur wenig wertvolle literarische Prosawerke mit einer entsprechenden Weltauffassung.

Heinrich Mann schrieb den Roman „Der Untertan", der noch vor dem Krieg verboten wurde, weil der Autor hier versucht hatte, den Zerfall der Bourgeoisie aufzuzeigen. Der zweite Roman Heinrich Manns, „Die Armen", wurde von der offiziellen Kritik schroff abgelehnt, die sich von ihm zugunsten seines unbescholteneren Bruders Thomas Mann abwandte, der den Titel „Papst der deutschen Prosa" bekam.

Leonhard Frank predigte vor dem Krieg individualistisches Rebellentum. Während des Krieges verfaßte er ein pazifistisches Buch, „Der Mensch ist gut". Später schrieb er den Roman „Der Bürger", den fast das gleiche Schicksal ereilte wie Heinrich Manns Roman „Die Armen". Sein „Bürger" war allzusehr von der Gegenwart erfüllt. Das stand seiner Verbreitung im Wege.

Die proletarischen Schriftsteller begriffen, daß es an der Zeit ist, mit Werken vor die Öffentlichkeit zu treten, die die lebendige Wirklichkeit darstellen, als Gegengewicht zur massenhaf-

ten Fabrikation der von den bourgeoisen Schriftstellern erfundenen ästhetischen Lüge.

Franz Jung führte als erster in seine Romane als handelnde Personen nicht „Helden", sondern die kollektive Masse ein. In seinen Büchern „Arbeitsfriede", „Proletarier", „Joe Frank" beschreibt Jung die Ereignisse der Märztage in Mitteldeutschland, an denen er selbst teilgenommen hatte. Sein Roman „Die Eroberung der Maschinen" ist zwar utopisch, jedoch von einer kühnen Idee und von revolutionärem Pathos durchdrungen.

Kurt Kläber publizierte mehrere ausgezeichnete Novellen. Die Zensur beehrte sie mit einem Verbot. Um so mehr erfreuen sich einige seiner Werke eines großen Erfolgs. Besonders populär unter den Ruhrkumpeln ist sein Buch „Barrikaden an der Ruhr".

Johannes R. Becher spürte am stärksten von allen den Einfluß der russischen Oktoberrevolution. Er ließ sich von ihren Ideen völlig durchdringen, und nachdem er den Individualismus und die mystische Ekstatik von sich abgeschüttelt hatte, wurde er zum Sänger der Arbeiterklasse. Obwohl Lyriker, fand er in sich die Kraft, all dem Sprache zu verleihen, was das Proletariat aller Länder erregt und beunruhigt. In jener Zeit, als sich die Gefahr eines künftigen Gaskrieges abzuzeichnen begann und der Haß gegen die Sowjetunion in unmittelbare Kriegsdrohung umschlug, schrieb Becher, nachdem er eine große Menge von Faktenmaterial ausgewertet hatte, mit ungeheurer Leidenschaft sein Buch „Levisite oder Der einzig gerechte Krieg". Das Buch wurde konfisziert und der Autor verfolgt.

Hermynia Zur Mühlen wurde durch ihre kleinen Erzählungen, wie „Schupomann Karl Müller" oder „Lina", bekannt. Sie schrieb auch einen Roman aus dem Leben der Kumpel, „Licht".

Von den jungen Prosaikern, die aus den Reihen der Arbeiterklasse kamen, sind folgende zu erwähnen: Alexander Abusch, dessen talentierte und starke Erzählungen in der „Roten Fahne" abgedruckt wurden; der zu den Reformisten übergelaufene Max Barthel mit seinem autobiographischen Roman „Das Spiel mit der Puppe"; Albert Daudistel, der das Buch „Die

lahmen Götter" schrieb; Max Dortu, der das Buch „Thoma
Münzer" verfaßte; Erich Grisar, dessen Buch „Alles, wa
unterdrückt" heißt.

Typisch für die Gegenwart ist der Bekenntnisroman des bay rischen Bäckergesellen Oskar Maria Graf „Wir sind Gefan gene". In diesem Roman beschreibt der Autor auf talentiert Weise unter anderem das Leben der Straße während der Revo lution.

Zu jener Zeit, als die heimgekehrten Legionäre die Tsche choslowakei mit einer Hurra-Literatur überschwemmten, i der der Heldenmut der Koltschakarmee gelobpreist und ihr Heimat als Vorbild hingestellt wurde, blieb Deutschland ein ähnliche, den Sinn der historischen Ereignisse verfälschend Literatur erspart. Zugleich aber fand der heldenmütige Kamp des russischen Proletariats fast keinen Widerhall in der deut schen Literatur. Nur Alfons Paquet, der 1918 auf Geheiß de bürgerlichen Presse in Sowjetrußland weilte, schilderte i seinem Buche, und zwar in Anbetracht der Zensur anfang vorsichtig und skeptisch, später aber mit Begeisterung un Leidenschaft, den Kampf, den das russische Proletariat unte Lenins Leitung führte.

Nach ihm, in der Periode des Militärkommunismus, trat de alte, ehrliche Arthur Holitscher auf, der die nötigen entlarven den Worte an die Adresse der gesamten Interventionistencli que fand. Später erhoben ihre Stimme der optimistisch aufge legte Professor Alfons Goldschmidt, der Literat Leo Matthias der ausgezeichnete deutsche Feuilletonist Joseph Roth, de Kommunist und Literaturkritiker Kurt Kersten, der talentiert junge Böhme Weiskopf und der „rasende Reporter in Sowjet rußland" (Kisch). Sie alle haben mit ihren Büchern im Kampf gegen die Lüge, die von den Feinden über Sowjetrußland ab sichtlich verbreitet wurde, sehr geholfen.

Auf dem Gebiete des Dramas jedoch berührte keiner de Schriftsteller die vom Oktober diktierten Themen. Das demo kratische Bürgertum wechselte von Fritz von Unruh zu Dinter weil jener Sprößling einer angestammten Offiziersfamili einen kläglichen Pazifismus predigte. Den temperamentvolle Walter Hasenclever hielt man nur deshalb für einen „Revolu

tionär", weil er sich im Kampfe der Väter und Söhne auf die Seite des Sohnes stellte. Und sein erbärmlicher Nachahmer Arnolt Bronnen schrie es in die ganze Welt hinaus, daß der Sohn das gleiche Recht habe, mit der eigenen Mutter zu schlafen, wie der Vater. Bronnen glitt zur Mitarbeit an dem Modejournal „Die Dame" ab, für das er einen Filmroman schrieb.

Etwas talentierter, aber vorzeitig mit Lob überschüttet, zeigte sich sein expressionistischer Kollege Bert Brecht, der in dem Drama „Trommeln in der Nacht" zweifellos ein wichtiges Thema berührt hat: Ein aus sibirischer Gefangenschaft heimgekehrter Soldat gerät in ein deutsches kleinbürgerliches Milieu und beteiligt sich an den Kämpfen der Spartakisten. Aber Herr Brecht bekennt in diesem Stück nicht sein „Ich" und überläßt es der Trommel, ihre Musik mutwillig in die Nacht zu schlagen.

Ernst Toller, dem Proletariat zweifellos sehr nahestehend, versteht es, große Fragen zu berühren, er ist jedoch nicht imstande, sie zu lösen. Er fand noch keinen sicheren ideologischen Hafen; in unserer Zeit, in der es für Träumereien überhaupt keinen Platz mehr gibt, träumt er immer noch von einem Tolstoianertum. Sein Drama „Hoppla, wir leben!", mit dem das Piscatortheater leider die Spielzeit eröffnete, wäre nur ein Photoalbum geblieben, hätte ihm nicht Piscators große schöpferische Kraft Leben eingehaucht.

Zu den kommunistischen Dramatikern gehört auch Fritz Groß, der dramatische Biographien über Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Max Hoelz schrieb. Diese Stücke wurden nur in einzelnen Industriegebieten aufgeführt. Ein ähnliches Schicksal wie Fritz Groß ist Berta Lask beschieden. Ihre Arbeiten werden scheinbar zur Aufführung angenommen, aber am Vorabend der Premiere verboten. So geschah es nicht nur mit ihren Dramen „Thomas Müntzer" und „Befreiung", sondern auch mit der wunderschönen Bilderfolge „Leuna 21", die in politisch und historisch getreuen Szenen die Revolution in Mitteldeutschland zum Gegenstand hat.

Der Prager Schriftsteller Rudolf Fuchs schrieb ein Schauspiel, dessen Held der heute noch in Fesseln schmachtende Max Hoelz ist. Auch dieses Stück wird bei Piscator aufgeführt.

Karl Wittfogel schuf mehrere Dramen: „Rote Soldaten", „D Mutter", „Der Flüchtling".

Franz Jung schrieb das proletarische Drama „Annemarie Erich Mühsam die Tragödie „Judas", Gasbarra, Dramaturg a Piscatortheater, verfaßte eine Faust-Parodie, „Preußische Wa purgisnacht", eigentlich einen Ausschnitt aus der Geschichte d Arbeiterbewegung. Johannes R. Becher schuf mit seinem We „Arbeiter, Bauern, Soldaten" ein historisches Dokument. Wa ter Troppenz schrieb „Der Holzwurm", „Die Schwefelblüt und eine politische Revue, „Öffentliche Meinung".

Auf dem Gebiete der Lyrik ist Johannes R. Becher zweifell die stärkste Persönlichkeit. Sein Werk „Am Grabe Lenins" li fert ein einzigartiges Vorbild für ein proletarisches Epos i deutscher Sprache.

Die Verse von Steinicke, Slang, Sonek, Max Herrman Neiße, Ehrenstein, Grisar, Lask, Otto Fromm und Edwi Hoernle zeugen davon, daß der Weg zu einem selbständige beredten proletarischen Schaffen gefunden wurde. Bei den s zialdemokratischen Lyrikern ist auf Barthel, Schönlank, Cla dius, Franz Rottenfelder und Erich Weinert hinzuweisen, de sen scharfe Satiren bei weitem nicht immer die Zustimmun der sozialdemokratischen Funktionäre finden.

Dort, wo die Revolution keinen Erfolg hatte, kann es auc keine wirkliche revolutionäre Literatur geben. In Deutschlan wurde die Revolution niedergeworfen, was sich in ihrer Liter tur abzeichnet. In den damals entstandenen Büchern spiege sich zu einem gewissen Grad jener schwierige Prozeß wide den das Proletariat der gesamten bürgerlichen Welt gegenwä tig erlebt – der Prozeß der Selbsterkenntnis, der Prozeß d Anwachsens der eigenen Kraft.

Alle proletarischen Schriftsteller jedoch sind sich darin e nig, daß sie ihre Ideen, ihre Vorbilder aus der russischen Okt berrevolution und deren späterer Entwicklung beziehen. Si sind sich einig darin, Sowjetrußland vor Verleumdung z schützen. Einig im Willen zum Siege der arbeitenden Klass im Bestreben, jenen Tag herbeizurufen, da auch die europ ischen Arbeiter und Bauern aktiv am Aufbau des Sozialism teilnehmen werden.

ZUM TODE VON KAREL NOLL

Liebe Frau Noll!

Ich kenne leider Ihre Adresse nicht und kann Ihnen also nicht brieflich schreiben, wie sehr mich der Tod Ihres Gatten erschüttert hat. So tue ich es also in diesem Blatte, wodurch ich zugleich öffentlich sagen kann, wie groß der Verlust ist, den das tschechische Theater durch Nolls Abgang erlitten hat. Seine Kunst bestand darin, außergewöhnlich schlicht zu sein, und war deshalb so groß. Er vermochte die Geradlinigkeit des Proletariers und dessen natürlichen Humor ebenso darzustellen wie die Karikatur des Spießbürgers mit seiner unfreiwilligen Komik. Deshalb war er ein sozialer Künstler, ein wichtigerer als alle Bonvivants und Modeschauspieler. Das bestätigt ihm, zumindest im Nekrolog, die Kritik, die ihn zu Lebzeiten unterschätzte, wie sie es auch dem Dichter des Švejk, Nolls prachtvollster Figur, erst nach seinem Tode bestätigte. Es ist meine Pflicht, Noll für seine Meisterleistungen in meinen Stücken zu danken. Wie er als ausgemergelter Flößer in dem Stück „Pasáci, pasáci . . .“ neugierig, ängstlich und jovial zu den jungen Leuten in die Janovský-Klinik kam, wie er als Detektiv Steidl sofort begriff, daß der Chef des österreichischen Generalstabs Redl zugleich Spion gegen Österreich sein könnte, wie Noll in der „Gestohlenen Stadt“ den „Schwarzen Ritter“ spielte, der hinter dem Sarg des Generals ritt, wie er in der Reise des Dampfers „Lanna 8“ um die Welt den Kapitän Struha spielte und wie glanzvoll er in vielen anderen Stücken war, das vergesse ich niemals. Aber das durch den Humor des Darstellers erregte Lachen wird von der Trauer unterdrückt sein, daß Karel Noll so vorzeitig starb.

Ihr Egon Erwin Kisch.

VORWORT ZU „PRŠNÁ BRÁNA“ (DER PULVERTURM)

Eine schwere Aufgabe, sich selbst ein Vorwort für die Übersetzung der Gesammelten Werke zu schreiben, insofern, weil der Autor gewissermaßen auch zu seinem ersten Kritiker werden

soll. Gäbe es bereits einige Gutachten – vor allem: lobende Gutachten –, so hätte es der Autor leicht. Er könnte sich der Selbstironie bedienen, die er ohnehin für die einzige Form hält, in der ein Schriftsteller normalerweise über sich aussagen kann. Das geht aber im gegebenen Falle nicht, sich in eine Literatur als Gegenstand des Spottes mit bengalischer Beleuchtung seiner eigenen Fehler einzuführen – auf diese Weise wäre dem Verlag, der nachdrücklich ein Vorwort fordert, recht wenig geholfen. Es ist also schwer.

Noch schwerer jedoch ist die Aufgabe, wenn der Autor, obschon er, wie bereits gesagt, in jener Literatur bisher kein einigermaßen beachtetes Werk lieferte, sich doch eines gewissen Rufes erfreut, der zwar auf falschen Grundlagen beruht, der ihm jedoch liebgeworden ist. Und nun soll er ihn – der Verlag wünscht es – vernichten.

Die Sache ist jetzt einigermaßen verworren, und es gibt keinen Ausweg; man muß für den Autor die erste Person des persönlichen Fürworts anwenden. Nur Mut!

– Nun denn, jener neue Autor bin ich. Aus der Zeit, da ich noch Zeitungsausschnitte sammelte, besitze ich Feuilletons über Tänze, die ich im Café Montmartre mit Fräulein Emka Revoluce vorführte, es gibt ganze Sätze, mir als dem linken Flügelstürmer einer Fußballmannschaft von Sportjournalisten gewidmet, es existieren humoristische Schilderungen, die sich mit meinem unsoldatischen Benehmen bei den Kaisermanövern befassen, Telegramme über mein Hervortreten während der Wiener Revolution und verschiedene andere Lokalnotizen.

Was es jedoch nicht gibt, das sind Literaturkritiken. Vor etwa fünfzehn Jahren versuchte der verstorbene Antonín Macek, mich für die tschechische Literatur zu entdecken. Wenn dieser alte liebevolle Fanatiker auch eine liebevoll fanatische Einleitung zum Buche „Zapovězené lokály" („Verbotene Lokale") schrieb und wenn dieses Buch ebenso wie die beiden anderen, die im Verlag „Lidová knihovna" („Volksbibliothek") erschienen sind, rasch vergriffen waren, so fand sich doch niemand, der öffentlich ein Wort über jene Prager Bücher gesagt hätte. Mit dem „Mädchenhirt" war es genauso, und es scheint,

daß sich der Verlag für dieses gut verkaufte Buch sogar ein wenig schämte.

Jahrelang gingen meine Stücke Abend für Abend über die Bühnen vor einem hundertköpfigen Publikum, jahrelang boten sie solchen Schauspielern wie Vlasta Burian, Xena Longenová, Karel Noll und einem Regisseur wie E. A. Longen Gelegenheit zur Entfaltung ihrer zweifellos besten Leistungen, ohne daß irgend jemand – außer kleinen Ausnahmen – in den oft sehr auführlichen Kritiken den Autor besonders erwähnt hätte, ohne daß das Publikum erfahren hätte, daß der Autor der hundertmal gespielten Stücke, wie „Der Fall des Generalstabschefs Redl", „Piccaver im Salon Goldschmied", „Der König der Diebe", „Die Versteigerung von Castans Panoptikum", „Von Prag nach Bratislava in 365 Tagen" („Lanna 8"), „Die Mutter des Mörders", „Ferda Mestek de Podskal, Inhaber des Flohtheaters" oder zumindest „Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice", ich gewesen bin.

Es gibt viele Gründe dafür. Einen sprach der Brünner Polizeidirektor aus, als ihm der dortige Theaterbesitzer vorhielt, die Zensur könne doch nicht das Werk eines Schriftstellers auf den Kopf stellen. „Eines Schriftstellers?" sagte der Polizeidirektor. „Kisch ist doch kein Schriftsteller, sondern Journalist."

Ein anderer Grund dafür, mich nicht ernst zu nehmen, war die Tatsache, daß diese Stücke auf einer kabarettähnlichen Bühne gespielt wurden. Bei der Premiere des „Königs der Diebe" machte mir irgendein Schriftsteller Komplimente und riet mir, doch auch ein Stück für ein wirkliches Theater zu schreiben. Als ich ihm antwortete, daß man eben dieses Stück nicht nur im Neuen Deutschen Theater in Prag spielte, nicht nur im Brünner und Teplitzer deutschen Theater, sondern daß es auch in Deutschland auf großen Bühnen aufgeführt wurde, sah er mich skeptisch an und sagte: „Herr Kisch, seien Sie mir nicht böse, aber das wird doch wohl ein anderes Stück gewesen sein. Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß sich die Leute in Stuttgart für ein Prager Begräbnis interessieren!"

Man lobt mich also nicht, und am wenigsten dort, wo ich über Prag schreibe. Darüber beklage ich mich nicht. Ich halte es sogar für verständlich. Liebt jemand ein Mädchen, und ein

anderer will um die Gunst dieses Mädchens werben, so wir(dieser „Jemand" jenen zweiten nicht erhöhen, im Gegenteil, e wird versuchen, ihn zu erniedrigen; er wird glücklich sein wenn er von ihm sagen kann, er sei ein Jüdlein, ein Journalist ein Deutscher und er halte sich mit Vorliebe in Gesellschaf Ausgestoßener auf.

Es könnte jedoch noch einen anderen Grund geben. Näm lich den, daß meine Arbeit überhaupt keiner literarischen Be achtung wert ist. Da mir diese Beachtung im Ausland aber ir hohem Maße zuteil wurde, gibt es nur zwei Möglichkeiten Entweder waren meine Arbeiten, die ich in Prag und für Pra; schuf, literarisch wertlos, oder mir hat draußen die Tatsach(geholfen, daß man mich dort nicht als „fideles Haus" mit eine Bohemienvergangenheit kennt, ja daß man meine Person un(meine Privatneigungen dort überhaupt nicht kennt.

Draußen bescheinigte man mir Erlebnisfreude und Darstel lungskraft. Ich meine aber, daß ich das nirgends intensive zum Ausdruck brachte als in Prag. Ich bewegte mich in allei sozialen und nationalen Schichten, ich fühlte mich überal wohl, versuchte alles mit leidenschaftlicher Teilnahme festzu halten und verbiß mich in die Prager Gegenwart, Zukunft un(Vergangenheit wie kein anderer meiner Generation. Hätte icl mich nicht bemüht, meine Heimatstadt zu erkennen, wäre e mir nie gelungen, Europa zu erkennen, nicht einmal in den Maße, wie es mir gelungen ist.

Aus dem Humor des Geschilderten und aus der Sympathi(für die abgeschiedensten Winkel und ausgestoßensten Typei wird jedem, der meine Gesammelten Werke lesen wird, di(Liebe deutlich, die ich zu Prag hege.

Berlin, am 5. August 1928

ROMAN? NEIN, REPORTAGE

Was ich von der Reportage halte? Ich glaube, sie ist die literari sche Nahrung der Zukunft. Allerdings nur die Reportage voi Qualität. Der Roman hat keine Zukunft. Es wird keine Ro

mane geben, keine Bücher mit ausgedachter Handlung. Der Roman ist die Literatur des vergangenen Jahrhunderts. Kein Roman, der heute älter als dreißig, vierzig Jahre ist, läßt sich noch lesen. Romanschriftsteller, die in der deutschen Literatur einst unsagbar beliebt waren, sind schon so vergessen, daß die heutige Jugend nicht einmal mehr ihre Namen kennt. Was blieb von der französischen Literatur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts übrig? Fast nur Balzac und Zola. Warum gerade diese beiden? Nur deshalb, weil sie auf Reporterweise ihr Jahrhundert beschrieben, weil sie beim Schreiben ihrer Romane die Reportagetechnik benutzten. Ich könnte vielleicht noch sagen, daß Stendhal seine Zeit überlebt hat, doch auch er nur wegen seiner diplomatischen Reportage. Das übrige ist verschollen. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß etwa Mädchen oder eine bestimmte Sorte von Jungen noch Dumas lesen.

Nach dem Krieg sind alle Romankonflikte nichtig geworden, gemessen an den überwältigenden Erlebnissen des ersten Weltkriegs. In den Jahren des Weltkriegs hat jede Familie, jeder einzelne grausame Romankonflikte durchlebt, jeder mußte für sich allein schwierigere Fragen lösen als diejenigen, von denen er jemals in Büchern gelesen hatte, kurz, jeder Mensch hat seinen eigenen Roman erlebt, ja möglicherweise mehrere Romane gleichzeitig. So ist eine ganz besondere Reportageart entstanden, ich würde sie die reine Reportage nennen, die Reportage an sich.

Nach dem Krieg wurde diese Reportage sogar zur allgemeinen großen Mode. (Die Ausklänge dieser Mode können wir heute noch in der Beliebtheit der Kriegsromane hören, die ja auch eine Art Reportagen sind.) Sie fand die Unterstützung der Öffentlichkeit und der Literaturkritiker, sogar der reaktionären. Als sich jedoch mit der Zeit herausstellte, daß alle weitblickenden Reporter mehr oder weniger Revolutionäre sind – ich nenne da nur John Reed, Larissa Reisner, Henri Barbusse, Arthur Holitscher, Agnes Smedley, Albert Londres, Upton Sinclair – und daß sie die Welt so darstellten, wie sie in Wirklichkeit ist, da begannen die verehrten Herren Kritiker zurückzuweichen. Es trat eine Reaktion in der Beurteilung der

Reportage ein, und es wurden Versuche unternommen, die psychologische Literatur zu neuem Leben zu erwecken.

Wird dies ganz und für immer gelingen?

Ich zweifle sehr daran. Die Reportage ist ein aktuelles Problem.

Ich glaube, einmal werden die Menschen über die Welt nichts als die Wahrheit lesen wollen.

Psychologischer Roman? Nein. Reportage.

Der wahrhaftigen und mutigen, weitherzigen Reportage gehört die Zukunft.

JACK LONDONS WERK – EINE REPORTAGE ÜBER SICH SELBST

Wir sind in diesem Saal zusammengekommen, um zu demonstrieren, daß die Erinnerung an Jack London in uns lebendig ist.

Mrs. Charmian London, die Frau, die er geliebt und mit der er gelebt hat, die Frau, die bei ihm war, als er auf dem Gipfel seines Schaffens stand, die Frau, die er küßte, bevor er in der Laube seines Gartens verstarb, ist Zeugin dafür, daß die Stimme von Jack London nicht verlorengegangen ist. Wer etwas zu sagen hat, der erreicht das Ohr dessen, für den das Wort bestimmt ist, er erreicht es über Ozeane und Zeiten hinweg. Während in der Heimat Jack Londons die Birnen reifen und die Ananasstauden blühen, während auf den blütenreichen Wiesen am Goldenen Tor die Menschen fröhlich spazierengehen, sind bei naßkaltem Berliner Novemberwind Tausende von Menschen hierhergekommen, um sich in Gedenken an ihn zu versammeln.

Worin liegt das Geheimnis dieser Wirkung? Die zünftigen Literarhistoriker und künftigen Kritiker sind bei weitem nicht bereit, ihre ästhetischen Maßstäbe und Formeln nur deshalb zu ändern, weil sie auf Jack London nicht zutreffen – sie verweigern seiner bereits de facto existierenden Bedeutung einfach die Anerkennung de jure, und lebte er noch, so würden sie ihm keinen Sitz in der Akademie zuweisen und den Nobel-

preis nicht verleihen, und auch in der Literatur werden sie ihm keinen besonderen Platz einräumen. Denn sie sind gewöhnt, Preise nur so zu verteilen, wie man Schönheitsköniginnen wählt – für Ausstattung und vornehme Schönheit, also für Snobismus und gezierte Wendungen; oder sie geben Trostpreise an jene, die ihre Literatur durch den Verzicht aufs Leben erkaufen, indem sie in weltfremder Stube eine Welt erdichten.

Keiner dieser Kategorien gehörte Jack London an, und so wird er hochmütig abgelehnt. Für Literaturkritiker ist er wohl nur ein Abenteurer, dessen Werk lediglich Stoff für sensationslüsterne Magazine liefert und dessen Wirkung auf Halbwüchsige beschränkt bleibt.

Das alles ist objektiv falsch. Londons Verantwortlichkeit und Wahrheitsliebe stehen im direkten Gegensatz zu den erkünstelten, erlogenen, unglaubwürdigen Produkten der Magazine. Aber würde er tatsächlich nur Wirkung ausüben auf das, was da jugendlich bleibt im Manne in einer Welt der Fabrikarbeit und der Ausbeutung, in der alles Jünglinghafte noch vor Ablauf der Jugend abstirbt, in der alles vorzeitig altert, so wäre das keine Schande. Doch auch diese Einschränkung der Wirkung von Jack London stimmt nicht. Aus den Millionenauflagen seiner Bücher kann man schließen, daß sich sowohl Männer als auch Frauen, Menschen jeden Alters zu ihm bekennen; vor allem jedoch könnte Jack London, wäre er lediglich ein Schreiber von Jugendliteratur, nicht das Proletariat an seiner Seite haben, das in einer antagonistischen Gesellschaft die Klasse mit männlicher Denkweise und unstreitig männlichem Instinkt repräsentiert.

Der dritte Vorwurf, der Vorwurf der Abenteuerlichkeit, ist der interessanteste, weil ihn sogar die Anhänger Jack Londons gelten lassen, wenn auch nicht als Vorwurf. Auch für sie ist das Leben Jack Londons außerordentlich reich an Abenteuern, und seine Werke sind Abenteuerromane. Wie steht es damit in Wirklichkeit? Erlauben Sie mir, Ihnen jene Stelle ins Gedächtnis zu rufen, als bei unserem Dichter die erste Kindheitserinnerung auftaucht, die erste Lebensbesinnung. Wir finden sie zu Beginn des Buches „König Alkohol".

Jack London sieht sich als fünfjährigen Knaben. Dama hatte er seinem Vater, der mit einem Gespann auf dem Fel pflügte, täglich zu Mittag einen Humpen Bier gebracht. D Schaum auf dem Bier war hochgestiegen und übergelaufen, s daß er das Kind an den aufgekratzten Beinen kitzelte. D Junge sann darüber nach, welche Gaumenfreude dieser gol gelbe Saft mit seiner weißen Kappe, den zu trinken man ih streng verboten hatte, wohl schenken mag. Was die Eltern ve boten hatten, war zumeist das Herrlichste, und deshalb muß Bier etwas ganz Herrliches sein, sonst würden die Erwachs nen ja nicht mit so großem Appetit darüber herfallen. Ein schwülen Tages sah ihn das schäumende Bier wieder dera verlockend an, daß der kleine Jack London der Versuchung e lag. Er trinkt, Mund und Nase ganz in dem Humpen vergrabe Es schmeckt bitter. Aha, meint das Kind, die Leckerei fän wohl erst unter der Schneedecke an, erst die goldgelbe Flüssi keit birgt wahrscheinlich die wahre Süßigkeit. Er trinkt sich z ihr hindurch und bemerkt mit Entsetzen, daß der Schaum ve schwunden ist. Zum Glück aber weiß er sehr gut, wie d Schankwirt es macht, und so bricht er einen kleinen Zweig a und rührt kräftig im Glas herum, bis die weißen Bläschen wi der nach oben steigen. Mit betäubtem Kopf und voller Ang bringt er dem Vater das Bier. Der Vater merkt nichts, und d Kleine tollt betrunken vor und neben dem Pflug hin und he Plötzlich sieht er dicht vor den Augen einen Pferdehuf, un dann verliert er das Bewußtsein. Als er wieder zu sich komm liegt er unter einem Baum, und über ihm steht, bekümme und gebeugt, sein Vater, der ihm später erzählt, daß er im let ten Augenblick das Pferd zur Seite gerissen habe, sonst wä der Junge überrannt und vom Pflugeisen in Stücke gerisse worden.

Die Episode lesen wir mit großer Teilnahme, ohne zu b merken, daß es sich um einen ganz alltäglichen Vorfall ha delt. Jeder von uns hat als Kind heimlich vom König Alkoh oder vom König Nikotin genascht, um daraufhin von eine Unwohlsein befallen zu werden oder gar in Gefahr zu gerate Doch wir haben das alles längst vergessen, während die Anel dote in Jack London als Erlebnis weiter wirkt, mit allen inn

ren und äußeren Details, und künstlerisch gesteigert erscheint. Sie wird dort eingefügt, wo sie hingehört: in seine Kampfschrift gegen die Trunksucht. Und so ist alles, was Jack London als Zeitungsjunge, als Arbeiter in einer Jutefabrik, als Plätter in einer Wäscherei, als Liebhaber, als Leser oder als Student erlebt hat, eigentlich nur das, was jedes Proletarierkind und jeder Proletarierjunge selbst erlebt hat.

Auch seine sogenannten großen Abenteuer, die Fahrten als Matrose, die Arbeit als Austernräuber, das Erlebnis der Südsee oder gar die Expedition in die Goldregionen von Alaska, sind für den wilden Westen Amerikas nichts anderes als für einen Europäer ein paar Wochen Wanderschaft, unerlaubter Jagdfrevel oder ungewohnte Gelegenheitsarbeit.

Es ist kein exotischer Reiz, der den Büchern Jack Londons in Europa Freunde zuführt. Nein, auch in seiner Heimat ist er der am meisten gelesene und geliebte Autor, weder ferne Länder noch Abenteuer im üblichen Sinne werben hier für ihn. Das Abenteuer Jack Londons besteht darin, daß er jede Sekunde des Seins mit ungeheurer Intensität erlebt, daß er jede Landschaft, jeden Klimawechsel, jeden Menschen, jede Begegnung und jeden Gegenstand mit beiden Händen gleichermaßen erfaßt und gleichermaßen anschaulich vor uns hinstellt. Die Stärke von Jack London ist also weder im Abenteuer an sich noch in der Phantasie zu suchen, sondern in seiner Fähigkeit des Erlebens und in seiner Aussagekraft.

Balzac brachte mit seiner Feder Tausende von Menschen in die Welt und stellte sie in die verwickeltsten Beziehungen zueinander – sein literarischer Gegenpol ist Jack London, der nur über eine einzige Person, nur über sich selbst und seine Begegnungen schreibt. Aber er bringt sie mit den kräftigsten Instrumenten, auf dem Resonanzboden seiner Kunst, zum Tönen. Er betrachtete sich vor allem als Berichterstatter, und sein Meisterwerk, „Menschen der Tiefe", bezeichnete er als Reportage aus den Londoner Slums.

Sagten wir, Jack London sei das einzige Modell Jack Londons gewesen, so meinten wir damit nicht, daß er sich für wichtig gehalten hätte. Er haßte seine Werke, nachdem sie einmal niedergeschrieben waren, weil er fühlte, daß auch sie von

der allgemein spießigen Atmosphäre Amerikas, dem Puritanismus seiner Leser gefärbt waren und daß sie ihn hinderten, die Wahrheit aus ganzem Herzen auszusprechen.

Vor der Eitelkeit und den Auswüchsen seines beispiellosen starken Ehrgeizes und einer zeitweise hervortretenden Neigung zum nietzscheschen Übermenschentum bewahrte ihn seine sozialistische Gesinnung. Von Jugend auf war er theoretisch und praktisch in der Partei tätig und stellte fest, daß sich der Klassencharakter der Gesellschaft in nichts, was er mit seinen wachen Augen aufnahm, verleugne. Auch in der Liebe nicht.

In der Weltliteratur gibt es keine glänzendere Verspottung dessen, was vom Bürgertum Liebe genannt wird, als die Patriziertochter Ruth im Roman „Martin Eden". Sie kommt sich großzügig und kühn vor, weil sie ihren Verlobten in dessen Wohnung besucht, und fleht ihn gleichzeitig an, daß niemand von diesem Besuch wissen dürfe, während sie in Wirklichkeit von ihrem Bruder, der unten vor dem Haus wartet, begleitet wurde. Gegen diesen Prototyp der Bourgeoisie stellt Jack London die Vorurteilslosigkeit und innere Freiheit eines proletarischen Mädchens. Doch sein prinzipiellstes Werk, seine stärkste Polemik mit den Gegnern des revolutionären Gedankens, ist die „Eiserne Ferse", diese Utopie eines Realisten.

Nahezu in allen Büchern von Jack London können wir einen klassenkämpferischen Charakter nachweisen. Als er sich zu Beginn des ersten Weltkriegs von der internationalen Sozialdemokratie auf Abwege bringen ließ, als die Internationale den Krieg nicht verhinderte, sondern ohnmächtig zusah, als die internationale Solidarität in Nationalitätenhaß umschlug – der Sozialist Jack London starb nicht. Eines Tages war er aus dem Wirbelsturm der nationalistischen Hetze zu klarem Bewußtsein erwacht und schämte sich.

Am 7. März 1916 schrieb er einen Brief, der großes Aufsehen erregte und in dem er seinen Austritt aus der sozialdemokratischen Partei der Vereinigten Staaten erklärte mit dem Hinweis, sie habe aufgehört, eine revolutionäre Partei zu sein, und der Sozialismus in den Vereinigten Staaten habe in den

letzten Jahren einen Weg eingeschlagen, der zur Versöhnung und zum Kompromiß mit dem Klassenfeind führt.

Er trat aus und wollte außerhalb der Partei bleiben, da er mit dem Anarchismus nicht paktieren wollte – es schien ihm, der Sozialismus sei für ewig dem Kriegspatriotismus verfallen. Er ahnte nicht, daß es auf der anderen Seite des Erdballs Sozialisten gab, die die Bejahung des Krieges durch die Sozialistenführer nicht als Notwendigkeit ansahen, sondern sie als Verrat brandmarkten und die seit Jahren betriebene Fälschung der Lehre von Marx und Engels anprangerten. Jack London konnte nicht ahnen, daß die proletarische Revolution schon ein Jahr später den absolutistischen Zarenthron, die mächtigste Aristokratie und die schrecklichste Knechtschaft der Arbeiter und Bauern hinwegfegen und ein Sechstel der Welt dem befreiten Proletariat zuweisen würde.

Der vollblütige Mensch Jack London starb, da er an der Revolution verzweifelte, er starb wenige Monate, nachdem er sich von den Genossen losgesagt hatte. Heute vor dreizehn Jahren nahm er Abschied von Charmian London, ging in seine Arbeitslaube und starb.

Heute haben wir den von der Staatskirche festgelegten Tag Allerseelen. Wir wollen ihn feiern, indem wir jenes Mannes gedenken, der ein Feind des bürgerlichen Staates war und der Bevormundung von seiten der Kirche, indem wir unerschütterliche Treue bewahren dem Dichter der revolutionären Wahrheit – Jack London.

FELDMARSCHALL WLASTIMIL BURIAN-BUSCHEK

Es war ein Gefühl, als kommt man ins Ausland und sieht dort ein Schild mit der Aufschrift: „Tschechoslowakische Gesandtschaft. Amtsstunden von ...“ Oder erhält eine Schachtel Zigaretten: „Tschechoslowakische Tabak-Regie“. Oder Sie bekommen den Baedeker von Prag in die Hand und erfahren, daß wir den „weltberühmten Orloj“ besitzen. Kurz: Die deutsche Version des „K. u. k. Feldmarschalls“ wirkte im ausgeschenkten (warum nicht, wenn man „ausverkauft“ sagen kann) Zu-

schauerraum des Kinos Phönix wie etwas Exotisches, wie ein Erinnerung an die Heimat. Vlasta Burian spricht deutsch, und es sei gleich zu Anfang gesagt, er spricht glänzend. Wenn e ein Schriftdeutsch spricht, ist es der Sache nur förderlich, den der Film geht nach Deutschland, in ein Land also, wo man da Militär hochhält. Trotzdem ist nicht zu befürchten, daß de Film deshalb Unwillen erregen könnte. Die Reichsdeutsche erzählen sich eine Anekdote, die ihre Beziehung zu den übri gen Armeen kennzeichnet. Einer der großen Feldherren cha rakterisierte die galizische Epoche der russisch-österreichi schen Kämpfe während des Weltkriegs wie folgt: Der Wiene Generalstab suchte die Front mit den Österreichern so lang zu halten, bis das Militär kam (nämlich das reichsdeutsche).

Diese Anekdote und das Schriftdeutsch, das ein reichsdeut scher Soldat nie gesprochen hat, wird wohl die Beziehung de Reiches zu diesem Film bestimmen: Man wird keine Beleidi gungen suchen, die es da nicht gibt. Man wird den Film so hin nehmen, wie er ist: nämlich glänzend, lustig und gut gespielt.

Die deutsche Version wurde gut vorbereitet. Das Programm des Kabaretts, das „seine Exzellenz" besucht, wurde in de deutschen Fassung um eine überaus gelungene Szene erwei tert: Bei dem Ulanendefilee wird „Prinz Eugen" gespielt. Roda Roda als echter Feldmarschall ist sehr gut.

MOSKAU VOR DEM 1. MAI

Aus Moskau am 30. April

Auf dem ganzen Erdball wird kein Feiertag so festlich began gen wie der Tag der Arbeit in der Sowjetunion. Der 1. Mai ist hier nicht nur ein Tag, der 1. Mai währt eine Woche. Alles rü stet in den letzten Apriltagen, alles demonstriert am 1. Mai, und alles ruht am 2. Mai aus. Diesmal wird der 1. Mai beson ders jubelnd gefeiert. Die Prophezeiung, daß der Fünfjahrplan mißlingen wird, hat auch der letzte Skeptiker oder Feind auf gegeben. Die Arbeitslosigkeit wurde beseitigt, überall ent stehen herrliche Werke des Sozialismus.

Es gibt keine Fabrik, keinen Klub, kein Büro, kein Theater,

kein Haus, wo nicht gemalt, gehämmert, gebaut, genäht wird. Diagramme für die Fassaden, Dekorationen für die Wände, Fahnen auf die Giebel, fünfzackige Sterne für die Fenster und Balkone, Arrangements für die Schaufenster.

Auf den Plätzen sind Tribünen errichtet, auf denen Redner aus den Bezirken sprechen, und kleine Bühnen für Künstler, die hier spielen werden. Überall sind Lautsprecher angebracht. Am Gewerkschaftshaus befindet sich ein Kreis von fünfzehn Meter Durchmesser mit vier Segmenten. Jedes Viertel ist für eines der drei verflossenen Jahre des großen Wirtschaftsplans bestimmt, während das vierte Viertel, das Segment 1931, noch leer, aber bereits rot ist. Am Wolkenkratzer des Obersten Volkswirtschaftsrats ragt ein Fördergestell mit den Ziffern der Erdölgewinnung bis zum vierzehnten Stockwerk hinauf. Ebenso groß ist ein Traktor, der daneben steht und alle neuen Traktoren symbolisiert; desgleichen eine Glühbirne, die die Elektrifizierung repräsentiert, und ein Förderturm, das Sinnbild der Kohlenförderung.

Feuerwehrleitern sind ununterbrochen in Betrieb, die Autos rasen von Ort zu Ort, haben überall zu tun, als müßte plötzlich auf mindestens tausend Dächern gelöscht werden. Vor den hohen Stufen des revolutionären Obelisken arbeiten zwei dieser Autos mit Feuerwehrleitern. Die Menge der Neugierigen zerbricht sich vergeblich den Kopf: Wie sind die Männer nur hinaufgekommen? Vor dem gläsernen runden Palast, dem Klubhaus der Kautschukarbeiter, ragt eine riesige Plastik der Roten Armee empor. Über der Dynamo-Fabrik steht ein riesiges Modell des künftigen sowjetischen Zeppelins, das Atrium des Großen Theaters wurde in einen Ort umgewandelt, wo die Beschlüsse des Fünfjahrplanes mit den tatsächlichen Ergebnissen verglichen werden.

Auf allen Bahnhöfen werden die ausländischen Arbeiterdelegationen von den Arbeitern erwartet. Musikkapellen spielen, Pioniere singen, und Neger, Weiße und Gelbe ziehen verwundert durch die Stadt, die sich schmückt und strahlt. Sie spazieren durch die Hauptstadt der Arbeit, die morgen ihren großen Feiertag begeht, einen Feiertag, den die übrige Welt nicht kennt. Noch nicht kennt.

ARBEITERKORRESPONDENTEN DER UDSSR, WESTEUROPAS UND AMERIKAS – FÜHRENDE KÄMPFER FÜR DIE SACHE DES SOZIALISMUS

Egon Erwin Kischs Gruß an die Arbeiterkorrespondenten

In der Dekade der bolschewistischen Presse müssen wir vor allem die Arbeiterkorrespondenten hervorheben und mit Dankbarkeit begrüßen.

Die Arbeiterkorrespondenten Westeuropas und Amerikas müssen, indem sie die schwierige Lage der Arbeitenden aufdecken und auf deren unmögliche Arbeits- und Lebensbedingungen hinweisen, mit ihren Berichten aus der Produktion zeigen, daß die furchtbare Lage im Wesen des Kapitalismus wurzelt und daß nur die proletarische Revolution sie von Grund auf zu ändern vermag.

Umgekehrt steht vor den Arbeiterkorrespondenten der Sowjetunion die Aufgabe, mit allen Kräften die Sache der proletarischen Revolution zu fördern, indem sie die Mängel aufdekken und Vorschläge zur Verbesserung der Arbeitsmethoden propagieren.

Ohne eine breit entwickelte Selbstkritik, ohne massenhafte Rationalisierungsvorschläge könnte man den Aufbau der Sowjetindustrie nicht in breitem Maße vorantreiben, könnte man die Erfüllung des Fünfjahrplanes nicht beschleunigen.

So kämpft der Arbeiterkorrespondent im Lande der proletarischen Diktatur für den Aufbau der neuen Gesellschaft, während der Arbeiterkorrespondent im Kapitalismus für den Sturz der alten Ordnung kämpft.

Beide jedoch kämpfen für den Sieg des Sozialismus, und deshalb richte ich den Gruß des Klassenkämpfers an die revolutionären Korrespondenten der Fabriken und Werke der ganzen Welt.

„WIR WERDEN DEN ARBEITENDEN EUROPAS UND AMERIKAS VOM GEWALTIGEN KULTURELLEN UND ÖKONOMISCHEN WACHSTUM SOWJET-MITTELASIENS ERZÄHLEN“

Die Teilnehmer der internationalen Brigade revolutionärer Schriftsteller grüßen die Arbeitenden der mittelasiatischen Republiken

Wir sind drei Tage lang geflogen. Die letzten zwei Tage sahen wir unter uns graue Steppen mit kleinen grünen Grasbüscheln. Wir sahen eine Fischergemeinde am Aralsee, Kamelkarawanen und Kosakenjurten mit kleinen weißen Flächen davor, die wie Webzeug anmuteten – das waren Salinen. Und dann wiederum graue Steppen mit grauen Dörfern.

Und plötzlich, es war gestern um zehn Uhr früh, sahen wir durchs Fenster unserer Kabine das Panorama, zu dem sich unser Flugzeug hinabließ. Es war Taschkent. Mir scheint, daß sich viele Bewohner von Taschkent nicht vorstellen können, wie zauberhaft ihre Stadt aus großer Höhe aussieht, aus einem Flugzeug, das in leichten Spiralen hinabgleitet.

Dort, in einem Meer von Grün, liegt eine Stadt aus gegenwärtigen Häusern, mit breiten Straßen, hohen Pappeln. Dort erhebt sich das gewaltige Massiv der ehemaligen Kirche, über deren Kuppeln der rote Stern strahlt.

Das ist unser erster Eindruck, der sich durch nichts verwischen läßt.

Wir haben es noch nicht geschafft, uns mit den neuen Bauwerken, den neuen Schulen, dem neuen Leben von Taschkent vertraut zu machen. Das ist die Aufgabe unserer Brigade. Unsere zweite Aufgabe besteht darin, den Arbeitenden Europas und Amerikas und durch sie den unterdrückten Massen vom gewaltigen kulturellen und ökonomischen Wachstum der nationalen Republiken Mittelasiens zu erzählen.

Wir möchten jenen, die sich Mittelasien als eine wüste Wildnis mit Nomaden und Analphabeten vorstellen, sagen, daß die Sowjetunion und ihr Fünfjahrplan die arbeitende Klasse zu vollem Sieg führt, ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten.

Der Eindruck, den wir gewannen, als wir uns auf Taschkent

hinabließen, sowie jeder Schritt in dieser Stadt überzeugen uns davon, daß wir einen großartigen sozialistischen Aufbau erleben, mit dem wir die Arbeiter und Bauern Europas bekannt machen werden.

VORREDE ZU „SOMRÁCI" VON VAŠEK KÁŇA

Als mich im Jahre 1930 auf dem Kongreß der internationalen und proletarischen Literatur ein hagerer, blasser Bursche bat, eine Einleitung für seine Roman-Reportage zu schreiben, kannte ich Vašek Káňas Werke noch nicht. Von der tschechoslowakischen Kongreßdelegation erfuhr ich dann, daß hinter dem Namen Vašek Káňa ein Arbeiter steckt, der alle Pfade durchwandern und alle Klippen bezwingen mußte, wie sie die Situation des „Ausgestoßenseins" mit sich bringt. Diese Informationen allerdings verliehen den beiden Büchern Káňas, die mir später in die Hände gerieten, ein besonderes Kolorit, und schließlich auch der Chronik über die „Stromer", zu der ich nun die einleitenden Worte schreibe. Dabei war nicht von Mut, von Scharfsinn und Beharrlichkeit die Rede, von Eigenschaften also, die für die Werke professioneller Reporter über jenes Milieu den Grundton abgeben, aus dem Vašek Káňa seine Geschichten von den Zöglingen der Besserungsanstalten, den Zuhältern, Bummlern, Vagabunden und Stromern formt. Der Grundton ist weit menschlicher; die Vorstellung, daß der Autor „einer von ihnen" ist, gibt den Geschichten nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern verleiht den Werken selbst jenes Wesentliche, das ein noch so aufmerksam beobachtender Reporter allein kaum erkennen kann.

Die Figuren, die Káňa in meinen Erinnerungen heraufbeschwört, Figuren aus den Prager Vororten und den dorthin auslaufenden Straßen, sind mir nicht so ganz fremd. Auch ich verkehrte mit ihnen, schloß mit ihnen Freundschaft, schrieb über sie und beschrieb die Atmosphäre, in der sie leben. Aber es sind doch nicht dieselben Leute. Meine Mädchenhirten, meine Gestalten vom Pulverturm waren Kuriositäten, besondere Typen, Sehenswürdigkeiten der Großstadt. Vašek Káňas

Figuren sind Durchschnittsmenschen, besser gesagt Individuen, die den Standard charakterisieren. Und es ist nicht nur die Zeit, die das Leben meiner Figuren vom Leben der Figuren Káňas trennt, welche die Veränderung herbeiführte. Es ist der Inhalt der Zeit. Eine soziologische und psychologische Deutung wäre nötig, und sie müßte sich eine Periode aus der Geschichte der kapitalistischen Ordnung vornehmen, wenn sie alle Ursachen dieser Standardisierung der einstigen kuriosen Typen aufhellen will. Ich verzichte auf eine solche Deutung auch aus dem Grunde, weil man in einzelnen Details der Chronik Káňas die Ursachen der Erscheinungen in ihren Grundzügen vorgezeichnet findet.

Inhalt und Handlung bewirkten in dieser Periode die Veränderung an all jenen Orten, wohin sich nur die Boheme wagte, um „vom jenseitigen Ufer" das Außergewöhnliche der Freundschaft mit den „Ausgestoßenen" zu holen.

Die Entfernung von den Außenbezirken zu den beleuchteten Boulevards und den eleganten Vierteln der Innenstädte – auch das spüre ich aus den Schilderungen Káňas heraus – ist (wenn sie nicht noch zugenommen hat) die gleiche wie zur Zeit meiner Zuhälter, Dirnen und der anderen Gestalten vom Pulverturm. Aber die Entfernung von der Peripherie zu den Arbeitersiedlungen verringerte sich. Für einen mit den heutigen Errungenschaften vertrauten Arbeiter ist die Peripherie ganz nahe gerückt. Der Arbeiter gelangte dorthin, veränderte sie und sich. Jene Bezirke verlieren ihren „wunderbaren Reiz", die alte Apachenromantik der Großstädte.

Aber dieser Weg ist keine Einbahnstraße.

Sieh an: Vašek Káňa kommt aus jenen Bereichen mit aufsehenerregenden Anklagen. Er kommt mit Tatsachen, die geeignet sind, Feuer zu legen. Es wäre zu wünschen, daß die von ihm entdeckten Fakten zu einer revolutionierenden Wirklichkeitsbeschreibung heranreifen.

BEI DER JUGEND GIBT ES NUR EINEN WEG – MIT DER KOMMUNISTISCHEN PARTEI

Das Jahr 1932 wird für die proletarische Jugend ein Jahr harter Lehre und harter Prüfung sein. In den kapitalistischen Ländern wird auch der unpolitischste Mensch begreifen müssen, daß der Weg der sozialdemokratischen Reformisten zur Verelendung der Massen führte, daß die Taktik des Kompromisses zwischen dem Unternehmer und den Arbeitern nicht den wirtschaftlichen Zerfall aufhalten kann.

Die Verleumdungen des Aufbaus in der Sowjetunion von seiten der sozialdemokratischen Presse brachten die Massen der sozialdemokratischen Jugend gegen sie auf. Die Führung der SPD kann auf diese Lüge nicht verzichten, einfach aus dem Grunde, weil Kautsky im Streit mit seinem „mehr linken" Genossen Otto Bauer erklärt hat: „Geben wir auch nur einen Teil der Erfolge der Sowjetunion zu, so wird man uns, den Sozialdemokraten, nicht verzeihen können, daß wir keine Revolution gemacht haben, wie die Bolschewiken es taten, oder daß wir sie jetzt nicht machen. Mit diesem Geständnis würden wir die Menschewiken, unsere Parteigenossen, als Feinde des Sozialismus bloßstellen." Die Massen der sozialdemokratischen Jugend wollen diese Lüge nicht akzeptieren, in ihren Reihen fängt es an zu gären. Um dem Übergang zu den Kommunisten vorzubeugen, ist eine „linke" sozialistische „Arbeiter"-Partei gegründet worden. Eine Partei, die sich einerseits „freundschaftlich" den Sowjets gegenüber verhalten soll, etwa so, wie sich die liberale bürgerliche Presse ihr gegenüber verhält, andrerseits jedoch eine noch schärfere Hetze gegen die KPD führen soll. Durch dieses Manöver meinen die Sozialdemokraten die Jugend davon abzubringen, den Weg zur KPD anzutreten.

Doch all diese Machenschaften können den massenhaften Übergang der sozialdemokratischen Arbeiter in die Reihen der KPD nicht aufhalten. Der Zustrom in die KPD wird im Jahre 1932, das zum Siegesjahr des Fünfjahrplanes in der Sowjetunion und zum Rekordjahr der Arbeitslosigkeit in den kapitalistischen Ländern werden wird, noch stärker sein.

Moskau

Sie öffnen ein Buch mit proletarischen Versen. Es wurde von jungen, um die Zeitschrift „Junge Garde“ gescharten Kommunisten geschrieben. Ist der Band auch eine bedeutende Tat auf dem Gebiet der proletarischen Literatur, so liegt seine Hauptbedeutung doch im Politischen. Der Stolz dieser jungen Leute besteht nicht etwa darin, daß sie eine neue Richtung, einen neuen „Ismus“ entdeckt hätten, sondern daß sie dem Klassenkampfe dienen und ihre Waffe gut beherrschen. Ihre Ironie, ihre Satiren und Epigramme schlagen direkt ins Herz und in die Köpfe der Feinde. Ihre Appelle entflammen. Ihr Band will die arbeitende Jugend wachrütteln, zum Einheitskampf gegen den Faschismus alarmieren.

Das Buch greift aktiv in die Wirklichkeit ein, in den großen Entscheidungskampf der zwei Welten. Nicht die Welt abzubilden, sondern sie umzubilden – das ist sein Ziel. Während die bürgerliche Literatur im Nebel tappt, sich der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit hingibt, sind diese Leute ganz vom klaren Blick des Proletariers durchdrungen, der genau weiß, was er will, und der voller Mut, Selbstbewußtsein und Gewißheit des Endsieges ist.

Der Sammelband enthält formal sowohl vollkommenere als auch schwächere Verse. Aber der rote Faden, der sie verbindet, ist die Idee des Kampfes gegen die Reaktion, in welcher Form sie auch immer auftrete. Die Dichter kämpfen sowohl gegen den unmittelbaren verbrecherischen Faschismus als auch gegen den Verrat der Regierungssozialisten. Ihr Haß ist der Haß der gesamten arbeitenden Jugend, den glühendsten Protest erheben sie gegen die Auflösung ihrer führenden Organisation – des Komsomols – und gegen den neuen Aufmarsch der Bourgeoisie gegen die Jugend der KPTsch Brünn. Das Buch schließt mit kämpferischen, entschlossenen Liedern, mit dem Aufruf zur Einheitsfront, mit dem Gruß an die Sowjetunion und dem Lied der kommenden Tage – und mit einem flammenden Gruß an den europäischen Kongreß in Paris.

Warum bedeutet dieser Band gerade heute eine wichtige po-

litische Tat? Durch einen Blick auf das heutige Italien und Deutschland erhalten wir die Antwort. Die Generation der Erwachsenen kann von den neuen Machthabern nur physisch zermürbt werden. Die neuen Usurpatoren müssen die sozialistischen Männer und Frauen in Gefängnissen, auf Verbannungsinseln und in Konzentrationslagern isolieren und ihr Leben durch „Selbstmord in der Zelle" oder Erschießen „auf der Flucht" vernichten. Die Repräsentanten des Kapitalismus wissen allzugut, daß sie aus einem marxistisch denkenden Menschen keinen Gesinnungsgenossen des Faschismus machen können.

Aber aus den Vertretern der nächsten Generation will der Faschismus seine kommenden Soldaten machen. Seine „Erziehung" besteht darin, den Kindern nationalistische, militaristische und religiöse Phrasen einzuimpfen, sie von allem fernzuhalten, was sie zum Nachdenken über die Ungerechtigkeit der Gesellschaftsordnung anregen, sie über den Klassencharakter der Menschheit aufklären, was bei ihnen das Verständnis für die Bedeutung der internationalen Solidarität, die Bedeutung der Sowjetunion, die Bedeutung der III. Internationale wecken könnte. Wie man in Rom einst Jünglinge kastrierte, damit sie ihr Leben lang im Chor der Peterskirche Frauenstimmen singen konnten, so trachtet man – und nicht nur in Rom – die Jugend heute geistig zu kastrieren, damit sie im Chor des Faschismus Wiegenlieder über die Versöhnung mit dem Klassenfeind singen kann.

Dieses Verbrechen spüren und verstehen nicht nur alle Genossen und Parteifreunde, es versteht auch die bedrohte Generation. Sie wehrt sich. Der schöne Gedichtband „Pozdrav Paříži" („Gruß an Paris") ist solch ein Akt der Notwehr. Möge bald eine internationale Aktion der jungen Generation der ganzen Welt erfolgen.

Prag, im Mai 1933

STATT EINER EMPFEHLUNG

Ist hier eine besondere Empfehlung nötig?

Muß man dieses kleine Werk bei den Lesermassen einführen, die jedes *wahre*, jedes neue Wort über das gegenwärtige Deutschland verschlingen?

Diese Fragen stellte ich mir, als ich in den Abzügen der Klingerschen Studie über Hitlerdeutschland blätterte und mich – auf die Aufforderung der Genossen vom „Dav" hin – anschickte, eine empfehlende Einleitung dazu zu schreiben. Ich mußte mir auf jeder Seite eine negative Antwort geben. Denn braucht das Werk eines Autors, der mehrere Monate an Ort und Stelle den Verlauf der Ereignisse beobachtete, besondere Empfehlungen? Was wäre darüber hinaus zu sagen, womit sollte man die Beschreibung der Entwicklung der deutschen Angelegenheiten ergänzen, da sich Klingers Büchlein ja geradezu ingenieurmäßig auf Zitate, Ziffern und Fakten stützt?

Wir waren Zeugen der Entwicklung des Faschismus in Deutschland. Wir sahen und verspürten seinen brutalen Triumph. Man kann also den folgenden Ausführungen beipflichten. Die Tatsache ist zu begrüßen, daß über Deutschland die Arbeit eines slowakischen Autors erscheint. Dies um so mehr, weil sie durch ihre Sachlichkeit dazu bestimmt ist, nicht nur zu informieren, sondern die Leser auch für das antifaschistische Lager zu gewinnen.

GRUSSBOTSCHAFT AN DIE AUSTRALISCHEN ARBEITER

Freunde, nachdem ich euch die Grüße des Komitees und meines Freundes Barbusse in französischer Sprache überbracht und nachdem ich euch auch im Namen der deutschen Antifaschisten gegrüßt habe, die trotz ungeheurer Schwierigkeiten und Gefahren in Deutschland arbeiten, grüße ich euch nun auch im Namen aller organisierter Feinde des Faschismus und Krieges. Wir alle wünschen euch und eurem Kongreß echte und dauernde Ergebnisse im Kampf für Freiheit und soziale Gerechtigkeit.

Wie stark diese Idee der Einheit gegen Reaktion und Barbarei, diese Vereinigung für radikale Verbesserungen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse ist, wie sie alle Klassen durchdringt, wie sie die nördliche und südliche Hemisphäre zusammenführt, wie sie die Kontinente vereinigt, beweist die Tatsache, daß das Komitee einen Delegierten zu euch gesandt hat, einige tausend Meilen über den Ozean, von Paris nach Melbourne, von Antipoden zu Antipoden, jedenfalls aber von Freunden zu Freunden.

Ich bedauere, daß ich nicht in der Lage bin, euch in der englischen Sprache so frei, wie ich es auf deutsch tun würde, über unsere Erfahrungen mit dem Faschismus in Europa erzählen zu können, wie die Nazibewegung an Macht gewann, was sie für die Gegenwart bedeutet und welche Bedrohung sie für die Zukunft darstellt. Melbourne – und wenn es auch eine lange Reise war hierher, fand ich sie doch nicht lang genug, um mir eure Sprache hinreichend anzueignen. Zunächst muß ich euch erklären, warum ich es war, der zur Teilnahme an eurem Kongreß ausgewählt wurde, und es ist für mich keine angenehme Aufgabe, über mich selbst zu reden. Es ist aber notwendig, um euch zeigen zu können, daß ich als Augenzeuge spreche und mit voller Berechtigung. Ich bin tschechoslowakischer Staatsangehöriger, lebte aber sowohl vor als auch nach dem Kriege als deutscher Schriftsteller in Deutschland. Meine Bücher hatten Auflagen bis zu 80000 Exemplaren und wurden schon in 15 Sprachen übersetzt, aber erst jetzt werden sie in englischer Sprache erscheinen. Es waren literarische Bücher, nicht aktuell politische. Gemeinsam mit den führenden deutschen Schriftstellern der Gegenwart habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß meine Sympathien der kämpfenden Arbeiterklasse gehören. Aus diesem Grunde wurde ich auch in jener Nacht, in der die Naziführer den Reichstag in Brand steckten, in meiner Wohnung verhaftet. Im Polizeipräsidium, in das man mich brachte, war bereits eine Anzahl von Schriftstellern, Juristen, Ärzten und Politikern. Ihr werdet es euch etwa vorstellen können, was wir durchgemacht haben, wenn ich euch sage, daß fast alle diese Männer nun tot sind. Große deutsche Dichter und Schriftsteller, wie Professor Theodor Lessing, Erich Müh-

sam, Schulz-Neukölln, Erich Baron, Franz Braun-Stettin, Eugen Schönhaar, wurden unter abscheulichen Umständen umgebracht. Der berühmte Dichter Mühsam zum Beispiel wurde gezwungen, auf der Erde herumzukriechen und den Speichel seiner Peiniger zu lecken, die ihm nach und nach alle Knochen brachen und ihn schließlich erstachen. Einer der führenden Juristen, Litten, wurde bis zum Wahnsinn geprügelt, und ein Bein wurde ihm abgeschnitten. Die besten Köpfe des deutschen Sozialismus wurden von den nazistischen Henkern getötet. Angesichts dessen, was meine Mitgefangenen erlitten, bevor sie starben, spreche ich nur ungern darüber, wie es mir erging. Es war schrecklich genug. Nach einiger Zeit brachte man mich aus den Kasematten von Spandau, diesem berüchtigten Gefängnis, ins Polizeipräsidium nach Berlin, wo ich auf meine Deportation warten sollte. Die Intelligenz war nicht das einzige Opfer. In meiner Zelle befanden sich 48 Arbeiter. Ihr Zustand war unbeschreiblich; ihr Fleisch hing in Fetzen, in einigen Fällen lagen die Eingeweide bloß. Sie waren unglaublich besudelt, entwürdigt und erniedrigt. Ein Vater und sein Sohn wurden mit dem Revolver gezwungen, bis zur Bewußtlosigkeit aufeinander einzuschlagen. Meine Mitgefangenen sagten mir, daß bisher mehr als dreißig ihrer Genossen im Keller der Nazikasernen in der Papestraße erschossen worden waren. Tausende und Abertausende deutscher Arbeiter sitzen jetzt noch im Gefängnis, und unter ihnen befindet sich der Führer der deutschen Arbeiterklasse, Ernst Thälmann, der sieben Millionen Stimmen erhielt, als er zum Reichspräsidenten kandidierte. Stellt euch das vor, meine Freunde, mehr Anhänger, als es in Australien Menschen gibt, und doch steckt er noch immer im Gefängnis, wo er seine Hinrichtung erwartet. Auch Carl von Ossietzky, der berühmte Pazifist, Kandidat des Nobelfriedenspreises und Herausgeber der besten deutschen Wochenschrift, „Die Weltbühne", befindet sich schon fast zwei Jahre im Konzentrationslager. Der führende Sozialschriftsteller Theo Neubauer und Hunderte andere sind in derselben Lage. Ich bitte diese Versammlung, eine Resolution zur sofortigen Freilassung dieser Männer anzunehmen und sie telegrafisch eurer Sympathie zu versichern. Eine solche Aktion aus so

großer Ferne hätte eine starke Wirkung. Ihr wißt ja bereits, wie groß die Wirkung der öffentlichen Meinung des Auslands und besonders die der internationalen Arbeiterklasse während des Gerichtsprozesses um den Reichstagsbrand war. Die unschuldig Angeklagten wurden den Klauen ihrer potentiellen Mörder entrissen. Ähnliche Orgien von Folterung und blutiger Unterdrückung sind eine Rache der Nazis an denjenigen, die in den vergangenen zehn Jahren ihre einzigen ernst zu nehmenden Feinde gewesen waren.

Die verschiedenen Regierungen der deutschen Republik unternahmen nichts gegen das Gangstertum der Nazis – sie unterschätzten die Gefahr der Nationalsozialisten, die eine so ungeheure Macht im Land gewannen. Die Politiker dachten ähnlich, wie viele in nichtfaschistischen Ländern auch heute noch denken: Oh, der Faschismus ist nichts für unser Land! Er verträgt sich nicht mit dem Charakter unseres Volkes.

Als aber schließlich im Jahre 1929 die Gefahr des Nazismus den regierenden Parteien klarzuwerden begann, löste die sozialdemokratische Minderheitsregierung sowohl die nazistischen als auch die kommunistischen Stoßtrupps auf. Die demokratische Presse begrüßte diese Tat als einen entscheidenden Schritt gegen die Extremisten von links und rechts, sie verstand jedoch nichts vom politischen Gleichgewicht innerhalb einer Klassengesellschaft. Eine reaktionäre Bewegung fin det immer Unterstützung innerhalb der herrschenden Klasse Diese herrschende Klasse ist die der Kapitalisten, und eine ähnliche Unterstützung wurde den verbotenen nazistischen Stoßtrupps zuteil, Unterstützung in Form von Geld, Beistand bei der Abhaltung geheimer Paraden und bei der Weiterfüh rung ihrer demagogischen Agitation. Doch ihren einzigen Gegnern, den Stoßtrupps der arbeitenden Klasse, die keine sol che Unterstützung genossen und die verfolgt wurden, waren fast gänzlich Fesseln angelegt, während die Nazis freie Hand hatten.

Die Straßen gehörten ihnen. Sie wurden zu einer Armee von Streikbrechern und Unterbietern auf dem Arbeitsmarkt. Di Bankiers und die großen Industriellen rieben sich fröhlich di Hände. Der einzige unangenehme Umstand für sie war, da

die Nazis im Volk die Unterstützung verloren. Bei den Wahlen von 1932 sank die Zahl ihrer Anhänger um nahezu zwei Millionen. Zu dieser Zeit begann die Osthilfe-Affäre bedrohlich zu werden. Die „Osthilfe" war ein Hilfsfonds für arme Landwirte in Ostpreußen, der von führenden Junkern verwaltet wurde, die das Vertrauen gröblich mißbrauchten, indem sie den Fonds zu eigenem Nutzen verwendeten. Selbst Herr Hindenburg nahm ein Rittergut an im Wert von mehreren Millionen und war schwer kompromittiert. Bevor aber dieser Skandal noch vor den Reichstag gebracht werden konnte, überredeten die Junker Hindenburg, den tagtäglich um seine Ernennung bettelnden Hitler zum Kanzler zu berufen. Das geschah, und dann kam, was die Nazis später ihre Revolution nannten.

Wie das Naziregime herrscht, wurde schon oft beschrieben, und es könnte noch weit mehr darüber gesagt werden. Die Grausamkeiten waren weder zufällig noch vorübergehend. Sie werden auch jetzt noch begangen und bilden den Kern dieser sogenannten Revolution, die nichts Besseres zu bieten hat. Die Juden hat man unterdrückt und mißhandelt, sie wurden durch die Straßen geschleppt, brutal geprügelt und umgebracht, und ihr Eigentum wurde beschlagnahmt. Jüdischen Rechtsanwälten ist es nicht erlaubt, im Gerichtssaal zu erscheinen. Jüdische Ärzte dürfen nicht in Krankenhäusern praktizieren. Juden dürfen weder etwas herausgeben noch für Zeitungen schreiben, auch sind sie von den Universitäten ausgeschlossen. Im Blatt des Statthalters von Nürnberg, des Herrn Streicher, werden die Juden unaufhörlich der Ritualmorde und der Vergewaltigung beschuldigt. Am Ortseingang vieler Dörfer haben die Nazis Schilder angebracht mit der Aufschrift: „Eintritt von Juden auf eigene Gefahr" oder „Für Juden Zutritt verboten".

Die Ausschaltung der jüdischen Konkurrenz in Handel und Gewerbe führte zu größerem Reichtum bei einigen Naziführern, und die niedrigeren Chargen zogen ihren Nutzen aus unverhülltem Raub. Hitler bestach seine Anhänger zunächst durch seine Rache an den revolutionären Arbeitern und durch die Ausplünderung der Juden, aber er bot noch etwas, was weit mehr Anklang bei vielen jungen Deutschen fand und was er den „Wiederaufbau der militärischen Macht der deutschen Na-

tion“ nannte ... Allein das hat er in den zwei Jahren seiner Regierung vollbracht, und zwar in einem die übrige Welt erschreckenden Maße. Deutschland ist heute ein einziges großes Militärlager. Selbst kleine Schulkinder werden im Gebrauch von Handgranaten und Gasmasken unterrichtet und wie man in bombensichere Luftschutzräume gelangt; dasselbe bringt man Frauen und Mädchen bei. Jeder Junge von zehn bis fünfzehn Jahren trägt eine Uniform und einen Dolch; er lernt mit dem Revolver und dem Gewehr zu schießen, wenn er nicht zum Bedienen eines Maschinengewehrs oder eines Geschützes ausgewählt wird. Universitätsstudenten dürfen zwei Jahre lang nicht zu Hause leben, sondern in Kasernen, und werden zu künftigen Soldaten ausgebildet.

Und wie steht es mit den Arbeitern? Die jungen Arbeitslosen werden in Arbeitslagern zusammengefaßt und beim Bau von strategischen Straßen und unterirdischen Flughäfen verwendet. Auch sie werden für die Armee ausgebildet. Verpflegung und Arbeitskleidung bekommen sie, aber keinen Lohn.

Gerade als ich vor vier Wochen Europa verließ, trat in Deutschland ein neues Gesetz in Kraft, nach dem alle Angestellten im Alter zwischen achtzehn und sechsundzwanzig Jahren gezwungen werden, ihre Stellen zugunsten älterer arbeitsloser Männer aufzugeben. Das bedeutet zahlenmäßig eine beträchtliche Verstärkung dieser unbesoldeten Armee, und es ist klar, daß man damit noch etwas anderes bezweckt, nämlich Zwietracht unter den Arbeitern zu säen. Die jungen Männer werden es sehr übelnehmen, daß sie den Älteren haben Platz machen müssen. Wie demoralisierend für Deutschlands Jugend, wenn man ihr nicht nur die Hoffnung auf künftige Arbeit, sondern auch die Möglichkeit nimmt, etwas zu lernen, ja sogar das Recht, die Stellen zu behalten, die sie bereits besetzt hatten.

Mit ihrer Findigkeit fanden die Nazis sogar einen Weg, wie man die Landarbeiter in die Arbeitslager zwingen kann. Das geschieht, indem man arbeitslose Stadtmädchen in das sogenannte Landjahr schickt. Die Bauern werden gezwungen, diese ungelernten und praktisch wertlosen Arbeitskräfte einzustellen, die sie zwar nicht entlohnen, aber verpflegen müssen.

Hier haben wir den Tatbestand von Frauensklaverei, der sogar von der gleichgeschalteten deutschen Presse gebrandmarkt wurde angesichts der Tatsache, daß allein in einem Bezirk jedes achtzigste Mädchen während des Landjahrs durch den Bauern oder seine Söhne schwanger wurde.

Ähnlich wie mit der Bevölkerung verhält es sich in Deutschland auch mit der Industrie. Das Volk ist in Gruppen eingeteilt. Die offiziell anerkannte Armee, die roten Arbeiter und eine riesige geheime Armee, die in die Millionen geht. In gleicher Weise sind die Fabriken in offizielle Rüstungsbetriebe eingeteilt und Tausende andere, die im Handumdrehen in Rüstungsbetriebe verwandelt werden können.

Heute verfügt Deutschland über dreitausend Kampfflugzeuge, deren Zahl die Streitmacht Britanniens und Amerikas weit übersteigt. Deutschland nimmt in der Welt die führende Stelle in der Produktion von Bomben und Giftgas ein, und in den deutschen Werften werden Kriegsschiffe gebaut. Nichts für den Frieden, alles für den Krieg – das ist die Losung der Nazis. Inzwischen steigen und steigen die Lebenshaltungskosten, während die Staatseinnahmen unverhohlen für Gewehre, Bomben, Panzer, Kanonen und Ausrüstung aller Art sowie für großzügige Gehälter an Offiziere und Instrukteure ausgegeben werden.

Diese Verhältnisse haben einen Zustand allgemeiner Verzweiflung hervorgerufen, der durch die Tatsache bestätigt wird, daß acht Millionen trotz einer Terrorwelle gegen Hitler stimmten, direkt oder durch Fernbleiben von der Wahl. Selbst Nachbarstaaten wie Österreich oder das Saarland, einst einmütig für Deutschland, sind heute strikt dagegen, ein Bestandteil Deutschlands zu werden.

Doch würdet ihr, liebe Freunde, euch sehr täuschen, wenn ihr vermutet, daß sich auch die Regierungen anderer Länder abgestoßen fühlten durch die Mittel, mit denen die Nazis die Macht ergriffen haben und sich noch heute an der Macht halten, nämlich durch Lügen und Provokation, durch Terror und Brutalität oder dadurch, daß sie in einen Zustand der Barbarei zurückgefallen sind, der Sklaverei und des penetrantesten Militarismus. O nein, meine Freunde, je mehr die Nazis die Bür-

gerrechte und die Rechte der Menschheit verhöhnen, je mili-
tanter sie werden, desto mehr scheinen sie anderen Staaten al
Verbündete geeignet, nicht nur für Polen und Japan, sonder
auch für stärker demokratisch orientierte Mächte. Und wen
sich die Nazis durch ihren exzessiven Sadismus nicht selbs
bloßgestellt, wenn sie nicht ihre eigenen Leute ermordet hät-
ten, hundertvierzig allein in einer Nacht, wenn sie nicht de
österreichischen Kanzler Dollfuß umgebracht und bei ihre
Verhandlungen mit der Kirche nicht ihre Unfähigkeit bewie-
sen hätten, dann wären die Sympathien ausländischer Regie-
rungen noch viel deutlicher in Erscheinung getreten.

Nein, meine Freunde, weder Diplomatie, Imperialismu
noch die kapitalistische Staatskunst, noch auch der Pazifismu
der Kirche oder des Bürgertums sind als Bundesgenosse geeig-
net im Kampf gegen die Schrecken der Reaktion und die Kata-
strophe des Krieges. Der einzige Schutz liegt in der Einheit al-
ler Werktätigen, der Handarbeiter wie der Geistesarbeiter, di
den Fortschritt der Menschheit herbeisehnen und auch dafü
kämpfen.

Diese Abwehr, dieser Widerstand, der heute in Deutschlan
auf sehr reale und heroische Weise geleistet wird, kam zu
gleichen Zeit auf wie der Naziterror. Propagandamaterial wir
verteilt, Flugblätter werden verbreitet, geheime Treffen wer-
den veranstaltet und Demonstrationen organisiert. Das Risiko
das alle die eingehen, die sich aktiv an diesem Kampf beteil
gen, ist sehr groß, und die Chance, der Verhaftung und Hin-
richtung zu entgehen, war anfangs nahezu Null. Damals ware
die Kleinbürger fanatische Hitler-Anhänger und zögerte
nicht, alle Leute der SA zu melden, die im Verdacht stande
Sozialisten oder Kommunisten zu sein. Jeder war der Verdäch
tigung ausgesetzt; schon wenn man mit einem Paket oder ein
Tasche unterm Arm in einer Gruppe gesehen wurde, war da
gefährlich. Heute ist das Kleinbürgertum enttäuscht und de
illusioniert. Und von dem angesehenen Bürgertum haben d
Antifaschisten nichts zu fürchten.

Im Augenblick gibt es Hunderte und Aberhunderte illegal
Blätter, die in Deutschland gedruckt oder vervielfältigt werde
Mehrere von ihnen werden an einem zentralen Ort hergeste

und an Bezirksorganisationen verschickt, damit sie hier neu gedruckt und verteilt werden. Eines von diesen Blättern, die „Rote Fahne“, das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands, hat eine Auflage von mehr als 100000 Exemplaren. Hitlers Geheimpolizei, die berüchtigte Gestapo, gab einen Bericht heraus, in dem behauptet wird, man habe zwar lange vermutet, all diese Blätter, Broschüren, Plakate und Manifeste kämen aus dem Ausland, sei aber jetzt sicher, daß das nicht zuträfe, sie stammten vielmehr aus Deutschland.

Der Bericht war vor allem ein Aufruf an die Bevölkerung, sie möge zur Entlarvung dessen beitragen, was die Nazis „bolschewistisches Gift“ nennen. Bücher und große illustrierte Zeitschriften werden im Ausland gedruckt und zu Tausenden über die Grenzen Nazi-Deutschlands geschmuggelt.

Diese Tätigkeit wurde von der Bevölkerung im Ausland wirksam unterstützt, und unser Komitee bildet eines der Hauptzentren dieser antinazistischen Aufklärungstätigkeit, jedoch kein Komitee und kein individueller Heroismus allein könnten den Widerstand der Massen in Deutschland am Leben halten. Der Kampf wird in erster Linie durch die Solidarität der Arbeiter aller Länder unterstützt. Die Aktivität der Werktätigen in den nichtfaschistischen Ländern war und ist großartig. Die Organisationen der großen Betriebe in Frankreich und England haben sich ihrer deutschen Arbeitskollegen in denselben Industriezweigen angenommen. Zum Beispiel unterstützen die Angestellten des Pariser Bahnhofs Gare de l'Est die revolutionären Arbeiter des Anhalter Bahnhofs in Berlin; die französischen Setzer der „Imprimerie Nationale“ unterstützen ihre Genossen der Ullstein Druckerei in Berlin, die Marseiller Schlachthäuser haben das Patronat für die Hamburger Schlachthausarbeiter übernommen. Sie schicken ihnen ihre Schreibmaschinen, Vervielfältigungsapparate und Geld für ihre Arbeit sowie für die Verhafteten und deren Familien; aber das Großartige daran ist, die deutschen Antifaschisten können versichert sein, daß Unzählige mit ihnen Schulter an Schulter stehen.

Ja. Unzählige stehen Schulter an Schulter mit ihnen, unzählige Arbeiter, Handarbeiter und Intellektuelle, stehen in kla-

rem Bewußtsein mit ihnen im Kampf gegen Reaktion und Krieg.

Und diese Ungezählten, unverbrüchlich vereint, marxistisch aufgeklärt, voller Zuversicht für den Kampf, werden nicht nur die Nazis wegfegen, sondern eine neue Welt aufbauen, die frei sein wird vom Faschismus, frei von Barbarei, frei von sozialer Tyrannei, eine neue Welt der Freiheit, des Friedens und des Sozialismus.

ÜBER LONGENS TOD

Longen ist tot. Vor mir tauchen Tausende von Nächten auf, von langen Nächten aus einem Zeitraum von dreißig Jahren, in denen wir zusammensaßen und Unsinn trieben und stritten und Pläne schmiedeten und arbeiteten und tranken. Längst sind sie vergangen, diese Nächte, aber ich erinnere mich, als wäre es heute, wie Longen in diesen Nächten war, und ich kann ihn mir vorstellen, wie er in tausend anderen Nächten war, wo ich nicht dabei war und wo er gemeinsam mit anderen Freunden saß und stritt und Unsinn trieb und Pläne schmiedete und arbeitete. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Longen tot ist, daß er im Sarg liegt.

Wie liegt er im Sarg? Gestikuliert er nicht, lacht er nicht, sprüht er nicht?

Longen blieb immer Longen, ist es möglich, daß er nicht mehr unter uns weilt? Als die Vorkriegsboheme eine besonders wilde Nacht hinter sich hatte, als alle beschmutzt und verstaubt aus Kneipen oder Wachstuben hervorkrochen, alle unrasiert, ohne Kragen und Krawatte, mancher mitunter auch mit blutunterlaufenem Auge oder mit eingeschlagenen Zähnen, dann sah Longen, der am wenigsten Robuste, der nicht weniger als die anderen getrunken hatte und der oft am ärgsten zugerichtet war, immer noch wie ein Gentleman aus.

Er war stets Longen, in allen Künsten und in jedem Land. Überall gleich elegant und unbürgerlich, mit unglaublich leichter Hand und bezauberndem Feuer, überall und für alles begeistert, ob er nun Erfolg hatte oder nicht, immer war es der gleiche Longen, ob als Schauspieler auf der Bühne oder im Film

ob als Theater- oder Kinoregisseur, ob als Theater- oder Kinodramaturg, Landschaftsmaler, Karikaturist, Romanschreiber oder Feuilletonist.

Er war stets Longen, auch wenn er sich in jedem Milieu heimisch fühlte, auch wenn er, der gute Tscheche aus Nymburk, in Paris als Pariser, in Prag als Prager, in Berlin als Berliner akzeptiert wurde – er war in den Weltsprachen so heimisch wie in den Sprachen der Musen.

Seine verspielte Romantik und die urwüchsige Realistik, wie sie seine erste Frau, die geniale Xena Longenová, verkörperte, ergänzten einander sehr gut.

Das waren die Tage seines großen Wirkens, seiner Erfolge, seiner Experimente, seiner Popularität – aber es läßt sich nicht sagen, daß er sich geändert hätte, weder im Temperament noch in der Stimmung, wenn er die Laufbahn eines Regisseurs und Schauspielers gegen eine andere Lebensform eingetauscht.

In jenen Tagen, zu Zeiten seiner „Revoluční scéna“ („Revolutionären Bühne“) und des ersten Theaters von Burian, arbeitete Longen mit vielen Freunden künstlerisch zusammen, mit denen er bereits seit den Vorkriegsjahren bekannt war, vor allem mit Jaroslav Hašek und Franta Sauer, mit Noll und Rovenský, mit Hořejší und mit mir. Longen hatte den Mut, ohne finanzielle Mittel eine naturalistische Revue in vierzehn Bildern zu inszenieren, er selbst spielte den Jüngling in dem dramatisierten „Mädchenhirt“. Ohne Longens Unternehmungsgeist hätte die „Himmelfahrt der Tonka Šibenice“ nie ihren Weg auf die Bühne gefunden, und die „Himmelfahrt“ hätte niemals zum Startzeichen für eine Vorstadtdramatik werden können, und die „Spionageaffäre Redl“, in der Vlasta Burian mit herrlicher Disziplin und ohne Extempore den Erzherzog Salvator spielte, hätte nicht die antimilitaristische Soldatensatire ausgelöst, die dann im „Švejk“, von Longen dramatisiert, ihren Höhepunkt erreichte.

Als Autor verdanke ich Longen nicht nur den kleinen Jarda von der Kampa, nicht nur die Titelrolle im „Redl“ und den Mungo Načeradec in der „Tonka Šibenice“, sondern auch den Angelo Neumann, diesen echten père noble, in „Piccaver im Salon Goldschmied“, den Statthalter Franz Thun im „Ferda

Mestek de Podskal", den Lokalreporter in der „Mutter des Mörders", den König Friedrich II. in der „Gestohlenen Stadt". Es war Longen, der den Größten aus unserem Freundeskreis, Jaroslav Hašek, für die Zusammenarbeit an der dramatisierten „Lanna 8" gewann.

Vor kurzem sah ich nach Jahren wieder einmal meinen Freund und Kollegen Artur Longen, er war in Sprache und Benehmen, äußerlich und innerlich, derselbe wie eh und je, und es konnte nicht anders sein, er machte Pläne und trank und arbeitete und gestikulierte und lachte und sprühte.

Wie aber ist er jetzt? Wir können uns unseren Longen nicht vorstellen, wie er im Sarge liegt, denn die Tränen trüben unseren Blick, doch wir könnten es auch dann nicht, wenn unsere Augen getrocknet wären.

Erspart es uns. Er war lachendes Leben, flackernde Jugend, und so soll er auch bleiben.

Mögen wir wieder heiter zusammentreffen, Artur!

REDE VOR DEM EXILED WRITERS COMMITTEE IN DEN USA

Es ist nicht gerade mein ausgezeichnetes Englisch, weshalb mir die Ehre zuteil wurde, hier einige Worte zu sagen – der wahre Grund ist, daß ich ein Corpus delicti bin, und als solches wurde ich diesem Hause vorgelegt. Ich bin einer von denen, die durch Sie gerettet wurden.

Wir Exilschriftsteller, die wir unsere Heimat, unsere Leser und unsere Möglichkeiten zu publizieren verloren haben, seitdem die Nazis die Macht ergriffen, wir fühlten uns in Frankreich wie eine Gruppe von Menschen im Spital, die zwar sehr krank, aber gutgelaunt sind und immer voller Zuversicht, eines Tages geheilt zu werden und wieder zur Arbeit zurückkehren zu können. Als jedoch der Krieg losbrach und man die fremden Antifaschisten als Feinde betrachtete, arretierte, der Freiheit beraubte und isolierte, da verloren sie ihren Humor und fühlten sich wie lebende Leichname. Die, die nicht sofort eingesperrt wurden, weil sie zufälligerweise tschechoslowakische,

ungarische, österreichische oder italienische Staatsbürger waren, wurden von der Polizei gesucht und hatten stets einen kleinen Handkoffer bereit mit zwei Hemden, zwei Paar Socken und einer Hose, für den Fall, daß die Klingel ertönt und die Polizei erscheint.

Was mich betrifft, so lebte ich unweit von Versailles in einem Dorf von etwa dreißig Häusern und durfte mit niemandem verkehren, keine Post empfangen, und niemand kannte meine Adresse. Eines Tages läutete es. Mit einem Blick auf meinen Handkoffer öffnete ich die Tür, und, sieh da, es war nicht die Polizei, es war ein amerikanischer Journalist aus Paris, den ich ein wenig kannte. Er sagte mir, daß er ein Telegramm von einer amerikanischen Schriftstellerorganisation erhalten habe (von der ich noch nie gehört hatte) und daß sie mir helfen möchten, aus Europa herauszukommen. Ich glaubte keinen Augenblick, daß so etwas möglich wäre. Aber seine Worte versetzten mich in freudige Erregung. Man hat uns also noch nicht vergessen, wir sind nicht tot, wir haben Freunde und Kollegen drüben, die an uns denken und bereit sind, uns zu helfen. „Ich habe kein Geld", sagte ich als erstes. „Das bringen wir schon ins Lot", sagte er. „Ich habe nicht genug Geld", sagte ich. „Das bringen wir schon ins Lot", sagte er. Und er brachte wirklich alles ins Lot. Und so schwamm ich eines Tages über die große Wassergrenze zwischen Krieg und Frieden, Faschismus und Demokratie, Europa und Amerika. Das Schiff fuhr zwischen den Engen hindurch in die obere New-Yorker Bucht hinein, und ich war wieder voller Sorgen. Ich hatte nichts bei mir, nicht einmal einen Handkoffer, denn der war mir an der französisch-belgischen Grenze abgenommen worden, ich hatte keine Adressen meiner Freunde und wußte nicht, wer mir helfen würde, das Land zu betreten. Ein kleines Boot, möglicherweise die Lotsenbarke, kam am Dampfer entlang gefahren, drei Männer kletterten aufs Deck herauf, und einer von ihnen, ein dicker Mann, kam direkt auf mich zu und sagte: „Hallo, Kisch! Ich komme zu Ihnen in Vertretung des Schriftstellerkomitees." Mag glauben, wer will, in diesem Augenblick kam mir der alte Mins wie ein Engel vor, mit einem Botticellikörper und goldlockigem Haar.

Als ich dann vor dem Einwanderer-Ausschuß auf Ellis Island stand, erschien ein anderer Engel namens Folson, und der begleitete mich zur Fähre, wo ich mich, über die Maßen glücklich, wie toll benahm.

Wie alle anderen Schriftsteller, die vor oder nach mir mit der gleichen Unterstützung ankamen, unterhielt ich eine feste Verbindung zum Komitee exilierter Schriftsteller, um im Interesse derer zu helfen, die sich noch in der europäischen Kriegszone befanden. Sie alle können sich noch erinnern, wie dieses Komitee angegriffen wurde, weil es die Befreiung aller antifaschistischen Schriftsteller forderte, die als glänzende Anti-Hitler-Propagandisten hätten nützlich sein können. Das Komitee bekam zu hören, daß diese Forderung einen Angriff gegen das demokratische Frankreich bedeute. „Daladier weiß besser als Sie, was der Krieg erfordert. Die französische Regierung weiß besser als Ihre Leute, wie man die Naziarmee schlagen soll." Unglücklicherweise zeigte es sich, daß die Daladiers es nicht besser wußten, und die meisten unserer Kollegen da drüben leiden immer noch in schrecklicher Weise, denn die Hilfsaktionen zu einer Zeit, da es noch leichter gewesen wäre zu helfen, waren nicht umfassend und wirksam genug.

Es ist noch immer möglich, zu helfen. Das Komitee exilierter Schriftsteller wurde zu einem Zentrum, und so war es ihm möglich, in vielen Fällen Bemerkenswertes zu leisten. Eines Tages bekam einer unserer Freunde einen Brief von der Gattin des Schriftstellers Ernst Reinhardt. Sie irrte mit ihrem zweijährigen Kind durch Frankreich. Sie bat um materielle Hilfe und schrieb, die schrecklichste Sorge sei, nicht zu wissen, wo sich ihr Mann befinde. Der Freund, der diesen Brief bekam, besuchte das Komitee und fand hier einen anderen Brief, den Ernst Reinhardt geschrieben hatte und in dem er verzweifelt bat: „Könnten Sie nicht herauskriegen, wo sich meine Frau und mein Kind befinden?" Das Komitee sandte an beide ihre gegenseitigen genauen Adressen und etwas Geld. Und das Ehepaar Reinhardt verwendete einen Teil des Geldes darauf, um am selben Tage zu telegrafieren: „Dank Ihres Telegramms sind wir nun glücklich vereint." Und sie sind es bis heute.

Ein anderer Fall, der mir in Erinnerung kommt, war der des

Professors Hermann Duncker. Ganze Generationen gingen zu ihm in die Schule, um in Soziologie klarzusehen, aber Duncker selbst wurde im physischen Sinne fast blind. Er wurde alt, aber er blieb auch weiterhin ein begeisterter College-boy voller Optimismus. Eines Tages kam ein Brief von ihm, und es war nicht mehr der alte junge Duncker, der ihn schrieb. Es war der Brief eines gebrochenen alten Mannes. Er flüchtete auf den Straßen Frankreichs nach Marseille, schlief ohne Versteck, lebte ohne Geld und hatte nur einen Wunsch: eine Decke, weil die Nächte in den Wäldern so kalt waren. Er sprach über Selbstmord ... Aber einige Tage später schrieb er von neuem mit seiner alten optimistischen Handschrift: „Als ich Ihren Brief erhielt, fühlte ich mich wie Aladin in Tausendundeiner Nacht." Unter uns gesagt, ich weiß gar nicht, wie sich Aladin fühlte – es ist schon allzulange her, seit ich Tausendundeine Nacht gelesen habe, aber weil ich weiß, daß der alte Duncker ein großer Gelehrter ist, so bin ich mir dessen sicher, daß Aladins Gefühle die glücklichsten sein mußten, gültig in der ganzen dreitausend Jahre alten Literatur.

Einer der letzten Fälle ist der Hermann Kestens, der mir gerade gegenübersitzt. Wir haben nicht die gleiche Weltanschauung. Mir scheint, daß er verdammt konservativ ist, und er meint von mir das Gegenteil. Aber weil ich ihn für einen ausgezeichneten Schriftsteller halte und er mich für etwas, was aufs gleiche hinausläuft, so übersehen wir es einfach. Vor vier Wochen sah er ganz anders aus als heute. Er sorgte sich um seine Frau und sehnte sich nach ihr, die gerade aus dem Konzentrationslager Gurs in Frankreich entflohen war. Er fragte mich in diesem Raum: „Ob ich meine Frau wiedersehen werde?" Er hielt mich zweifellos für einen Allwissenden, und ich wußte nicht, wie sich ein solcher benimmt. Ich erinnerte mich nur an das Zauberwort meines Zauberfreundes, der mich in jenem französischen Dorfe besucht hatte, und so sagte ich zu Kesten: „Das bringen wir schon ins Lot." Das Komitee entschied, ihr zu helfen, und vor einer Woche war Kesten bei uns, seine Frau war mit ihm, und sie erzählte uns von ihrer Odyssee. Sie tat es in einer englischen Sprache, die niemand verstand, und als Kesten einige ihrer Sätze übersetzte, war alles

eher noch unverständlicher. Aber alle spürten, daß eine Tragödie ein glückliches Ende genommen hatte, hinter den Brillengläsern der Kassiererin Luise Malley glänzte eine Träne, der Sekretär, nervös, weil so viele wichtige Sachen noch der Erledigung harrten, war irgendwie gerührt, und unser perfekter Gentleman Ralph Roeder wurde zum Zeugen einer Liebesgeschichte, die nicht weniger pathetisch war als die zwischen Leo nardo da Vinci und Mona Lisa, die er so schön beschrieben hat.

Ach, du lieber Gott! Ich verliere mich da in Anekdoten, und ich würde nie zu Ende gelangen, sollte ich nun alle erzählen, besonders aber die, die bisher noch kein glückliches Ende gefunden haben. Erlauben Sie mir nur noch ein oder zwei Worte über die, die durch das Komitee bereits gerettet wurden und die in verschiedene Länder und auf verschiedene Inseln dieser Hemisphäre geraten sind. Wir sind nicht besonders gut dran. Doch wir fühlen, daß wir im Vergleich zu unseren Freunden in Europa, an die wir Tag und Nacht denken, noch sehr gut dran sind. Wenn wir trotzdem wünschen, es möge uns noch besser gehen, dann nur deshalb, um imstande zu sein, unseren armen, armen Kollegen eine größere und tatkräftigere Hilfe leisten zu können.

GRUSS AUS MEXIKO AN DAS ALLSLAWISCHE RUNDFUNK-TREFFEN IN MOSKAU

Als tschechoslowakischer Schriftsteller und Ratsmitglied der Stadt Prag möchte ich meine aufrichtigen Wünsche für den Erfolg des Allslawischen Rundfunk-Treffens in Moskau übersenden.

Im Gegensatz zu der alten – vom zaristischen Imperialismus so mißbrauchten – Idee des Panslawismus ist in diesen Zeiten zu hoffen, daß sich die Einheit der Slawen als Bollwerk gegen Rassendiskriminierung und faschistische Unterdrückung durchsetzt. Besonders im Bereiche der Kultur sollte das „Zusammengehörigkeitsgefühl“ der heute in viele kleine getrennte Nationen zersplitterten Slawen wachsen und einen lebendigen Beitrag leisten zum Hort humanitärer Kunst.

Ich darf den Wunsch ausdrücken, daß meine Heimatstadt – die wunderbare Stadt Prag – bald zur Hauptstadt eines Verbandes freier und sozialgesinnter Slawen werde – lauter begeisterter Freunde der siegreichen Sowjetunion.

Bitte übermitteln Sie meine besonderen Grüße an meine Freunde, Professor Zdeněk Nejedlý, den am meisten geliebten Lehrer an der Prager Universität, Doktor Vrbenský, Mitglied des Tschechoslowakischen Staatsrates, Klement Gottwald, den großen politischen Führer, und an die übrigen Mitarbeiter des Kongresses.

Ich sende meine Wünsche und Hoffnungen gemeinsam mit den Mitgliedern der tschechoslowakischen Kolonie in Mexiko.

DIE TSCHECHOSLOWAKEI UNTER HITLER

Ausländer, die Prag besuchten, zeigten sich überrascht über die große Zahl von Buchläden mit Neuerscheinungen und antiquarischen Büchern. Theaterfachleute waren voller Bewunderung für die Inszenierungen des Nationaltheaters sowie der kleinen avantgardistischen Theater. Musikliebhaber schwärmten von den böhmischen Komponisten, Virtuosen und Sängern. Die Malerei hatte eine Stufe erreicht, wie man es nie von einer so kleinen Provinz erwartet hätte. Es gab eine Vielzahl bedeutender Zeitschriften; der Lyrik hatten sich weit mehr verschrieben als in irgendeinem anderen Land, Frankreich ausgenommen. Man bezeichnete die Tschechen als die Franzosen unter den slawischen Völkern.

In der Tschechoslowakei selbst wie auch außerhalb des Landes gab es Menschen, die verächtlich auf die Tschechen herabgeblickt und sie gehaßt hatten und sie auch weiterhin verachteten und haßten.

Mehr noch aber mißfiel es ihnen, daß die kulturellen Leistungen, die die Tschechen vollbrachten, eine immer stärkere Anerkennung in der Welt erfuhren. Das gab den Nazis neue Nahrung für ihren Haß gegen die Tschechen im besonderen und gegen die Kultur im allgemeinen. Denn wenn Kultur etwas mehr wäre als das, „wogegen man den Revolver entsichern

muß", dann könnte es nur von der germanischen Herrenrasse hervorgebracht werden, aber keinesfalls von den so lange versklavten Tschechen, den Tschechen-„Sklaven". Andererseits, „wenn die Tschechen tatsächlich etwas hervorbringen, was in der Welt Bewunderung erregt, muß man es aus demselben Grunde mit der Wurzel ausrotten".

Von allen Tyranneien, die der Nazifaschismus den europäischen Völkern aufzwang, weist die in der Tschechoslowakei am typischsten den Charakter der Sklaverei auf, wie sie in den Anfängen der Kolonialzeit herrschte. Hitler wirft den Tschechen nicht vor, was er den Juden vorwirft: daß sie eine „internationale" Verschwörung anzetteln. Er wirft ihnen nicht vor, was er den Franzosen vorwirft: daß sie sich mit Negern vermischt und „Versailles" verschuldet haben. Er wirft ihnen nicht vor, was er den Österreichern vorwirft: daß sie durch den Liberalismus und Klerikalismus ihr Recht verwirkt haben, ein Volk zu sein. Er wirft ihnen weder Plutokratie noch Bolschewismus vor. Er wirft ihnen überhaupt nichts vor. Er macht nichts weiter, als daß er verächtlich auf sie herabblickt. Wenn sie auch das Recht haben zu leben, gesteht man es ihnen nur als Sklaven zu, ohne den mindesten Anspruch auf Kultur.

In der Tschechoslowakei hat das Leben seine Fröhlichkeit und seine lebhaften Farben, so kennzeichnend für die slawischen Völker, verloren. Es herrschen wieder Schrecken und Hunger. Statt freier Arbeit Zwangsarbeit unter Schlägen. Statt guter Kameradschaft Verfolgung Verdächtiger und Geiselnahmen. Statt Recht und Gerechtigkeit fieberhaftes Trachten nach willkürlichen Verhaftungen ohne Befehl und ohne Grund, Kerker mit Fußeisen und Todesfoltern. Statt Demokratie brutale Befehle und Schläge mit Stahlruten. Statt Fürsorge und Ratschlägen Massenmorde, die in der Geschichte ihresgleichen suchen. Statt Liebe und häuslichen Friedens Unzucht und Zwangsprostitution. Die Mädchen werden als Bordellfleisch den deutschen „Militärlagern" zugeführt. Statt Meinungsfreiheit tödliches Schweigen, das zehn Millionen Menschen aufgezwungen wurde. Statt Streben nach Kultur zynisches Lernverbot. Statt Kunst Gräber, in denen jene ruhen, die ihr gedient haben.

Das einzige, was der Bevölkerung der Tschechoslowakei bleibt, ist das Denken. Und dieses Denken ist letzten Endes darauf gerichtet, wieder die Unabhängigkeit des Landes von den Nazibestien zu erringen.

DER ERSTE MAI VOM HIMMEL AUS

Hallo, Genosse, ich spreche vom Flugzeug aus und möchte dir sagen, wie unser Demonstrationszug vom Himmel aus wirkt. Aber bevor ich dir Meldung erstatte, muß ich dir erläutern, wie ich zu diesem Demonstrationszug gelangte.

Es war nicht so einfach, nach Ruzyně zu kommen, denn wir mußten auf dem Weg nach Ruzyně ununterbrochen haltmachen. Alle marschierten, und keine Organisation ließ eine Lücke, durch die wir hätten schlüpfen können. Und hätten wir irgendeine Lücke gefunden, so hätte uns wiederum kein Spalier den Weg freigegeben. Das Spalier wollte uns nicht für eine Sekunde durchlassen. Die Menschen auf dem Trottoir mußten die Genossen aus Dejvice, Liboc, Bubeneč, Veleslavín und Vokovice – ihre Bekannten – begrüßen, als hätten sie die Genossen heute zum erstenmal gesehen, als wären sie ganz andere, völlig veränderte, heilige Menschen. Als wir endlich auf freie Straße gelangten, kam mir zum Bewußtsein, daß ich quer durch die Geschichte fahre. Was geschah hier im vorigen Jahr, und was geschieht jetzt? Vor einem Jahr gab es hier die Ruzyner Kaserne. Hier befand sich die Studentengaleere, hier haben die Nazis tschechische Studenten hingerichtet, Geiseln ermordet – die besten Menschen. Hier waren die Gebäude des Arbeitsdienstes, wo die Nazis tschechische Männer und Frauen prügelten, hier war ein Flughafen, wohin sie die verhafteten tschechischen Nationalkämpfer brachten. Vor einem Jahr herrschte hier noch Geschichte, schreckliche Geschichte, blutigste Vergangenheit.

Und nun ist alles vorbei, es herrscht die Gegenwart.

Schließlich kam ich in Ruzyně an. Ich rief den Genossen. Ich fragte ihn, ob ich schon ins Flugzeug steigen dürfe. Wie, noch nicht? Ich soll noch warten, bis der Demonstrationszug über

den Wenzelsplatz marschieren wird? Mach doch keine Sachen, inzwischen will ich wenigstens ein bißchen über Prag herumfliegen. Der Genosse Palichleba, Pilot aus Zlín, konnte es auch nicht mehr erwarten. Und so stiegen wir auf, aber das Flugzeug schüttelte uns von links nach rechts, von oben nach unten und von unten nach oben. Palichleba runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf noch mehr als das Flugzeug. Ich muß zurückkehren, schreit er mir zu, und wir kehren zurück. Was ist denn passiert? Die Fahne, die unter unserem Flugzeug eingehängt war, benahm sich nicht gerade freundlich, sie flatterte wie verrückt. Nachdem wir gelandet waren, meinte Genosse Palichleba, sie hätte uns fast in Fetzen gerissen. So haben wir sie abgemacht und fliegen nochmals hoch. Zunächst über den Hradschin und hinunter über den Kleinstädter Ring, wo sich die Leute zur Manifestation der Volkspartei versammeln.

Stellt euch vor, wie die Menschenmengen vom Hradschin hinuntermarschieren, über die Schloßrampe, durch die Ostruhová ulice, wo Neruda seine Kleinseitner Geschichten erlebte. Wie sie sich durch die zickzackförmige Valdštejnská und die Letenská einander nähern und über die Karlsbrücke weiterziehen, um sich vor der Bischofsmütze der Malachitkuppel des hl. Nikolaus zu verstecken. Wir flogen über die Moldau. Jenseits war schon alles voll von nationalen Sozialisten, und die altertümlichen Häuser mit den herrlichen Erkern und die wunderbare Teinkirche, das zusammengeschossene Altstädter Rathaus und das Jan-Hus-Denkmal sind von Menschen, Fahnen und Blumen umringt.

Wir flogen weiter über die Celetná zum Platz der Republik. Auf diesem ernsten, einfachen Raum feiern die Sozialdemokraten ihren Mai, wie sie ihn bereits vor vierzig Jahren gefeiert haben. Damals begingen sie ihn, wie ich mich gut erinnere, auf der Hetzinsel, und alles war von Polizisten und Gendarmen umringt. Wir fliegen über den Heinrichsturm, über Žižkov, über Vinohrady, über Nusle, und dann machen wir einen Bogen zur Žitná hin. Alle Straßen, Plätze und Parkanlagen sind angefüllt mit Menschen. Ich sehe von oben rote Fahnen, rote Tücher, rote Krawatten und rote Blumen, und alles läßt sich von oben erkennen, sogar die uniformierten Soldatentruppen,

und alles marschiert in einer Richtung, auch die Eisenbahn-, Post- und Feuerwehrkolonnen, auch das Kommando des Korps der Nationalen Sicherheit usw. Ich unterscheide Wagen, schwere Wagen mit vorgespannten Stieren, und mir scheint, als hätte ich vor einem Monat in Mexiko ebenfalls Stiere hinter roten Fahnen gesehen. Dort aber war es beim Stierkampf, die Tiere sollten totgeschlagen werden, hier aber dienen sie als Symbol für die Arbeit in der Landwirtschaft. Ich sehe Mädchen und Kinder in Trachtenkleidern, und die silbernen Knöpfe glänzen in der Sonne bis zu uns in den Himmel hinauf, ich sehe kleine Skauten, ich sehe halbnackte „Falken“ und helle grüngelbe Blumen, die die ganze Jindřišská wie Theaterdekorationen füllen. Und ich sehe etwas, worüber wir völlig sprachlos sind: aus lebendigen Menschen zusammengestellte Fahnen. Es sind Frauen mit blauen, weißen und roten Tüchern, die die nationale Trikolore bilden. Ich meine, daß das keiner so schön sieht wie wir zwei, da wir am Himmel fliegen. Ja, sind wir denn nicht im Himmel? Ist nicht jeder im Himmel, wenn ich daran denke, in welcher Hölle wir im vorigen Jahr lebten und wo wir uns heute befinden?

So sieht es hier oben aus, Genosse, und es fällt mir gar nicht ein, schon nach Ruzyně zurückzufliegen. Ich fliege weiter über dem Demonstrationszug. Jetzt wollen wir beispielsweise über Můstek fliegen, wo sich unser Flugzeug schön dankbar und kameradschaftlich vor dem Genossen Gottwald verbeugt.

LIEBER VAŠEK MENGER, MEIN ALTER FREUND UND KAMERAD

Ich stehe hier, um von dir Abschied zu nehmen. Wenn mir in diesem Augenblick das Herz auch weh tut und wenn ich auch fühle, daß wir uns nie mehr sehen werden, so will ich doch nicht sentimental werden. Du hast es nicht gewollt. Sooft ich bei dir in Dobříš, in Strašnice oder im Krankenhaus von Vinohrada war, immer hast du jeden Gedanken an den Tod mit einer abwehrenden Handbewegung weggewischt. Du hast das Gespräch lieber auf die alten Zeiten gelenkt, auf die alten be-

kannten Orte und auf die Gruppe der alten Kameraden, die die lustigste Runde unserer Jugendzeit war, einer Zeit, in der es sich die Menschheit noch erlauben konnte, sorglos und fröhlich zu sein. Und so haben wir, Václav, gemeinsam Rückschau gehalten und sprachen über die besten Vertreter unserer Boheme, über Xena Longenová, unsere temperamentvolle Schauspielerin, über Artur Longen, unseren genialen Regisseur, über Noll, den glänzenden Komiker, über Jindřich Hořejší, jenen einfühlsamen Nachdichter der Pariser Unterwelt, über Hamlet, den Kellner und treuen Gönner der Künstler, sowie über die, die noch leben, aber nur noch eine Handvoll ausmachen, wie Franta Sauer, Opočenský, Mach, Waltner und von der jüngsten Generation Zdena Ančík. Mit einem anderen Kameraden aus dieser Truppe war ich vor einem Vierteljahr bei dir in Dobříš. Bevor wir weggingen, fragten wir den behandelnden Arzt auf dem Korridor, wie es mit deinem Befinden aussieht und wann du wieder gesund sein würdest. Er antwortete, daß der Zustand kritisch sei und daß dein Kampf nicht lange dauern wird. Unser Freund, mit dem wir dich besuchen kamen, war der alte Bouček. Während des ganzen Rückweges weinte er über diese Nachricht. Es ist ihm damals nicht in den Sinn gekommen, daß er einen Tag vor dir sterben würde. Vielleicht triffst du ihn jetzt wieder. Deine große Liebe im Leben war Mánička, deine Frau, von der du immer so zärtlich zu sprechen verstandest und deren du immer mit heiterer Liebe gedachtest. Deine zweite Liebe von Kindheit an bis über den Tod hinaus galt von deinen Freunden dem lustigen Schelm und genialen Künstler Jaroslav Hašek. Deine Augen strahlten stets, wenn du über diesen großen Schriftsteller sprachst. Voller Freude waren deine Augen, wenn du aus Hašeks Nachlaß handschriftliche Prachtstücke vorzeigen konntest. Und wenn die Rede auf sein Jubiläum im nächsten Jahr kam, wenn du mich zur Mitarbeit an der Vorbereitung der Feiern einludst, dann spürte ich in deinen Augen so etwas wie Angst, daß du es nicht mehr erleben könntest.

Lieber Vašek, wir werden weder Hašek noch dich je vergessen!

Mein bester Freund, ich nehme Abschied von dir. Nur einige Worte an jene, die dich ebenso liebten wie ich und die sich schweren Herzens von dir trennen. Was soll ich über dich sagen, da ich nur zu gut weiß, daß du der bescheidenste unter den bescheidenen hervorragenden Menschen warst. Die Bescheidenheit wohnte nicht nur in deinem Herzen, sie zeigte sich ebenso in deinem Äußeren, in deiner Gestalt, in deinem Gang, in deiner Magerkeit, in deinen gutmütigen Augen.

Gerade wegen dieser Bescheidenheit hatten wir dich alle so lieb, wegen deiner Treue zur sozialistischen Revolution, wegen deiner Treue zu den Mitkämpfern des langjährigen Kampfes gegen die Reaktion, wegen deiner Treue zu den alten anarchistischen Gefährten, deren charakteristische Zierde du warst, wegen deiner Liebe zu den schönen Büchern, um deren Herstellung und Verbreitung du dich verdient gemacht hast. Wir bewunderten deine rührende Liebe zur Natur, von der nur deine vertrautesten Freunde wußten und die dich, den alten Prager vom Vyšehrad, zu einem der ausgezeichnetsten Kenner der böhmischen Pilze machte.

Wir liebten dich wegen deiner Güte, die niemand vergessen kann, der das Glück hatte, dein Freund zu sein. Es war eine sprichwörtliche Güte, deren Reinheit sich in alle Winkel unserer Heimat ausbreitete. Noch die kommende Generation wird über den ehrenvollen Lebenswandel des sozialistischen Journalisten Antonín Bouček reden, der eine Zierde seines Standes war, über den ehrenvollen Lebenswandel des legendären Revolutionärs von reinem Herzen.

Boučku, unser Bučinko, ich werde nicht über deine Verdienste sprechen, sie sind allzu bekannt. Ich trage zur künftigen Legende eher eine Erinnerung an eine wenig bekannte Episode bei, die ich nie vergessen werde und die für dich charakteristisch ist. Es war in Berlin, wo du an der tschechischen Ausgabe der „Internationalen Presse-Korrespondenz" gearbeitet hast und wo du mehrere Wochen vor Hitlers Machtantritt verhaftet worden bist. Vor der Gerichtsverhandlung und nach der Verurteilung ging es dir in der Haft sehr schlecht. Die Wach-

leute im Polizeipräsidium haben dich verprügelt, sie haben deinen Bleistiftstummel, mit dem du dir Notizen machen wolltest, voller Wut zertreten, und der Polizeipräsident Zörgiebel hat unser Gesuch, dir wenigstens einen Bleistift und ein Stück Papier zum Schreiben zu bewilligen, brüsk zurückgewiesen. Als man dich dann entlassen hatte und wir deine glückliche Rückkehr feierten, wollten wir wissen, wie es in der Haft gewesen war. Ich erinnere mich, als wäre es heute, wie du es uns erzählt hast:

„Nun, Jungs, aufrichtig gesagt, es war nicht so schlimm. Eigentlich sind die Polizisten ganz anständige Leute." Auf unsere Verwunderung hin, wie du so sprechen kannst, da sie dich doch verprügelt hatten, sagtest du: „Ihr müßt wissen, daß sie von der nazistischen Propaganda gegen Ausländer und Sozialisten nur so aufgehetzt worden sind. Stünden sie unter einem anderen Einfluß, wären aus ihnen vielleicht ganz ordentliche Menschen geworden." Und auf unsere Frage, was mit dem Bleistiftstummel geschehen war, hast du geantwortet: „Für so was gibt es doch Vorschriften. Ich besaß den Bleistift doch eigentlich widerrechtlich und auf eigene Gefahr. Da braucht ihr euch also nicht zu wundern, daß sie gegen mich vorgehen mußten." Na gut, und Zörgiebel – der mußte auch? Worauf du erwidertest: „Schaut, ihr müßt doch begreifen, er hatte Angst, die Nazis würden die Macht ergreifen und sie könnten ihm dann vorwerfen, er sei gegen uns allzu milde aufgetreten."

Das war Bouček. Auch beim Feind suchte er nach menschlichen Eigenschaften.

Nur mit Verrätern kannte er kein Erbarmen. Vorige Woche, als er schon auf dem Sterbebette lag, kam ihn ein Freund besuchen, der äußerlich einem Menschen ähnelte, den Bouček früher einmal gekannt und der später Verrat begangen hatte, und da wollte ihn Bouček hinauswerfen. Erst als der Betroffene näher an Bouček herangetreten war und bewiesen hatte, daß er nicht jener Verräter und Schurke sei, wurde der empörte Bouček wieder zum alten gütigen Bučinka, der sich während des ganzen Besuches bei seinem Kameraden ununterbrochen entschuldigte.

So hat uns nun unser alter Bouček verlassen. Seien wir des-

wegen nicht traurig. Wäre er jetzt unter uns, dann würde er bestimmt sagen: „Nun, Genossen, nur keine Dummheiten, ich habe das nicht gern, führt an meiner Statt die Geschichte der tschechischen sozialistischen Bewegung zu Ende und helft lieber dem Vácha in der Ortsorganisation bei den Černýs in der Vojtěšská, wir haben sie schon in sechs Gruppen geteilt, und jemand von euch muß ihm jetzt an meiner Stelle dabei helfen."

Hoffen wir, daß er im Jenseits wieder mit all seinen alten Bekannten aus den letzten fünfzig Jahren zusammentrifft sowie mit den jungen Genossen, die ihre allzu kurze irdische Wanderung eingedenk ihrer nationalen und kommunistischen Pflicht als Märtyrer auf dem Schafott beendet haben. Unter ihnen werden Fučík, Urx, Šantroch, Kurt Konrad, Krejčí und andere Genossen aus dem „Rudé právo" sein, die ihn gewiß mit den Worten begrüßen: „Ja, was bringst du uns denn, Bučinko?" Und der alte Bouček wird in seiner unnachahmlichen Art brummend antworten: „Was soll ich euch denn bringen, ich habe doch nichts." Worauf der ernste Genosse Šmeral im Namen aller bemerkt: „Wieso hast du nichts, Bučinko? Du hast doch etwas, was nur selten jemand hat, du hast ein goldenes Herz."

REDE IM SCHUHWERK

Ich kann dem Begräbnis von Stanislav Kostka Neumann, den ich stets als großen Dichter, Menschen und als einen Mann von Charakter bewunderte, heute nicht beiwohnen. Deshalb benutze ich die Gelegenheit, um wenigstens mit euch, liebe Freunde, dieses unerschrockenen Kämpfers gegen alle Unterdrücker und Erniedriger zu gedenken.

Als ich gestern die seltene Gelegenheit hatte, mit dem Nationalkünstler Petr Bezruč einen Rundgang durch eure Werkstätten zu machen, gerieten wir selbstverständlich auch ins Gespräch über den soeben verstorbenen Stanislav Kostka Neumann. Auch Petr Bezruč liebte und bewunderte ihn bis zum letzten Augenblick. Ich fragte ihn: „Haben Sie ihn persönlich gekannt?" – „Wir standen nur im Briefwechsel", antwortete Petr Bezruč. „Und Sie sind ihm nie begegnet?" fragte ich noch-

mals, und Bezruč sagte mir: „Nun, seinerzeit sah ich ihn fast täglich, bereits zu der Zeit, da wir im Briefwechsel standen, aber wir haben nie miteinander gesprochen. Ich pflegte als Postbeamter vor dem Postwaggon auf dem Brünner Bahnhof zu stehen und kontrollierte die eingeschriebenen Sendungen. Und allabendlich um elf Uhr ging der geliebte Stanislav Kostka Neumann an mir vorbei. Er kam von der Redaktion der ‚Lidové noviny' auf den Bahnhof, um nach Bílovice zurückzufahren." – „Und warum haben Sie ihn nicht angesprochen?" frage ich ihn, und Bezruč, der große Bezruč, antwortet mir darauf: „Ja, was hätte er, so ein Mensch, denn von mir, einem Postbeamten, der die Rekommandos überwachte, gehabt?"

Ich habe es euch, liebe Freunde, erzählt, um euch zu zeigen, mit welch großer Bewunderung der ältere und bereits damals anerkannte Verkünder des sozialen Kampfes zu Stanislav Kostka Neumann aufblickte.

Wie sollte sich nicht die Jugend, der arbeitende Mensch, wie sollte sich nicht die ganze Nation in demütiger Achtung vor dem Werk und dem Mut des ewigen Sturmvogels Stanislav Kostka Neumann neigen. Stanislav Kostka, der arbeitende Mensch wird dich nie vergessen.

INTERVIEWS

DAS VERBOT DER „GALGENTONI“

Ein Gespräch mit dem Autor

Berlin, 8. November 1922

Ihr Korrespondent hat heute den Dichter Egon Erwin Kisch im neuen Theater „Die Rampe“ am Kurfürstendamm gesprochen, das Frau Rosa Valetti in der nächsten Woche mit seiner Komödie „Letzte Nacht in Castans Panoptikum“ eröffnen wird. E. E. Kisch, der in Gesellschaft seines Freundes Alfred Polgar die Probe leitete, äußerte sich über die eben eingetroffene Nachricht, daß die Aufführung seiner Kabarettszene „Die Galgentoni“ in den Kammerspielen des Wiener Volkstheaters von der Behörde verboten worden sei, folgendermaßen:

„Was ich dazu sage? Das Stück ist in Prag und in Berlin ein paar hundertmal gespielt worden, in Prag monatelang auch jeden Samstag und Sonntag in Nachmittagsvorstellungen zu ermäßigten Preisen. Aber ich kenne das Publikum der Wiener Nachtvorstellung zu wenig, um ohne weiteres ein Urteil darüber abgeben zu können, ob seine Sittlichkeit dadurch nicht doch gefährdet werden könnte. In Berlin hat die erste Garnitur der Theaterkritik über den kleinen Sketch referiert, zumeist in ganzen Feuilletons, deren Tenor war, es sei zu begrüßen, daß *endlich im deutschen Kabarett eine Sache von wirklichem künstlerischem Niveau und sittlichem Empfinden ohne Zweideutigkeit und Zote gespielt werde.* Der Wiener Zensor dürfte mehr von künstlerischem Niveau und sittlichem Empfinden verstehen und Zweideutigkeiten und Zoten besser herausfühlen als Professor Oskar Bie, Emil Faktor, Paul Wiegler, Julius Bab, Alfred Döblin, Max Brod, Stefan Großmann und die vielen anderen, die sie nicht fanden.“

„Haben die rechtsstehenden Blätter nicht gegen das Stück Protest erhoben?“

„Zur Premiere waren auch die monarchistischen, alldeutschen und Zentrumsblätter geladen und haben ausnahmslos günstig referiert. Im reaktionären ‚Tag‘ erschien sogar ein begeisterter spaltenlanger Artikel.“

„Wie erklären Sie sich die Gründe des Verbots?"

„Soviel ich von hier aus beurteilen kann, steht es vielleicht mit dem vorhergegangenen Konflikt zwischen Burgtheater und der Direktion der Kammerspiele in Zusammenhang. Direktor Paulsen hat erklärt, Frau Senders keinesfalls als Galgentoni in einem anderen Theater auftreten zu lassen, und Frau Senders hat erklärt, daß sie jedenfalls diesen kleinen Kabarettsketch spielen werde. Diesen Konflikt hat die Polizei wohl auf bestimmten Einfluß hin durch ein Verbot aus der Welt zu schaffen versucht – auf Kosten des Autors und seines Stückes, das eventuell auch ein Kunstwerk sein könnte. Aber die Burgtheaterdirektion wird sich wohl eine derartige Einmischung einer auch ihr unliebsamen Institution, ein Eingreifen der Zensur, verbitten. Da sich das Burgtheater ohnedies für meine Komödie ‚Die gestohlene Stadt' zu interessieren scheint und mich also als Schriftsteller irgendwie anerkennt, könnte Direktor Paulsen jetzt Frau Senders zur Mitwirkung an der kleinen Groteske freigeben, die doch zugunsten der Altpensionisten des Burgtheaters gespielt werden soll, und dann müßte auch die Polizei ihr blamables Verbot kassieren."

„Sind Sie, Herr Kisch, durch das Verbot sehr geschädigt?"

„Wissen Sie, die ‚Galgentoni' ist eine Bagatelle, die mir weder der Berliner Begeisterung noch der Wiener Affäre wert erscheint; wenn ich auch selbst zugeben muß, daß sie ehrlich gemacht und in der Wirkung originell ist; in einer Stadt, in der man bisher künstlerisch noch nicht gewertet worden ist, würde man lieber mit einer anspruchsvolleren Sache debütieren. Allerdings: Eigene Gestalten von Künstlern wie Frau Tini Senders und Heinrich Eisenbach verkörpert zu wissen wäre ein Grund zum Stolz. Die ‚Galgentoni' geht nun bald in Paris im ‚Olympia' mit Madame Mistinguett in der Titelrolle (übersetzt von dem Wien-Pariser Benno Vigny), in der Taverna rossa in Mailand und in Prag, nunmehr auch deutsch, mit Frau Pepi Kramer-Glöckner in Szene. Bedauerlich ist nur, daß ich noch von nirgendwo Tantieme-Vorschuß bekommen habe und mir leider auch Direktor Siegfried Geyer schwerlich den Vorschuß auszahlen wird, bevor das Zensurverbot aufgehoben ist. Oder doch?"

EGON ERWIN KISCH DEBATTIERT ÜBER RUSSISCHE PRESSE

Kisch, eben aus Rußland angekommen, frisch, mit kurz geschorenem Kopf, erzählt, schildert, ereifert sich. Um ihn herum ein halbes Dutzend Journalisten, gute Freunde, Gesinnungsfreunde.

Das Gespräch geht über tausenderlei Dinge hin: Eisenbahnen, obdachlose Kinder, rote Kursanten, Wolga und Kaukasus, Borschtsch und Schaschlik. Aber dann ist man auf einmal bei der Pressefreiheit angelangt. Das Thema interessiert alle, und die vorher zerstreute Debatte wird mit einemmal zum Generalangriff aller übrigen auf Kisch:

„So ein Unsinn! Pressefreiheit in Rußland! Jedes Kind weiß, daß dort marxistische Meinungsdiktatur herrscht!"

Kisch: „Quatschen Sie doch nicht so blödes Zeug. Was heißt denn *Pressefreiheit* bei uns? In Rußland weiß jeder Mensch, der eine Zeitung in die Hand nimmt, wessen Interessen dort vertreten werden: die des kommunistischen Staates. Das ist kein Geheimnis.

Aber wer weiß es im Westen? Nicht einmal der Redakteur. Der Korrespondent beeinflußt und wird beeinflußt, der Herausgeber beeinflußt und wird beeinflußt, mit der Administration, den Nachrichten-Agenturen, den Anzeigen-Abteilungen ist es nicht anders. Von allen Seiten her wirken tausend politische, wirtschaftliche und private Interessen ein. Kein Mensch kennt sich da aus, und wer sich auskennt, kann nichts dagegen machen. Vor Jahren erschien das Tagebuch des ehemaligen zaristischen Chefredakteurs Suworin. Darin hatte er täglich das Gegenteil von dem eingetragen, was er in den Leitartikeln der ‚Nowoje Wremja' verkündet hatte. Damals sagte mir ein ehrlicher Berliner Chefredakteur, in seinem ganzen Leben habe er nie schreiben dürfen, was ihm wichtig gewesen sei: Nichts gegen die Beamten als Feinde des Staates, nichts gegen die Professoren als Schädlinge der Wissenschaft, die Flachköpfe von Abgeordneten, nichts gegen die Banken als Vernichter der Wirtschaft; und nichts – gegen die Verlage, gegen das Meinungsmonopol der großen Zeitungsbetriebe."

„Aber Kisch, das darf man doch in Rußland auch nicht schreiben!“

„Natürlich darf man das auch in Rußland nicht schreiben! Aber dort gibt ja auch niemand vor, oppositionell zu sein! Man braucht das nicht. Man schreibt dort für den Staat, der man selbst ist, und nicht für eine amorphe Leserschaft und für amorphe Interessengruppen. Der Redakteur ist selbst der staatliche Zensor ...“

„Aber Kisch, Kisch, was reden Sie für Unsinn! In Rußland gibt's doch eine viel schärfere Zensur als im Westen, es gibt dort ...“

„Die Zensur der Partei? Das ist doch vollkommen in Ordnung. Soll jedes Tinterl Kriege hervorrufen dürfen, weil es zufällig einen Redakteurposten gefunden hat? Soll jeder Zeilenschinder inappellable Urteile fällen dürfen, nur weil er stilistisches Talent hat? Aber ... bis zur Entscheidung der Partei kann jeder urteilen, wie er will. Was machen die satirischen Blätter Moskaus, ‚Krasnij Perez‘ oder ‚Krokodil‘, für Ausfälle gegen die Sowjet-Bürokratie oder gegen das Privatleben einzelner Funktionäre! Das geht weit über das bei uns erlaubte Maß von Kritik hinaus. Eberts berühmte Badehose war eine Kleinigkeit dagegen. Kolzow und Sosnowski haben mit ihren Feuilletons die Auflösung ganzer Ämter hervorgerufen, Schulreformen veranlaßt usw ... Auf der anderen Seite hat das Heer der Bauern- und Arbeiterkorrespondenten Bresche geschlagen in die Autokratie der Journalisten. Es hat die Welt der Fabriken, der Dörfer, der Jugendverbände und der Armee für die Publizität erschlossen, es kritisiert ...“

„... vielfach falsch, denn es sind meist Ungebildete!“

„Jawohl, Ungebildete, und deshalb schreiben sie *Fakten*! Sie können keine unsinnigen Urteile durch scharfsinnige Beweisführungen stützen, sie können keinen Schmus machen ...“

„... Keinen Schmus, ganz richtig! Aber drucken die Blätter denn nicht jeden Versammlungsschmus im Wortlaut?“

„... Auch den der schärfsten, vernichtenden Oppositionsredner!“

„Schön, aber wir sprechen vom Journalismus. Ist eine solche naive Protokollführung journalistisch zulässig?“

„Nein, das ist sie nicht. Ein guter Journalist muß imstande sein, eine dreistündige Rede in fünfzig Zeilen erschöpfend zu referieren. Diese langen Würste von Protokollen sind gerade einer der Übelstände, der die vollständige Entwicklung der russischen Tagespresse noch verhindert. Wird schwer zu beseitigen sein. Ebenso die zahllosen Zeitschriften, die von Ämtern herausgegeben werden, damit die Beamten ihren Schriftstellerehrgeiz befriedigen und Honorar bekommen können."

„Warum glauben Sie, daß das schwer zu beseitigen sein wird?"

„Weil diese langatmigen Publikationen – zu denen natürlich die beneidenswert ausgezeichneten Revuen von der Art ‚Petschat i Revoluzije' nicht gehören – in das Politisierungsprogramm eingereiht werden. – Die Formel: *Kommunismus ist gleich Marx plus Elektrizität* ist leichter aufgestellt als aufgelöst. Das Staatsinstitut für Journalisten (Gewerkschaft der Schriftsteller) ist sicherlich die interessanteste Zeitungsschule der Welt; es erzieht unter anderem Journalisten für Sprachgebiete, die noch keine Literatur, ja zum Teil noch kein Alphabet besitzen. Auch in diesem Institut bemerkte ich die beiden Tendenzen: Marx und Elektrizität. Die einen studieren die illegalen Flugschriften der Revolution, stürzen sich in Marx, Engels und Lenin, vergöttern Bucharin, arbeiten über ‚Staatskapitalismus oder Staatssozialismus'; die anderen sind leidenschaftliche Reporter, schreiben Aufsätze über Fabriken, interviewen den ausländischen Kollegen über das Ruhrrevier, bauen Radioapparate, photographieren wie die Irrsinnigen und träumen von einer Zeitung, die ein gedruckter Film sein soll."

„Und was wird dabei herauskommen, lieber Kisch?"

„Das weiß ich nicht, aber jedenfalls keine Presse, die weder Marx noch Elektrizität enthält, keine Presse, die mit vagen Formulierungen, täglich wechselnden Stimmungs-Leitartikeln und geistvollen Plaudereien vollgestopft ist – wie die eure."

Axel Eggebrecht

Egon Erwin Kisch ist in Prag in dem uralten Hause „Zu den zwei goldenen Bären“ am Rande des Prager Ghettos geboren. Er hatte kaum gehen gelernt, und schon trieb er Bubenstreiche. Alte und also sehr weise Juden schüttelten beim Anblick dieses Knaben ihre grauen Köpfe und prophezeiten ihm eine böse Zukunft.

Ihr ehrendes Andenken bewahrend, können wir ihnen einen prophetischen Sinn nicht absprechen. Sie behielten recht. Aus dem Burschen wurde nichts Anständiges. Er ist immer noch der alte Prager Gassenjunge, wenn wir nicht den Ausdruck Spitzbube verwenden wollen. Am weitesten hat er es im Leben zum Korporal gebracht. Er diente im Piseker Regiment. Aber unmittelbar darauf wurde er degradiert und eingesperrt.

Als er Feuilletons aus Prager Spelunken, Kneipen und menschlichen Endstationen zu schreiben anfing, schüttelten die alten Juden aus der Gallusgasse und Umgebung ihre weisen Köpfe und sagten: „Um gesund zu bleiben, Herr Natscheradetz, ob es der Junge selbst geschrieben hat?! Bestimmt hat er's seinem älteren Bruder gestohlen ...“

Egon Erwin Kisch war in Wirklichkeit immer ein sehr fleißiger Mensch. In der Nacht tanzte er Tango mit der Revoluce in Waltners „Montmartre“, und wenn er dort gerade nicht tanzte, trieb er sich mit Hašek in Žižkov herum, am Tage spielte er den Redakteur – wo nahm er die Zeit her zum Schlafen und zum Schreiben? Heute hat er eine ganze Reihe von Büchern hinter sich, die immer gleich vergriffen sind.

Bis zum Ausbruch des Krieges lebte er in Prag, im Krieg trieb er sich in Serbien und in den Karpaten herum, dann gelangte er ins Pressequartier nach Wien, von wo er den tschechischen Hochverrätern französische und englische Journale ins Café Central brachte – während des Umsturzes stellte er ganz Wien auf den Kopf, und schließlich ging er nach Berlin.

In den vergangenen Tagen weilte er – wieder einmal nach drei Jahren – in Prag. Man hat sich geradezu um ihn gerissen.

„Egon, ich hätte gern ein Interview für ...“

„Ein Interview? Bist du verrückt?"

Und so räche ich mich an ihm, indem ich aus der Weinstube „Kumanovo" oder „Unterm Turm" folgendes verlauten lasse:

Elf Uhr nachts – in der Tür Franta Sauer in seinem hundertjährigen schwarzen Sakrafrack (genannt „Sarg"), hinter ihm Kisch mit Xena Longenová (was wäre Egonek in Prag ohne die Tonka Šibenice, ohne die Revolutionärin Fritzi aus dem „Obersten Redl", ohne Fräulein Gizy aus dem „Salon der Frau Goldschmied", ohne Frau Máry, der Frau des „Ferda Mestek de Podskal"!), und so sitzen wir an einem großen und breiten Tisch in der Schankstube, man erzählt überstürzt . . . „Du lieber Gott, Franta Sauer!" Zuletzt saß Kisch mit ihm in der Gaststätte „U Kamenických" in Žižkov, und beide hörten andächtig zu, wie Hašek die Malereien eines ungeschickten Zimmermalers wissenschaftlich deutete . . . Kisch kann sich noch erinnern. Dann wird von Wien und Moskau – von Paris, von Tiflis und Amsterdam erzählt . . . Kisch kennt sich überall aus, nur das neue Prag „will ihm irgendwie nicht in den Kopf".

„Prag? Literatur: Ich kannte in Prag drei Genies", sagt er. „Jaroslav Hašek. 1906 schrieb ich über ihn, er sei größer als Mark Twain. Dafür war ich gezwungen, Hašek zehn Kronen Schmerzensgeld zu zahlen, und die übrigen beschimpften mich, ich hätte keine Ahnung, was ein Genie sei. Der zweite: Franz Kafka, in Deutschland noch lange nicht anerkannt und am wenigsten in Prag. Der dritte: Jiří Wolker, dessen Gedichte ich auswendig kenne. Sehr viele haben glänzendes Talent: Vančura. Ich kenne ihn bisher nur aus Proben, aber nach Berlin nehme ich seine Romane mit. Čapek-Chod. Ein großer Romanschreiber, der leider aus seinen sozialen Betrachtungen noch keine Konsequenzen zog. – Ivan Olbracht. Ihn bringt zu seinem Unglück die journalistische Arbeit um. Karel Toman. Von ihm lese ich andächtig jeden Satz. Ich habe hier Kameraden, die mir seine Bücher schicken. Ich liebe Bezruč, dessen Ende jedoch ist für mich ein Problem, das ich nie lösen werde. Josef Hora. Ein großer Dichter und zugleich ein Charakter . . . Seifert. Ein sehr lieber Bursche . . ."

Das Gespräch gleitet ab . . .

Franta Sauer: „Kisch, du kennst wenig Sachen. Kaufe Litera-

tur von mir, ich bekomme davon zehn Prozent, ich schicke dir alles."

Kisch: „Schicke mir die ‚Erinnerungen des Scharfrichters Mydlář'."

Meine Frau: „Den ersten Band könnte ich dir geben."

Kisch: „Wenn du die Provision an Sauer zahlst, könnte man darüber sprechen."

V. Menger: „Morgen mußt du mir die Bücher signieren, ich habe etwa fünfzehn Stück."

Kisch: „Mach das nicht. Meine Bücher ohne meine Unterschrift stellen eine bibliophile Seltenheit dar."

Ich: „Was sagst du zu Longen, daß er sein Leben in der Landwüste verbringt wie Ovid?"

Kisch: „Das Dorf ist gesund, weil sich die Leute dort nur einmal wöchentlich betrinken. Das ist sehr zuträglich."

Irgend jemand: „Meister, was haben Sie jetzt unter der Feder?"

Kisch: „Sch . . ."

Der „Irgend jemand" ist beleidigt.

Kisch: „Entschuldigen Sie, ich bin in der Meisterschaft in Prag noch nicht bewandert."

Hora: „Sch . . . ist ein literarisches Wort, seit es Fráňa Šrámek in die Literatur eingeführt hat."

Man spricht über alles mögliche und unmögliche, und dazwischen erklingt in Richtung Kisch Sauers Refrain: „Das schicke ich dir auch. Bekomme davon zehn Prozent." Und Xena L.: „Schick's ihm nur. Weißt du, hauptsächlich Kinderliteratur. Und vergiß nicht das Kochbuch von der Rettigová, daß er auch etwas davon hat."

B. Mathesius: „Schreib mir etwas für das ‚Neue Rußland'. Wen liebst du am meisten?"

Kisch: „Gladkow und die Sejfullina."

Frau Menger: „Sie lieben auch die Sejfullina? Mein Mann ist ganz vernarrt in sie."

Kisch: „Von allen kleinen Möpsen habe ich sie am liebsten."

Durch die Weinstube „Kumanovo" fliegen Namen der Weltliteraten, Einfälle, Witze, dazwischen Knalle – man trinkt den „Žilavka" –, hier herrscht wirklich die Atmosphäre des rasen-

den Reporters, der zum internationalen Reporter geworden ist, nachdem ihn der selige Antonín Macek in die tschechische Literatur eingeführt hat als den charakteristischen Typ des Prager Menschen und Sozialironikers. –

Nach ein Uhr: Wir sind in der „Chaloupka", wo Egon den „šlapák" tanzt . . .

Übermorgen fährt Kisch nach Breslau; ihm steht eine Tournee durch deutsche Radiostationen bevor. Und wohin dann? Vielleicht nach Australien. Aber zu Hause wird er immer nur in Prag sein. Auf Wiedersehen, Kamerad!

Karel Nový

DER RASENDE REPORTER ÜBER DEN FILM VON HEUTE

Aus einem Gespräch mit Egon Erwin Kisch

Meine ursprünglich feindselige Einstellung zum Film hat sich geändert, seit ich den Russenfilm „Mutter" gesehen habe. Der Film stellt die großartigste Leistung dar, die die Kinematographie hervorgebracht hat. Der tiefe Eindruck, den dieses Meisterwerk hervorrief, wirkte auch befruchtend auf die Literatur. Schriftsteller, die schon lange schwiegen, haben wieder an der Darstellung des Lebens Gefallen gefunden. Dieser Film wird niemals mehr erreicht werden, und ich staune, daß er bisher in der Tschechoslowakei noch nicht vorgeführt wurde.

Aus der deutschen Produktion dieses Jahres möchte ich besonders zwei Filme hervorheben: „Die Weber" lassen deutlich erkennen, daß der Deutsche etwas vom „Potemkin" gelernt hat. Es ist erfreulich, statt der üblichen kußgespitzten Rosenmädchen endlich wieder einmal die Gestaltung sozialer Probleme auf der Leinwand zu sehen. Der zweite Film, „Die Hose", ist eine Verspottung des Spießer- und Kriechertums, wie sie seit George Grosz noch nicht gezeigt wurde. Leider ist in diesem Film ohne zwingenden Grund eine Episode mit einem Prinzen eingefügt, die bei Sternheim nicht vorkommt, wahrscheinlich eine Konzession an das Publikum, bestimmt aber ein Faustschlag gegen den guten Geschmack. Werner

Krauss als Maske halte ich für die größte filmschauspielerische Leistung überhaupt.

Der Ruttmann-Film „Berlin, die Sinfonie einer Großstadt" will das auf die Leinwand projizieren, was ich seit Jahren in der Literatur versucht habe: die konstruierte Handlung durch einfaches Tatsachenmaterial zu ersetzen, die Spannung durch kontrapunktorische Gegenüberstellung von sozialen und ästhetischen Gegensätzen herzustellen. Ich habe den Film nicht ganz gesehen, aber einige Partien, wie zum Beispiel die Einfahrt des Zuges in Berlin, sind meisterlich in der Idee. Auch der Rhythmus der Maschinen kommt gut heraus, leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen, beispielsweise eine Fabrik in Betrieb filmisch festzuhalten.

Meiner Ansicht nach kann man einen Film nicht aus der Idee der Handlung heraus schaffen, sondern aus filmisch geeigneten Tatsachen oder aus einer besonderen Eigenschaft vorhandener Darsteller. Die erste Art repräsentieren die Russen, die letztere die Amerikaner, bei denen das Szenario unwichtig, aber die Chaplin, Fairbanks, Lloyd, Gish und Keaton um so wichtiger sind.

Die Lubitsch-Filme sind in diesem Sinn nicht amerikanisch, aber sie sind auch nicht europäisch, weil sie nicht kitschig sind. Amerikanisch sind außer den Stars die großen Abenteuer, von denen ich zwei besonders liebe: „Der Überfall auf die Virginiapost" und „Die Insel der verlorenen Schiffe".

In dem Film „Chang", den ich vor kurzem in Berlin sah, steckt die ehrliche Arbeit mehrerer Jahre. Er ist sehr aufschlußreich, trotzdem einige Szenen offenkundig gestellt sind. Ich bin gewiß nicht sentimental, aber es hat mir doch leid getan, daß so prächtige Exemplare von Tigern und Leoparden dem Kameramann zuliebe getötet wurden.

Große Erwartungen knüpfen sich an den Film „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", den Eisenstein in Moskau dreht. Das Buch von John Reed ist ein journalistisches Meisterwerk, und ich bin sehr stolz darauf, für die deutsche Neuausgabe die Biographie Reeds und die Analyse dieser prachtvollen Reportage schreiben zu können.

Der Film „Die Vorbestraften" ist insofern sehr verdienstlich,

als er eine Seite des Strafvollzuges, nämlich den Makel, der dem ehemaligen Zuchthäusler anhaftet, ins Jupiterlicht stellt. Aber man soll einen Film „Die Bestraften" folgen lassen, in welchem man zeigt, wie die Tyrannei der Strafanstaltsdirektoren und Zuchthausbeamten die Gefangenen dem seelischen und physischen Selbstmord in die Arme treibt. Mit meinem Buch über Max Hoelz beschäftigt, war ich entsetzt über das, was ich über diese mittelalterlichen Torturen erfuhr. Ich hätte nicht geglaubt, daß das auch in anderen Zuchthäusern möglich ist, wenn ich nicht durch die Publikation eines Strafanstaltsdirektors darüber belehrt worden wäre, daß es anderswo nicht besser ist.

Von tschechoslowakischen Filmen kenne ich leider keinen. Die Bemühungen, die „Tonka Šibenice" und den „Mädchenhirt" zu verfilmen, konnte ich nicht unterstützen, weil mir hinsichtlich der Darstellung keine genügenden Garantien geboten werden konnten. Als Darstellerin der Tonka Šibenice, die ich für ein ausgezeichnetes Sujet halte, kommt nur eine Schauspielerin in Betracht, Xena Longenová, die meinem Stück auf der Bühne zum Triumph verhalf.

Der Film „Die Frauengasse von Algier", in dem ich bekanntlich eine Rolle spiele, ist in erotischer Beziehung mutig gestaltet. Die Regie Hoffmann-Harnischs ist äußerst bewegt, doch kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er meine darstellerische Kraft nicht entsprechend ausgenützt hat. Das hat mich veranlaßt, meinen Namen auf den Plakaten und auf den Titeln, wiewohl diese schon fertiggestellt waren, streichen zu lassen, wodurch Herrn Hugenberg ein nicht unbeträchtlicher Schaden erwuchs. Übrigens hat mir die Teilnahme an der afrikanischen Filmexpedition auch sonst Scherereien verursacht. Der harmlose Umstand, daß ich mich mit einer Diva photographieren ließ, gab Anlaß zu allerlei Gerüchten, die den Ehemann bewogen, mir eine Forderung zu schicken. Das bereits anberaumte Duell wurde im letzten Augenblick nur durch den glücklichen Zufall vermieden, daß der Gatte nach Paris und ich nach Prag fuhr.

sbg.

E. E. KISCH ÜBER NOLL UND XENA LONGENOVÁ

-kk- Egon Erwin Kisch, dem wir nicht schmeicheln wollen, wenn wir ihn als berühmten Reporter bezeichnen – er ist es nach eigenen Worten eher auf Grund von Anekdoten geworden als auf Grund von Tatsachen –, wohnt mit seiner Mutter in einem der ältesten Häuser der Prager Altstadt, genannt „Zu den zwei goldenen Bären", und das obendrein nur sehr selten, da er – wie seine Mutter sagt – Prag zwar liebt, aber es ist ihm zu klein. Wie unter Journalisten üblich, besuchten wir ihn als alten Bekannten, um nur mal so zu fragen, wie es ihm geht und was er treibt. Doch nun tut es uns leid, weil Kisch nach durchwachter Nacht schlafen will, und am liebsten möchten wir wieder verschwinden. Aber weggehen dürfen wir nicht – und so erklären wir, daß wir nur die Zigarette rauchen werden, die er uns angeboten hat.

Er ist noch immer der stramme Kerl, nur der Bauch verrät, daß er bereits in die Jahre gekommen ist, in denen andere seiner Kollegen treusorgende Väter sind. Ansonsten aber ist er der gleiche Bursche, der es an allen Fronten mit der sozialen Not aufnahm und der das Leben eines Detektiv-Kriminalisten führt. So ist es kein Wunder, daß wir binnen kurzem darüber sprechen, worüber ganz Prag spricht.

Nach einer Weile kommen wir auf Karel Nolls Tod, und er erklärt uns: „Ich bin Leuten begegnet, die dabei waren, als Karel Noll in einer Wein- und Kaffeestube ernstlich verletzt wurde. Es tat mir leid, denn die Täter wußten, daß es sich um einen tschechischen Schauspieler handelt, der die Figur des Švejk verkörpert hat."

So gedachten wir des tragischen Todes von Kischs Freund.

Mit Xena Longenová verlor Kisch ebenfalls seine beste Freundin. In Antwerpen erfuhr er von ihrem Tod, jagte im Flugzeug nach Berlin, und erst durch seine Mutter erfuhr er, nach endlosen Telefonaten mit Prag, wann Xena begraben wird. Er traf noch rechtzeitig ein und bleibt bis morgen wieder in Prag. Der Mutter scheint es, als komme Egon zu selten hierher. Ihm sei die Welt lieber als das kleine Prag, obwohl er es so lieb hat.

„Das habe ich", antwortet Kisch, „und wie. Bin ich denn jemals länger zu Hause? Ich möchte Prag genießen, aber ich fliege ja wieder weg." Der Reporter verrät uns, daß es diesmal eine Reise nach Amerika sein wird.

„Aber zieht daraus keine Schlüsse, es ist nur ein Projekt. Man muß es sich zuerst überlegen, wenigstens ein bißchen, bevor man sich daranmacht, seine Zahnbürste einzupacken. Wissen Sie, ich möchte alles auf der Welt sehen, aber . . ."

„Was für ein Aber?"

„Ihr solltet lieber nicht fragen, Jungs, Wien will ich nicht mehr sehen. Ich mochte Wien schon vor dem Krieg nicht, es ist eine parasitische Stadt, und überhaupt, was soll ich euch sagen . . ."

Im Gespräch über Wien erfahren wir, daß er lieber eine Reise um die Welt machen würde, als ohne Grund nach Wien zu fahren. Nachdem er alle europäischen Städte aufgezählt hat, besteht Kisch darauf, daß Berlin nach Prag am schönsten sei. Dort wohnt er, dort lebt er drei Tage in der Woche und arbeitet fleißig für die deutsche Presse. Zehn Aufsätze im Monat muß er schreiben, um so leben zu können, wie es ihm zusagt, und er muß sie so schreiben, daß er mit sich zufrieden sein kann.

Für tschechische Zeitungen zu schreiben hat er keine Lust, es lohnt sich auch nicht. In Deutschland zahlt man für einen Beitrag soviel in Mark wie bei uns in Kronen. Er rät uns, bald zu ihm nach Berlin zu kommen. Dort würden wir eine Bibliothek zu sehen kriegen, gegen die jene in seiner Prager Wohnung rein gar nichts sei. Es handelt sich um eine kriminalistische Bibliothek, denn dem Studium der Kriminalistik hat Kisch einen Teil seines Lebens gewidmet. Schließlich kommt unser Gespräch auf die letzte Sensation, den Prozeß Klepetář und Michálko, und Kisch verrät uns, daß er für Berliner Blätter eine Studie zum Prager Prozeß schreiben will.

„Wenn ich damit fertig bin, schick ich's euch. Wenn's die Zensur freigibt, könnt ihr's abdrucken. Ich denke, es wird interessant sein."

Wir zünden uns die zehnte Zigarette an, als wir uns endlich von Egon Erwin Kisch verabschieden, einem der besten Prager

und europäischen Reporter, dem wir je begegnet sind. „Aber es ist das erste Mal", behauptet Kisch, „daß mich jemand in ein Gespräch verwickelt, das von Anfang an für eine Zeitung bestimmt war."

„Aber wenn's für das ‚České Slovo' ist, meinetwegen."

Kisch erinnert sich, wie er mit dem Syndikus Pichl Journalistik trieb, wie er mit ihm und vor allem mit Cyril Dušek das Journalisten-Syndikat gründete und, überhaupt, wie er vor vielen Jahren Zeitung machte und welche Erfahrungen er auf diesem Gebiet gesammelt hat.

„Das sage ich euch aber nicht mehr, am Freitag spreche ich in Berlin im Rundfunk über die Praxis des Reporters, hört es euch an. Ich werde an euch Prager Journalisten denken."

Wir gehen los, während Kisch bereits im Bett liegt. Der arme Kerl ist erst in der Früh nach Hause gekommen. Er hat in Prag so viele Freunde, daß er noch am Abend einen Rundgang durch die heutzutage nur mehr erlaubten Lokale machen muß.

EGON ERWIN KISCH ÜBER XENA LONGENOVÁ, PRAG, JAROSLAV HAŠEK, DIE BOHEME, LITERATUR, REPORTERTUM – UND EIN WENIG ÜBER SICH SELBST

Gespräch

Wie aber anfangen? – Kurz und gut, in Brüssel bekam ich eine kurze Todesnachricht. So flog ich nach Berlin. Hier ließ ich mich telefonisch mit Prag verbinden, in Burians Theater war aber niemand mehr, ich rufe in Burians Wohnung an – nichts, ich bitte die Fräulein in der Zentrale um Information, wann das Begräbnis stattfindet, sie wissen's nicht. So rufe ich die Mutter an. Also Dienstag. Ich war schrecklich ergriffen, wenn ich es auch erwartet hatte. Weiß ich doch, daß in Prag jeder, soweit er kein Parnassien ist, Selbstmord begehen muß. Es ist eine Schande, daß der teure Fráňa Gellner so wenig bekannt war, daß niemand vom Regiment sein Grab bezeichnen konnte, und daß man Wolker auf der Strecke sterben ließ; Karel Noll hat man angeblich damals auch nicht „erkannt". Ich er-

innerte mich an eine Szene aus dem Otschered in Rußland. Wir standen vor dem Tanzsaal „Schlange nach Karten", etwa vierhundert bis fünfhundert Menschen. Plötzlich geht die Nachricht durch die Menge, der junge Tschechow sei gekommen. Man ließ ihn durch ein Spalier als ersten zur Kasse.

Wir werden im Verlag „Pokrok" einen Xena-Longenová-Almanach herausbringen. Persönliche Erinnerungen, Proben aus Essays, die wohl der Grund waren, daß sich die Leute vor der Longenová fürchteten. Dort werde ich schreiben, was ich ihr verdanke. Für die Tonka Šibenice gab es auf den großen deutschen Bühnen einfach keine Darstellerin. Allein die Xena war ein Typ, dem man glaubte, der durch seine Überzeugungskraft zu überwältigen verstand.

Ich bin jetzt – zu Xenas Begräbnis – das erste Mal seit fünf Jahren wieder in Prag. In Prag sind bessere Menschen, in Berlin bessere Verhältnisse. In Berlin gibt es kein Militär. Das Militär hatte einen großen Einfluß auf die Umwelt und hat ihn zum Teil bis heute: auf die Presse, das Theater, die Zensur, das Radio. Es ist begreiflich, daß ein Staat, der über ein großes Militär verfügt, die Popularität eines Soldaten nicht gerne sieht, der durch passive Resistenz imstande wäre, die Front zu zersetzen. Ich sage nicht, daß die Behörden unrecht hätten. Im Gegenteil. Aber Švejk ist auch ein Stück Wahrheit. Welche Wahrheit wird siegen?

Der Haß gegen Hašeks Person ist schon sehr alt. Es liegt in der Natur kleiner Nationen, daß sie ängstlich die Einfuhr aus dem Ausland überwachen und Eigenartiges ablehnen. Im Jahre 1906 schrieb ich, Hašek sei mir lieber als Mark Twain. Man beschimpfte mich, daß ich die gesamte tschechische Literatur, wenn nicht gar die Nation besudle. Es gab viele Auseinandersetzungen, und eine besonders scharfe endete in unserem kleinen Café fast schon mit meinem Sieg, als plötzlich Jaroslav Hašek in der Tür erscheint, sich auf den Standpunkt meiner Feinde stellt und zu brüllen anfängt: „Für eine solche Beleidigung der tschechischen Literatur verdientest du eine tüchtige Ohrfeige." Erst ein Bier beruhigte ihn wieder. Es würde furchtbar lange dauern, alle Anekdoten aus Hašeks Affären erzählen zu wollen – seine Geschichten und die Geschichten über ihn

– das wäre ein Lebenswerk. Auf meinem Schreibtisch in Berlin liegt das Original seines Telegramms aus Deutsch-Brod, eins seiner besten Stücke. Er ließ sich dort schon allzulange aushalten, mit jedem schloß er Freundschaft, jeden pumpte er an – man konnte ihn nicht loswerden –, und da bekomme ich ganz plötzlich ein Telegramm: „Schicke jüdische Ausdrücke. Ich gebe mich hier für einen Zionisten aus."

Als ich 1913 Prag verließ, hatte ich den Plan, ganz Prag durch Reportagen zu ergründen. Insgesamt fünfzig Themen verteilte ich an fünfzig Journalisten. Ich fand keinen einzigen, der meine Prager Entdeckungen fortsetzen wollte. Ich will nicht sagen, daß das, was ich tat, eine besondere Fähigkeit und daß die Haltung der anderen deren Unfähigkeit bewiesen hätte. Der Grund ist ein anderer. Das Verhältnis eines Tschechen zu Prag ist – ich würde sagen – respektvoll, etwa wie das eines gläubigen Katholiken zur Beichte und zu den Sakramenten. Sowohl Meyrink als ich mußten Prag sehr lieben, um darüber schreiben zu können, aber zugleich brauchten wir sehr viel Mut dazu.

Ich denke, daß es auch heute, wie zu unseren Zeiten, eine Boheme gibt, muß jedoch hinzufügen: eine unzeitgemäße. Als wir durch die Kneipen bummelten, gab es keine sozialen Probleme, es gab keinen Krieg mit Toten, und wir konnten uns „einem derartigen Libertinismus und Hedonismus hingeben". Sollten die jungen Dichter heute die Trunksucht als Heldentum ansehen, so würde ich ihnen Desertion zur Last legen; mögen sie mir meinetwegen Spießbürgertum vorwerfen.

Ich selbst lasse die Literatur sein, wenn es mir nicht gelingt, eine Revision des Urteils über Max Hoelz in Deutschland herbeizuführen. Der Fall ist bekannt. Die Bemühungen um Wiederaufnahme des Verfahrens scheitern am Justizapparat, zum Teil auch an der Rachsucht der deutschen Bourgeoisie.

Was ich über die Boheme und die Nachkriegszeit gesagt habe, das gilt auch von der Literatur und dem Reportertum. Vor dem Krieg konnte den Reporter das Schicksal eines Mädchens interessieren, das keinen Geliebten hat, und er konnte diesen Fall psychologisch ins Künstlerische hinaufschrauben.

Heute jedoch, nachdem wir kollektive Tragödien erlebt haben, gilt es, die Verhältnisse zu erforschen, die zu der Weltkatastrophe führten, und dann die Verhältnisse, die auf Grund der Weltkatastrophe eingetreten sind. Die Wissenschaft wird sich damit erst nach fünfzig bis hundert Jahren befassen. Wir aber waren Zeugen, und so sollten wir wahrheitsgetreu berichten.

Ich denke nämlich, daß Zolas Roman „La Débâcle", dessen Auflage mehr als zweihunderttausend Exemplare betrug, dazu beigetragen hatte, daß Frankreich nüchtern, ohne romantische Illusionen in den neuen Krieg ging und ihn deshalb auch gewonnen hat. Sie würden sich sehr irren, wenn Sie meinen, daß ein Reporter kein Künstler sein muß. Oder ist es etwa keine Kunst, gut, das heißt in origineller und interessanter Form, zu sagen, ein Hammer sei ein Stück Holz und Eisen? Es ist eine größere Kunst, als ein Gespräch zwischen dem Grafen X und dem Baron Y gut zu bringen. Eine Reportage darf keine Spur von Eintönigkeit aufweisen. Ein Kriterium des Künstlers unter den Reportern ist, meine ich, der *Humor*. Warum sollte man sich dessen schämen? Dostojewski verfügte auch über Humor, Zola ebenfalls und Shakespeare! Der größte Reporter unserer Zeit, der verstorbene Amerikaner John Reed, der die Revolution geschildert hat, verrät seine Menschlichkeit auch mit einer guten Dosis Humor.

Das schlimmste von allem – über sich zu sprechen. Nun denn, meine Schriften, die vor fünfzehn Jahren der selige Antonín Macek betreute, werden in acht Bänden im Verlag „Pokrok" in der Übersetzung von Jarmila Haasová erscheinen. Ein wenig Angst habe ich doch. Da ich wünschen muß, daß mit dieser Ausgabe eine Legende zerstört wird, die mir längst nicht mehr angenehm ist, eine Legende nämlich, wonach ich ein Bohemien, ein guter Kamerad, ein Tänzer und Fußballspieler sei, nur kein seriöser Schriftsteller. In Prag fragt mich jeder nach den Mädels vom Montmartre und nach dem Fußball; in Berlin habe ich meinen Erfolg mit Büchern.

Fin.

EGON ERWIN KISCH ÜBER SEIN PORTRÄT IM NEUEN WERFEL-ROMAN

Bekanntlich ist Egon Erwin Kisch unter dem Namen Ronald Weiß eine der Hauptgestalten in Werfels neuem Roman „Barbara“. Kisch hat es bisher prinzipiell abgelehnt, sich über seine Gestalt bei Werfel zu äußern, und es ist dies das einzige Interview, das er über Ronald Weiß gegeben hat.

Was ich von Ronald Weiß halte, meinem Doppelgänger in Werfels Roman „Barbara“? Als ich das Buch las, hatte ich schon mehrere Kritiken gelesen, in denen stand, daß die Figur meine Photographie und eine sehr gehässige Photographie sei. Ein Schriftsteller hat mich sogar geharnischt verteidigt, während ein anderer im „Berliner Tageblatt“ es begrüßte, daß mein Typus von Werfel vernichtet worden sei.

Als ich aber das Buch las, habe ich gesehen, daß ich eigentlich nicht karikiert bin. Mit Werfel hat mich damals ehrliche Freundschaft verbunden. (Seither haben wir uns nicht mehr gesehen.) Und ich war schuld – bitte das Wort schuld unter Anführungszeichen zu setzen –, daß er in den Strudel der Revolution gezogen wurde, was er genug bedauerte.

Schon in der Werfel-Biographie Spechts wird gesagt, daß diese Episode in Werfels Leben meinem Einfluß zuzuschreiben sei. Und in diesem Sinne will auch Werfel in seinem Buch sagen, daß Ferdinand der rührigeren Persönlichkeit des Ronald Weiß erliege. Das Gedächtnis Werfels ist bewundernswert, und da Gedächtnis Genie ist, ist das Buch bedeutend. Was Ronald Weiß anbelangt, sind die Gespräche, die wir miteinander geführt haben, mit der Genauigkeit einer Grammophonplatte wiedergegeben. Nur hie und da kontrapunktiert er einiges.

Aber es wäre kleinlich, einem Romanschriftsteller zu verwehren, daß er Schatten aufzeigt, wo er so viele Lichter verwendet hat. Vielleicht bin ich dem Leser des Buches nicht sympathisch. Aber ich kann lachen, denn so unsympathisch wie Basil (Franz Blei) oder Hedda (Gina Kaus) stehe ich doch nicht da. Allerdings zwei Figuren sind stärker mit Lob bedacht,

und sie haben es verdient. Gebhardt (der Psychoanalytiker Otto Groß) und Krasny (der Dichter Otfried Krzyzanowski) – ein schönes Denkmal für sie, das sie redlich verdient haben.

-ll-

REPORTAGE ÜBER EINEN REPORTER

Gespräch mit Egon Erwin Kisch

Stürmischer Empfang Kischs auf dem Masarykbahnhof. Fünftausend Besucher beim Vortrag in der Lucerna. Das Signieren seiner Bücher in der Studentenbuchhandlung. Mehrere Freundschaftsabende. Einige Fragen:

Etwas über die amerikanische Literatur? Es gibt dort keine Literatur, es gibt nur Schriftsteller. Sie haben kein Zentrum und auch keine gemeinsamen Beziehungen. Soweit sie solche hatten, sind sie längst wieder zerstritten. Am ersten Tag meines amerikanischen Aufenthalts wurde ich zu einem Festmahl bei Dreiser mit hundert Gästen eingeladen, unter denen sich ein einziger Schriftsteller befand: Berkoviczi.

Dos Passos will seine amerikanischen Kollegen nicht einmal sehen. Upton Sinclair und Sinclair Lewis haben miteinander gebrochen. Der Grund ist die Prohibition. Sinclair Lewis und Mencken sind Freunde des Alkohols, und Upton Sinclair setzt sich für die Prohibition ein. Aber gewöhnlich handelt es sich nicht um prinzipielle Fragen – sondern es gibt einfach keine Treffpunkte, kein Café, kein Restaurant, keinen Literatursalon und schon gar kein Interesse für Literatur. Literarische Bücher werden jährlich sechzig- bis achtzigtausend gekauft, Schauderromane von Zane Grey und anderen Kitschschreibern fünf Millionen. Danach können Sie sich eine Vorstellung machen, was Literatur in Amerika bedeutet. Ernste Zeitschriften und Revuen gibt es dort kaum sechs in einem Land von sechzig Millionen Einwohnern. Mein Buch „Paradies Amerika" ist ein einziger Angriff gegen den seelischen Zustand Amerikas und dessen erotische und gesellschaftliche Folgen.

Ob ich meine, daß die europäische Literatur anders sei? Jawohl, das

meine ich. In Europa hat jede kleine Nation ihre Literatur, ihr Interesse für die – besonders dramatische – Literatur. In Amerika gibt es nur O'Neill und die Kritiker, die ihre Aufgabe ernst nehmen, wenn sie auch mit falscher Methode arbeiten.

Was ich unter falscher Methode verstehe? Das läßt sich so kurz nicht sagen. In den Naturwissenschaften wird bereits seit geraumer Zeit nach der Methode des dialektischen Materialismus gearbeitet, in den Geisteswissenschaften, besonders in der Ästhetik, spuken mystische, theologische und idealistische Begriffe. Bisher hat niemand bemerkt, daß alles, was zur Zeit als echte Kunst ausgegeben wird, von geborenen Millionären produziert wird. Man beginne meinetwegen mit Marcel Proust und schließe mit dem Nobelpreisträger Thomas Mann. Ich könnte noch fünfzig andere Beispiele anführen und ihren Erfolg materialistisch begründen.

Und in Prag? In Prag sehe ich ein allzu großes Interesse für westliche Literatur. Ich denke, sie hat soviel darzubieten wie die deutsche Literatur nach dem Jahre 71. Eine Siegernation ist kein guter Nährboden für Denker.

Ob ich wirklich glaube, daß die letzte Stunde des Romans und der Lyrik geschlagen hat? So streng würde ich es nicht sagen, weil ja immer noch Epen in Hexametern geschrieben werden, und der Roman hat nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen kunstindustriellen Wert. Man braucht Romane, aber ich denke, daß Romanen, die nicht in engem Kontakt mit der Zeit und dem Leben stehen, die letzte Stunde geschlagen hat. In der deutschen Dichterakademie gibt es heute außer Leonhard Frank keinen einzigen, der für das Volk etwas bedeutet. In der Pariser Akademie ist es noch schlimmer, nur in der Goncourt-Akademie gibt es Schriftsteller, die gelesen werden.

Und ich? Ich habe damit nichts zu tun. Ich bin in Bewegung, und über einen Künstler in Bewegung kann man nicht schreiben. Höchstens über irgendeine seiner Äußerungen kann man, günstig oder ungünstig, eine polemische Notiz machen. Aber kritisiert wird gewöhnlich nur ein Künstler, von dem keine Überraschung mehr zu erwarten ist.

Was ich für mein bestes Buch halte? Das am meisten anerkannte Buch ist „Der rasende Reporter“, aber mir sind „Zaren, Popen,

Bolschewiken“ lieber, weil ich hier am tiefsten in die neuen Probleme der russischen Revolution und die dadurch hervorgerufenen Änderungen eingedrungen bin. In Rußland gibt es heute sechzig Probleme, und ich habe versucht, mich bei jedem Problem mit eigenen Augen zu überzeugen, über jedes Problem habe ich mehrere Briefe geschrieben, um mich zu informieren, und über jedes Problem habe ich Freund und Feind befragt. Das Buch löste in Rußland viele Debatten aus.

Wie mir die Prager Verfilmung des „Mädchenhirten“ und der „Tonka Šibenice“ gefällt? Ich habe sie noch nicht gesehen, nur einzelne Aufnahmen, die mir gefallen. Ich fürchte allerdings, daß man mir aus der „Tonka“ wohl ein sittsames Fräulein gemacht hat. Aber was kann man da machen. Europa ist nicht Rußland.

Jarmila Haasová

KANN EIN DOKTOR SCHRIFTSTELLER SEIN?

Eine Enquete-Unterhaltung mit Egon Erwin Kisch in der Weinstube „U Šuterů“

„Nun, Kisch“, fragen wir ihn in der Šuterschen Weinstube, „was willst du damit sagen? Meinst du, daß ein Mensch, der den Doktortitel trägt, kein Schriftsteller sein kann?“

„Nein. So direkt würde ich es nicht sagen. Möglich ist alles und besonders in der Literatur. Aber man kann sich kaum vorstellen, daß Shakespeare, Cervantes, Tolstoi oder Hamsun, Gorki oder Anatoe France, Upton Sinclair und sogar Hašek vom achtzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahr brav verschiedene Fächer studiert hätten, die sie insgesamt nicht interessieren konnten, und daß sie nach ordentlich und termingerecht abgelegten Rigorosa durch Promotion den akademischen Grad – den Doktor – erworben hätten. Soweit es überhaupt Dichter gibt, die promoviert haben, so repräsentieren sie entweder den Parnassismus, oder sie haben den Doktortitel irgendwie erschwindelt. Verständlicherweise. Das Leben ruft, und Prüfungen halten auf. Aber das Leben steckt auch in den Büchern. Allerdings nicht in Lehrbüchern, und ein

Mensch, der behauptet, daß ihn gerade das interessiert, was er fürs nächste Staatsexamen oder fürs Kolloquium braucht, ist mir verdächtig. Dem Leben ist nicht allein mit Theorie beizukommen. Fast das ganze Studium ist theoretisch. Nur die Medizin steht mit dem menschlichen Leben in direktem und menschlichem Kontakt."

„Kisch, du bist ein Immoralist!"

„Nicht im mindesten. Im Gegenteil, ich will, daß Studenten studieren, Doktoren doktorn und Professoren unterrichten. Und ich will, daß die Schriftsteller sehen, leben und schreiben. Ich bin noch keinem Doktor begegnet, der ein Literaturgenie gewesen wäre. Das kann aber Zufall sein. Ich wiederhole, daß ich diese Möglichkeit absolut nicht ausschließe. Sollte ich auf ein Buch stoßen, dessen Autor den Doktortitel trägt, und sollte das Buch glänzend sein, so will ich es mit Begeisterung begrüßen und den Doktor ebenfalls."

V. Nečas

SIND IM VERFLOSSENEN JAHRE WESENTLICHE KUNSTSCHÖPFUNGEN GEGLÜCKT?

„Das stärkste Kunsterlebnis im vergangenen Jahre?" fragt Egon Erwin Kisch und antwortet: „Wenn man sich klar darüber ist, daß das größte Ereignis überhaupt der Fünfjahrplan ist, so kann nur ein Kunstwerk als das bedeutendste bezeichnet werden, das im Dienste des Fünfjahrplans steht. Ein solches Kunstwerk sah ich vor vier Wochen in Kiew. Es ist der Film ‚Enthusiasmus – die Symphonie des Donbass', der erste sowjetrussische Tonfilm überhaupt. Schöpfer des Werks ist Dsiga Wertow; festzustellen ist, daß alle Fehler, die dem ‚Mann mit der Kamera' anhafteten, ins Positive umgeschlagen sind und daß er wirklich dreidimensional die Wirklichkeit zu kurbeln vermag. All die Lüge, die naturgemäß dem Spielfilm noch als bürgerliches Erbteil anhaftet, alle ‚individuelle Phantasie' ist in der neuen Filmkunst ausgeschaltet. An ihre Stelle tritt die Wirklichkeit, die Exotik der Realität. Denn diese Reportage ist ein politisches Manifest. Dadurch, daß nichts be-

schönigt wird, ja daß sogar im Zentrum des Geschehens ein ‚Proriw', eine gefährliche Fehlleistung steht, erhält das Dokument eine aufregende Handlung, wie sie vielleicht seit dem Aufstand auf dem ‚Panzerkreuzer Potemkin' oder dem ‚Dokument von Schanghai' nicht wieder erzielt worden ist."

RUNDFUNK IN ALLER WELT

Sprech-Inserate und zehn Dollar

Egon Erwin Kisch äußert sich über den Rundfunk in Amerika und Rußland: „Alle fünf bis acht Minuten wird der amerikanische Rundfunk durch Reklame unterbrochen, durch Sprech-Inserate. Für die italienische Stunde, die eine rundfunk-sendende Firma bringt, werden höhere Honorare an die Mitwirkenden gezahlt als für die deutsche Stunde. Ich las in Chicago aus eigenen Schriften und erhielt für den Vortrag zehn Dollar. Die Italiener bekommen für ähnliche Vorträge hundert Dollar." Kisch führt diesen Umstand auf den mangelnden Einfluß und die schlechte Organisation der deutschen Kolonien zurück. Bekanntlich ist ja der Rundfunk in Amerika nicht staatlich, und die Sender werden an einzelne Firmen und Gesellschaften verpachtet.

Gestempelt und in ein Fach getan

In Rußland dagegen ist der Rundfunk glänzend durchorganisiert. „Es werden sehr viel aufklärende Vorträge gehalten, über den Zeppelin, über Volkswirtschaft, über Hegel usw. Hier gibt es keine Unterbrechungen durch Reklame. Eine sehr schöne Einrichtung ist es, daß die Hörer aufgefordert werden, ihre Meinung zu dem gehörten Vortrag zu sagen. Alle eingehende Post zu einem Vortrag wird gestempelt, in ein Fach getan und bei nächster Gelegenheit von dem Redner zu einem Antwortreferat verarbeitet, in dem er auf alle Fragen und Punkte eingeht, die der Hörer in seinem Brief berührt hat – also eine Rundfunkdiskussion."

Kisch hat in Moskau und Leningrad vor dem Mikrophon ge-

sprochen, und zwar über das Thema: „Was mir in Rußland gefällt und was mir nicht gefällt." Auf beide Vorträge gingen ihm zahlreiche Zuschriften zu, sogar aus dem Kaukasus und dem Ural, die keineswegs immer zustimmend waren, und unter den Briefschreibern befanden sich auch solche, denen man anmerkte, daß sie nicht oft mit der Feder umgingen. Daraus darf wohl der Schluß gezogen werden, daß der Rundfunk in Rußland schon heute eine Angelegenheit des ganzen Volkes ist und daß selbst gesprochene Vorträge weit über den Kreis der Gebildeten hinaus Widerhall finden. „Ein besonders aufmerksamer Hörer ist die Jugend, die dabei diskutiert, sozusagen mit dem Lautsprecher Debatten führt."

BEI EGON ERWIN KISCH

Egon Erwin Kisch ist wieder in Moskau.

Als temperamentvoller Publizist und „rasender Reporter" kann er nicht ruhig in Europa sitzen, wenn alle Welt über die UdSSR spricht, wenn das Thema des „Fünfjahrplans" in allen Sprachen der Welt dekliniert und konjugiert wird.

Egon Kisch will ein Buch über die UdSSR schreiben – ein großes Buch darüber, wie die Arbeiter und Bauern der Sowjetunion sich bemühen, den Fünfjahrplan in vier Jahren zu erfüllen.

„Ich bleibe in der UdSSR", sagt Kisch, „etwa ein Jahr. Sie wissen, daß ich schon mehrmals hier war. Mein großes Buch über die Sowjetunion, das 1926 in Berlin erschienen ist und damals auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde – ‚Zaren, Popen, Bolschewiken' –, ist heute bereits völlig veraltet; in einem Maße hat sich in der UdSSR alles verändert, und meine Skizzen entsprechen nicht mehr der Wirklichkeit . . ."

E. E. Kisch korrigiert sich: „Allerdings bis auf zwei Punkte meiner Betrachtungen – die Wohnungsnot und . . . die Moskauer Straßenbahn. Hier herrscht noch die Situation des Jahres 1926."

Kisch spricht über sein nächstes Buch: „Es wird ein großes Buch sein, aufgebaut in der Form der gleichen lebendigen

Skizzen, die vom europäischen Leser leicht aufgenommen werden, wie mein letztes Buch ‚Paradies Amerika', das binnen kurzem in Moskau, von GICHL herausgegeben, erscheint.

Die Hauptprobleme, die den europäischen Leser interessieren und die ich in dem Buche beleuchten möchte, sind die Probleme der sozialistischen Industrie, der Kollektivierung der Landwirtschaft, die Probleme der Planung, der Kader, der technischen Bildung und das Problem der kulturellen Revolution.

In Moskau fange ich an, die Betriebe kennenzulernen, und am 2. Mai fahre ich gemeinsam mit dem französischen Schriftsteller und ehemaligen Redakteur der ‚l'Humanité' Vaillant-Couturier, der erst vor kurzem aus dem Gefängnis entlassen worden ist, nach Osten. Meine Reiseroute bilden Magnitogorsk, Kusnezkstroj, Nowosibirsk. Europa und Amerika interessiert besonders der Fünfjahrplan zur Erschließung der Naturreichtümer Sibiriens."

Das Gespräch gleitet über auf andere deutsche proletarische und revolutionäre Schriftsteller und Künstler.

Egon Erwin Kisch sagt, daß sich alle nach der Sowjetunion sehnen, angefangen mit Johannes R. Becher, dem größten proletarischen Dichter Deutschlands und vielleicht Europas. Zur Zeit schreibt er ein „Poem über den Fünfjahrplan". Was der sowjetische Leser unter diesem Titel kennt, ist nur ein kleiner Teil des großen Epos, an dem Becher arbeitet. Am 1. Mai wird er in Moskau sein.

Zur gleichen Zeit kommen auch der Schriftsteller Bert Brecht und der proletarische Komponist Hanns Eisler nach Moskau. Das ganze arbeitende Berlin singt jetzt Eislers revolutionäre Lieder – besonders seinen „Roten Wedding". Eisler hat gemeinsam mit Brecht eine revolutionäre Oper geschrieben, in der ein Chor von tausend Arbeitern mitwirkt. Sie wurde in Berlin bereits dreimal aufgeführt. Die Autoren wollen versuchen, die Oper auch mit einem russischen Chor einzustudieren.

Anfang April wird der Regisseur Piscator in Moskau sein. Er beendet die Spielzeit, und sein Ensemble fährt für drei Monate auf eine Tournee durch Deutschland mit Stücken von Bill-Belo-

zerkowski und F. Wolf. In Moskau wird Piscator auf Grund eines Abkommens mit dem Meshrabpomfilm einen Film nach dem Roman „Des Kaisers Kuli“ von Plivier drehen (ein Stück nach diesem Buch wurde im Theater von Piscator mit Erfolg herausgebracht).

Um den 10. April herum will der proletarische Dramatiker Friedrich Wolf in Moskau sein, Autor des in Deutschland populären Schauspiels „Cyankali“. Bereits seit ein oder mehr Jahren gibt es Auseinandersetzungen über dieses aufsehenerregende Stück. Ein Mammutprozeß wird vorbereitet, an dem Tausende von Frauen und Hunderte von Ärzten teilnehmen sollen. In Moskau beabsichtigt Wolf einen satirischen Film gegen den Faschismus zu drehen.

Ernst Glaeser, auf den ein kurzer Aufenthalt in der Ukraine im Herbst einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat, möchte für längere Zeit in die UdSSR kommen. Der sowjetische Leser wird die aufsehenerregenden Aufsätze kennen, die Glaeser in der bürgerlichen „Frankfurter Zeitung“ publiziert hat.

A. Kut.

„IHRE MEINUNG ZU HEARTFIELD, GENOSSE KISCH?“

Diese Frage stellte ich im Auftrag der „Künstlerbrigade“ dem bekannten deutschen Journalisten und Schriftsteller Egon Erwin Kisch. Damit möchte ich unsere Leser mit den bei uns kaum bekannten Schöpfern proletarischer und revolutionärer Kunst des Westens bekannt machen.

KISCH: John Heartfield ist meines Erachtens einer der berühmtesten Künstler der Gegenwart. Ungeachtet einer Vielzahl von Nachahmungen (die Hälfte der amerikanischen Buchkunst basiert auf seinen Ideen und lebt davon), konnte man ihn nicht übertreffen. Er war absolut eigenständig, sowohl zu Beginn seines Schaffens als auch in seiner weiteren Vervollkommnung.

„KÜNSTLERBRIGADE“: Glauben Sie, daß die Idee der *Fotomontage* seine Erfindung ist?

KISCH: Er schuf nicht nur die Fotomontage, sondern auch den Begriff als solchen. Er war immer Künstler, obwohl er sich nie als solcher herausstrich. Da er im Gegenteil immer in Arbeitsmontur und blauem Hemd gesehen wurde, nannte man ihn den „Monteur". Die dadaistischen Kunstschöpfungen, die er zusammen mit George Grosz schuf, waren folgendermaßen unterzeichnet: George Grosz – pinx., John Heartfield – mont. Auf diese Weise ging der Ausdruck „montieren", „Montage", der speziell für diese Kunstrichtung geschaffen wurde, um die ganze Welt. Heute existieren literarische Montagen, musikalische Montagen usw.

„KÜNSTLERBRIGADE": Hat die Kunst John Heartfields ihren Ursprung im Dadaismus?

KISCH: Ja, wie auch die Majakowskis. Die Dadaisten haben sich während des Krieges herausgebildet. Sie waren bürgerliche Revolutionäre, traten gegen das Spießbürgertum auf, gegen die Kriegspropagandisten. Auf Grund dieses Hasses, den sie von seiten der Bourgeoisie auf sich luden, wurden viele von ihnen verfolgt, und sie begannen, sich mit den sozialen und gesellschaftlichen Wechselwirkungen auseinanderzusetzen. John Heartfield übernahm vom Dadaismus seine Arbeitsmethode und fügte diese Methode, die dem Klassenkampf diente, in sein Schaffen ein, und zwar kombinierte er verschiedene Kunstformen zu einer. Er vereinigt die Kontraste zu einem Ganzen und unterstreicht durch Hervorheben des reaktionären Hintergrundes in aller Deutlichkeit die revolutionäre Notwendigkeit.

„KÜNSTLERBRIGADE": Welche Rolle spielt John Heartfield in der Gegenwartskunst Deutschlands?

KISCH: Die Bourgeoisie versuchte ihn mit schmeichelhaften Vorschlägen und Zugeständnissen in ihr Lager zu ziehen. Dafür gibt es sehr raffinierte Methoden. In erster Linie verspricht man den Künstlern völlige Freiheit. Sie könnten das schaffen, was sie wollten. Die Bourgeoisie weiß sehr gut, daß derjenige, der sich ihr einmal verkauft hat, auch weiterhin ihre Wünsche erfüllen muß. John Heartfield wußte das aber ebenfalls recht gut und lehnte selbst die verlockendsten Angebote ab. Er blieb der „Monteur", so, wie er seit frühe-

ster Jugend war. Wer diesem immer mit Fotografien und Zeitungen beladenen Menschen begegnete, konnte kaum erraten, daß das der berühmte Künstler John Heartfield ist [...]

„KÜNSTLERBRIGADE“: Hat er vor, nach Sowjetrußland zu kommen?

KISCH: Wie ich hörte, will er bald als Spezialist zur Umgestaltung des Revolutionsmuseums nach Moskau kommen. Seine Ankunft ruft offensichtlich großes Interesse in der Sowjetunion hervor, deren gewaltigen Aufbau er in Tausenden seiner Arbeiten dem Zerfall der kapitalistischen Gesellschaft gegenüberstellt.

ALLE WOLLEN NACH DER SOWJETUNION!

EGON ERWIN KISCH SAGT: EIN JAHR WILL ICH HIER BLEIBEN

Ein Gespräch unseres Moskauer K. K.-Sonderberichterstatters mit dem „Rasenden Reporter“

Moskau, Ende März

Kann es eine schönere und freudigere Überraschung geben, als wenn man ahnungslos in seinem Moskauer Zimmerchen sitzt, plötzlich die Tür aufgeht und Egon Erwin hereingeschneit kommt? „Práci čest! Rot Front!“ Und natürlich: „Servus!“ Wir haben ja oft davon gesprochen, daß der im rasenden Tempo sich vollziehende Aufbau des Sozialismus geradezu nach einer Reportage des „rasenden Reporters“ schreit. Und wir wunderten uns manchmal, daß Kisch es so lange in Berlin aushalten kann, wenn hier so Großes geschieht. Aber ist Egon Erwin je einmal irgendwohin zu spät gekommen, wo etwas geschah? Im Gegenteil. Er hat ja fast das „Zweite Gesicht“ des Reporters, es zieht ihn eine mystische Kraft dorthin, wo etwas geschehen *wird*. Also wird er sicher auch nach der Sowjetunion gerade zur rechten Zeit gekommen sein.

Kennt man in der Tschechoslowakei schon die Geschichte von Egon Erwins Ausflug nach Friedland in Böhmen? Er hatte

in Bodenbach geredet und wollte einen Ausflug machen. Einer seiner 763949 Bekannten stellte ihm ein Auto zur Verfügung. Er fährt ausgerechnet nach Friedland, will sich einmal das alte Wallensteinschloß ansehen, das die Clam-Gallase nach des Friedländers Ermordung als Dank vom Hause Habsburg für das „Katholischmachen" Böhmens geschenkt erhielten. Kisch kommt ins Schloß, will besichtigen, betritt den ersten Raum, und das erste, was er sieht, ist – eine Leiche. Sonderbare Sehenswürdigkeiten scheint es hier zu geben, denkt er sich. Da erscheint der Güterdirektor. Vorstellung und erstaunte Frage: „Sagen Sie, Herr Redakteur, wer hat Sie schon so rasch davon benachrichtigt? Seine Exzellenz ist erst vor zwei Stunden verschieden!" Aber das Erlöschen des Mannesstammes der Clam-Gallase ist für einen Kisch wirklich kein Ereignis; da hat sich sein Zweites Reportergesicht einmal einen Witz mit ihm erlaubt.

Aber zur Sache. Was bei Kisch nicht so leicht ist. Weil da immer und immer wieder Geschichten hineinspielen. Besonders bei Bekannten, Gesinnungsgenossen, Landsleuten usw.

Also du willst ein ... – Natürlich, ein Buch will ich schreiben über die Sowjetunion. Über die Erfüllung des Fünfjahrplans in vier Jahren. „Zaren, Popen, Bolschewiken" ist ja schon ganz veraltet. Das ist ja heute schon ein ganz anderes Rußland als damals, 1926.

Nun, manches hat sich ja nicht völlig geändert –. Freilich, fällt er sofort in die Rede, zum Beispiel die Wohnungsfrage ist heute noch sehr kritisch, und die Moskauer Tramway fährt zwar dichter und mit größeren Wagen, ist aber noch so überfüllt, wie sie 1926 war.

Wie soll denn das Buch ungefähr aussehen?

Etwa in der Art, wie mein „Paradies Amerika" den europäischen Lesern das Musterland des verfaulenden Kapitalismus vorgestellt hat, so will ich jetzt in lebendigen Skizzen eine Reportage vom sozialistischen Aufbau schreiben. Das wird für die europäischen Leser einen lehrreichen Vergleich ergeben.

Und welche Dinge interessieren dich da besonders? Es gibt ja so viel davon hier zu sehen, daß du bis an dein Lebensende

schreiben könntest, ganz abgesehen davon, daß die Sache jedes Jahr ein anderes, immer wieder neues Gesicht kriegt.

Es wird auch ein ziemlich umfangreiches Buch werden. Vor allem will ich das herausgreifen, was drüben am meisten interessiert: die sozialistische Industrie, die Kollektivierung der Landwirtschaft, die Planwirtschaft, die Schaffung der Kader der neuen Kräfte, die gebraucht werden, die technische Ausbildung, das Bildungswesen, die Kulturrevolution.

Da wirst du tüchtig herumfahren müssen.

Vor allem will ich nach Magnitogorsk, ins Kusnezkbecken, nach Nowosibirsk fahren. In Europa und Amerika interessiert man sich besonders für die Pläne der Verwertung der großen Bodenreichtümer Sibiriens.

Und wie lange willst du hier bleiben?

Ein Jahr. Und dann setzt Egon Erwin lebhaft fort: Am liebsten möchte ich ganz hier bleiben. Es ist ja gar nicht mehr schön drüben. Das sagen auch andere. Alle wollen da her. Und sie kommen ja jetzt auch.

Wer kommt denn noch?

Johannes Becher kommt zum 1. Mai her. Er schreibt an seinem großen Gedicht vom Fünfjahrplan. Dann kommt Bert Brecht her. Auch der kommunistische Komponist Hanns Eisler. Die beiden wollen ihre neue Oper mit dem Chor von tausend Arbeitern hier russisch aufführen. Anfang April kommt Piscator. Er will hier einen Film nach dem Roman Pliviers „Des Kaisers Kuli“ drehen. Friedrich Wolf, der Autor von „Cyankali“, kommt am 10. April her, um hier einen satirischen Film gegen den Faschismus zu drehen. Schließlich will auch Ernst Glaeser wieder herkommen.

Damit ist das „Interview“ zu Ende. Wenn ein Journalist einen anderen ausfratschelt, so ist das so komisch, daß man nicht lange beim gehörigen Ton bleiben kann. Und zudem ist es ja eine Kunst, mit Kisch, dem Reporter zweier Welten und guten Bekannten einer Million Menschen in sämtlichen Kaffeehäusern und Kneipen der Welt, so lange allein zu sein. Kommt man zu ihm, so ist bei ihm Gesellschaft, und hat man ihn glücklich einmal auf der eigenen Bude, so verbreitet sich das gleich im ganzen Hause und der näheren Umgebung. So

sitzen wir denn bald, eine ganze Gesellschaft tschechoslowakischer Landsleute, beisammen. Alle wollen sie mit Kisch reden, und Egon Erwin ist ja ein viel zu guter Kerl, als daß er auch nur einen ohne „Aussprach“ lassen würde. Und da es auch Russen und auch Frauen in der Gesellschaft gibt, wird die Unterhaltung lebhafter, dafür aber weniger geregelt. Kisch zu Ehren gibt es auch „Kachetiner“ – leider nur weißen, „roten Kachetiner“ gab es gerade keinen –, und das fördert die Fröhlichkeit. Gesungen wird, deutsch, tschechisch, russisch, slowenisch. Einer prahlt mit seiner deutschen Übersetzung der „Andulka Šafařová“, worauf Kisch mit dem deutschen Sang der „Roztomilá Baruška“ von der Vršowitzer Kirchweih auftrumpft. Ein anderer brummt übermütig die Melodie des „Hej Slované“!

Egon Erwin greift die Melodie auf. „Das hört man jetzt in Prag selten. Denn in dem Liede gibt es eine Stelle, die dem Kramář einen Stich gibt, wenn er sie singen soll. Dafür aber können wir das heute singen: Rus je s námi! (Der Russe ist mit uns!).“

Das war die einzige politische und auf die Tschechoslowakei bezügliche Äußerung, die ich bei diesem Interview aus Kisch herausfratscheln konnte.

EGON ERWIN KISCH IN TASCHKENT

Drei Tage, die Jahrhunderten gleichen

Ich kam gerade aus Moskau nach Taschkent und bin noch voller Eindrücke vom Flug.

Unter mir erstreckten sich drei Tage lang das jahrhundertealte Leben der Kirgisen, Kosaken, nomadisierenden Hirten, primitive Hütten und verstreut liegende Ländereien. Aber gleichzeitig sah ich neben diesen baufälligen Wirtschaften riesige Anbauflächen der neuen Kolchosen, neben Jurten nach dem letzten Stand der Technik erbaute Fabriken und zahlreiche Wohnhäuser, neben Kamelen neue Bahnhöfe, neben Maultieren die modernsten Automobile.

Das alles sah ich während des Fluges, aus dem Aeroplan, der

die unendlichen Räume in drei Tagen überwindet, der Jahrtausende auf wenige Jahre reduziert.

Unwillkürlich erinnerte ich mich während des Fluges an die Verse des Imperialisten Rudyard Kipling:

Denn Ost ist Ost und West ist West,
Nie kommen die beiden zusammen.

Daß er nicht recht hat, das bestätigte mir jede Stunde meines Fluges. Auf die Sowjetunion lassen sich seine Verse nicht übertragen. Über die Sowjetunion muß man sagen:

Denn Ost wird West und West wird Ost,
Hier kommen die beiden zusammen.

EGON ERWIN KISCH ERZÄHLT . . .

Er ist nur für wenige Stunden in Berlin, auf der Reise von Moskau nach Wien, wo er einen Vortrag zu halten hat, aber im Januar kommt er wieder und bleibt dann für lange Zeit in Berlin.

Wo er zuletzt gewesen ist? In China und Japan. Ein neues Buch, „China geheim", das in wenigen Tagen erscheinen wird, legt Rechenschaft ab von dieser letzten großen Reise des rasenden Reporters, der diesmal das sagenhafte „Reich der Mitte" ebenso röntgenisiert, wie er es mit dem „Paradies Amerika" getan hat. Er ist in den Spelunken der Gangster von Schanghai gewesen und in den Hundelöchern der Nankinger Textilarbeiter, er hat auf dem Dachgarten des „Peking-Hotel" das Treiben der Völkerbundkommissionen und anderer weißer Parasiten belauscht und in der Schanghaier internationalen Konzession die dunklen Geschäfte der Waffenschieber . . .

Was ihm bei seiner Rückkehr nach zweijähriger Abwesenheit in Deutschland am meisten aufgefallen ist? Die Steigerung des Massenelends, die Verschärfung der Krise, „diese endlosen Scharen von Arbeitslosen, von Schnürsenkelverkäufern, von Stadtbahnsängern, von Hof- und Straßenmusikanten, von Bettlern aller Art, die alle arbeiten möchten und nicht arbeiten dürfen und die im Land der proletarischen Diktatur, im Land des

sozialistischen Aufbaus anstatt herumzulungern und zu hungern (oder, zum Teil, in der braunen Uniform der SA herumzustolzieren) vernünftige und nützliche Arbeit tun könnten".

Und er sagt auch, was alle sagen, die drüben im Land des Fünfjahrplans gewesen sind und mit offenen Augen gesehen haben, was dort schon geschaffen wurde und weiter geschaffen wird:

„Wenn man wieder zurück nach Europa, nach Deutschland fährt, glaubt man sich in eine andere Welt versetzt; man ist aus der Zukunft in die Vergangenheit, aus dem Leben in eine sterbende Welt gekommen!"

isk.

DAS EINREISEVERBOT FÜR EGON ERWIN KISCH

Gespräch mit dem Schriftsteller in seinem Lundenburger Exil

Die Nachricht, daß dem Schriftsteller und Journalisten Egon Erwin Kisch die Einreise in Österreich verboten wurde, hat gestern in den Abendstunden in Wien große Sensation erregt. Egon Erwin Kisch sollte bekanntlich übermorgen, Samstag, im Großen Konzerthaussaal einen Vortrag über Rußland und China halten; dieser Vortrag, vom bekannten Buchhändler Richard Lanyi veranstaltet, ist bereits nahezu ausverkauft, so daß durch die verweigerte Einreisebewilligung dem Veranstalter ein beträchtlicher Schaden erwachsen wird.

Kisch wollte gestern in Wien ankommen, wurde aber in Lundenburg zurückgehalten. Er wohnt dort im Hotel Bristol und teilt einem unserer Mitarbeiter heute morgens telefonisch folgendes mit:

„Ich bin völlig konsterniert über das Einreiseverbot der österreichischen Behörden. Ich muß sagen, daß ich mit allen möglichen Schwierigkeiten gerechnet hätte, aber mit einem behördlichen Verbot meiner Einreise nach Österreich zu rechnen, dazu hatte ich wahrhaftig nicht den geringsten Grund. Ich war vor zwei Jahren in Wien und hatte, ebenfalls nach der vorbereitenden Arbeit Richard Lanyis, im Ingenieur- und Architekten-Verein einen Vortrag gehalten, zu dem so starker Publi-

kumsandrang war, daß eine große Anzahl von Leuten, mehrere hundert, weggehen mußten. Bei Lembacher auf der Landstraße habe ich gesprochen und hatte weder wegen meines Vortrags im Ingenieur- und Architekten-Verein noch auch wegen meines Vortrags bei Lembacher irgendwelche Anstände. Damals war mein Amerika-Buch neu erschienen, und das Thema meiner Vorträge war vorwiegend die Schilderung amerikanischer Verhältnisse.

Nunmehr komme ich, wie man weiß, aus Tokio und habe die Situation in Japan und vorher die Lage in Rußland mit großer Anteilnahme und, wie ich sagen darf, mit großer Genauigkeit studiert. Das Thema meines diesmaligen Wiener Vortrages im Wiener Großen Konzerthaussaal ist denn auch, entsprechend diesen dem Vortrag unmittelbar vorangegangenen Studien: Rußland und Japan. Ich habe die Absicht, auch über die Verhältnisse in China zu sprechen. Alle diese Dinge aber sollen lediglich literarisches Niveau haben und sind nicht im geringsten dazu berechnet, politische Diskussionen zu entfachen.

Wie es zu meinem unfreiwilligen Aufenthalt in Lundenburg kam? Ich wurde, nichtsahnend, aus dem Zug geholt, und man teilte mir mit, daß das österreichische Sicherheitsministerium meine Einreise nach Österreich verboten habe. Ich richtete noch in der Nacht einen Protest, in welchem ich auf den Schaden hinwies, der Richard Lanyi treffen würde, an das Bundeskanzleramt, habe aber bis zur Stunde noch keine Erledigung. Mit meiner Vertretung in Wien wurde, wie mir eben Richard Lanyi mitteilt, der Rechtsanwalt Dr. Oswald Richter betraut.

Man ist in Wien begreiflicherweise genauso konsterniert über das Einreiseverbot, wie ich es bin. Mein Bruder, ein Wiener Journalist, den ich sogleich nach meiner Lundenburger Anhaltung telefonisch angerufen habe, war darüber so erstaunt, daß er zunächst den Anruf für einen schlechten Witz meinerseits hielt . . . Ich hoffe, daß es der Intervention meiner Wiener Freunde und der in meinem Namen abgegebenen Erklärung, daß ich lediglich über Rußland, China und Japan zu sprechen beabsichtige, gelingen wird, das Einreiseverbot rechtzeitig aufzuheben."

Der Rechtsvertreter Egon Erwin Kischs, Dr. Oswald Richter, macht uns folgende ergänzende Mitteilung: „Mich hat das Einreiseverbot nicht sonderlich überrascht, da es mit der ganzen Abschaffungspraxis, wie sie gegenwärtig gehandhabt wird, auf einer Linie liegt. Es ist natürlich ein reiner Willkürakt, dessen Begründung ebenso stichhältig ist wie bei den meisten Abschaffungen. Egon Erwin Kisch wollte meines Wissens überhaupt nicht in Versammlungen sprechen, sondern nur seinen Vortrag im Konzerthaussaal abhalten. Ich werde mich noch heute vormittags ins Kanzleramt begeben, um die entsprechenden Schritte einzuleiten. Jedenfalls muß die Frage noch heute erledigt werden, damit Kisch rechtzeitig zu seinem Vortrag eintreffen kann."

DIE SIEBTE GROSSMACHT IN DER SOWJETUNION

Gespräch mit dem Professor der journalistischen Fakultät in Charkow E. E. Kisch

Den ganzen Abend versuchen wir die Aufmerksamkeit Egon Erwin Kischs, des modernen Reporters von Weltruf und Weltmaßstab, auf uns zu lenken und ihn zu einem Interview zu verführen. Erst als Mitternacht herannaht, das Café verstummt und die Freunde des „rasenden Reporters" ihr Interesse für die letzte Elektrische zu äußern beginnen, kommen wir zu Worte. Und so ähnlich, wie in seinem Werk die konzentrierte und dynamische Wirklichkeit reproduziert wird, verliert auch Kisch diese Eigenschaft nicht im Gespräch. Er spricht in kurzen, scharf geschnittenen Sätzen. Kisch war vor einem Jahr Professor der journalistischen Fakultät in Charkow, und das veranlaßt uns, ihm eine Reihe von Fragen zur Journalistik vorzulegen, denn die russische Regierung kennt ihre Kraft und versteht sie auszunützen und in jene Richtung hinzulenken, die ihren Zielen und Bedürfnissen entspricht.

Wie ist die journalistische Universität in Charkow organisiert?

„Es ist eine Fakultät, die einen Bestandteil der Universität bildet und die gleichen Rechte und Pflichten wie die übrigen

Fakultäten hat. Das Studium dauert drei Jahre, und außerdem wird den Arbeitenden der Besuch der Abendkurse ermöglicht. Ich habe über die Reportage Vorlesungen gehalten an Hand von Weltautoren: London, Kipling, Zola u. a."

Welche Disziplinen werden besonders hervorgehoben?

„Vor allem natürlich Marxismus und Leninismus. Außerdem wird über das kapitalistische Wirtschaftssystem, über die journalistische Technik, über Photographieren, Ökonomie, Literatur u. a. gelesen."

Ist der Besuch der Journalistenschule frei oder an eine bestimmte Schulbildung gebunden?

„Der Besuch der Journalistenschule ist einem ganz besonderen System unterworfen. Als ordentliche Hörer werden nur diejenigen aufgenommen, die zumeist von gesellschaftlichen Organisationen empfohlen werden. Die Auswahl ist sehr streng, und auf die Fakultät kommt eigentlich nur der, der bereits in der Praxis gewisse Fähigkeiten bewiesen hat. Gebühren werden keine gezahlt, wie übrigens nirgendwo auf Schulen in Rußland. Der Student wird als Arbeitender betrachtet, und als solcher bezieht er ein Stipendium, das zwar gering, immerhin aber hoch genug ist, um bescheiden leben zu können."

Wie wird für die Unterbringung der Absolventen gesorgt?

„Die Hörer sind in der Regel für verschiedene Sowjetrepubliken vorgesehen, wo es gilt, die Presse auszubauen und die Kenntnis des Lesens und Schreibens zu fördern."

Welche soziale Stellung nehmen die Journalisten ein?

„Eine ganz außergewöhnliche. Sie wird normalerweise dem diplomatischen Dienst vorgezogen. Und das will schon etwas bedeuten. Der Verdienst beträgt 240 bis 500 Rubel monatlich. Außerdem erhält jeder Redakteur ein Zeilenhonorar für alles, was er für das Blatt schreibt. Die Journalisten sind tatsächlich die anerkannteste Berufsgruppe der russischen Bevölkerung. Das ist wahrscheinlich auch dadurch bedingt, daß eigentlich jeder bedeutende russische Politiker Journalist oder zumindest Mitarbeiter einer Zeitung ist. Auch Regierungsfunktionäre bilden keine Ausnahme, sie gehören sogar zu den eifrigsten Journalisten. Dasselbe gilt von den Schriftstellern. Gorki schreibt zweimal wöchentlich, jedesmal mehrere Spalten. Radek jeden

Tag. Radkow, Bednyj, Fadejew ebenso oder zumindest sehr oft."

Und nun eine heikle Frage. Sie sind Journalist und wissen daher am besten, was die Pressefreiheit bedeutet. Gibt es die in Rußland? Es wird Ihnen wahrscheinlich schwerfallen, zu antworten. (Kisch lächelt und gibt zu verstehen, daß er begreift, worauf wir hinauswollen.)

„Aber es fällt mir überhaupt nicht schwer, zu antworten! Die Pressefreiheit hat zwei Begriffe. Die Pressefreiheit als Verlagstätigkeit und dann die Freiheit der Äußerung. Die erste Freiheit existiert in Rußland nicht. Die zweite ja, denn die Redakteure sind Marxisten und also Vertreter der politischen Linie der Regierung. Und die haben freie Hand zu kritisieren, und sie tun es sogar in solcher Form, die in anderen Ländern nicht gestattet wäre. Eine Zensur existiert in Rußland nicht. Der Chefredakteur ist sein eigener Zensor."

Man behauptet, daß die ausländischen Korrespondenten in Moskau andere Erfahrungen haben.

„Nämlich solche Erfahrungen, daß sie in ihre Blätter nur lauter Verleumdungen über Rußland schreiben und dabei ständig in Rußland bleiben. Es gab nur zwei Fälle, daß ausländische Korrespondenten ausgewiesen wurden. Und einer von ihnen deshalb, weil er ganz andere als journalistische Ziele verfolgte."

Welches Blatt hat die höchste Auflage?

„Das läßt sich wirklich schwer sagen. Einfach das Blatt, das gerade die höchste Zuteilung an Rotationspapier bekommt. Die Auflagen erreichen eine Höhe von Hunderttausenden bis zu mehreren Millionen Exemplaren. Wissen Sie jedoch, was an der sowjetischen Journalistik das interessanteste ist? Ihre Korrespondenten. Ihre Zahl beträgt an die halbe Million. Jedes Blatt hat Hunderte. Zum Redigieren ihrer Berichte gibt es besondere Redakteure. Die Arbeiterkorrespondenten sind eigentlich Kontrolleure der gesamten Arbeit in Rußland. Sie haben einen großen Einfluß. So hatten 3000 der Redaktion eines Blattes eingesandte Briefe das Ergebnis, daß 500 Personen aus der Arbeit entlassen, 52 aus der Partei ausgeschlossen und 40 gerichtlich bestraft wurden."

Und nun etwas Privates. Ihre Zukunftspläne? Wollen Sie nicht ein wenig zu Hause ausruhen? (Kisch schüttelt verwundert den Kopf, und wir empfinden deutlich die Unschicklichkeit dieser Frage. Das Globetrottertum ist zu tief in sein Blut gedrungen. Seine Heimat ist überall. Seine Fähigkeit, die Welt in ihrem gesamten Reichtum des Lebens zu sehen, drängt ihn, zu seinem praktischen Teilnehmer zu werden.)

„Wieder auf Reisen. Ich halte es nicht aus, irgendwo länger zu bleiben. Sobald ich meine Angelegenheiten erledigt habe, besonders die Herausgabe meiner neuen Bücher über Asien und China im Verlag ‚Pokrok', verschwinde ich wieder aus der Tschechoslowakei."

EGON ERWIN KISCH SPRICHT ÜBER DEUTSCHLAND

Da sitzt er mir gegenüber: von mittlerer Größe, untersetzt, Späherblick, zerzaustes Haar, unruhige Hände: der „rasende Reporter" Egon Erwin Kisch, tschechischer Staatsbürger, der beste deutsche Journalist, Taucher in London, Eskamoteur in Nizza, Journalistik-Professor in Charkow, Revolutionär überall. Die Franzosen kennen sein blendendes Buch „Paradies Amerika", das, ohne danach auszusehen, ein endgültiges Urteil über die Vereinigten Staaten fällt.

„Wo waren Sie vor einem Jahr?"

„An der Grenze zwischen Indien und der Sowjetunion."

„Zwischen Indien und . . .?"

„Ja. Das ist ein neutrales Gebiet im Pamir. In Tadshikistan."

„Und dann?"

„Ich bin nach Berlin zurückgekehrt. Ich habe ein Buch veröffentlicht: ‚Asien gründlich verändert'."

„Anschließend?"

„Anschließend haben die Japaner Schanghai angegriffen. Ich bin nach Schanghai gefahren. Ich habe die Mandschurei durchreist. Ich habe ein Buch geschrieben: ‚China geheim'."

„Anschließend?"

„Anschließend hat Hitler Berlin angegriffen. Ich bin nach Berlin gefahren."

„Anschließend?"

„Anschließend hat Göring den Reichstag in Brand gesetzt. Ich bin ins Gefängnis gegangen. Nach Spandau."

„War es hart?"

„Schrecklich! Die Hitlerleute hatten in Spandau alle ‚Kulturbolschewiken' eingesperrt."

„Viele Schriftsteller?"

„Carl von Ossietzky, den ehemaligen Chefredakteur der ‚Weltbühne', einen Demokraten, einen sehr korrekten, sehr aufrichtigen, sehr bürgerlichen Mann. Einen Mann mit angegriffener Gesundheit: Seine Kraft reichte nicht zu dem Rundgang im Gefängnishof mit den anderen Gefangenen. Hermann Duncker, einen alten Mann, einen Historiker des Materialismus, der uns all die Tage durch sein Zellenfenster beobachtete, da auch er zu schwach war, um an dem täglichen halbstündigen Rundgang teilzunehmen, auf den wir ein Recht hatten. Sein bläuliches Gesicht werde ich nie vergessen."

„War er der Älteste von Ihnen?"

„Nein. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die uns alle schrecklich beunruhigt hat. Als man uns im Berliner Polizeigefängnis gesammelt hatte, kam der neue nationalsozialistische Polizeipräsident, um sich uns anzusehen. Er wandte sich zu Otto Lehmann-Rußbüldt, einem alten Mann, Präsident der Deutschen Liga für Menschenrechte, und schrie: ‚Schwein! Kannst du nicht strammstehen in meiner Gegenwart? Legt ihm Handschellen an!' Die Polizisten packten Lehmann-Rußbüldt, fesselten ihn und warfen ihn in eine Zelle. Später haben wir ihn, leidend und erschöpft, in Spandau wiedergetroffen."

„Man hat Sie also nicht alle gleichzeitig dorthin gebracht?"

„Doch. Die Polizisten haben immer dreißig von uns in einen Wagen gepfercht. Sie haben uns angekündigt, daß sie uns zu einem Ort bringen, wo man uns alle erschießen würde. Unterwegs hatte der Wagen eine Panne. Niemand durfte sich bewegen. Eine ganze Stunde warteten wir, dicht aneinandergedrängt, auf die Weiterfahrt und unseren Tod. Was für eine Stunde!"

„Waren noch andere Schriftsteller unter Ihnen? In Frankreich bekannte?"

„Mehrere. Ludwig Renn wird Ihnen nicht unbekannt sein, der Autor von ‚Krieg'. Die Nazis haben erklärt, daß Renn das Gefängnis nie lebend verlassen werde – denn er studiert die Theorie der Strategie von sozialistischem Standpunkt aus. Es gibt einen weiteren Grund für den Haß der Hitlerleute. Renn stammt aus dem Adel. Sein wirklicher Name lautet Arnold Vieth von Golßenau. Während des Krieges war er Offizier, und erst später schloß er sich dem Sozialismus an. Ein Aristokrat, ein revolutionärer Offizier, das sind Dinge, die das gegenwärtige Regime nicht verzeiht. Mit uns war auch Scheringer, der im Gefängnis Marxist geworden ist. Er war unter der alten Regierung als Nazi verurteilt worden, und während seiner Festungshaft in Glatz hat er sich der kommunistischen Partei angeschlossen. Ich nenne Ihnen weiter Erich Mühsam, einen satirischen Dichter, einen Anarchisten, und den Romancier Kurt Kläber, der während seiner Haft acht oder zehn Herzattacken erlitten hat. Ich muß unseres Freundes Erich Baron gedenken, eines sehr sensiblen Menschen von lyrischem Temperament, der sich während der Haft den Tod gegeben hat."

„Gibt es viele deutsche Emigranten in Frankreich?"

„Fast die ganze deutsche Literatur. Thomas Mann, Heinrich Mann, Alfred Kerr, Theodor Plivier, Hermann Kesten, Anna Seghers, Trägerin der höchsten literarischen Auszeichnung Deutschlands, des Kleistpreises, Arthur Holitscher, Freund von Knut Hamsun und von Wedekind, Magnus Hirschfeld, Gründer und Direktor des Instituts für Sexualkunde. Sein Kollege Dr. Max Hodann ist noch immer im Gefängnis. Die Liste ist nicht vollständig ... Die anderen sind in der Tschechoslowakei oder in der Schweiz."

„Was machen sie?"

„Sie versuchen an Zeitungen mitzuarbeiten, ihre Bücher übersetzen zu lassen, irgendeine Arbeit zu finden. All das fast ohne Erfolg. Ihre Not ist groß ... In Prag haben die tschechischen Schriftsteller zugunsten ihrer deutschen Kollegen einige Veranstaltungen durchgeführt. Hier ist nichts getan worden, mit Ausnahme der von der Association des Ecrivains et Artistes Révolutionnaires organisierten Abende. Im Moment geht es einigermaßen. Aber der Winter wird für die geflüchteten deut-

schen Intellektuellen schlimm werden. Trotzdem bemühen sie sich, denen zu helfen, die in Deutschland geblieben sind."

„Sind viele dort geblieben?"

„Ja."

„Und was tun sie?"

„Es gibt einige, die sich angepaßt haben. Gottfried Benn zum Beispiel, der sozialistische Dichter Max Barthel, der jetzt in Nazizeitungen schreibt, Bonsels und einige andere."

„Aber noch mal, was tun die, die nicht mit Hitler paktieren, obwohl sie in Deutschland geblieben sind?"

„*Sie verstecken sich* . . . Sie schreiben, sie widmen sich der illegalen politischen Arbeit. Die Verträge, die sie mit ihren Verlegern hatten, sind gebrochen worden, sie haben keine Einkünfte mehr aus den Autorenrechten an ihren alten Büchern, sie können nirgends mehr mitarbeiten. Keiner von ihnen, selbst wenn er berühmt ist, wird irgendwo veröffentlicht. Dafür verfassen sie illegale Flugblätter und Broschüren und verbreiten sie."

„Wie sieht nun die offizielle deutsche Literatur aus? Wer hat all jene ersetzt, deren Namen Sie eben nannten oder die Sie nicht nennen können?"

„Hanns Heinz Ewers, ein bekannter Pornograph, und einige obskure Schreiberlinge. Das ist so ziemlich alles. Die Hitlerleute haben Stefan George in die Akademie wählen lassen; das ist ein reaktionärer Dichter, aber er hat abgelehnt. Ich könnte Ihnen noch vier oder fünf Namen von einem gewissen Wert nennen, die bereits früher bekannt waren, sowie zwei oder drei neue Namen. Präsident der Akademie ist Hanns Johst. Man erzählt sich, daß er Hitlers ‚Mein Kampf' verfaßt hat. Er hat auch, diesmal offiziell, das nationalsozialistische Drama ‚Schlageter' geschrieben, wo sich jener Satz findet, der ein Geständnis ist: ‚Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver.' Übrigens hat Goebbels in einer Rede zur Literatur des Dritten Reiches erklärt: ‚Diese Literatur wird mystisch, heroisch und kriegerisch sein, oder sie wird nicht sein.'"

„Und was ist Ihre Meinung?"

„Goebbels hat recht: Sie wird nicht sein."

Vladimir Pozner

Nun, es ist eine schwere Aufgabe – wenn ein Mann, der verdächtigt wird, ein Abenteurer oder Lügner zu sein, selbst nachweisen soll, daß er es nicht ist.

Je mehr er es beteuert und je mehr er sich lobt, desto größer wird der Verdacht.

Auch wenn er überhaupt nicht verdächtigt wird – wenn er in einem Land gänzlich unbekannt ist, wie kann er sich (vorausgesetzt, er ist ein wirklich anständiger Schriftsteller) präsentieren, wie soll er seinen Rang bezeichnen?

So würde ich, wenn es möglich wäre. Ihre freundliche Frage nach meiner literarischen und journalistischen Stellung gern unbeantwortet lassen.

Zugleich aber möchte ich meine Kollegen und Gastgeber ohne den Verdacht verlassen, sie seien von einem Schwindler hintergangen worden.

Um nun die Frage zu beantworten, warum keins meiner Bücher bisher ins Englische übersetzt worden ist, möchte ich bemerken, daß nur eine kleine Minderheit von Autoren in eine andere Sprache übersetzt wird.

Zum Beispiel wäre es nahezu unmöglich, einen Franzosen oder Deutschen zu finden, der die Namen John Masefield, J. M. Barrie, Thomas Hardy, Arthur Pinero oder andere je gehört hat.

Nachdem ich auf diese einigermaßen annehmbare Weise nachgewiesen habe, daß es nicht immer die besten Schriftsteller eines bestimmten Volkes sind, die übersetzt werden, möchte ich Sie darüber informieren, daß fast alle meine Bücher automatisch in zwölf Sprachen übersetzt worden sind.

In den vergangenen achtzehn Monaten wurden beispielsweise vier Bücher in Polen und vier in Jugoslawien herausgegeben.

Gerade im Jahre 1934 schloß ich Verträge mit den Verlagshäusern Knopf in New York und John Lane in London über die Herausgabe meiner Werke in englischer Sprache.

Mit der Gewissenhaftigkeit eines Forschers sammelte Herr P. R. Stephenson alles, was über meine Tätigkeit als Journalist

und Schriftsteller erschienen ist – über meine Romane, Theaterstücke und Reisebücher.

In seiner Rede als Vorsitzender beim Empfang der Schriftsteller, an dem ich als Gast teilnahm, erwähnte er (Masaryks Enzyklopädie zitierend) meinen „Klassischen Journalismus" – eine wissenschaftliche Anthologie über berühmte Publizisten, vom Bericht des Plinius über das Erdbeben von Pompeji angefangen bis in unsere Zeit.

An diesem Buch arbeitete ich nahezu drei Jahre. Seine Herausgabe allein mag die Gastfreundschaft rechtfertigen, die mir von den Journalisten in allen Teilen Australiens, die ich besucht habe, zuteil wurde.

Die deutsche Enzyklopädie behauptet – ausnahmsweise übertreibend –, daß ich es war, der die „hohe Literatur" um eine neue Form bereichert hat – die *Reportage*.

Ich glaube nicht, daß es nötig ist, hier eine Liste meiner zweiundzwanzig Bücher und ihrer Auflagen zu bringen. Es mag genügen, daß mein Name zusammen mit denen von Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Erich Maria Remarque, Ernst Toller und Arnold Zweig auf einer Liste der Autoren erschienen ist, deren Bücher in Deutschland verbrannt worden sind. Ihre und meine Bücher wurden in Deutschland „für immer" verboten.

Dieses „immer" wird nicht lange dauern.

EGON ERWIN KISCH ÜBER D 37

Der bekannte Schriftsteller Egon Erwin Kisch, gebürtig aus Prag, kommt jedes Jahr nach Prag zu Besuch. Anläßlich seines diesjährigen Besuchs kam E. E. Kisch am 28. Dezember ins Theater D 37 und wohnte der Vorstellung von Klicperas Lustspiel „Každý něco pro vlast" („Jeder etwas für das Vaterland") bei. Nach der Vorstellung hatte er ein längeres Gespräch mit den Schauspielern und sagte ihnen:

„Ich kam aus Paris nach Prag in Gesellschaft eines bekannten französischen Schriftstellers, der der Aufführung seines Stükkes in einem gewissen Prager Theater inkognito beiwohnen

wollte. Vor zwei Tagen saß ich neben ihm während der Vorstellung und machte den Dolmetscher, indem ich ihm verschiedene Sachen erklärte, die er wissen wollte. Heute kam ich zu euch und hatte das Gefühl, daß ich neben Klicpera sitze, der mich fragt, was das alles bedeuten soll. Warum die Inschrift ‚K. k.' über der Bühne; das ist doch selbstverständlich! Warum lachen die Leute, wenn kleinbürgerliche Banausen die österreichische Monarchie ihrer Loyalität versichern, warum lachen sie, wenn gnädige Frau gesagt wird usw.? Ich kann euch sagen, Klicpera war begeistert und stolz, daß ihr ihn radikal modernisiert und seinen Text respektiert habt. Das heißt wirklich Wahrung des nationalen Kulturerbes!

‚Mistr Pleticha' (‚Meister Ränkeschmied') war das letzte Stück, das ich im vorigen Jahr bei euch sah, und ihr wißt, daß ich zwischen Text und Aufführung einen gewissen Widerspruch bemerkte. Heute war ich direkt begeistert. Der zweite Teil hat auf mich den stärksten Theatereindruck seit Jahren gemacht. Solch eine Heiterkeit und Dynamik, solch ein Tempo und eine Charakterisierung! Ich spürte den suggestiven Einfluß des Regisseurs und die Liebe zu ihm in jeder Bewegung und in jedem Requisit.

Es wird immer von Subventionen gesprochen, von Stargagen, die nötig seien, von der Konkurrenz des Films, unter der das Theater leidet. Und hier ein Theater ohne Subventionen, ohne Geld, und was für Leistungen, was für eine Begeisterung, was für eine ehrliche Arbeit, die ich aus jedem scheinbaren Extempore herausfühlte! Etwas Ähnliches gab es anfangs in der Sowjetunion, als Wachtangow und Meyerhold in ungeheizten Theatern mit hungernden Schauspielern klassische Dramen in revolutionärer Weise probten. Ihr seid Prachtkerle! Ich kam zu euch nach hinten, in den Kulissenraum, um euch das zu sagen, entschuldigt, daß ich euch belästige."

„IHR HIRTEN, HIRTEN IHR! . . ."

Gespräch mit Egon Erwin Kisch über den neuen Roman der „Haló noviny"

Den Roman „Der Mädchenhirt" schrieb ich in der Zeit, die zwischen dem ungebundenen Leben eines Bohemien in Prag und dem Beginn des Weltkriegs liegt. Er erschien deutsch im Juni 1914 und erreichte bis zum September vier Auflagen, obwohl sich in den ersten Kriegsmonaten niemand für Literatur interessierte, sondern nur für den Krieg. Ich bin mir dessen bewußt, daß der damalige Erfolg des Romans darin bestand, daß er für pornographisch und „kühn" gehalten wurde. Oft sagten mir junge Leute, sie hätten den Roman geheim, hinter verschlossenen Türen gelesen, und bei dem bloßen Gedanken, sie könnten dabei von den Eltern oder Lehrern erwischt werden, hätten sie vor Angst gezittert. Von diesem „Mut" und von der Pornographie erkennt man heute nicht mehr viel. Die Moral hat sich während des Weltkrieges und danach gründlich geändert, und über alles, was damals lediglich die Unterwelt in Aufregung versetzte, kann man heute ganz öffentlich sprechen.

Dein Verhältnis zu diesem Buch?

Ich habe mich prinzipiell von allen Büchern losgesagt, die ich vor 1918 schrieb, da die Welt in zwei Teile zerfiel – und ich bestehe auch heute noch darauf. Trotzdem ist der „Mädchenhirt" ein Buch, für das ich mich nicht schäme. Und ich meine, daß ich mich für dieses Buch auch nicht schämen muß. Ich kann zufrieden sein, daß ich bereits damals, vor dem Krieg, als ich das Milieu der Moldau-Flößer studierte, den Fehler ihrer Opposition gegen das Regime im Grunde begriffen habe. Der Fehler bestand darin, daß sie nicht zwischen nationaler und sozialer Revolution unterschieden haben. Als wir nach dem Krieg den „Mädchenhirt" auf der „Revoluční scéna" spielten, erhob Xena Longenová als Betka ihre Anklage gegen die Gesellschaft. Wir waren voller Genugtuung, daß die Arbeiter jeden Abend mit ihrem begeisterten Applaus bestätigten, wie sehr sie den sozialen Sinn der Handlung begriffen hatten. In der späteren Verfilmung verschwand jedoch auch die geringste Spur dieser sozialen Tendenz.

Würdest du mir etwas über deine Gestalten sagen? Es sind doch Menschen, die wirklich gelebt haben, oder?

Selbstverständlich. Natürlich habe ich ihre Namen geändert. Auch die Verhältnisse haben sich heute schon sehr gewandelt. Treffe ich jetzt auf der Straße ein ehemaliges Kampa-Mädchen, so würde sie schrecklich wütend werden, spräche ich sie nicht mit „Küß die Hand, gnädige Frau“ an. Schade, daß Jarda Chrapot tot ist. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre. Die Betka aus dem Roman ist heute Mutter von drei gesunden Töchtern, die auf die besten Bälle tanzen gehen. Wenn ich ihnen auf der Straße begegne, drehen sie ihren Kopf zur Seite. Luise Hejl ist die einzige, die noch zu mir hält; sie hat einen braven Mann, der alles über sie weiß und lächelnd dabeisteht, wenn Luise der guten alten Zeiten auf der Kampa gedenkt.

Damit schließt unser Gespräch mit dem Autor unseres neuen Romans. Das Wort haben nun seine Gestalten, die von Montag an auf diesen Seiten zu Ihnen sprechen werden. Kischs Roman hat durch die neue und sorgfältige Übersetzung von Jarmila Haasová und auch durch manche Änderungen, die der Autor vorgenommen hat, ziemlich sein Gesicht gewandelt. Die Zuhälter, die Dirnen und die Flößer von der alten Kampa, die Prager Unterwelt aus der Zeit vor dem Weltkrieg, vor allem aber der ausgezeichnete Schriftsteller Egon Erwin Kisch werden von Montag an zu Ihnen sprechen.

EGON ERWIN KISCH AN DIE ZEITSCHRIFT „SALUD“

Vor vier Wochen war ich vor Belchite und sprach mit den Jungs von der „Kompanie Žižka“ gerade in dem Augenblick, als sie den Befehl bekam, Belchite zu nehmen. Ich wohnte dem schrecklichen Kampfe um diese befestigte Stadt bei, vor der Genosse Vernus und viele andere Kameraden fielen, die noch wenige Minuten vorher fröhlich waren. Nach der Eroberung von Belchite fuhr ich nach Benicasim, wo gerade das Spital, das den Namen des Präsidenten-Befreiers T. G. Masaryk trägt, eröffnet wurde.

Anwesend waren die Würdenträger der Nachbarstädte, Waisenkinder von gefallenen Soldaten, spanische Ärzte und Krankenschwestern, die sich die Festreden anhörten und erfuhren, daß die kleine tschechische Nation der Menschheit die *zwei* größten Humanisten geschenkt hat, nämlich Jan Ámos Komenský und T. G. Masaryk.

Heute, als ich nach Belchite zurückkam und sah, wie seine Einwohner heimkehrten und wieder dort Unterschlupf fanden, wo sie geboren worden waren und ihr ganzes Leben verbracht hatten, als ich sah, wie diese Leute, die während der Belagerung und des Bombardements fast wahnsinnig geworden waren, heute wieder lachten und mit den Soldaten der republikanischen Armee sprachen, da kam mir erneut zum Bewußtsein, wie das tschechoslowakische Bataillon in Spanien im Geiste Komenskýs und Masaryks kämpft und den Namen der Tschechoslowakei in die Menschheitsgeschichte einträgt.

DIE RÜCKKEHR DER GENOSSEN KISCH UND SIMONE

Wir gingen los, um ein Interview zu machen. Wir gingen, um zwei berühmte Landsleute und Journalisten zu besuchen, keine anderen als Egon Erwin Kisch und André Simone. Sie kamen am Donnerstag aus London mit dem Flugzeug an.

„Erlauben Sie mir, Meister . . ."

„Genosse Kisch", antwortete er, „kein Meister. Und woher bist du?"

„Von ‚Rudé právo'."

„Ah, das ist etwas anderes. Also, was willst du wissen?"

Nun, was will ich denn wissen? Es ist so viel, was ich wissen will, den ganzen Weg über habe ich mir im Kopf die Fragen zurechtgelegt, aber sie sind jetzt völlig nutzlos. Genosse Kisch will nicht über seinen Ruhm, über seine Erfolge, über sein Werk sprechen. Noch nicht, denn erst vorgestern ist er aus London angekommen. Das einzige, worüber er sprechen will, ist Prag.

„Dreißig Jahre währte mein Weg nach Prag", antwortet er auf unsere Frage. „Zweimal bin ich in diesen langen dreißig

Jahren durch Prag gefahren, und jetzt bin ich hier. Ich bin gekommen, um ein Buch über die neue Tschechoslowakei zu schreiben. Ich habe schon angefangen, ich sehe mich schon um.

Ich habe viele Tote getroffen. Sie stehen vor jedem Haus, sehen aus jedem Fenster. Es sind alte Freunde, Verwandte, Bekannte, die mich anblicken. Sie sind durch den Nazismus gestorben. Es ist ein trauriges Gefühl, auf einen Friedhof zurückzukehren."

„So kommt dir Prag wie ein Friedhof vor?"

„Nein, das nicht. Im Gegenteil. Aus jedem Menschen strömt die absolute Gewißheit, daß alle Schäden und Schwierigkeiten binnen kürzester Zeit überwunden werden können. Es gibt gegenwärtig kein Volk in der Welt, das so optimistisch ist. Prag lebt ein erstaunliches Leben, das hiesige Tempo berauscht direkt.

Ein solches Gefühl hatte ich bereits nach der Revolution in Rußland, in der schlimmsten Zeit, und auf Grund dieses Gefühls konnte ich schon vor zwanzig Jahren ein Buch über die Festigkeit des sowjetischen Regimes und seine Entwicklung schreiben, als jeder den Zusammenbruch der Sowjets prophezeite und als die Meinung entstanden war, die Sowjets werden den Kreml räumen und die Tür ins Schloß werfen.

Es würde mich freuen, wenn es mir möglich sein wird, meinen Beitrag zum Aufbau der Republik zu leisten. Mit Vergnügen werde ich mich am Aufbau des Staates beteiligen."

Soweit Egon Erwin Kisch, der berühmte Journalist, den die ganze Welt kennt. Und der Mensch Kisch? Er denkt an die Welt – aber nicht wie andere Leute, nicht hier und dort war ich, sondern dort war ich noch nicht.

Er denkt an das längstvergangene Prag, an seine Bekannten, an das Haus in der Melantrichová, er denkt an – es ist so viel und wird immer mehr sein. Kisch blieb ein einfacher Mensch, die Welt hat ihn nicht verdorben.

[...]

lem.

Er hat sich gar nicht so sehr verändert, er ist eher klein, untersetzt, mit graumelierten Haaren, klugen und forschenden Augen hinter Brillengläsern, die ständig in der Hotelhalle umherblicken, mit einem freundlichen, gewinnenden Lächeln. Einst prägte er für sich selbst die Bezeichnung „rasender Reporter“. Heute hat das stürmische Tempo, so bekennt er, nachgelassen, und der gereifte Reporter vermag tiefer auf den Grund der Dinge zu blicken. „Früher schrieb ich eine Reportage innerhalb einer Stunde“, gesteht er, „und ich war zufrieden. Heute schreibe ich an einer Reportage drei Tage und bin mit ihr nur selten zufrieden.“

In einem stockenden und nervösen Gespräch verfolgen wir seinen Lebensweg der letzten Jahre. Wir erinnern uns, daß er 1933 aus der Sowjetunion nach Deutschland zurückkehrte, zu einer Zeit, als Hitler bereits Reichskanzler war. Nach dem Reichstagsbrand, in der Nacht zum 28. Februar, wurde er verhaftet. Gefängnis in Spandau, von wo er auf Intervention des Außenministers Dr. Edvard Beneš nach Prag abgeschoben wurde. Von hier reist er nach Paris zum antifaschistischen Kongreß, wo er eine Rede gegen Hitler hält. Ähnlich betätigt er sich in Belgien, Holland, im Spanien der Vorfrancozeit, in Frankreich und in England, wo er nach einem Protest des deutschen Botschafters verhaftet und bald darauf wieder entlassen wird. Später fährt er nach Australien zum antifaschistischen Friedenskongreß. Als er in Melbourne das Schiff verlassen will, wird ihm das von den Hafenbehörden untersagt. Doch Kisch gibt nicht nach und riskiert einen Sprung vom Schiff aus einer Höhe von achtzehn Fuß. Dabei bricht er sich beide Beine. Die australischen Behörden verurteilen ihn zu achtzehn Monaten Zwangsarbeit, aber ein Proteststreik der Arbeiter verhilft ihm zur Freiheit. 1936 weilt er in Spanien während des Bürgerkrieges. Ein Jahr darauf fährt er nach Prag ans Sterbebett seiner Mutter. Ein friedliches Intermezzo, Kisch wird zum Stadtrat in Prag gewählt. Doch der Reporter hält es hier nicht lange aus. Er fliegt nach Frankreich, nach Amerika und von dort schließlich nach Mexiko.

„Die Mexikaner habe ich liebgewonnen. Ich lebte fünfeinhalb Jahre unter diesem Volk, das dem tschechischen so sehr ähnlich, das ungemein bescheiden und zutiefst demokratisch ist, das sich mühsam von den Fesseln befreien mußte, die ihm von den spanischen Habsburgern angelegt worden waren. Noch heute begegnen wir an den Stirnwänden prunkvoller Paläste den habsburgischen Doppeladlern."

Kisch verkehrte in Mexiko mit vielen Mitgliedern der spanischen Cortes und der Exilregierung, wie Negrín und del Vayo, auch mit den Angehörigen der tschechoslowakischen Kolonie, von denen es allein in Mexiko City zweihundert gab. Unlängst starb der Tschechoslowake Anyž, einer der reichsten Bürger Mexikos, der Freund von Maximin Camacho, dem Bruder des heutigen Präsidenten und der bedeutendsten Persönlichkeit im wirtschaftlichen Leben des Landes. Ein halbes Dutzend namhafter Fabrikanten stammt aus der Tschechoslowakei. In Mexiko leben mehrere tschechische Ärzte; Dr. Oskar Stern ist Vorsitzender der dortigen Kolonie. Seine Frau, die Tochter des ehemaligen Ministers Bečka, war in Mexiko sehr beliebt. Sie trat als Sängerin auf und trug im mexikanischen Rundfunk Lieder Smetanas und anderer tschechischer Komponisten vor. Frau Stern starb im vorigen Monat.

In Mexiko sind tschechische Arbeiter beschäftigt, die dank ihren Eigenschaften und ihrer Intelligenz rasch höhere Stellen eingenommen haben. Ich frage Kisch, was er in den letzten Jahren literarisch gearbeitet habe. „In Mexiko arbeitete ich als freier Journalist. Ich gab ein Buch über Prag heraus unter dem Titel ‚Sensation fair', in dem ich meine Erinnerungen an dreißig Jahre journalistischer Tätigkeit zusammengefaßt habe. Das Buch erschien auch tschechisch in der Zeitschrift ‚Nová doba' in New York. Das zweite Buch, das wohl ebenfalls ins Tschechische übersetzt werden wird, ist ein Buch über Mexiko, das spanisch ‚Descubrimientos en México' heißt. Es ist eigentlich das erste von einem Ausländer geschriebene und in Mexiko in spanischer Sprache herausgegebene Buch über Mexiko.

Ich komme in die Heimat, um für einen amerikanischen und englischen Verlag ein Buch über die neue Tschechoslowakei vorzubereiten. Für dieses Buch besteht ein großes Interesse in

der ganzen Welt, besonders in der angelsächsischen. Einerseits betrachtet man die Tschechoslowakei als den einzigen Staat im Nachkriegseuropa, der große Möglichkeiten in sich birgt und zur weiteren wirtschaftlichen Entwicklung fähig ist, andrerseits halten sich, vor allem in der großkapitalistischen Presse, hartnäckig Gerüchte, es handle sich hier um einen bolschewistischen Staat ohne wirtschaftliche Sicherheit und ohne soziale Gerechtigkeit gegenüber gewissen Schichten. Die Aufgabe meines Buches ist es, diese Gerüchte zu widerlegen. Es wird ein Reportagenbuch sein, in dem das Schicksal unserer Länder unter österreichischer Herrschaft sowie in der Ersten und Zweiten Republik geschildert und ein Bild der heutigen Tschechoslowakei vermittelt wird. Als ich gestern zurückkehrte, begegnete ich begreiflicherweise auch Leuten, die sich Mühe gaben, mir einzureden, daß hier alles nur schön zur Schau gestellt werde und welche Schwierigkeiten bei der Nationalisierung der Großindustrie, bei der Kohlenfrage und bei der Arbeitsmoral bestehen. Ich glaube jedoch, und ich habe dafür Erfahrungen aus Sowjetrußland der Jahre 1917/18, als es dort unvergleichlich schlimmer aussah, daß der Volkswille in dieser Richtung wahre Wunder vollbringen kann."

Unser Gespräch berührt Kischs Rückkehr in die Heimat. Am 23. Februar fuhr er von Mexiko City ab und reiste zunächst mit der Eisenbahn, dann mit dem größten englischen Schiff „Queen Elizabeth". Von London nach Prag flog er mit dem Flugzeug. „Als meine Landsleute erfuhren, daß ich nach Hause fahre, baten sie mich, für ihre Bekannten in der alten Heimat ein paar Kleinigkeiten mitzunehmen. Schließlich waren es fünfundvierzig Säcke voll, so groß wie jene, die amerikanische Soldaten anstelle der europäischen Koffer mit sich führen und in denen sie alle ihre Habe verstaut haben. Darin befanden sich lauter alte Kleider, die in Prag nicht einmal ein unansehnliches Mädchen anziehen würde, eine Unmenge Medikamente, weil unsere Landsleute in Mexiko meinten, ihr seid hier in der Tschechoslowakei alle dem Sterben nahe. Sie baten mich, die Medikamente auf den Straßen zu verschenken. Leider aber enthalten die Säcke wenig Kaffee und Zigaretten. Außerdem besitze ich noch etwa fünfzig Adressen, an die ich die Geschenke ver-

teilen soll, wenn die Säcke in Prag ankommen. In einem Flugzeug konnte ich das alles selbstverständlich nicht mitnehmen."

Plötzlich wird der erfahrene Reporter ein wenig melancholisch. Er erzählt von seiner gestrigen Wanderung durch das nächtliche Prag. Nach vielen, vielen Jahren ist er wieder dorthin zurückgekehrt, wo er als junger Mensch gelebt hat. Er kehrt zu seinem Vaterhaus zurück, in dem es keine Verwandten mehr gibt, er versteckt sein Gesicht in dem hochgestellten Kragen des Mantels, nicht nur um den Blicken seiner Freunde zu entgehen und weil er an diesem Abend allein sein möchte, sondern auch um seine Trauer darüber zu verbergen, daß ihm so viele Menschen ins Jenseits vorangegangen sind. Aber das geht rasch vorüber, und schon erzählt Kisch wieder alles mögliche, zum Beispiel, daß er hundertprozentig optimistisch zurückgekehrt sei. Oder er spricht darüber, wie die amerikanische kapitalistische Presse gegen uns zu Felde zieht und wie die linke Arbeiterpresse mit uns sympathisiert.

Wir reden ausführlich über den Film, besonders über den mexikanischen, der über eine eigene Produktion verfügt. Kisch erinnert daran, daß nicht nur Dolores del Río aus Mexiko stammt, sondern auch der bekannte Star Lupita Tovar, verheiratet mit einem Tschechoslowaken aus Teplice. Kisch erzählt von dem neuen Film „La fieste brava", in dem Hugo Haas den Erzieher des jungen Sohnes eines Toreros spielt, der nicht dem guten Rat seines Lehrers Folge leisten will, sich der Laufbahn eines Musikers zu widmen. Inzwischen reißt seine Schwester, die als mutige Stierkämpferin auftritt, den Ruhm des Toreros an sich. Sie wird von dem beliebten Star und der berühmten Schwimmerin Esther Williams gespielt. Als alter Kapellmeister trägt Haas langes Haar. Seine Rolle ist von beachtlichem Niveau.

Noch lange sprechen wir mit Kisch. Er hat keine festen Pläne, nur muß er das Buch für Amerika vorbereiten. Doch möchte er gern eines seiner beliebtesten Werke neu verfilmt sehen, die „Tonka Šibenice". „Vielleicht kommt es auch dazu", sagt er, als er sich mit weichem Händedruck von mir verabschiedet.

Jan Wenig

WAS UNS DIE DELEGIERTEN UND GÄSTE ÜBER DIE REDE DES GENOSSEN GOTTWALD SAGTEN

E. E. Kisch, Schriftsteller, der vor einigen Tagen aus Mexiko zurückkehrte: „Diese Tagung ist die schönste, die ich in der Welt je gesehen habe, und ich sah kommunistische Parteitage in fünf Weltteilen. Für mich ist das ein Gesang, eine Musik, eine Freude über den Sieg, und ich bin sehr gerührt. Die von Applaus und von Hochrufen begleitete Rede Klement Gottwalds zeigt, was er für die Millionen Kommunisten bedeutet. Und doch wurde der Applaus durch kein rhetorisches Mittel hervorgerufen, die Rede war klar, nüchtern, sachlich und logisch, wie ich noch nie eine gehört habe. Es scheint mir unmöglich, aus ihr nur einen einzigen Satz wegzulassen. Ich bin glücklich, daß unter den tausend Genossen, die die Worte des Genossen Gottwald aufnahmen, auch ich sein durfte."

BESUCH BEI EGON ERWIN KISCH

Ein origineller Einfall, ein solcher Besuch. Offenbar ist die ganze Stadt gleichzeitig auf die gleiche Idee gekommen. Im Hotel Alcron in Prag ist die Halle voll von Leuten, die um ihn herumstehen und etwas von ihm wollen. Manche wollen ihm nur die Hand schütteln in Erinnerung an irgendeine Nacht, an die er sich wahrscheinlich gar nicht mehr erinnert. Andere haben in der Schlacht von Teruel ihren schweren Schuß bekommen, gerade als sie an der Seite von Kisch vorwärtsstürmten. Einer will etwas über seine Verwandten in Australien wissen, das Kisch schon vor elf Jahren verlassen hat. Andere fragen nach den Lebensverhältnissen in Mexiko, woher Kisch kommt. Wieder andere machen Interviews mit ihm in tschechisch, englisch, spanisch, und einer auch auf österreichisch. Der bin ich.

„Was soll ich den Wienern über mich sagen?" beginnt E. E. Kisch und setzt nach einigem Nachdenken fort: „Sag ihnen vor allem, daß ihre Landsleute eine gute antifaschisti-

sche Arbeit in Mexiko geleistet haben. Sie haben österreichische Nazispione entlarvt, sie haben Lateinamerika über das Wesen des Nazitums aufgeklärt, sie haben Kulturarbeit gemacht und sind noch heute das beste ausländische Kulturzentrum im Lande. An ihrer Spitze stehen F. Schallmoser und Josef Foscht, der ehemalige Leiter der Wiener Invalidenorganisation. Von bekannten Leuten wirken in Mexiko Bruno Frei, der eben ein Buch über den Weg des Preußentums zum Nazismus verfaßt hat; der Schriftsteller Leo Katz, dessen Buch ‚Die Totenjäger' bereits in vier Sprachen ein großer Erfolg ist, und viele andere. Der Führer der modernen Musik in Mexiko ist gleichfalls ein Wiener, Doktor Marcel Rubin, dessen alter Vater, einst Hofrat im österreichischen Finanzministerium, einer der aktivsten antifaschistischen Kämpfer wurde. Frau Dr. Marie Frischauf-Pappenheim wirkt als Kritikerin und Lyrikerin in der spanisch-österreichischen Zeitung ‚Austria libre' und ebenso Frau Else Volk, die Witwe des in Mexiko verstorbenen Wiener Universitätsprofessors MUDr. Volk. Eine berühmte Sängerin ist Frau Professor Volks Schwiegertochter Rosi Volk. Der Wiener Kapellmeister Ernst Römer ist der gefeiertste Dirigent im ‚Palacio de belles Artes'. Dort hat auch bis Ende vorigen Jahres der ehemalige Hofoperndirigent Carl Alwin gewirkt, einer der hilfsbereitesten und aktivsten Antinazi in Mexiko. Leider hat ihn der Tod mitten in seinem Schaffensleben weggerafft.

Ferner ..."

Ich unterbreche Kisch: „Wir möchten etwas über dich wissen, Egonek!"

„Über mich ist nur zu sagen, daß ich der alte geblieben und sogar noch älter bin. Das ist alles."

„Aber was hast du getrieben in all der Zeit, seit wir von dir nichts mehr wissen, weil wir überhaupt von der Welt nichts wußten?"

„Als Wien besetzt wurde, war ich in Spanien und ging erst, als dort der Krieg verloren und ich um 14 kg leichter war, nach Frankreich zurück, wo ich die Nachricht von der Okkupation der Tschechoslowakei bekam. Dann war die Okkupation Frankreichs im Gange, und ich hatte einen strengen Zwangs-

aufenthalt in einem Dorf bei Versailles zugewiesen bekommen. Dort sollte ich wohl den Einmarsch der Deutschen abwarten – ohne Geld, ohne Verbindung, ohne Paß, ohne alles. In diesem Dorf heiratete ich; meine Gisel ist eine Wienerin aus der Brigittenau.

Da erschien eines Nachts, ähnlich wie es Kaiser Maximilian auf der Martinswand ergangen war, in meinem von der Garde mobile besetzten Häuschen ein fremder Mann und forderte mich auf, mit ihm auf die Landstraße zu gehen, wo sein Auto gleich vorüberkommen werde. So fuhr ich ohne Taschentuch und andere Luxusgegenstände über die französische Grenze nach Antwerpen. Der Retter von der Martinswand war von meinen amerikanischen Kollegen von der ‚Writers League' geschickt, um mich wegzubringen. Er hatte einen Paß, Geld, Schiffskarte bei sich (leider nicht auch ein Taschentuch für mich) und expedierte mich ins ‚Paradies Amerika'. Dort liebt man mich aber nicht, und ich fuhr nach Mexiko, wo man mich nicht nicht liebte, weil man mich nicht kannte. In Mexiko habe ich fünfeinhalb Jahre gelebt, und es ist mir gut ergangen, denn Mexiko ist ein wirklich demokratisches, sozial gesinntes Land von wunderbarer Landschaft und braven Menschen. Dort habe ich ein Erinnerungsbuch geschrieben, ‚Marktplatz der Sensationen', und ein Mexikobuch, ‚Entdeckungen in Mexiko', das auch spanisch erschien und zu großen positiven Diskussionen Anlaß gab. Ich habe sehr viele Vorträge gehalten und Artikel geschrieben und im vorigen Jahr meinen sechzigsten Geburtstag abgebüßt, welcher ungefähr ein halbes Jahr dauerte. Zum Geburtstag bekam ich unter anderem von einer Redaktion die Nachricht zugestellt, daß Nazideutschland die Kapitulation angeboten habe und Hitler tot sei.

Es ist heute gerade drei Monate her, seit ich Telegramme vom stellvertretenden Ministerpräsidenten der Tschechoslowakei Klement Gottwald, vom stellvertretenden Außenminister Vlado Clementis und vom Informationsminister Kopecky bekam, ich möge sogleich nach Hause kommen. Ich fuhr sofort, aber wenn meine Freunde gedacht haben, daß ich ein Amt annehmen werde, so habe ich sie enttäuschen müssen, denn man kann sich doch nicht nach sechzigjährigem ehrlichem Vaga-

bundenleben plötzlich auf einen Fauteuil setzen. Ich will mei Ruah habn."

Ruah? Es ist nicht viel Ruhe um Egonek: Ich habe schon in den Prager Zeitungen gelesen, wie er überall begrüßt wird, wo er erscheint, und wie man ihn von einer Besichtigung zur anderen zerrt. Während er mir dieses Interview gewährt, gewährt er auch allen anderen Interviews anderer Art. Die Kinder der Hotelgäste wollen, daß er Zauberkunststücke vorführt (es sind immer noch dieselben, nur die Kinder sind andere), vor allem muß er sich die Nase immerfort putzen, und eine Deputation der Škodawerke möchte einen Vortrag von ihm haben. Ein Filmregisseur erbittet das ausschließliche Recht auf Wiederverfilmung der „Galgentoni", Autogrammjägerinnen sind gern bereit, einen Kuß pro Unterschrift zu zahlen, und dazwischen tönt genau alle zwei Minuten die Stimme des Lautsprechers: „Pan Kisch k telefonu."

„Ich will mei Ruah habn", sagt Kisch, als er zum hundertstenmal aufsteht, und ich glaube, daß ringsum die „Ruhe" herrscht, die Kisch meint.

EGON ERWIN KISCH IN EINEM INTERVIEW FÜR „FRIHETEN"

[. . .] Danach stellt uns Simone Egon Erwin Kisch vor, der ganz allgemein für den besten kommunistischen Reporter gehalten wird. Simone und Kisch haben gemeinsam, daß sie ein wissenschaftliches Verständnis des Weltgeschehens mit Feldstudien verbinden, aber ansonsten sind sie völlig verschieden. Mit seinem silbergrauen Haar macht Simone einen distinguierten und eleganten Eindruck, er ist klar und entschieden, aber etwas nervös. Kisch ist der Mann, der am Kampf des einfachen Volkes Anteil nimmt. Er ist wahrscheinlich ein größerer Psychologe als Simone, er wirkt ruhig und hat einen humoristischen Ausdruck in den Augenwinkeln.

„Na, junger Mann, kommen Sie mit in die Hotelhalle. Was wollen Sie Onkel Kisch fragen?"

Kisch war stets an den Brennpunkten der letzten fünfund-

zwanzig Jahre zu finden – immer im Kampf. Wir kennen sein berühmtes Buch über China.

„Na, Sie sind sicher überrascht darüber, daß ich nicht länger dort war?"

Aber Kisch saß in der Zwischenzeit in einem deutschen Gefängnis, aus dem er nach Australien entfloh. Die Nazis protestierten, und er bekam keine Erlaubnis, dort an Land zu gehen. Aber Kisch sprang aus sechs Meter Höhe an Land, brach beide Beine, kam ins Gefängniskrankenhaus und erhielt eine Zuchthausstrafe (er war damals einundfünfzig Jahre alt). Von dort entfloh er erneut, nach Frankreich und dann nach England, wurde verhaftet, aber er entkam nach Frankreich, wo er 1940 beinahe von den Nazis gepackt worden wäre. Darauf USA und danach fünf Jahre Asyl in Mexiko, von wo er durch seine alten Genossen Gottwald und Kopecky in seine Geburtsstadt Prag eingeladen wurde. Jetzt kommt Kisch aus Jugoslawien.

„Als wir Kommunisten vor bald dreißig Jahren anfingen, da sagten die sogenannten Progressiven: Das mit dem Kommunismus ist ja an und für sich ganz gut. Aber wir sind gegen Revolution, Blutvergießen und Terror. Heute sehen wir in Jugoslawien wie in meinem Heimatland, der Tschechoslowakei, wie der Kommunismus ohne Blutvergießen und Diktatur vorwärtsschreitet. In diesen Ländern, in denen der Kommunismus eine führende Rolle spielt, hat man bereits große Fortschritte erzielt. Hier existieren keine Paläste, in denen kaum jemand wohnt, neben riesigen, mit Armen überfüllten Mietshäusern. Man sieht keine halbvollen Theater, in denen frackgekleidete Herren und juwelenübersäte Damen sich in ihrer eigenen Leere verkriechen. Jetzt füllen Gewerkschaftsangehörige die Theater. Alle haben das Recht, die Schulen zu besuchen, aber auch die Möglichkeiten dazu. Die Zeitungen gehören den Parteien des Volkes, sind voller objektiver Nachrichten und enthalten keine dummen Anzeigen von Profithaien. Die Regierungen haben zwei Ziele: den Massen zu helfen und den Frieden zu wahren. Denken Sie nur an Triest. In den großen bürgerlichen Weltzeitungen redete man von Krieg. Aber in dem Land, dessen lebenswichtigste Interessen berührt werden, sprach keiner von Krieg. Die Jugoslawen wissen, daß Triest

nach allem Recht ihnen gehört. Aber sie wollen die Stadt mit friedlichen Mitteln gewinnen."

Das Hotel Alcron ist eins der Zentren des politischen Spiels in Prag – dem Brennpunkt der politischen Tätigkeit in Mitteleuropa – der Stadt, in der sich die tüchtigsten Diplomaten versammelt haben, in der die ausländischen Kräfte ihre Spionagenetze auslegen und den Versuch unternehmen, durch Geld, Schwarzmarkt- und Rauschgifthandel ihre trübe Tätigkeit zu finanzieren. Kisch deutet auf einen distinguierten Herrn. „Amerikanischer Professor und Sachverständiger" – Gott weiß, worin und wofür. Ein englischer Major geht vorüber. Er hat sicher auch seine besonderen Aufgaben.

Christian Astrup

EINE PLAUDEREI MIT KISCH ÜBER MEXIKO

Mexiko war der erste der bürgerlichen Staaten, der nach Umwandlung der feudalen Ordnung in die kapitalistische und bourgeoise Ordnung große soziale Umgestaltungen vollzogen hat, besonders im Bereiche der Erdölindustrie und des Eisenbahnwesens. Der mexikanische Präsident Cárdenas, der ein großer Bewunderer Lenins war, setzte sich für einen kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung des Landes ein. Deshalb führte er gesellschaftliche Reformen durch, die die Grundlage bilden für die heutige sozialökonomische Ordnung. Die größte Unterstützung gewann Cárdenas von seiten der Gewerkschaftsorganisation unter Führung von Vicente Lombardo Toledano.

Vor der Revolution im Jahre 1910 und bis zur Konstitution, die in Querétaro im Jahre 1917 proklamiert wurde, waren die Werktätigen Mexikos, besonders aber die Peonen (Landarbeiter), Sklaven im Dienste der Hazienderos, der Industriellen und der großen Gesellschaften. Cárdenas schaffte die letzten Reste des Sklaventums ab. Unter seinem Regime entwickelten sich die Gewerkschaftsorganisationen, von denen die größte, geführt von Toledano, eigentlich die einzig maßgebende Gewerkschaftsorganisation Mexikos überhaupt ist.

Die stärkste Gruppe innerhalb der Gewerkschaften stellen jene Arbeiter, die mit der Erzeugung des alkoholischen Getränks Pulque beschäftigt sind, das aus Agavensäften hergestellt wird, und die im Urwald Chicle sammeln, den Rohstoff für Kaugummi.

Mexiko ist ein herrliches Land mit demokratischen Grundsätzen, das während des zweiten Weltkriegs nicht nur uns, sondern vielen antifaschistischen Kämpfern Zuflucht gewährte. Mexiko war neben der Sowjetunion der einzige Staat, der in Genf im Jahre 1938 das Münchner Diktat abgelehnt und nie die Okkupation unseres Landes anerkannt hat. Kisch, der in Mexiko sehr freundlich aufgenommen wurde und den man überall schätzte, ist der einzige Ausländer, der in Mexiko ein Buch über Mexiko schrieb, das in viele Sprachen übersetzt wurde und das auch bei uns im Druck erscheint.

In Mexiko gibt es zwei Dinge, die die kulturelle und soziale Entwicklung des Landes behindern: die traditionelle Korruption und die bewußt geförderte Unbildung, und zwar auf Grund des anhaltenden spanischen Einflusses. Noch bis vor kurzem schätzte man das Analphabetentum auf vierzig Prozent. Der heutige mexikanische Präsident Camacho ist ein Liberaler, und mit Hilfe seines Ministers für Schulwesen ging er radikal gegen das Analphabetentum vor.

Wie stellen sich die Gewerkschaften zu dieser Frage?

Präsident Camacho entwickelte eine breite staatliche Kampagne, um die Unwissenheit zu beseitigen. Die Gewerkschaften unterstützen ihn bei diesen Bemühungen. In Mexiko gibt es schöne Schulgebäude, fast jedes kleine Dorf besitzt eine herrliche Schule. Viele davon aber stehen leer, es wird in ihnen nicht unterrichtet. Schuld daran ist eine starke klerikale Opposition, die im Land große Macht ausübt, die die Lehrer verfolgt und nach dem Vorbild der Jesuiten der Verbreitung der Bildung entgegenarbeitet.

Wir erwähnten bereits, daß in Mexiko die Erdölindustrie nationalisiert wurde, daß der Boden der großen Hazienderos nach und nach aufgeteilt wird und daß die Eisenbahnen nationalisiert wurden. Obwohl Mexiko dem Großkapital den Boden und die größte wirtschaftliche Quelle – das Erdöl – entrissen

hat, ist es ihm nicht gelungen, sich der Presse zu bemächtigen, die unter starkem Einfluß des nordamerikanischen Kapitals steht. Die Presse greift deshalb die Erdölindustrie und überhaupt alles an, was dem Einfluß des internationalen Kapitals entrissen worden ist. Die Presse gibt sich jede erdenkliche Mühe, alle Mängel, die sich hier und da zeigen, gehörig aufzubauschen, und zwar mit dem Hinweis, der Staat sei nicht imstande, die Industrie ohne Kapitalisten zu leiten.

Das ist übrigens nichts Neues, ähnliche Beispiele gab es auch bei uns mehr als genug. Noch heute finden sich bei uns Leute, die offen oder insgeheim gegen unsere Sozialisierungsbestrebungen Partei ergreifen. Der mexikanische Staat jedoch hält die Erdölindustrie fest in den Händen. Die Gewerkschaften sorgen für die Schulung der leitenden und der übrigen Angestellten und liefern täglich Beweise, daß diese Industrie, ohne von Kapitalisten geleitet zu werden, besser prosperiert. Der Führer der mexikanischen Gewerkschaften, Vicente Lombardo Toledano, ist Vorsitzender des Gewerkschaftsverbandes für Lateinamerika. Er wird für einen der uneigennützigsten und fähigsten politischen Führer von ganz Lateinamerika gehalten. Toledano lehrte als Professor an der Universität und war für kurze Zeit ihr Rektor. Er schrieb eine Reihe von Büchern.

Weiß er etwas über uns?

Toledano kennt die Verhältnisse in der Vorkriegstschechoslowakei sehr gut und läßt sich über unsere Sozialisierungsbestrebungen gründlich informieren. Er kennt unsere führenden Gewerkschaftler. Als sich Kisch und der tschechoslowakische politische Schriftsteller André Simone zur Rückreise in die Heimat rüsteten, gab Toledano für sie ein Abschiedsbankett. Auf diesem Bankett sprach er über die Tschechoslowakei, und beim Abschied beauftragte er Kisch und Simone, seinen herzlichen Gruß an Antonín Zápotocký weiterzuleiten – Kisch gesteht, daß er es noch nicht geschafft hat, obwohl er schon mit Zápotocký gesprochen hat.

Wie sieht die Kulturarbeit in den Gewerkschaften aus?

Die Gewerkschaftsorganisation bemüht sich vor allem um die Beseitigung des Analphabetentums. Sie gewinnt Lehrer für

die Verbreitung von Wissen. Die Gewerkschaften unterstützen besonders die Malerei und Graphik. Das mexikanische Volk ist ein Volk von Malern und Graphikern. Malerei und Graphik müssen wir uns vorwiegend als Handwerk, als Gewerbe vorstellen. In Mexiko werden für alles mögliche Plakate hergestellt, jede Kleinigkeit wird der Öffentlichkeit mit Hilfe eines Plakats mitgeteilt, fast immer ein wertvolles Werk der Graphik oder der Malerei. Irgendwo in einem Dorf beispielsweise werden Floh- oder Hahnenkämpfe veranstaltet, und sie werden der Öffentlichkeit durch unzählige Plakate angekündigt.

Kleinere Maler- und Graphikergruppen bildeten bereits eine Genossenschaft, Taller Grafico Popular, die die Interessen ihrer Mitglieder wahrt. Malerei und Graphik haben in Mexiko eine alte Tradition. Der berühmte Maler Posada ist sozusagen ein mexikanischer Aleš, Leopoldo Mendez wird heute für den größten Graphiker der Welt gehalten. Diego Rivera, Clemente Orozco und Alfaro Siqueiros sind die bekanntesten Freskenmaler. In Fresken kennt sich fast jeder Mexikaner aus. Fresken gibt es in Schulen, Markthallen und Amtsräumen.

In Mexiko existiert noch immer das pistolerismo. Es bedroht das friedliche Leben der Bevölkerung. Jeder hat hinter dem Gürtel eine Pistole stecken, die Politiker und die Reichen werden von Pistolenhelden begleitet und bewacht. Die Liebhaber von Groschenromanen würden hier bestimmt auf ihre Kosten kommen.

Wie sieht es mit der Moral aus?

Es wurde bereits gesagt, daß die Kirche in Mexiko einen großen Einfluß hat, und zwar einen negativen. Er äußert sich in der Beeinträchtigung der Bildungsbestrebungen, in der Verfolgung der Lehrer und schließlich in der Moral. Bei den Armen gibt es fast keine Ehen, die Kirche belehrt die Bevölkerung nicht über ihre moralischen Pflichten. Es laufen viele uneheliche Kinder herum. Die Männer kümmern sich überhaupt nicht um sie, sie heiraten die Frauen nicht, so daß diese für sich und ihre Kinder selbst sorgen müssen. Die Mutter ist in Mexiko das Oberhaupt der Familie (es herrscht dort eine Art Matriarchat).

Während des zweiten Weltkriegs und danach herrschte eine große Begeisterung für die Sowjetunion. Dagegen kämpft heute die Kirche an. Sie bemüht sich, den Enthusiasmus zu dämpfen. Der Tod des sowjetischen Gesandten Umanski, seiner Frau und mehrerer Mitarbeiter beim Start eines Flugzeuges trug wesentlich zu dieser Haltung bei. In Mexiko hält man dieses Unglück nicht bloß für einen Zufall.

Mexiko ähnelt in mancher Hinsicht unserer Heimat. Auch in Mexiko herrschten dreihundert Jahre lang die Habsburger als spanische Könige, und zwar ebenso barbarisch wie bei uns während der Reformation und ebenso nachhaltig unterstützt von den Jesuiten.

Die Habsburger vernichteten die alte indianische Kultur, zerstörten ihre Denkmäler und kannten in ihrem kulturellen Vandalismus keine Grenzen. Dabei wurden sie vom Erzbischof Zumárraga unterstützt, der zum mexikanischen Koniáš wurde. Er wütete dort ebenso wie Koniáš bei uns, indem er alles vernichtete und verbrannte, was eine Spur von Kultur aufwies.

Mit Kisch könnte man einen ganzen Tag über Mexiko plaudern, doch werden wir ständig unterbrochen. Während der einstündigen Unterhaltung sprechen zehn Besucher bei ihm vor, und mindestens zehnmal wird er ans Telefon gerufen. Ich frage Egon nach den Peonen aus, die wir vor Jahren in Eisensteins Film „Sturm über Mexiko" gesehen haben.

Die Peonen waren Sklaven im wörtlichsten Sinne. In Mexiko gab es große Haziendas (ähnlich dem Großgrundbesitz), die riesige Gebiete umfaßten und über Leben und Tod der Peonen entschieden. Die Peonen mußten bei den Hazienderos für wenig Lohn arbeiten, lebten in gemieteten Hütten und waren gezwungen, in den Läden der Hazienderos teuer einzukaufen. In der Nacht wurden sie angekettet, damit sie nicht weglaufen konnten. Die Peonen gerieten immer mehr in Schulden. Sie waren Eigentum der Hazienderos, denen sie bis ans Ende ihres Lebens, ohne Aussicht, der Sklaverei je entrinnen zu können, dienen mußten.

Die Ausbeutung durch die Hazienderos wurde unter der Regierung des Präsidenten Cárdenas endgültig abgeschafft.

Durch einen energischen Eingriff beseitigte er diese Freibeuter, löste die Haziendas auf und teilte Millionen Hektar Boden unter die Peonen auf, die er zugleich aus der Sklaverei befreite. Diese Arbeit wird jetzt vom Präsidenten Camacho fortgesetzt.

Mexiko, das kühn die wirtschaftlichen und sozialen Reformen in Angriff genommen hat, kämpft heute eine zweite Schlacht: für die Bildung seiner Bevölkerung und für die Beseitigung der Korruption. Präsident Camacho kämpft zusammen mit dem Gewerkschaftsführer Toledano für ein neues Mexiko, das – falls es gelingen sollte, das Analphabetentum, die Korruption und den schädlichen Einfluß der Kirche zu beseitigen und die Industrialisierung des Landes und die Modernisierung der Landwirtschaft zu verwirklichen – zu den ersten Staaten überhaupt gehören wird.

An unseren Tisch setzt sich André Simone, der Autor des Buches „Ich klage an", der mit Kisch aus Mexiko zurückgekommen ist, heute Korrespondent des „Popular", des Organs der Gewerkschaftsorganisationen Lateinamerikas. Er sagt uns, Kisch sei nach Prag gekommen, um auszuruhen. Aber allzusehr wird er sich nicht ausruhen können, da er immer wieder ans Telefon gerufen wird. Die Besucher gehen hier ein und aus, und schon wartet wieder ein sonnengebräunter Bulgare, Vertreter der bulgarischen Presse, und bittet um ein Gespräch. Kisch verspricht zum Abschied, unseren Lesern das nächste Mal etwas über die Gewerkschaftsbewegung in Australien zu sagen.

Rudolf Patera

EGON ERWIN KISCH ERZÄHLT

Da ich Egon Erwin Kisch seit Spanien nicht mehr gesehen habe und erfahren hatte, daß er wieder in Prag ist und im Hotel Alcron wohnt, bin ich hingegangen, um ihn aufzusuchen. Ich wußte, es würde in einer Unterhaltung mit ihm ein Kapitel deutscher Literatur wieder lebendig werden, die Generation der Dichter und Schriftsteller aus der Weimarer Zeit. Diese

Epoche war reich an Talenten, Namen und Leistungen. Das Jahr 1933 wurde auf fürchterliche Weise entscheidend. Bewaffnete Barbaren zertrampelten den imaginären Garten deutscher Kultur. Von den Dichtern gingen die einen über die Grenze, andere wanderten ins Gefängnis oder in Konzentrationslager, dritte wiederum blieben, wurden aber mundtot gemacht. Die heranwachsende deutsche Jugend glaubte, die schreibenden Beamten Goebbels' repräsentieren die deutsche Literatur. Sie kannten nicht mehr die Namen, geschweige denn die Werke von Thomas und Heinrich Mann, Kurt Tucholsky, Erich Kästner, Ludwig Renn, Anna Seghers, Egon Erwin Kisch, Bruno und Leonhard Frank, Franz Werfel, Max Brod usw. Ein Teil der Vertriebenen kam nach Spanien und ging nach verlorenem Bürgerkrieg nach Mexiko ins Exil. Unter ihnen auch Egon Erwin Kisch.

Er ist älter geworden, das Haar grau, das Gesicht zerfurchter. Aber der Bauch ist noch in Ordnung, besser als früher. Unter alten Spaniern und Mexikanern war eine spanische Begrüßung angebracht: „Hola, amigo! Como estás?"

Ein zusammenhängendes Gespräch kommt nicht so leicht zustande, es drängen sich zuviel Fragen gleichzeitig auf die Lippen, außerdem klopft es alleweil an die Tür, das Telefon läutet, aber schließlich wird es doch. „Also erzähl, Egonek, wo du warst, was du erlebt, vor allem was du geschrieben hast und mit wem du in den heißen Ländern Mexikos warst. Aber schön der Reihe nach, und vergiß dich vor Bescheidenheit nicht selbst zu erwähnen. Ich weiß, du warst mit Ludwig Renn . . ."

„Weil sein Name schon gefallen ist. Also: Wir waren dort ein ganzes Rudel, wir gaben eine gute Monatszeitschrift heraus: ‚Freies Deutschland', und hatten einen anständigen Verlag für deutsche Bücher: ‚El Libro Libre', zu deutsch: ‚Das Freie Buch'. Ludwig Renn ist noch immer in Mexiko, er lebt wie ein Mönch; er hält Reden auf spanisch, englisch, hauptsächlich aber auf sächsisch. Er hat ein satirisches Buch geschrieben über den sächsischen Königshof aus der Zeit, da er selbst noch Vieth von Golßenau hieß und Adjutant des sächsischen Kronprinzen war. Jetzt beschäftigt er sich mit Pyramidenforschung . . .

Den größten Erfolg von uns allen hatte Anna Seghers mit ihrem Roman ‚Das siebte Kreuz', den man in Deutschland leider noch nicht kennt. Es ist die wunderbare Erzählung von sieben Gefangenen, die aus einem Konzentrationslager flüchten. Sechs werden erwischt, der siebente wird erfolglos gejagt, schwer gejagt, weil der Leiter des Lagers geschworen hat, er müsse das siebte Kreuz auf dem Grabhügel errichten. Das dickleibige Buch erschien zuerst in USA in einer Auflage von 600000 Exemplaren und wurde zu einem Monsterfilm mit Spencer Tracy. Deutsch ist es bei uns im ‚El Libro Libre' erschienen."

„War es da ebenfalls ein Erfolg?"

„Bei uns hat es weder Erfolge noch Mißerfolge gegeben. Wir waren fünfzig Antifaschisten, jeder übernahm zwanzig Exemplare zum Verkauf, so daß am ersten Tag tausend Bücher schon vergriffen waren, fünftausend haben wir anderweitig verkauft. Es blieb von keinem Buch auch nur ein Exemplar unverkauft."

„Bist du auch erschienen?"

„Allerdings. Aber unser bester Autor war Bodo Uhse. Sein Buch ‚Leutnant Bertram' war sowohl auf englisch in Nordamerika als auch auf deutsch und spanisch bei uns ein großer Erfolg. Wir brachten auch ein Buch Heinrich Manns über Lidice heraus, von Feuchtwanger über seine Erlebnisse in französischen Lagern: ‚Unholdes Frankreich' betitelt, ein prophetisches Buch von F. C. Weiskopf über den Aufstand der Slowaken und die Vertreibung der Nazis aus Böhmen und Mähren, ferner den Stalingrad-Roman von Theodor Plivier, den wir handgeschrieben aus Moskau erhalten hatten, dann eine zweibändige Geschichte vom Abgeordneten Paul Merker, die in der nordamerikanischen Presse teilweise Begeisterung und viel Diskussion ausgelöst hat . . ."

„Jetzt komme auf dich, Egonek."

„Warte! – Eines unserer Bücher war eine Geschichte des Preußentums von Alexander Abusch, ein Kabinettstück sozialistischer Geschichtsschreibung. Seine Bedeutung . . ."

„Das Buch ist bereits in Deutschland erschienen . . ."

„Traven hat bei uns nicht veröffentlicht, obwohl sein Freund

aus der Zeit der bayrischen Räterepublik, Oskar Maria Graf, unser Mitarbeiter war. Für Oskar Maria Graf ist Traven noch immer Fred Maruth, so heißt er nämlich mit seinem bürgerlichen Namen ..."

„Und du hast nichts geschrieben und veröffentlicht?"

„Nur das Wichtigste von mir: Ein paar hundert Artikel gegen die Nazis – bei Tag, bei Nacht: Vorträge und Ansprachen ..."

„Und kein Buch?"

„Zwei sogar: eins, das autobiographisch und satirisch ist; es hieß in Nordamerika ‚Sensation fair', auf deutsch: ‚Jahrmarkt der Sensationen', auf spanisch: ‚Feria de sensaciónes' ..."

„Und das zweite?"

„El segundo fué un libro sobre México, das zweite war ein Buch über Mexiko, unter dem Titel: ‚Descubrimientos en México', zu deutsch: ‚Entdeckungen in Mexiko' ..."

„Was hast du denn entdeckt?"

„Zum Beispiel einen Vulkan, der an dem Tag ausgebrochen war, als ich gerade vorüberkam, und von dem bis dahin gewiß noch keine Zeitung der Welt Notiz genommen hatte. Schade, daß das Buch noch nicht in Deutschland erschienen ist. Ich habe jetzt leider keinen Kontakt mit Deutschland, es ist zur Zeit von Prag weiter entfernt als damals von Mexiko aus ..."

Wilhelm Tieze

EGON ERWIN KISCH ENTDECKT BRNO

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß die journalistische Anfängerin gerade jene Telefonnummer gewählt hatte und daß es aus dem Hörer tönte: „Hier Kisch."

„Wer?" Der verblüfften Anfängerin drehte sich der Kopf wie die Erdkugel, die diesen Namen so oft in allen Sprachen dekliniert hat.

„No Kisch."

„Genosse Kisch, entschuldige, ich bin aus Brno von Rovnost", plapperte die Journalistin verwirrt und gedachte des

Büchleins der Lidová knihovna, das sie so liebt und verborgen hielt und in dem der „rasende Reporter“ über die fünf für eine bessere Weltordnung kämpfenden Kontinente berichtet.

„Du kennst mich nicht, was? Ich bin so ein schlanker Blondschopf. Außerdem bin ich schrrrecklich vulgärrr“, rasselte es am anderen Ende des Drahtes. „Also aus Brno bist du? Dort wird man meine ‚Galgentoni‘ spielen, ich komme sie mir anschauen.“

Als das Gespräch kurz darauf zu Ende ging, war die verblüffte Journalistin sich plötzlich darüber klar, daß sie diesem rätschenden Kisch schrecklich viel über sich selbst erzählt hatte.

Ihr wurde es erst richtig bewußt, als er nach Brno kam. Er war gar nicht groß und gar kein Blondschopf, sondern klein und dick, mit einer grauen zerzausten Mähne, lustigen Augen und unglaublich kleinen Kinderhänden. Gleich auf der Schwelle meldete er, daß er „schrrrecklich vulgärrr“ sei, und binnen einer Viertelstunde wußte er alles über die Leute, die er in der Redaktion angetroffen hatte: was sie treiben, welche Hobbys sie haben, ob sie verheiratet sind und Kinder haben.

„Und wer kocht bei euch? Die Mutter? Und wohin führt diese Tür?“

Er hörte dem Antwortenden zu, ihn mit seinen klugen Augen aufmerksam musternd, und es gab nichts, was ihn nicht schrrrecklich interessiert hätte. Es schien, als ob jeder Mensch, jeder Pflasterstein, jeder Satzfetzen für ihn ein Schlüssel wäre, der ihm die Seele der noch unbekannten Stadt öffnet. Vielleicht gerade deswegen war der Spaziergang mit Kisch durch Brno für die gebürtige Brnoerin eine Entdeckung. Bis zu diesem Augenblick, da Kisch ihr es sagte, wußte sie eigentlich nicht, wie reizvoll sagen wir die Mečová ulice sein kann und wie typisch für die Stadt Brno das ausgestopfte Krokodil ist, aus dem Stroh herauslugt.

„Warte mal. Ich möchte gern wissen, ob ich mich noch an euer Rathausportal erinnere. Ich habe es mir vor Jahren angesehen, als ich hier war mit Longen und Xena . . .“ Kisch bleibt stehen, zeichnet in seinen kleinen Block krumme gotische Linien und frreut sich schrrecklich, als er in der Wirklichkeit

nachprüfen kann, daß er das Brnoer Rathaus all die Jahre über in Spanien, Frankreich, China und Mexiko nicht vergessen hat. Kisch mißt Brno nach dem Radius der Erdkugel, und Brno hat mit Ehren bestanden. Die alten Häuser, die schmalen Gassen, die Lišňačky, die Kirchen, der Kohlmarkt – alles sagt ihm außerordentlich zu. Im Museum sucht er zwar vergeblich nach Spuren der Brnoer Geschichte, aber er nimmt auch gern vorlieb mit Ornamenten an heidnischen Urnen und mit gotischen Gemälden auf goldenem Hintergrund. Denn es gibt nichts auf Erden, was Kisch nicht interessieren würde. Er berührt die Saiten der altertümlichen Cembalos und Klaviere und lächelt verschmitzt hinter seinen Brillengläsern, als ihm der Aufsichtsbeamte erzählt, er müsse die alten Instrumente vor Kindern hüten, die einfach nicht anders können als . . .

„Ich habe Kinder schrrecklich gern“, erklärt Kisch. „Ihretwegen habe ich auch zaubern gelernt.“ Und seine kleinen geschickten Hände spielen mit einem Kronenstück, das bald aus dem Ärmel, bald aus dem grauen Haarschopf rutscht.

„Das habe ich im Gefängnis gelernt. Dort fängt man an, mit einer Krone zu spielen, um sich nicht so schrecklich einsam und weltabgeschieden zu fühlen. Mir scheint, ich war schon in allen Ländern der Welt eingesperrt, und am schlimmsten war es in Berlin, wo unter den Fenstern die Nazis brüllten. Aber ihr habt hier in Brno auch ein berühmtes Gefängnis. Fast immer, wenn ich in der österreichischen Geschichte irgendeinen fortschrittlichen Menschen fand, las ich, daß er auf dem Spielberg gesessen hat. Und wißt ihr überhaupt, daß ihr hier so etwas wie den ersten Fallschirmjäger hattet? Das wißt ihr nicht, was? Da muß erst der Kisch kommen, um es euch zu sagen, wie? Es war Jean-Baptiste Drouet, der Postmeister eines kleinen französischen Dorfes, ein winziger Jakobinerfunktionär, der beherzt genug war, um König Ludwig anzuhalten, der durch Varennes flüchtete. Er war auf dem Spielberg eingesperrt und versuchte mit Hilfe irgendwelcher Geräte aus dem dritten Stock zu springen. Er hat sich dabei allerdings ganz böse verletzt.“

Bravo, E. E. Kisch kam ins Reden. „Paris – das ist eine schöne Stadt, nur haben sie nichts gelernt. London – ja, dort

kann man die Geschichte des Kapitalismus studieren." Banken, Imperialismus, dann Karl Marx und die Werke, die er in London geschrieben hat, Deutschland, Mexiko, Spanien, die ganze Welt und – die Macocha sowie die Tropfsteinhöhlen.

„Und was hat dir in Brno am besten gefallen?"

„Das sag ich nicht, ich bin doch ein Kavalier. Ein roter Kavalier", und die Äuglein hinter den Brillengläsern lachen schelmisch alle anwesenden Frauen an. „Ihr wißt wohl nicht, daß ich schrrecklich vulgärrr bin? Habe ich euch noch nicht erzählt, wie ich eine Reportage über eine Besserungsanstalt für gefallene Mädchen geschrieben habe? Sie empfingen mich recht freundlich: ‚Servus, Kisch, hast du nicht 'ne Kippe?' Es war ein schrrecklicher Skandal."

„Und was wirst du jetzt machen?"

„Das ist so, mir geht es wie dem jüdischen Reisenden, der eine Eisenbahnkarte für zehn Kronen kaufen ging. ‚Wohin wollen Sie denn fahren?' fragte ihn der Schalterbeamte. ‚Das ist mir ganz egal. Ich habe überall zu tun.'"

Nichts trifft so sehr zu wie diese Kisch-Anekdote. Hinter ihrer witzigen Pointe steckt der ganze Kisch. Der ernste Kisch, der in der Welt genug zu tun hatte und so lange haben wird, wie der Kampf für Gerechtigkeit geführt wird und die Schwachen und Ausgebeuteten verteidigt werden müssen. Kisch, der Kämpfer, der die Welt liebt und alle Arbeitenden und Kämpfenden in ihr, Kisch der Künstler, der die Reportage aus dem Staub der Verachtung gehoben und in die literarischen Genres eingereiht hat.

Anna Tučková

EGON ERWIN KISCH ÜBER JAN MASARYK

Am 10. März, an dem das große Unglück geschah, an dem Jan Masaryk seinem Leben freiwillig ein Ende machte, weinte ganz Prag. Denn es ging nicht nur ein bedeutender Staatsmann und nicht nur der Sohn T. G. Masaryks auf ewig weg, es ging ein Mensch fort, der über alles und von allen, ohne Partei-Unterschied, geliebt und verehrt wurde. Es gibt wohl überhaupt nie-

manden in der ČSR, der nicht aufs tiefste erschüttert ist. Man sprach ja von ihm nur noch als „unser Honsa". Erschien er irgendwo in der Öffentlichkeit, so nahmen die Ovationen für ihn kein Ende, und wenn er unwillig mit der Hand abwinkte und sich mit einer ironischen Geste über seine Popularität lustig machte, so jubelte man ihm um so mehr zu, der Kontakt zwischen ihm und seinen Zuhörern wurde immer inniger – man liebte ihn.

Am selben Nachmittag saß ich bei Egon Erwin Kisch, und natürlich wurde von nichts anderem gesprochen. Dauernd klingelte das Telefon, immer war nur von dem schrecklichen Geschehen die Rede, alles war entsetzt und erschüttert, keiner wußte einen Kommentar. Auch Kisch ist tief betroffen, und seine Erinnerungen, die er langsam hervorholt, verdichten sich zu einer intimen Skizze über den Verstorbenen, sie kannten sich ja noch aus „guten alten Zeiten" ...

„Ich weiß es jetzt seit drei Stunden und rufe mir die Erlebnisse zurück, die wir gemeinsam hatten. Und immer mehr drängt sich die Trauer in mir zurück; denn es waren meist lustige Erlebnisse, und so unschicklich es in der Stunde einer plötzlichen Katastrophe ist, ich muß lachen oder wenigstens lächeln.

Denn in der Zeit, als wir einander besser kannten, war er ein Star des Prager Nachtlebens, dem nur sein Bruder Herbert den Rang eines ‚Prince de la Boheme' streitig machen konnte. Herbert, der Maler war, hat schon vor dreißig Jahren sein Leben auf eben die Weise beendet, wie es jetzt sein Bruder getan hat.

Ich erinnere mich auch, wie Jan Masaryk mit seinem Vater zurückkam nach Prag. Da war die Tschechoslowakei schon Republik, und sein Vater hatte sie geschaffen. Und Jan – aus dem ‚Prinzen Heinz' war ein König geworden. Aber er sehnte sich in die Boheme zurück. ‚Ach, ach', seufzte er zu mir, ‚das alles ist nicht mehr das, was es in unserer Jugend war. Wenn ich heute mit einem Mädchen ausgehe, weiß es die ganze Nation, und wenn ich von niemandem gesehen werden will und mich mit ihr ins Séparée zurückziehe, so schaut mein Vater von der Wand streng auf mich herunter, als wollte er sagen: Was treibst du hier, du ...!'

Aber er hatte es noch immer nicht gelernt, die Leute anders anzusprechen als wie in alten fröhlichen Tagen. Er sagte immer noch du zu seinen Freunden und Mitarbeitern, und seine Ehe mit der Amerikanerin dauerte nicht lange. Nur bei seiner Familie, bei den Kindern Herberts, verkehrte er immer regelmäßig und mit seinen beiden Schwestern. Sie liebten ihn sehr. ‚Der Jan hat immer ein goldenes Herz gehabt', sagten sie, ‚das hat sogar der Vater zugegeben, obwohl er ihm viel Sorgen gemacht hat! . . .'

Dieses goldene Herz bewies sich auch in seinem Philosemitismus, den er bei jeder Gelegenheit betonte. Die Vorurteilslosigkeit gegen die Juden hatte er von seinem Vater geerbt, der jedoch in seiner Kindheit alles andere als ein Freund seiner jüdischen Mitschüler gewesen war. Durch die Roheit und Dummheit der Lehrer wurde er aber bald zu einem Verteidiger des Judentums, der sich unter Hintansetzung seines Berufs und seines Lebens später im Ritualmordprozeß von Polna für den unschuldig Beschuldigten Leopold Hilsner einsetzte.

In Thomas Masaryks Sohn verstärkte sich dieses Gefühl für ein furchtbar verleumdetes Volk zu einer warmen Liebe. Vor ein paar Wochen sprach ich mit ihm beim Begräbnis des tschechischen Schriftstellers Eda Bass, gleichfalls ein Übriggebliebener aus der alten Garde. Da kam Jan zu mir und sagte: ‚Bleib hier stehen bei mir. Bei einem Begräbnis bin ich gerne mit einem von jenen beisammen, die zu meinem Begräbnis kommen werden. Und von den Gojim (z těch gojimů) kommt ja doch keiner . . .'

Ich hatte damals nicht gedacht, daß sein Begräbnis so bald folgen werde. Und es war auch nicht so, wie er es scherzhaft übertrieben vorausgesagt hat, es war ein großes nationales Begräbnis. Denn er gehört zu jenen Erscheinungen einer kleinen Nation, die ihre Anerkennung nur demjenigen ihrer Söhne spendet, der sich diese schon im Ausland errungen hat. Und Anerkennung hat ‚Prinz Heinz' in reichstem Maße gefunden. Niemals verließ ihn sein Witz, seine Einfachheit und Volkstümlichkeit.

Im Kino sah man ihn am häufigsten anläßlich einer Unterschrift von Staatsverträgen mit anderen Mächten. Wenn ihm

einer der Sekretäre die Feder zur Unterschrift reichte, so brauchte er gar nichts zu sprechen, er machte nur eine verzweifelte Kopfbewegung, und das Publikum brach in ein spontanes Gelächter intimer Sympathie mit ihm aus. Früher hatte er bei einer solchen Zeremonie auch Bemerkungen gemacht wie: ‚Und davon leb ich' – aber als man ihm das wahrscheinlich verbot, legte er nur die Finger an die Lippen, und das Publikum verstand. Denn Masaryk blieb immer ein Mann des Volkes und wird es sicher auch in den zahllosen Anekdoten bleiben, die jetzt nach seinem traurigen Ende noch mehr verbreitet werden dürften. Er war groß als Freund des Volkes, und wenn etwas noch mehr bedeutet als das, so ist es die Tatsache, daß er das schwere ‚Erbe seines Vaters fruchtbringend verwendete' ..."

Ruth Klinger

DER RASENDE REPORTER

Das letzte Interview mit Egon Erwin Kisch

Zuerst, als ich die Wohnung betrat, sah ich ihn nur von hinten, denn er hatte den Kopf aus dem Badezimmerfenster gesteckt und unterhielt sich mit einem Jungen auf der Straße. Dann drehte er sich um und begrüßte uns: ein kleiner, dunkelhaariger, nicht allzu schlanker, aber sehr vergnügter Mann in einer losen, dunkelbraunen Jacke, blauem Pullover und rosa Hemd; wir hatten sofort das Gefühl, alte Bekannte von ihm zu sein, und das Mädchen, das mitgekommen war, bekam gleich einen väterlichen Kuß auf die Backe. Als er meinen Namen hörte, fragte er: „Suter? Sind Sie mit dem Kaiser von Kalifornien verwandt?" Ich verneinte. „Schade", meinte er. „Wir hätten gemeinsam um Ihr Gold prozessieren können."

Eigentlich wollte ich mit ihm, dem „rasenden Reporter", ein waschechtes Interview veranstalten und zückte im Wohnzimmer sofort mein Notizbuch, aber kaum hatte ich gefragt, wie alt er heute sei, läutete das Telefon. Ein längeres Gespräch auf tschechisch. Ich machte ein paar Notizen: „Alter schwer zu bestimmen, sieht aus wie fünfzig, muß aber älter sein. Wohnt im Vorort Prags, hinter dem Hradschin. Zimmer nicht fertig

eingerichtet, überall aufgeschlagene Bücher, Streichhölzer als Lesezeichen, manche Stellen angestrichen. Auf einem Büchergestell in der Ecke ein Teil seiner Bücher: ‚China geheim', ‚Eintritt verboten', ‚Schreib das auf, Kisch', ‚Jahrmarkt der Sensationen', ‚Entdeckungen in Mexiko', ‚Landung in Australien' ... in allen erdenklichen Sprachen."

Er kam vom Telefon zurück. Bevor ich noch eine Frage stellen konnte, erzählte er schon: „Das war die Dame ‚Revolution', die eben angerufen hat, eine Jugendflamme von mir. Damals war sie Chansonette im Café Montmartre, und ganz Prag beneidete mich um sie. Sie konnte im ganzen fünf Fremdwörter, die sie fleißig und meistens falsch verwendete. Der Kellner im Montmartre hieß aus unerfindlichen Gründen ‚Hamlet'. Eines Tages kam die ‚Revolution' an unseren Stammtisch und rief: ‚Kinder, wir werden berühmt, das Nationaltheater spielt ein Stück über unseren Kellner!' Sie ging sich natürlich das Stück anschauen: als sie zurückkam, meinte sie: ‚Die erste Nummer mit dem Gespenst ist ja ganz hübsch, aber der Rest ...'" Und so ging es weiter; mein Interview wurde zur Anekdotensammlung und mein Besuch bei Kisch zu einem äußerst vergnüglichen Nachmittag.

Nebenbei nur erfuhr ich, daß er vor einem Jahr mit einem Flugzeug aus Mexiko zurückgekehrt war, wo er sich während des Krieges aufgehalten hatte; daß er in seiner Jugend mit dem heutigen Staatspräsidenten Beneš Fußball gespielt hat und 1933 auf Intervention Benešs aus einem deutschen Konzentrationslager befreit wurde (er war auf die Nachricht, Hitler sei Reichskanzler geworden, aus Moskau nach Berlin geflogen); daß er 1934 gegen das Verbot der australischen Regierung durch einen Sprung vom Schiff in Sydney gelandet sei, zu sechs Monaten Zwangsarbeit verurteilt, anschließend jedoch freigesprochen wurde von einem jungen Richter, Evatt mit Namen, heute Außenminister Australiens; daß er dann in Frankreich, Spanien, Amerika, Holland usw. gewesen sei: An die Reihenfolge dieser Reisen allerdings konnte er sich nicht mehr erinnern.

Zwischendurch klingelte dauernd das Telefon. Er telefonierte auf englisch, russisch, tschechisch, deutsch, manchmal auch mehrere Sprachen zusammen, und einmal hielt er in einem län-

geren Gespräch plötzlich inne und fragte den Partner am anderen Ende der Leitung: „Sag einmal, was für eine Sprache sprichst du eigentlich?“ Ich klappte mein Notizbuch zu: Mit Systematik war hier nichts anzufangen. Kisch sah meine resignierende Geste und erzählte: „Mein erstes Interview hatte ich mit Thomas Alva Edison, als er in Prag war. Ich war damals achtzehn Jahre alt und nahm einen ‚Assistenten‘ mit, der siebzehn war. Edison empfing uns an der Tür und sagte: ‚Meine Herren, ich werde Ihre Zeitung doch nie zu Gesicht bekommen, außerdem kann ich nicht Tschechisch, also schreiben Sie, was Sie wollen, good bye.‘ Ich ging nach Hause und schrieb einen Artikel von drei Seiten. Mein ‚Assistent‘ staunte und zog sich vom Journalismus zurück. Er ist heute Rechtsanwalt in Prag.“

Mein Begleiter, ein Freund von Kisch, bat ihn, „jene Geschichte“ aus Wien zu erzählen. „Ich glaube nicht, daß sie wahr ist“, meinte Kisch, „aber als man Tristan Bernard einmal fragte, ob die vielen Anekdoten über ihn wirklich stimmten, antwortete er: ‚Ich suche mir die besten aus.‘ Nun denn, die Geschichte aus Wien: In den Revolutionstagen 1918 zog ich – sagt man – als Führer eines aufständischen Truppenteils in die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse‘ und rief: ‚Alle raus!‘ Die Redakteure verließen fluchtartig das Lokal, alle bis auf einen. Ich fuchtelte mit einem Revolver und schrie: ‚Gehen Sie sofort hinaus!‘ Er antwortete: ‚Ich will zuerst meine Sachen packen.‘ – ‚Nichts da, raus!‘ Er wurde wütend: ‚Gut, ich weiche der Gewalt, aber ich sag's der Mutter!‘ Er war nämlich mein Bruder ... Aber, wie gesagt, ich glaube nicht, daß die Geschichte wahr ist.“

Beim Abschied versuchte ich noch etwas über seine Pläne zu erfahren. „Ich weiß noch nicht. Es gibt einige Sachen, die mich reizen würden. Aber was zuerst kommt, weiß ich wirklich nicht. Neulich hat mich jemand gefragt, ob ich ein Buch schreiben könnte über ‚Schiller in Karlsbad‘. ‚Könnte schon‘, sagte ich, ‚aber Schiller ist nie in Karlsbad gewesen.‘ Ich schreibe seit ein paar Jahrzehnten nur noch wahre Geschichten ...“

Georg Suter

ANHANG

NACHWORT

Der Weg des Journalisten und Schriftstellers Egon Erwin Kisch zeichnet sich aus – bei aller Problematik der frühen Jahre – durch Geradlinigkeit und Konsequenz. Alle wesentlichen Stationen seiner Entwicklung sind in seinem Werk ausgewiesen. Und selbst dort, wo noch Lücken zu füllen bleiben, werden sich die Grundlinien der Biographie nur bestätigen lassen.

Es gibt kaum einen Tag in diesem Leben, an dem Kisch nicht etwas recherchiert, notiert, redigiert, eine bestimmte Zahl von Zeilen geschrieben hat. Seine ganze Existenz ist Mitteilung und Kommunikation. Mit einer Besessenheit, die ihresgleichen sucht, durchforscht er die Welt und gibt Nachricht davon. Dasein bedeutet für ihn Dabeisein, Beteiligtsein.

Die Dantesche Neugier, die er als Grundelement journalistischer Arbeit bezeichnet, läßt ihn vor keinem Hindernis, keinem Tabu, keinem Verbot zurückschrecken. Der Beruf des Reporters ist für ihn stets mit Wagemut und Risikobereitschaft verbunden. Mehr als einmal bringt er sein Leben in Gefahr, um eine Nachricht zu überbringen, ein Geheimnis zu enthüllen, eine Wahrheit zu verbreiten.

Jugendliche Eitelkeit und Präsentationslust gehören zweifellos zu den Antriebsmomenten dieser Karriere. Der junge Journalist setzt all seinen Charme und Scharfsinn ein, um sich einen Namen zu machen. Freimütig gesteht er, daß er auf die Zustimmung und die Sympathie der Welt angewiesen ist, wenn er als Zeitungsschreiber erfolgreich arbeiten will. Er hat den Ehrgeiz, sich mit einem Ganoven ebenso verständigen zu können wie mit einem General, mit einem Gelehrten ebenso wie mit einem Fabrikarbeiter.

Der Prager Lokalreporter an der deutschsprachigen Prager Zeitung „Bohemia“ macht sich rasch vertraut mit den Gepflogenheiten und ungeschriebenen Gesetzen des kapitalistischen Zeitungsbetriebes, und er scheut sich nicht, sie in den Dienst der eigenen Laufbahn zu stellen. Stets jedoch behält er das Ziel

vor Augen, die Enge und Provinzialität seines Wirkungskreises möglichst schnell zu überwinden. Denn er sieht, wie sich Talente abnutzen im Einerlei des Redaktionsbetriebes, wie Routine an die Stelle schöpferischer Mitarbeit, klischierte Sprache an die Stelle des lebendigen Wortes tritt.

„Die Notwendigkeit, immer schußbereit an der Schießscharte der Zeit zu stehen, bewirkt naturgemäß eine völlige Nichtachtung der Umwelt und eine Vereinseitigung des Bewußtseins." Als Kisch im Frühjahr 1918 diesen Satz schreibt, hat er der Redaktion längst den Rücken gekehrt. Der Redakteur, immer nur auf das Aktuelle, das neueste Ereignis starrend, wird geradezu blind für „die ruhigen, sich ewig gleichbleibenden Erscheinungen des Daseins". Er verlernt, „die Dinge in ihrer objektiven Ruhe zu sehen". Weil er stets am laufenden ist, läuft er an „allen Wahrheiten" vorbei.

Was in der Zeitung steht, ist zumeist erledigte Gegenwart, makuliertes Zeitgeschehen. Kisch will dem Faktischen dienstbar bleiben, aber er will sich nicht den Zwängen aktueller Berichterstattung ausliefern. Schon bald begreift er, „daß die journalistische Aktualität nur unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit behandelt werden darf". Die Zeitung soll mehr bieten als nur Momentaufnahmen des Tages. Sie soll Tatsachen vermitteln, die das aktuelle Ereignis lediglich zum Anlaß nehmen. Und im Grunde, meint Kisch, sei dem Leser die Aktualität auch absolut unwichtig.

Im Alltäglichen sucht Kisch das Weiterwirkende, das auch morgen noch die Gemüter bewegt. Indem er die Sensation aus ihrem Eintagsdasein zu befreien und ihr ein über den Augenblick hinausgehendes Gewicht zu geben sucht, beginnt er bereits unter die Oberfläche der Ereignisse zu sehen. Seine Bemühungen, den Bericht zu literarisieren, stellen die Ereignisse schon in einen sozialen Zusammenhang.

Das anfangs noch berufliche, auf Lokalsensation gerichtete Interesse für die Randbezirke der Gesellschaft wandelt sich zunehmend in ein bewußtes soziales Engagement. Bereits der Bericht über die Strafanstalt Pankratz, den die „Bohemia" im November 1907 veröffentlicht, geht über bloße Faktenwiedergabe hinaus. Der Schreiber drängt sich nicht moralisierend

oder belehrend in den Vordergrund, er versucht Gesichter zu zeichnen, in Lebensverhältnisse zu leuchten, Schicksale lebendig werden zu lassen. Sein Mitgefühl mit den Gestrauchelten und Ausgestoßenen überträgt sich auf den Leser. Gerade bei den jugendlichen Kriminellen hat „nicht eigene Schuld, sondern die Schuld der Eltern, des Milieus, der Verhältnisse wehrlose Geschöpfe dem Verbrechen in die Arme getrieben".

Als Polizei- und Gerichtsreporter interessiert sich Egon Erwin Kisch nicht allein für aufsehenerregende Kriminalfälle und Kriminalprozesse, er will die Hintergründe und Ursachen erfahren. Dafür muß er an Ort und Stelle recherchieren. Er geht in die Kneipen und Nachtlokale, wo die kleinen Diebe und Hehler, die Dirnen und Zuhälter verkehren. Durch seine burschikose, unprätentiöse Haltung verschafft er sich überall Zugang und Zutrauen.

Anders als die übrigen Redaktionsmitglieder ist der Lokalreporter auf die Zusammenarbeit mit den Kollegen von den tschechischen Zeitungen angewiesen. Auf der Nachrichtenbörse, wo die Informationen getauscht werden, im Gerichtsgebäude, im Polizeikommissariat kommt er ohne deren Beistand nicht aus. Und er muß ihre Sprache sprechen, wenn sich eine wirkliche Partnerschaft herausbilden soll. Mit Leidenschaft, wie er alles betreibt, was mit seinem Beruf zusammenhängt, sucht Kisch seine Tschechischkenntnisse zu vervollkommnen. In einem Notizbuch hält er ungewöhnliche Wörter und Wendungen fest, um auch mit den Leuten auf der Straße, in den Werkstätten, in den Kneipen zwanglos in Kontakt zu kommen.

Die kollegiale Kooperation in den frühen Reporterjahren bildet die Grundlage für die freundschaftlichen Beziehungen zu vielen tschechischen Journalisten und Schriftstellern und zur tschechischen Boheme. Egon Erwin Kisch gehört zu den wenigen deutschen Zeitungsschreibern in Prag, die sich über den bornierten Nationalismus ihrer Landsleute hinwegsetzen. Sein Umgang mit tschechischen Kollegen, sein Bemühen um die tschechische Sprache wirkt in der Redaktion der „Bohemia" ebenso befremdend und herausfordernd wie seine Leidenschaft für das Fußballspiel. Die Prager Streifzüge wären nie-

mals möglich gewesen ohne die genaue Kenntnis der Lebensverhältnisse tschechischer Menschen.

Als Lokalreporter in Prag empfindet Kisch früh den Widerspruch zwischen der Wahrheit des Lebens und jener Scheinwahrheit, wie sie von den bürgerlichen Zeitungen verbreitet wird. Mit seinen Streifzügen durch die Prager Gassen und Nächte macht er auf Bereiche der Wirklichkeit aufmerksam, die bisher lediglich auf Grund von Polizei- und Gerichtsnachrichten an die Öffentlichkeit gelangen. Er geht zu den Armen und gesellschaftlich Diffamierten, in die Wärmestuben und Nachtasyle, die Fürsorgeheime und Strafanstalten und weist auf das Elend und die Mißstände hinter der Fassade bürgerlichen Wohlstands.

In der Auseinandersetzung mit der Journalistik und Literatur der Zeit entwickelt Kisch seinen Reportagestil. Als Lokalreporter ist er der Tatsache, der wirklichen Begebenheit verpflichtet. „Unsere Tagespresse", schreibt er 1911, „verleugnet noch immer ihre Abstammung von der Zeitschrift nicht, sie trägt einen vorwiegend belletristischen, verlogen literarischen und verlogen bildungsfreundlichen Charakter. Während man sich in Amerika, in England und in Deutschland längst zu der Überzeugung durchgerungen hat, daß vor allem die Seriosität und Richtigkeit des Nachrichtendienstes, die nüchterne und klare Beurteilung der Ereignisse die Güte einer Zeitung ausmachen, wird bei uns in Österreich noch immer auf feuilletonistischen Schnickschnack, auf Mitteilungen aus der Werkstätte und aus dem Privatleben populärer Persönlichkeiten der größte Wert gelegt."

Gegen die Vorherrschaft des Leitartikels und des feuilletonistischen Stimmungsbildes in den Zeitungen stellt Kisch den auf Tatsachen begründeten Bericht, die „überprüfbare Wahrheit". Für ihn ist die Arbeit des Reporters die ehrlichste und sachlichste. „Er mag übertreiben, unverläßliche Nachrichten bringen – dennoch ist er immer von der Tatsache abhängig, immer von der Sachlichkeit, immer ist ein Patrouillengang, ein Weg, ein Gespräch oder ein Anruf die Grundlage selbst der kleinsten Notiz."

Autopsie, eigene Anschauung, exakte Tatsachenforschung

bilden den Ausgangspunkt. Von hier allein scheint eine den Ansprüchen der Zeit mit ihren modernen Kommunikationsmitteln gemäße Berichterstattung möglich. Aber das Faktenmaterial erhält seine volle Wirksamkeit erst durch lebendige künstlerische Darstellung. An dieser Stelle führt Kisch einen Begriff ein, der für seine Überlegungen wichtig wird: die „logische Phantasie“. „Natürlich“, schreibt er, „ist die Tatsache bloß die Bussole seiner Fahrt, er bedarf aber auch eines Fernrohres: der ‚logischen Phantasie‘!“ Kisch grenzt sich ab von den Praktiken eines Literatentums, das hochmütig über die vulgäre Wirklichkeit hinwegsieht und auf die schöpferische Phantasie verweist, „um das ‚rein Gedankliche und Gefühlsmäßige‘ seiner Ausführungen, seine ‚Unabhängigkeit von dem Meritorischen‘ und die ‚Mühelosigkeit seiner Produktion‘ darzutun“.

Die tatsachengebundene Phantasie des Reporters zielt in andere Richtung. Die eigene Anschauung liefert kein lückenloses Bild der Sachlage. Aufgabe des Berichterstatters muß es sein, die Zusammenhänge aufzudecken, in den bekannten Fakten die Verbindungslinie für die Darstellung zu finden. „Das Ideal ist nun, daß diese vom Reporter gezogene Wahrscheinlichkeitskurve mit der wirklichen Verbindungslinie aller Phasen des Ereignisses zusammenfällt; erreichbar und anzustreben ist ihr harmonischer Verlauf und die Bestimmung der größtmöglichen Zahl der Durchlaufpunkte.“ Eine solche „Wahrscheinlichkeitskurve“ besitzt viele Unwägbarkeiten; der Schreiber versucht sie durch den „Grad der Begabung“ aufzuheben.

In seinem rigorosen journalistischen Moralismus, Wirklichkeit ungeschminkt, also kritisch wiederzugeben, setzt Kisch zunehmend strengere Maßstäbe an die eigene Arbeit und an die Arbeit anderer. Aus dieser Haltung heraus wird seine hartnäckige Polemik gegen Karl Kraus verständlich. Kraus ist elf Jahre älter als Kisch; von 1899 an gibt er die Zeitschrift „Die Fackel“ heraus. Seine Attacken gegen die Phrasenhaftigkeit und Verlogenheit in der kapitalistischen Presse Österreichs führt er zu einer Zeit, als Egon Erwin Kisch in eben dieser Presse sich gerade erst einen Namen machen will. Wo Kisch eine Möglichkeit sozialer Erfahrung, ein Medium sachlicher Infor-

mation erwartet, sieht Kraus nur Käuflichkeit und Symptome kulturellen Niedergangs.

Zweifellos helfen die Analysen von Karl Kraus dem jungen Lokalreporter in Prag, die Gefahren und Fehlleistungen des bürgerlichen Journalismus zu erkennen. Aber sie öffnen ihm auch die Augen über die Ichbezogenheit dieser Position und das Einzelgängertum von Karl Kraus. Die Angriffe gegen Maximilian Harden, den Kisch bewundert, und Heinrich Heine, dem Kisch nacheifert, müssen ihn hellhörig und mißtrauisch machen.

Als Kraus im Dezember 1910 in Prag eine Lesung veranstaltet, mag Kisch nicht länger schweigen: „Karl Kraus, der vorgestern als Gast der Lesehalle hier vortrug, gilt den Leuten, die auch ohne die ‚Fackel' die Druckfehler in der ‚Neuen Freien Presse' entdecken, als der verschmockteste Schmock von Wien. Ich bin nicht ganz dieser Ansicht, der Superlativ ist übertrieben ..." Kisch wirft Kraus die völlige Wirkungslosigkeit seiner Polemiken vor, während „Harden, der von Kraus als Idiot hingestellte Berliner Konkurrent, wirkliche literarische und politische Größen als Pseudo-Größen stürzte".

Die literarische Fehde zwischen Egon Erwin Kisch und Karl Kraus zieht sich bis in die zwanziger Jahre hin; sie überschreitet zuweilen die Grenzen des Zulässigen. Als Lokalreporter gehört Kisch für Kraus zur untersten Kategorie der Journaille, ein Leichenfledderer der Wirklichkeit, den man mit jenem traurigen Prager Agenten gleichen Namens auf eine Stufe stellen kann, „der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu verschaffen". Im Werk des „Fackel"-Herausgebers spürt Kisch früh das elitäre, antidemokratische Element. Karl Kraus hat für Kisch niemals den Boden des Liberalismus verlassen; seine Opposition war immer nur „eine scharfe Form der Selbstkritik".

Kisch erkennt die Gefahren eines ästhetisierenden, auf seine Unabhängigkeit pochenden Journalismus, dessen streitbare Liberalität zum Selbstzweck zu werden droht. „Alle Angriffe des Herrn Kraus entspringen nur gekränkter Eitelkeit ...", schreibt er im Oktober 1913. „Die Publizistik ist aber nicht dazu da, ihr Urteil zu persönlichen Zwecken zu mißbrauchen." Der auf ge-

naue Wiedergabe eingeschworene Reporter protestiert gegen journalistische Unredlichkeiten in den Arbeiten von Karl Kraus, gegen die Neigung, bei aller polemischen Leidenschaft moralische, weltanschauliche Prinzipien aus den Augen zu verlieren.

Der Essay über Karl Kraus, ein geplantes Kapitel für den zweiten Band vom „Marktplatz der Sensationen", macht deutlich, welche prinzipielle Bedeutung Kisch dieser Auseinandersetzung beimißt. Die Einmaligkeit und Faszination des Werkes von Karl Kraus beschreibend, markiert er zugleich die Grenzen des bürgerlichen Journalismus. „Karl Kraus vernichtet die Großartigkeit seiner Leistung durch die Mittel, die er anwandte, die Angriffspunkte, die er sich wählte, durch Bundesgenossen, deren er sich bediente, durch die gewollte Blindheit, die ihm dazu verhalf, nicht zu sehen, wem seine Attacken zugute kamen, wen und was er durch seine Verneinungen bejahte, und schließlich dadurch, daß die von ihm zersetzte, fast niedergekämpfte scheußliche Gesellschaft durch eine unendlich scheußlichere besiegt wurde."

In der Polemik mit Karl Kraus entwickelt Kisch eine satirische Schärfe, die Betroffenheit ahnen läßt. Aber der junge erfolgreiche Zeitungsschreiber sieht sich jenseits aller Attacken des „Antipresse-Organs" der „Fackel". Im Nebeneinander der verschiedenen Texte, die er in der „Bohemia" veröffentlicht, zeigt sich die Vielseitigkeit seiner journalistischen Begabung, die Flexibilität seiner stilistischen Mittel. Er beherrscht das Vortragsreferat ebenso souverän wie die Rezension oder die Theaterkritik, das Feuilleton ebenso wie die Reiseskizze oder die Glosse, den Wissenschaftsartikel ebenso wie den Tatsachenbericht oder das Pamphlet. Die unterschiedlichen Themen und Sujets, die er behandelt, lassen schon die Farbigkeit und Faszination der späteren Textsammlungen erkennen.

Durch Reisen in andere Länder, durch Mitarbeit an ausländischen Zeitungen versucht Kisch, über die Grenzen seines Wirkungskreises hinauszugelangen. Früh äußert er den Wunsch, nach Wien oder Berlin zu gehen, weiß aber nur zu gut, daß man dort nicht auf ihn wartet. Das Tätigkeitsfeld in Prag bietet vorerst Möglichkeiten genug über die tägliche Zei-

tungsarbeit hinaus. Was er hier ausforscht und notiert, legt den Keim für manche spätere Porträtskizze oder dramatisch pointierte Erzählung. Aus einer „Prager Geschichte“, 1911 in der „Bohemia“ veröffentlicht, geht der Roman „Der Mädchenhirt“ hervor.

Der Lokalreporter, für den die Stadt nicht in zwei „nationale Ghettos“ geschieden ist, erfährt tagtäglich die verhängnisvolle Verknüpfung von sozialer und nationaler Frage. Prag erscheint als „Wetterwinkel der Welt“, wo sich die Widersprüche zusammenballen, die die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie in Frage stellen. Die Aufklärung der mysteriösen Umstände, die zum Selbstmord des Prager Generalstabschefs Redl führten, verleiht der Lokalreportage europäisches Format – Prag wird zur welthistorischen Szene.

Die Presse- und Theatermetropole Berlin, das Zentrum der geistigen Opposition in Deutschland, dient als Sprungbrett in den internationalen Journalismus, in die große Literatur. Kisch knüpft Beziehungen an nach London und Paris, findet Kontakt zu anarchistischen und sozialistischen Kreisen. Als Dramaturg am Theater, als Romanautor sucht er seine literarische Existenz auf eine breitere Grundlage zu stellen. Zeitungen und Zeitschriften hält er sich offen für freie journalistische Mitarbeit. „Außerhalb von Reih und Glied des Redaktionsstabes“ beabsichtigt er hinfort zu wirken, „ein Free-lancer, der seine Lanze schleudert, wann und wohin es ihm gefällt.“

Der Ausbruch des Krieges 1914 macht alle Pläne zunichte. Kisch widersteht der Versuchung, den Krieg als Berichterstatter von der sicheren Etappe her zu verherrlichen; er geht als einfacher Soldat an die Front, er nimmt den Krieg als Abenteuer, als unfreiwilligen Reportergang. Die Wirklichkeit des Krieges enthüllt die zwiespältige Situation des Zeitungsschreibers. Der Meldegänger, der Reporter in Uniform fühlt sich ständig herausgefordert, seine Erfahrungen und Einsichten publik zu machen, doch ihm sind die Hände gebunden angesichts der schreienden Diskrepanz zwischen Realität und offizieller Berichterstattung. Das Bestreben, der verhaßten Uniform zu entkommen, verleitet ihn zu publizistischen Äußerungen, die dem chauvinistischen „Blattgefühl“ dieser Jahre entsprechen.

Die Erlebnisse an der Front, die Arroganz und Unfähigkeit der Offiziere, die Korruption und Vetternwirtschaft in den oberen Kommandostellen, die Erkenntnis von der Unnatur und Sinnlosigkeit des Krieges vor allem verstärken die Neigung zu anarchistischen und sozialistischen Ideen. „Der Krieg bot an Illustrationen genug zu der sozialistischen Theorie, die auch ich studierte“, schreibt Kisch später.

Mit der Kommandierung ins Wiener Kriegspressequartier im Mai 1917 ergeben sich Möglichkeiten, politisch Gleichgesinnte zu treffen. Aber weder die kleinbürgerlichen Anarchisten tolstoischer oder bakuninscher Prägung noch die linksliberalen bürgerlichen Intellektuellen, die sich um das Wochenblatt „Der Frieden“ scharen, bieten eine Lösung. Erst bei jungen revolutionären Arbeitern, die sich in der linksradikalen Organisation „Freie Jugend“ zusammengeschlossen haben, findet Kisch jene Entschlossenheit und Energie, die seinem Temperament und seinen Vorstellungen entspricht. Zu jenen, die Kisch in die revolutionäre Bewegung und in die Anfangsgründe der marxistischen Theorie einführen, gehört vor allem der junge Schriftsetzer, Antimilitarist und Kriegsgegner Leo Rothziegel. Er bringt ihn in den illegalen Arbeiter- und Soldatenrat, der zu den Initiatoren der großen Streikbewegung im Januar 1918 gehört.

„Es war ein seltsamer Sprung“, erzählt Kisch, „geradenwegs aus einem zeitlebens leidenschaftlich ausgeübten Beruf, dem des Öffentlichmachens, in die Tätigkeit des Geheimhaltens zu springen. Da nannte ich mich, der ich mir einen Namen gemacht hatte, nun mit einem anderen Namen und wechselte auch diesen wieder mit jeder Stelle des Auftretens.“

Über die Zwiespältigkeit seiner Situation in den letzten Monaten des Krieges, über wesentliche Begegnungen und Erfahrungen jener Zeit versucht Kisch in dem Kapitel „Kriegspropaganda und ihr Widerspiel“ des geplanten zweiten Bandes vom „Marktplatz der Sensationen“ Rechenschaft zu geben. Nach außen hin schreibt er als Berichterstatter über kriegerische Ereignisse. Insgeheim aber arbeitet er an der baldigen Beendigung des Krieges. Diese Doppeldeutigkeit seiner Stellung liefert den Journalistenkollegen aus dem gegnerischen Lager im

November 1918 Gründe, die revolutionäre Entscheidung Kischs in Zweifel zu ziehen.

Egon Erwin Kisch, der erste Kommandant der Roten Garde in Wien, gehört zu den führenden Männern der Revolution in Österreich. Als Redakteur der „Roten Garde", des Beiblattes der linksradikalen Wochenzeitung „Der Freie Arbeiter", tritt er als politischer Schriftsteller, als revolutionärer Propagandist und Organisator hervor. Er wirbt für die revolutionären Ziele der in der Roten Garde zusammengeschlossenen Arbeiter und Soldaten und nimmt sie gegen Verleumdungen und Anfeindungen von bürgerlicher und sozialdemokratischer Seite in Schutz.

Die Revolution ist für ihn zuerst und vor allem ein Kampf der Argumente und Ideen, ein Ringen der Meinungsmacher um die Köpfe der Menschen, eine geistige Auseinandersetzung. In den mit Verve und analytischer Schärfe geschriebenen Leitartikeln beweist er politisches Urteil und Überzeugungskraft, einen klaren Blick für die Potenzen und Möglichkeiten der revolutionären Bewegung. Sie sind in erster Linie gegen die beschwichtigende, denunziatorische Politik der sozialdemokratischen Führung gerichtet, wie sie von der „Arbeiter-Zeitung" vertreten wird. Diese Politik desavouiert und sabotiert die Arbeit der Roten Garde; sie versucht alles, um der proletarischen Schutztruppe ihren revolutionären Stachel zu nehmen.

Die Niederlage der Revolution in Österreich, die allmähliche Konsolidierung der politischen Verhältnisse Anfang 1919 machen die Schwäche und das Unvermögen der linksradikalen Bewegung deutlich. Egon Erwin Kisch gerät in eine schwierige Lage. Durch Sozialdemokraten aus der Roten Garde gedrängt, von den bürgerlichen Blättern boykottiert, abgeschnitten vom heimatlichen Prag, ist er gezwungen, wieder als Lokalreporter zu arbeiten. Freunde verhelfen ihm zu einem Platz in der Redaktion der neugegründeten Wiener linksbürgerlichen Zeitung „Der neue Tag". Aber dieser „Urlaub von der Politik" erweist sich auf Grund der noch längst nicht zu Ende geführten Auseinandersetzungen, auf Grund vor allem des Kampfes der ungarischen Räterepublik als Fehlentscheidung. Der Versuch, in den bürgerlichen Journalismus zurückzugehen, mißlingt.

Bereits nach drei Monaten gibt Egon Erwin Kisch den Posten wieder auf. Seine exponierte politische Stellung, die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei nach dem Zusammenschluß mit der Föderation revolutionärer Sozialisten „Internationale" im Mai 1919 stellen eine solche Bindung sehr rasch in Frage. Der Autor des Romans „Der Mädchenhirt", damit beschäftigt, einen neuen Sammelband, „Die Abenteuer in Prag", fertigzustellen, darf annehmen, daß seine Publizität einen Grad erreicht hat, der ihm gestattet, als freier Schriftsteller zu arbeiten.

Die Unabhängigkeit, die er anstrebt und die er zu bewahren sucht, ein Zeichen des Rückzuges und der Resignation, wird regelrecht zum Arbeitsprinzip erhoben. Der sozial engagierte Reporter, dem kaum eine andere Möglichkeit für seine Berichterstattung zur Verfügung steht als die liberale bürgerliche Presse, benutzt den Grundsatz strenger Sachlichkeit als Schutzschild und Legitimation. Ihren rigorosesten Ausdruck findet diese Haltung im Vorwort zum „Rasenden Reporter" von 1925 mit dem umstrittenen Satz: „Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt."

Ein Schriftsteller in Bewegung, wie Kisch sich einmal bezeichnet hat, ist er ständig auf der Suche nach neuen Erfahrungsbereichen und Ausdrucksmöglichkeiten. Im Frühsommer 1920 nach Hause zurückgekehrt, schließt sich Kisch, mit vielen tschechischen Journalisten, Schriftstellern und Theaterleuten freundschaftlich verbunden, den jungen avantgardistischen Künstlern in Prag an. Die Metropole der eben gegründeten tschechoslowakischen Republik ist Anfang der zwanziger Jahre ein Schauplatz vielfältiger Bestrebungen und Experimente auf dem Gebiete der Literatur, der bildenden Künste und des Theaters. Mit Jaroslav Hašek und Karel Čapek gewinnt die tschechische Literatur europäisches, internationales Format. Über den „Schwejk" schreibt Kisch Anfang 1923, als erst Teile des Werkes vorliegen und dessen Bedeutung noch lange nicht allgemein anerkannt ist: „Diese Gestalt ist echt und ewig, wenn sie auch im Inhalt den Politikern, in der Form den Literarhistorikern mit niederen und höheren Weihen nicht gefallen mag."

Die Freundschaft und Zusammenarbeit vor allem mit dem

Schauspieler, Dramatiker und Regisseur Emil Artur Longen und seiner Frau Xena Longenová, dem Komiker Vlasta Burian und dem Schauspieler Karel Noll inspiriert Kisch zu mancherlei Versuchen auf dem Gebiet des Theaters. Das von Longen 1920 gegründete avantgardistische Theater „Revoluční scéna" (Revolutionäre Bühne) bietet Möglichkeiten, sich als Komödienschreiber auszuprobieren. Manche der Geschichten mit Altprager Thematik, in der Erinnerung an die Zeit als Lokalreporter vor 1914 aufgeschrieben und bearbeitet, lesen sich wie dramatische Szenenfolgen. Ursprüngliches Erzähltalent und Sinn für szenische Effekte, auch für hintergründige Komik, lassen eine dramatische Form entstehen, die von Prag ausgeht und in Prag ihre größte Publikumsresonanz findet. Diese kabarettähnlichen Stücke sind Ergebnis einer freundschaftlichen Kooperation, manchmal sogar einer direkten Zusammenarbeit, wie im Falle des grotesken Spiels „Die Reise um Europa in 365 Tagen", das gemeinsam mit Jaroslav Hašek entsteht.

Auch nach der Übersiedlung nach Berlin im Herbst 1921 bleibt die enge Bindung an Prag bestehen. In verschiedenen Künstlercafés behält Kisch nach wie vor seinen Stammtisch, den er in größeren Abständen besucht und der ihn in der Stadt sofort wieder heimisch macht. Über die Vorgänge zu Hause läßt er sich regelmäßig detailliert informieren und kennt alle wichtigen Zeugnisse des literarischen und künstlerischen Lebens in der Tschechoslowakei. Vor allem aber hält er Kontakt zu den Redaktionen in Prag und Brno.

Die Mitarbeit am „Prager Tagblatt" und besonders an den „Lidové noviny" schafft die Voraussetzungen, daß Kisch in den Jahren 1922/23 in Deutschland als freier Schriftsteller leben kann. Aber sie bietet darüber hinaus Gelegenheit, die Situation in Deutschland während der Inflation von außen her, aus einer kritisch-ironischen Sicht zu beschreiben. Mit seinen Korrespondenzen liefert Kisch – bei uns bisher kaum bekannte – kulturhistorisch aufschlußreiche Skizzen über das Berlin Anfang der zwanziger Jahre.

Dem Reporter geht es nicht in erster Linie um politische Staatsaktionen, die das Bild der Zeitungen beherrschen. Ihn interessieren alltägliche Vorgänge und Erscheinungen jenseits al-

ler bloßen Pressesensation. Darum bemüht, „alle künstlerischen und geistigen Ereignisse in Deutschland seinem Blatt zu Hause treulich“ mitzuteilen, verfolgt Kisch die Auswirkungen des permanenten Währungsverfalls vor allem auf dem Gebiet der Kultur.

Der öffentliche Irrsinn der galoppierenden Geldentwertung, „der wahnsinnige Taumel der wahnsinnig hohen Ziffern“ produziert ununterbrochen groteske Situationen und Begebenheiten. Von persönlichen Erfahrungen, von unmittelbarer Anschauung ausgehend, schildert der „Feuilletonist einer untergehenden Stadt“ den Ausverkauf aller Werte durch valutakräftige In- und Ausländer, die allgemeine Zunahme der Kriminalität, den sich aufstauenden und besonders nach der Ruhrbesetzung 1923 durch die nationalistische bürgerliche Presse geschürten Ausländerhaß und Chauvinismus.

Deutschland ist zum „billigsten Tatort“ geworden, zum Tummelplatz für Schieber, Hochstapler, Erpresser und Mörder. Fememorde, Attentate und Putschversuche, Antisemitismus, Hohenzollern- und Preußenwahn bereiten den Boden vor, auf dem der Faschismus gedeiht. Anstatt, so vermerkt der Berichterstatter aus Berlin, die wahren Schuldigen, die „Urheber der deutschen Misere“ anzuprangern, schüren die bürgerlichen Blätter in Deutschland Pogrom- und Revanchestimmungen. Das Wort vom „Dolchstoß“ geht um, und eine Sensations- und Revolverpresse breitet sich aus, die die wirtschaftlichen Folgen des verlorenen Krieges und des Vertrages von Versailles für ihre schmutzigen Geschäfte mißbraucht.

Die Sozialisten, meldet der Mitarbeiter der „Lidové noviny“ seinen Lesern in der Tschechoslowakei, sind „die einzig wahren Republikaner in Deutschland, mögen sich die bürgerlich-demokratischen Blätter noch so republikanisch gebärden“. Der Publizist, der sich dem Kampf der Arbeiter verbunden weiß, darf das Recht für sich in Anspruch nehmen, auf manches hinzuweisen, was in Deutschland „bekämpfungswürdig“ ist und was der Nation „den Haß der übrigen Welt“ eingebracht hat.

Im Kontrast zu dem Krähwinkelhaften und politisch Bedrohlichen, der gesellschaftlich-moralischen Verwahrlosung in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens versucht Kisch einen

Eindruck zu vermitteln von der geistigen und künstlerischen Atmosphäre in Berlin Anfang der zwanziger Jahre. Die deutsche Metropole stellt sich dar als ein Ort intellektueller Hochspannung und Kreativität, ein Sammelpunkt unternehmungstüchtiger talentierter junger Leute. Die Theaterkritiken und Besprechungen Kischs lassen das persönliche Engagement deutlich werden, aber sie offenbaren auch etwas von dem geistig-seelischen Zustand jener Jahre und der Hoffnung auf eine revolutionäre Veränderung der Verhältnisse.

Zusammen mit anderen Beiträgen können die Berichte und Feuilletons für die „Lidové noviny" durchaus die Grundlage abgeben für eine Sammlung von Deutschland-Reportagen. Doch eine solche Sammlung hat Egon Erwin Kisch merkwürdigerweise niemals ins Auge gefaßt. Immerhin aber liefern die Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Deutschland Anfang der zwanziger Jahre die Sujets für jene Texte, die dem Band „Der rasende Reporter" von 1925 lokales Kolorit und Aktualität verleihen.

Die Sammlung „Der rasende Reporter" bringt den ersten „wirklichen Erfolg". Sie macht den Namen Egon Erwin Kisch zum Markenzeichen in der deutschen und internationalen Literatur. Seine vom Authentischen, vom „Reiz des Erlebten" her geprägte Darstellungsweise läßt ihn zum Kronzeugen einer ganzen Kunstrichtung werden, der sogenannten „Neuen Sachlichkeit".

Mit seinem kaleidoskopartigen Verfahren, den scheinbar willkürlich nebeneinandergestellten Bildern und Begebenheiten, die zuweilen an Filmabläufe erinnern, kommt Kisch dem herrschenden Zeitbewußtsein entgegen. Das rapide Wachstum der großen Städte, der weltumspannende Krieg und die revolutionären Bewegungen in vielen Ländern haben das Empfinden vom Zusammenhang allen Geschehens auf der Erde, von der Gemeinsamkeit des Schicksals übermächtig werden lassen. Die moderne Nachrichtentechnik, Film und Radio bestätigen nur die allgemeine Erfahrung, daß der einzelne an allem beteiligt ist, was in der Welt geschieht.

Tempo, Faktizität, rascher Wechsel vor allem werden von der Literaturkritik als Kennzeichen des neuen Stils ausgege-

ben. Daß der Autor mit seinen Reportagen auch ganz neue, bislang weitgehend ausgesparte Wirklichkeitsbereiche in die Literatur einbringt, vermerkt die Kritik nur am Rande. Später schreibt Kisch darüber: „Eine solche sinnlos scheinende Hast entsprach und gefiel der wurzellos gewordenen, enervierten Nachkriegszeit, und deshalb – nicht etwa um der Entdeckung neuer Stoffgebiete oder einer sachlichen Darstellungsart willen – bin ich eine Zeitlang ein Mode-Autor gewesen."

Arbeiten aus früheren Jahren, vor allem aus der Zeit vor dem Kriege, werden von Kisch so überarbeitet und aktualisiert, daß sie sich reibungslos in das Mosaik der Sammlung einfügen. Vergleicht man die Zeitungsversion mit der späteren Buchveröffentlichung, so zeigt sich, daß der Autor nicht nur neue Details und Farbwerte einfügt, sondern daß er auch die Veränderungen berücksichtigt, die mit der Welt und dem Schreiber vorgegangen sind. Zehn Jahre liegen zwischen dem Bericht aus dem „Berliner Tageblatt" von 1914, „Bei den Heizern", und dem neuerlichen Buchabdruck von 1924. Kisch nutzt die Gelegenheit, die dem Sujet innewohnenden visuellen und szenischen Elemente stärker herauszuarbeiten. Vor allem jedoch kommt es ihm darauf an, durch eine neue Akzentuierung seine veränderte Position deutlich zu machen.

In der ursprünglichen Fassung von 1914 betrachtet der Reporter die Arbeit der Heizer auf dem Riesendampfer „Vaterland" noch eher von einem sportlichen Standpunkt aus. Der Arbeiter unten im Kesselraum ist von Stolz und Ehrgeiz erfüllt: „Das habe ich getan, ich habe den größten Meeresriesen vorwärts bewegt und aufwärts gehoben!" Zehn Jahre später, im „Rasenden Reporter", sieht Kisch die Situation der Heizer ganz anders. „Es sind deutsche Arbeiter", heißt es nun, „keine Neger oder Chinesen, die unten im Kohlenbereich zu Kohle werden. Erfüllt die Glut der Kessel sie mit Glut? Erregt sie der Takt der Bewegung zur Bewegung? Ruft sie der Kampf zum Kampf? Hat der Pfiff ein Echo in ihnen, der Pfiff, der keine Unterbrechung zuläßt bei ihrer Arbeit im Fieberreich? Sie spülen den Kohlenstaub mit einem Glase Biere hinunter und schlafen."

Der „Tatsachenentdecker" Kisch lenkt den Blick des Lesers auf das Alltägliche, wo die „einfache Wahrheit", die eigentliche

Sensation verborgen liegt. Indem er die Wirklichkeit von unten her, mit den Augen der einfachen Leute, der arbeitenden Menschen betrachtet, findet er den Schlüssel, die verwirrende Vielgestaltigkeit, das scheinbar Undurchschaubare des modernen bürgerlichen Lebens durchschaubarer und die Fülle der Einzelerscheinungen in ihren Zusammenhängen deutlicher zu machen. Der Reporter sieht sich als Beauftragter seiner Leser, die auf der Suche sind nach der Wahrheit ihrer Existenz, nach den aufsehenerregenden Begebenheiten und den verborgenen Phänomenen ihrer Zeit.

Seit Anfang der zwanziger Jahre bezieht Egon Erwin Kisch immer stärker die Arbeitswelt in seine Reportagen ein. Der Arbeiter erscheint dabei als natürlicher Verbündeter des Berichterstatters und hilft beim Bloßlegen der Geheimnisse und Hintergründe der Produktion. Zuerst sind es vor allem Fabrikationsstätten, technische Anlagen und Produktionsabläufe, die detailliert beschrieben werden. Mehr und mehr aber gerät auch der arbeitende Mensch selbst, der Mensch innerhalb sich verändernder Arbeits- und Produktionsprozesse in den Mittelpunkt der Darstellung.

Die exakte Recherche, die Aufdeckung von Tatbeständen steht am Anfang des journalistischen Weges von Egon Erwin Kisch. Bald schon stellt sich heraus, daß dem Bestreben nach wahrheitsgemäßer Darlegung eine soziale, eine politische Tendenz zugrunde liegt. Jede präzise, Hintergründe beleuchtende Schilderung enthält eine potentielle Kritik am Vorhandenen. „Jeder Reporter", schreibt Kisch 1926, nachdem er von seiner ersten Reise in die Sowjetunion zurückgekehrt ist, „will sagen, der Schriftsteller und Journalist, welcher Umstände und Begebenheiten um ihrer selbst willen aus eigenem Augenschein wahrheitsgemäß darzustellen sich bestrebt, wird bei dieser empirischen Beschäftigung wohl oder übel zu einem Endergebnis gelangen: zu der Erkenntnis, daß weitaus die Mehrheit aller scheinbar so heterogenen Ereignisse und das von ihnen und durch sie hervorgerufene Interesse auf gemeinsamer Basis fußen. Geradezu die Probe auf das Exempel, ob ein Reporter mit Intelligenz und Instinkt sich wirklich der Wahrheitsliebe beflissen hat, ist der Grund dieser *sozialen Erkenntnis.*"

Den Weg von der Erforschung, Registrierung einfacher Tatsachen zur sozialen Erkenntnis, zum Sozialismus, so konstatiert Kisch, sei die Reportage von Anbeginn gegangen. Das präzise Erforschen und sachliche Abbilden gesellschaftlicher Wirklichkeit führt zwangsläufig zur Bestätigung des wissenschaftlichen Sozialismus. Die Wahrheit steht in Übereinstimmung mit der aufsteigenden Klasse. Jede wirkliche Kunst müsse sich daher gegen die Lügen richten, mit denen die herrschenden Klassen die Unterdrückung der anderen motivieren. Die Linie der revolutionär-lebendigen Kunst wird längst von jenen fortgeführt, die gegen die herrschende Klasse mit dem angreifenden Proletariat kämpfen. „Da das Proletariat sein ideologisches Ankerstück im dialektischen Materialismus hat, ist seine Kunst naturalistisch im Thema, sachlich und dokumentarisch."

Die Übersiedlung nach Berlin Ende 1921, vor allem aber der Erfolg des Reportagenbandes „Der rasende Reporter" haben dazu beigetragen, daß Kisch relativ rasch in die Literaturentwicklung in Deutschland und in die literarischen Auseinandersetzungen einbezogen ist. Mit seiner Anthologie „Klassischer Journalismus" von 1923 liefert er Maßstäbe für einen kämpferischen, sozial und politisch engagierten Journalismus. Die Diskussionen über Funktion und Möglichkeiten der Reportage, über das Verhältnis von Journalismus und Literatur sind maßgeblich auch durch die Werke von Egon Erwin Kisch und ihre öffentliche Resonanz provoziert und beeinflußt.

Seine entschiedene Art der Äußerung und die freundschaftlichen Beziehungen zu vielen, vor allem linksbürgerlichen und kommunistischen Autoren machen Kisch zu einer integrierenden Figur bei öffentlichen Aktionen und in den Organisationen der Schriftsteller. Als Mitglied des Redaktionskomitees der von Gerhart Pohl herausgegebenen Zeitschrift „Die neue Bücherschau", als Angehöriger der linken Opposition innerhalb des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller und als Mitglied seines Vorstandes setzt sich Kisch für eine gegenwarts- und realitätsbezogene Literatur ein. Er findet zu jenem scharfen polemischen Stil zurück, der schon seine Artikel während der revolutionären Ereignisse in Wien 1918/19 auszeichnet.

Immer öfter äußert er sich zu Fragen der Literaturentwicklung, über die Rolle des Schriftstellers in der Zeit, vor allem aber zu Problemen der Reportage. Um seine Erfahrungen zu verallgemeinern und um seine Thesen zu illustrieren, gibt er erste autobiographische Rückblicke und Resümees.

Durch die Parteinahme für den Kampf der Arbeiterklasse gewinnt das Werk von Kisch eine neue Dimension. Während der Reise in die Sowjetunion 1925/26 entstehen die „ersten richtigen Reportagen". Der Beobachter und Rechercheur wird zum Mitgestalter einer sich verändernden Welt. Die sowjetischen Arbeiter machen den „fremden Journalisten zu einem Genossen, zu einem Mitarbeiter, zu einem Propagator ihres Aufbauwerkes". Zum erstenmal sind „dreidimensionale", dialektische Darstellungen der Objekte möglich, werden Vergangenheit und Zukunft in Beziehung zur Gegenwart gestellt. Der beliebig kombinierbare Einzelbericht tritt zurück hinter dem Streben nach weitgespannter, großräumiger Darstellung anderer Länder und Zonen. Egon Erwin Kisch wird zu einem leidenschaftlichen und literarisch überzeugenden Verteidiger und Propagandisten des jungen Sowjetstaates.

Mit den anfangs eher zufälligen, später immer zielgerichteteren Streifzügen in Fabriken und Werkstätten befindet sich Kisch in Übereinstimmung mit der sich formierenden proletarisch-revolutionären Literatur. Durch Gegenüberstellung von moderner Technik und primitivsten Lebensumständen vieler arbeitender Menschen weist er auf Widersprüche in der herrschenden Gesellschaftsordnung. Reportage ist, wie Johannes R. Becher es bezeichnet, „Erkundungsarbeit, Pionierarbeit, Stoßtrupparbeit", um in einer neuen Wirklichkeit das Feld abzustecken.

Das Bewußtsein, daß sich in jedem Einzelschicksal, in jeder Episode „das große Schicksal der Menschheit" spiegelt, gibt den Reportagen Perspektive und Historizität. Die Reisebücher über die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten stecken den Rahmen ab für die welthistorische Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Von jedem Ort aus sind jetzt Vergleiche, Gegenüberstellungen, Bezüge möglich. Ein direkter Appell an den Leser ist nicht nötig; der Berichterstat-

ter vertraut der emotionalen und intellektuellen Kraft seiner Darstellung. Der Wille zur Sachlichkeit und zur Wahrheit muß gepaart sein mit „sozialem Gefühl“, „sozialer Erkenntnis“, „sozialem Bewußtsein“, mit der Absicht, „den Unterdrückten und Entrechteten durch ... ungeschminkte Zeugenaussage zu nützen und zu helfen“.

Vom Verfasser weitgehend zusammenhangloser Einzelreportagen entwickelt sich Kisch zu einem Schriftsteller, der in großen Reportagezyklen, im Zusammenfügen wesentlicher Details und charakteristischer Episoden ein Gesamtbild zu geben bestrebt ist. Der lebendige Zusammenhang mit der aufstrebenden Klasse versetzt den Autor in die Lage, „die wirkliche Welt zu sehen und sie von der Scheinwelt zu unterscheiden“. Kisch stellt die Reportage in den Dienst des Proletariats; Kunst und Politik, Kunst und Kampf werden zu einer untrennbaren Einheit. Mit seinen Büchern hilft er, falsche Vorstellungen über andere Länder und Völker auszuräumen, Illusionen zu zerstören, Gesetzmäßigkeiten und Gemeinsamkeiten zu erkennen, die wichtig werden im Kampf der Arbeiterbewegung, im Kampf gegen Faschismus und Krieg.

Die Diskrepanz zwischen Illusion und Wirklichkeit in der kapitalistischen Welt, die ihre klassische Ausprägung in den USA, ihren symbolhaften Ausdruck durch Hollywood und Hollywoodfilme gefunden hat, wird zu einem zentralen Motiv im Werk Egon Erwin Kischs. Durch pointiertes Gegenüberstellen von Anspruch und Realität werden komische Wirkungen erzielt, wird durch Lachen Erkenntnis vermittelt. Mit den Mitteln des authentischen Berichts, der heiteren Kontrastierung entlarvt Kisch die Verlogenheit einer Presse und Literatur, die menschenunwürdige Zustände rechtfertigt und verklärt. Er zeigt das Lächerliche und Groteske der „gigantischen Reklame“ und Manipulation zum Schutze von Eigentum und Profit. Spätestens mit seinem Buch „Paradies Amerika“ weist sich Kisch als ein bedeutender humoristischer und satirischer Schriftsteller aus. Humor wird für ihn geradezu ein Kriterium des Künstlers unter den Reportern.

Schon früh hat sich für den Lokalberichterstatter die Frage gestellt, inwieweit Wirklichkeit durch die Reportage zu fassen

sei. Die bloße Wiedergabe von Fakten und Vorgängen reicht dazu nicht aus. Mit dem Begriff der „logischen Phantasie" versucht Kisch jenen Erkennungs- und Darstellungsprozeß deutlich zu machen, der den Report zur Reportage erhebt. Die weitgehend zweidimensionale Arbeitsmethode ist in dem Aufsatz „Wesen des Reporters" von 1918 noch als Möglichkeit und als Zielpunkt vorgezeichnet.

Siebzehn Jahre später, in der Zeit des antifaschistischen Kampfes, hat die „logische Phantasie" längst eine andere Bedeutung gewonnen. Mit der Milieuskizze, dem Situationsbericht, der detaillierten Darstellung eines Ereignisses allein vermag man den komplizierten Vorgängen in der Gesellschaft, der Wirtschaft, dem Geistesleben nicht gerecht zu werden. Um dem Fatalismus, dem Nihilismus zu begegnen, der sich im Gefolge der großen Wirtschaftskrise und angesichts des aufkommenden Faschismus in der Öffentlichkeit ausbreitet, muß der Schriftsteller tiefgründigere Wirklichkeitsbilder vorlegen.

In der Auseinandersetzung mit Gottfried Benn Ende der zwanziger Jahre akzeptiert Kisch zwar die Bezeichnung vom „literarischen Lieferanten politischen Propagandamaterials", aber er weiß sehr wohl, daß der „Veränderungszweck des Wortes" eine ungemein diffizile, differenzierte Art der Zubereitung und Übermittlung des Materials erfordert. Erst wenn das geschriebene Wort breite öffentliche Wirksamkeit gewinnt, erfüllt es seinen Zweck. Der Schreibende muß sich vor Demagogie ebenso hüten wie vor Banalität. Die Erlebnisfähigkeit, die Phantasie des Reporters erst gibt den Fakten Hintergrund und Tiefe, sie verleiht dem Bericht emotionale, mobilisierende Wirkung. „Logische Phantasie" bedeutet letzten Endes, auf die Arbeit des Journalisten bezogen, nichts anderes als dialektisch-materialistisches Herangehen an die Wirklichkeit. Der wahre Schriftsteller, „das ist: der Schriftsteller der Wahrheit", „muß Vergangenheit und Zukunft in Beziehung stellen zur Gegenwart", er muß die Wahrheit präzise hinstellen, „ohne Schwung und Form zu verlieren".

Objektive Darstellung und parteiliche Haltung schließen sich nach den Maximen bürgerlicher Ästhetik aus. Die Reisen durch die Sowjetunion Mitte der zwanziger und Anfang der

dreißiger Jahre vermitteln Erfahrungen ganz anderer Art. Hier erfaßt der Schriftsteller den politischen Sinn der wahrheitsgetreuen Berichterstattung, „die Tendenz einer wahrhaft tendenzlosen Darstellung“: „Während im kapitalistischen Kosmos fast nichts als Elend, Unterdrückung, Lächerlichkeit oder Stagnation die Modelle des Reporters sind, ist die sich aufbauende sozialistische Welt für ihn der Anlaß, positiv zu sein. Ohne die Schwierigkeiten und ohne die Fehler dieses Riesenwerkes zu übersehen, ohne Schönfärberei und ohne den Ton der sachlichen Registrierung zu verlassen, kann er für dieses Riesenwerk wirken.“

Die wahrheitsgetreue Darstellung hat nicht mehr allein eine entlarvende, eine revolutionierende Funktion, sie leistet Hilfsdienste beim Aufbau einer neuen Gesellschaft. In die großen Auseinandersetzungen der Epoche gestellt, muß der Schriftsteller das konstruktive Maß finden zwischen kritischem Befund und solidarischer Verbundenheit. „Den Schmähungen und Herabsetzungen“, schreibt Kisch angesichts des Freiheitskampfes in Spanien, „die der Feind unaufhörlich durch die Straßen trommelt, hat sich unaufhörlich die bejahende Wahrheit gegenüberzustellen, ist unaufhörlich das Vertrauen in die Kampffront des Fortschritts und ihrer Führung zu stärken. Revolutionärer Nonkonformismus gegenüber dem Rückschritt bildet nur eine Hälfte des geistigen Kampfes. Die andere ist der Konformismus mit den revolutionären Kämpfen und Kämpfern, ihre leidenschaftliche Bejahung.“

Die übernationale Bedeutung seines Werkes und seines Wirkens verleiht den Äußerungen und Aktivitäten Egon Erwin Kischs in den Jahren der Hitlerdiktatur ein besonderes Gewicht. Seine im März und April 1933 veröffentlichte Reportage „In den Kasematten von Spandau“, einer der ersten Tatsachenberichte über die Nazigreuel in Deutschland, findet weltweit Beachtung. Die Artikel, die er unmittelbar nach seiner Ausweisung aus Deutschland publiziert, machen deutlich, daß er Emigration nicht als einen „Zustand“, als eine ohnmächtige Protestposition betrachtet wissen will, sondern als eine „Tätigkeit“, eine kämpferische Haltung.

Rasches Reagieren auf die Erfordernisse des antifaschisti-

schen Kampfes zeichnet die Arbeit Kischs in den Jahren des Exils aus. Er schaltet sich in die öffentlichen Kontroversen ein, die zwischen Schriftstellern innerhalb und außerhalb Deutschlands geführt werden. Mit überzeugenden Argumenten weist er alle jene zurück, die um Verständnis werben für die „nationale Revolution“ und für die neuen Machthaber in Deutschland. Vor allem polemisiert er gegen das später so oft und von vielen wiederholte Argument, daß allein die Daheimgebliebenen legitimiert seien, über Belange Deutschlands zu reden.

Hauptzielpunkte seines publizistischen Kampfes in den ersten Monaten der faschistischen Herrschaft sind die Vorgänge um den Reichstagsbrand. Kisch untersucht sie als „Kriminalist“, als aufmerksamer Leser nazideutscher Zeitungen. Eine gründliche Analyse der Pressemitteilungen und öffentlichen Bekundungen der Naziführer reicht aus, um Widersprüche bloßzulegen und Hintergründe aufzudecken. Das dummdreiste, dilettantisch vorbereitete und ausgeführte Verbrechen macht die Parallele zwischen Faschismus und Gangstertum für jedermann offenkundig.

Die verschiedenen Artikel und Kommentare zum Reichstagsbrand und Reichstagsbrandprozeß stellt Kisch zu einer Dokumentation zusammen, die als Tarnschrift nach Deutschland gelangt. Durch exakte Information und beweiskräftige Enthüllung hilft der Schriftsteller, den Menschen die Augen zu öffnen und den antifaschistischen Widerstand zu stärken. Der Kampf gegen die „Lüge, die ewige Bundesgenossin der Reaktion“, rückt in den Mittelpunkt journalistischer Arbeit.

Dieser Kampf kann nur erfolgreich geführt werden, wenn viele ihn unterstützen. Das Fehlen der antifaschistischen Einheitsfront, das er in der Gemeinschaftszelle des Berliner Polizeipräsidiums, in den Kasematten von Spandau schmerzlich erfahren hat, wird zur Mahnung und Verpflichtung für den kommunistischen Schriftsteller. Mit der Autorität seines Wortes und seines Werkes wirbt er Bundesgenossen, weist er auf vorhandene Gemeinsamkeiten. Aufklärerische, humanistische, revolutionäre Traditionen werden beschworen, um sie für die Aufgaben des Tages nutzbar zu machen. Mit seinem unerschütterlichen Optimismus, seiner Hilfsbereitschaft, seinem

Humor begegnet Kisch Stimmungen der Niedergeschlagenheit und Resignation, die sich angesichts der Erfolge des Hitlerfaschismus unter den Emigranten ausbreiten.

Die integrierende Kraft seiner Persönlichkeit, die vielfältigen Beziehungen zu Schriftsteller- und Journalistenkollegen machen Kisch zu einer zentralen Figur der Volksfrontbewegung. Ohne die prinzipiellen Unterschiede zu verwischen, betont er das Verbindende, das eine Grundlage abgibt für solidarisches Handeln. Um der gemeinsamen Sache willen gilt es, Rivalitäten und Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen zurückzustellen. Als Balder Olden einen Gedichtband von Alfred Kerr verreißt, stellt sich Egon Erwin Kisch schützend vor den „führenden bürgerlichen Kritiker". „Von den fünfzig Jahren der lückenlosen Kerrschen Arbeit wurden fünf in der Emigration gedient, und es waren, so spät sie in Kerrs Leben kamen, fünf Jahre der Entwicklung. Diese Entwicklung war gut und war Kampf."

Um so unnachsichtiger tritt Kisch all jenen entgegen, die der Wahrheit ins Gesicht schlagen und die Prinzipien des gemeinsamen Kampfes verletzen. Jede Äußerung, die „als Anlaß für die Hetze gegen die Sowjetunion" dienen kann, schwächt die antifaschistische Front. „Viele Schriftsteller", schreibt Kisch rückschauend, „und unter ihnen auch fortschrittliche, liehen den Absichten der bewußten, materiell interessierten Sowjetgegner die Flügel der Propaganda, solcherart oft unbewußt der Reaktion und schließlich dem Faschismus helfend."

Den ständig variierten Methoden massiver Wahrheitsverfälschung und Manipulation muß der antifaschistische Publizist subtilere Methoden der Wahrheitsfindung und Aufklärung entgegenstellen. Er sieht sich gezwungen, beharrlich auf die wahren Motive des „Antisowjetkampfes innerhalb der Literatur" und in der Presse hinzuweisen, die hinter wortreichen Beschönigungen, Vorspiegelungen und Halbwahrheiten verborgen gehalten werden. Nicht wenige jener Autoren, die sich an der Diskriminierung der Sowjetunion beteiligen, glauben „aus innerlicher Überzeugung, im Interesse von Freiheit und Fortschritt zu schreiben".

Der langjährige Reporter und politische Publizist betrachtet

es als eine seiner wichtigsten Aufgaben, die Mechanismen bürgerlich-kapitalistischer Machtausübung und geistiger Beeinflussung bloßzulegen. Als Journalist bürgerlicher Blätter hat er oft genug die Wahrheit verschweigen müssen, und er kennt das Geheimnis nur zu genau, wie die öffentliche Meinung gelenkt wird. Lange vor Ende des zweiten Weltkrieges sieht er neue harte Auseinandersetzungen voraus. „Eine neue Hetze ist im Gange", schreibt er 1943, „eine Antisowjethetze, die von wirtschaftlichen Interessen veranlaßt ist und verbreitet wird mit den ‚geistigen Mitteln' der anscheinend wohlmeinenden Kritik, der phantasievollen Erfindung, der dichterischen Übertreibung und schließlich dem ekstatischen Haßgesang." Wahrheit und Lüge stehen einander seit 1917 geschlossen, in nur teilweise veränderter Position gegenüber. Im Sozialismus manifestiert sich die historische Wahrheit, „und es ist Pflicht jedes Sittlichen", mahnt Kisch, „sich auf seiten der Wahrheit einzureihen".

Aus der besonderen Situation der Jahre 1941/42, als der zweite Weltkrieg in sein entscheidendes Stadium eintritt und sich das Schicksal der Völker Europas untrennbar mit dem Verteidigungswillen der Roten Armee verbindet, ist das harte Urteil über Gustav Regler verständlich, mit dem Kisch in gemeinsamer Front gekämpft hat und dem er freundschaftlich verbunden war. Der Verrat Reglers trifft ihn tief, und er gibt sich immer aufs neue Rechenschaft über die Ursachen und Folgen dieses Verrats. Frontwechsel und Verrat in kritischer Situation disqualifizieren das Talent und das Werk eines Schriftstellers. „Er, der sich durch Abschwörung seiner Gesinnung und durch Hilfsdienste im Informationsbüro seine Entlassung aus dem Lager erkauft hat, beschimpft nun die, die sich nicht verkauft haben. Daß er in dem Augenblick, da Stalin und seine Rote Armee an der russischen Front und Demokraten, Kommunisten und Freiheitsfreunde aller Richtungen gemeinsam in den Fabriken Frankreichs und in den Bergen Serbiens todesmutig gegen die Nazis kämpfen, von ‚Stalinisten mit Disziplin und ohne Hirn und Herz' spricht, ist Dienst für den Feind."

In den Jahren des Hitlerfaschismus und des Antihitlerkrieges ist die politische Haltung zum wichtigsten Prüfstein

schriftstellerischer Arbeit geworden. Dem Schreibenden erwächst die Aufgabe, Künstler *und* Kämpfer zu sein; nur beide in sich vereinend vermag er in der Zeit zu wirken. „Die doppelte Tätigkeit“, sagt Kisch 1935 auf dem Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur, „die dem sozial bewußten Schriftsteller gestellt ist, die des Kampfes und die der Kunst, würde in ihrer Einheit aufgehoben, sie würde in beiden Teilen wirkungslos und wertlos werden, wenn er in seiner Kunst oder in seinem Kampf zurückwiche.“

Als Delegierter der Weltbewegung gegen Krieg und Faschismus in Australien hat Kisch bewiesen, was durch entschlossenes Handeln und durch Überzeugungskraft erreicht werden kann. Unmittelbar in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen einbezogen, wird der Schriftsteller zur treibenden Kraft dieser Auseinandersetzungen. Gegenstand seiner Berichterstattung ist der revolutionäre Prozeß, in den er eingreift mit seinem Auftrag und der erst durch ihn in die Breite zu wirken beginnt und über die Grenzen des Landes hinweg ausstrahlt. Es geht nicht mehr allein um eine objektiv angeschaute Welt, es geht um leidenschaftlich erlebte und miterstrittene Gegenwart, die mit ihren Widersprüchen und selbst erfahrenen Konflikten in die Darstellung einfließt. Die Welt wird nicht mehr nur betrachtet und interpretiert, sondern verändert und in ihrer Veränderung beschrieben.

Gerald Griffin, der Delegierte Neuseelands für den Antikriegskongreß in Melbourne, rühmt an Kisch „seinen großen Mut, sein unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg des Sozialismus, seine Herzlichkeit, seine menschliche Sympathie und seine Freundschaft“. Mit diesen Eigenschaften wird Egon Erwin Kisch zum Repräsentanten einer ganzen Bewegung. Sein Optimismus und sein Humor stärken das Selbstvertrauen der Kämpfenden und verleihen dem Einheitsgedanken Ausstrahlungskraft. „Es gab keine Aktion der antifaschistischen Schriftsteller in Paris, an der Kisch nicht führend beteiligt war“, schreibt Bruno Frei.

Während des Freiheitskampfes in Spanien steht Egon Erwin Kisch an der Seite der Internationalen Brigaden. Er betrachtet es als seine Aufgabe, „die heroischen Kämpfe des spanischen

Volkes zu beschreiben". Wenn ihm das nur zum Teil gelungen ist, so liegt das wahrscheinlich an der Fülle der täglich wechselnden Eindrücke und Erfahrungen, die sich nicht so rasch verarbeiten lassen, aber auch an der Kompliziertheit der politischen Situation in Spanien.

Kisch ist Augenzeuge mancher Schlachten, er besucht die Südfront, hält sich mehrere Wochen im belagerten Madrid auf, erlebt die erbitterten Kämpfe um Teruel, kommt im August 1937 als einer der ersten Berichterstatter in das wiedereroberte Belchite, liegt in den Schützengräben am Ebro, aber sein Wunsch, eine große militärische Aktion von der Planung bis zur Durchführung mitzumachen, läßt sich nicht verwirklichen. „Kisch war in Spanien nicht sehr zufrieden", schreibt Bodo Uhse. „Die Gelegenheit zur großen Reportage wollte sich nicht ergeben."

Die schwierige Situation an den Fronten, das drängende Gebot nach direkter materieller Hilfeleistung läßt den Berichterstatter hinter dem Agitator und Propagandisten zurücktreten. „Wer sich Schriftsteller nennt", sagt Kisch auf dem Zweiten Internationalen Kongreß der Schriftsteller in Valencia und Madrid, „muß heute seine ganze Energie, seine ganze Begabung und seinen ganzen Namen in die Waagschale werfen, um seine Leser zur Hilfe für Spanien aufzurufen."

Erst während seines Aufenthaltes in dem Badeort Benicasím, dem Lazarett der Internationalen Brigaden, im Herbst 1937 findet er Zeit und Muße, sich gründlicher umzusehen und das Skizzierte zu vertiefen. Hinter der Unmittelbarkeit schnell wechselnder, sich oft widersprechender Eindrücke zeichnen sich wesentliche Vorgänge, menschliche Schicksale ab. Hier erst gelingt es dem Berichterstatter, das Vorher und Nachher in Beziehung zu setzen zum Gegenwärtigen.

Die Zeitereignisse machen es dem Schriftsteller immer schwerer, länger währende literarische Projekte zu Ende zu bringen. Manuskripte über Figuren und Begebenheiten aus der französischen Geschichte müssen in Frankreich zurückgelassen werden und gehen verloren. Nur mit Mühe gelingt es Kisch, sich der drohenden Internierung zu entziehen und Ende 1939 in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Die Arbeit an dem Erinnerungsbuch „Marktplatz der Sensationen", schon

1936 ins Auge gefaßt und Mitte 1938 begonnen, kann erst nach vielen Unterbrechungen und Hindernissen in Mexiko abgeschlossen werden.

Mexiko gewährt Egon Erwin Kisch wie anderen antifaschistischen Schriftstellern Asyl und die Möglichkeit, relativ ungestört zu arbeiten. Durch die Gründung einer selbständigen Kulturorganisation, einer eigenen Zeitschrift, eines Verlages gar werden die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß sich in Mexiko ein „wichtiges Tätigkeitsgebiet der antifaschistischen deutschen Literatur" herausbilden kann. Einigermaßen gesicherte Existenzbedingungen, der tägliche Kontakt mit Freunden und Kollegen, die politische Arbeit in den Emigrantenorganisationen und das Bewußtsein, als Journalist auf aktuelle Ereignisse sofort reagieren zu können – all das trägt zu jener Atmosphäre der ständigen Anregung und Kommunikation bei, die Kisch für seine literarischen Unternehmungen benötigt.

Egon Erwin Kisch hat wesentlichen Anteil daran, daß sich „Freies Deutschland" zu einer jener Exilzeitschriften außerhalb des deutschsprachigen Raumes entwickelt, die, interessant aufgemacht und mit einer Fülle sonst kaum zugänglicher Informationen ausgestattet, eine relativ hohe Auflagenziffer erreicht und weithin Resonanz findet. Seine besondere Sorge gilt der kurzen pointierten Nachricht, der Marginalie und Anekdote, die der Zeitschrift einen breiten Leserkreis sichert. „Freies Deutschland" ist offen für die verschiedensten journalistischen Genres, für den Wissenschaftsaufsatz oder Essay ebenso wie für die Glosse, für die Rezension oder Theaterkritik ebenso wie für die aktuelle Notiz. Aber sie gewährt auch Raum für die große literarische Reportage. So kann Kisch viele seiner Forschungsresultate und Reiseberichte über Mexiko hier zum erstenmal veröffentlichen und zur Diskussion stellen.

Werk und Persönlichkeit Alexander von Humboldts helfen Egon Erwin Kisch, Zugang zu finden zu dem Land Mexiko, seinen Menschen und seiner Vergangenheit. Humboldt, der dem deutschen Namen in Mexiko „weitreichendes Ansehen" verschafft hat, dient den Nazis als Deckmantel für ihre Propaganda- und Spionagetätigkeit. So liegt nichts näher, als durch

gründliches Studium der Schriften des deutschen Naturforschers und Humanisten aktuelle Argumente zu liefern für den antifaschistischen Kampf und das „Lehrbuch über Mexiko“ in seinen wesentlichen Teilen wissenschaftlich zu fundieren. Alexander von Humboldt wird zu einer Schlüsselfigur der geistigen Auseinandersetzung im mexikanischen Exil.

Die Manuskripte, die Kisch hinterläßt, belegen die Vielfalt seiner Interessen und Bestrebungen. Man staunt immer wieder, an wie vielen oft weit auseinanderliegenden Gegenständen der Autor gleichzeitig und parallel arbeitet, wie er manches längere Zeit liegenläßt, weil ihm das recherchierte Material noch unzureichend erscheint, weil der „Schlüssel“ noch nicht gefunden ist. Ständig auf der Suche nach neuen Erlebnisbereichen, zeigt er sich auch zufälligen Begegnungen und Erfahrungen gegenüber aufgeschlossen und weiß sie in sein Werk zu integrieren.

Im März 1948 mitten aus seiner Arbeit, seinen Plänen gerissen, hinterläßt Kisch ein in vielen Teilen zersplittertes, doch in seinen Grundzügen geschlossenes Werk. Von den geplanten Reportagen über die neue Tschechoslowakei liegen nur einzelne, zum Teil fragmentarische Texte vor. Der zweite Band der „Entdeckungen in Mexiko“, das bis in die Jahre der Revolution 1918/19 fortgeführte Erinnerungsbuch „Marktplatz der Sensationen“, die neue, vermehrte Sammlung der Ghettogeschichten bleiben unvollendet oder unveröffentlicht. Unzählige Ideen und Projekte werden mit ihrem Autor zu Grabe getragen. Sie zeugen von einer bis in die letzten Tage ungebrochenen Produktivität, von dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit eines leidenschaftlichen Arbeiters, Künstlers und Kämpfers.

Egon Erwin Kisch, der Meister der literarischen Reportage, der große Anreger und Lehrer, beeindruckt durch die Kontinuität seines Werkes und seiner Entwicklung. Jede Zeile von ihm ist beglaubigt durch seinen „ehrlichen Willen zur Sachlichkeit und zur Wahrheit“, seine Beharrlichkeit, seinen Mut. Die Übereinstimmung von Persönlichkeit und Werk macht ihn zu einer der markanten Schriftstellergestalten der deutschsprachigen Literatur unseres Jahrhunderts.

Fritz Hofmann

NACHBEMERKUNG

Mit Band X wird die 1960 begonnene Edition der Gesammelten Werke in Einzelausgaben abgeschlossen. Das Erscheinen der Bände wurde durch den Tod der Herausgeber Bodo Uhse 1963 und Gisela Kisch 1962 für einige Zeit unterbrochen, dann aber auf der Grundlage ihrer Konzeption weitergeführt. Lediglich in ihren letzten Teilen geht die Ausgabe über die ursprünglichen Vorstellungen hinaus und bezieht große Teile des übrigen journalistischen Werkes mit ein, die von Kisch nicht in die Sammlungen aufgenommen worden sind.

Die Erfassung und Sammlung der Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge Egon Erwin Kischs ist noch lange nicht abgeschlossen. Manche Reportagen, Aufsätze, Feuilletons, Rezensionen usw., die Kisch in der Presse der Weimarer Republik, in den Zeitungen der Tschechoslowakei, während seiner Aufenthalte in der Sowjetunion 1925/26, 1930 und 1931/32, während der Reise durch die Vereinigten Staaten 1928/29 und der Exiljahre in Frankreich, den USA und in Mexiko veröffentlicht hat, sind noch nicht bekannt. Auch die Zahl der nicht gezeichneten Artikel, die er vor allem in den frühen Prager und Berliner Jahren und während des ersten Weltkrieges publiziert hat, läßt sich nur schwer abschätzen. Davon abgesehen, liegt das Werk Egon Erwin Kischs nunmehr annähernd vollständig vor. Die Edition in der vorliegenden Form repräsentiert den heutigen Stand unserer Kenntnis und unserer Möglichkeiten.

Ein wichtiger Teil der Nachlaßtexte wurde nach den Vorstellungen der Herausgeber bereits den einzelnen Sammlungen und Themenkomplexen zugeordnet, wie sie von Kisch konzipiert waren. Fünf Arbeiten, die für eine erweiterte Ausgabe vom „Marktplatz der Sensationen" vorgesehen waren, sind in Band VII enthalten. Ebenfalls in Band VII sind sechs Reportagen abgedruckt, die für einen zweiten Band der „Entdeckungen in Mexiko" gedacht waren. Elf Beiträge, die Kisch in eine erweiterte Ausgabe der „Geschichten aus sieben Ghettos" aufnehmen wollte, wurden dem Band VI zugewiesen. Beiträge mit Prager oder tschechoslowakischer Thematik, vom Autor zum Teil bereits in die erweiterte Sammlung der „Abenteuer in fünf Kontinenten", Wien 1948, oder später von Bodo Uhse in neu zusammengestellte Ausgaben des „Rasenden Reporters" (1950) und des „Prager Pitavals" (1952) aufgenommen, wurden in den Band II/2 eingefügt.

Darüber hinaus enthält der vom Literarischen Archiv des Museums für tschechische Literatur in Prag betreute Nachlaß eine Reihe von zum Teil fragmentarischen Texten. Sie stehen an der Spitze des vorliegenden Bandes und wurden nach Möglichkeit den einzelnen Sammlungen und Themenbereichen zugeordnet. Verschiedene Manuskripte

befanden sich beim Tode des Autors noch im Stadium der ersten Niederschrift oder einer frühen redaktionellen Bearbeitung. Nur wenige Arbeiten liegen in mehreren Fassungen vor, wie das bei druckreifen Texten Kischs gewöhnlich der Fall ist. Nicht immer wurden Korrekturen oder Ergänzungen zu Ende geführt. In Zweifelsfällen blieben gestrichene Textstellen erhalten; sie sind ebenso wie nicht klar zuweisbare Einfügungen durch eckige Klammern gekennzeichnet. Sinnentstellende Abschreibefehler wurden stillschweigend korrigiert.

Die Beiträge und Materialien für die verschiedenen Sammlungen und Themengruppen waren ursprünglich in Mappen vereinigt. Diese zum Teil beschrifteten Mappen, denen manchmal auch Notizzettel beilagen, sind im Nachlaß heute nicht mehr vorhanden. Deshalb war es oft nicht möglich, den Plänen und Absichten Kischs im einzelnen zu folgen. Entwürfe und Skizzen blieben für unsere Ausgabe unberücksichtigt.

Die Arbeiten für eine Fortführung des „Marktplatzes der Sensationen" waren relativ weit gediehen. Wie sich Kisch eine solche Fortsetzung im einzelnen vorgestellt hat, läßt sich nicht mehr genau sagen. Die Kapitel „Kriegspropaganda und ihr Widerspiel" und „Karl Kraus" gehörten, nach der Seitenzählung zu urteilen, einem größeren Manuskript an, das sich nicht mehr rekonstruieren läßt. Offenbar plante Kisch eine Fortführung seiner Erinnerungen bis in die zwanziger und dreißiger Jahre. So weist eine Manuskriptversion des Aufsatzes „Zur Literaturgeschichte des letzten Vierteljahrhunderts" (Band IX), dem ein Notizzettel mit Stichworten und Hinweisen auf die Literaturentwicklung in der Weimarer Republik beiliegt, auf ein umfangreiches Kapitel für den zweiten Band des „Marktplatzes".

Die Gliederung des zweiten Bandes der „Entdeckungen in Mexiko", für den ebenfalls eine Mappe angelegt war, stand offenbar weitgehend fest. Verschiedentlich sollten wahrscheinlich auch Texte, die zum Komplex der Ghettogeschichten gehören und die in Band VI unserer Ausgabe abgedruckt sind, einbezogen werden. Auf der ersten Seite der Manuskripte ist, offenkundig von der Hand Kischs, mit Rotstift eine Ziffer eingezeichnet. Nach dieser Numerierung läßt sich folgende Textanordnung vermuten (die Beiträge sind in den Bänden VI, VII, IX oder X enthalten):

1. Erlebnisse beim Erdbeben oder Seeräuber und Schildkröten in Campeche (Der Hafen der Seeräuber); 2. Die Vanille-Indianer; 3. Die fetten und die mageren Jahre der Stricke; 4. Der Kaugummi, erzählt vom Ende bis zum Anfang; 5. Versuch einer Beschreibung von Chichen Itzá; 6. Teoberto Maler. Ein Österreicher in Yucatán (Teoberto Maler, ein Mann in verzauberter Stadt); 7. Humboldt in Mexiko; 8. Humboldt vor Mexiko; 9. Das Alte Testament in der Neuen Welt oder Der ausgestrichene Klassiker: Georg Forster; 10. Eine Haggadah von J. Offenbach oder Seeräuber und Schildkröten in Campeche; 11. Sportbetrieb bei den alten Mayas; 12. Läuse auf dem Markt; 13. Richtige Volkskunst; 14. Erlebnisse beim Erdbeben (?); 15. Das

Mexiko Karl Mays und das der Nazis; 16. Mexiko und Böhmen; 17. Der Kaspar Hauser unter den Nationen; 18. Marktnotierungen.

Die übrigen Nachlaßtexte wurden nach Möglichkeit chronologisch geordnet. Lediglich jene fünf, in denen Kisch über die politische und kulturelle Arbeit der antifaschistischen Schriftsteller in Mexiko berichtet, stehen in einer Folge. Die Bemerkungen über Gustav Regler sind vermutlich 1941/42 geschrieben, können aber auch erst 1943 entstanden sein. Manche Textteile hat Kisch mit Änderungen und Ergänzungen an anderer Stelle wieder verwendet; so kommt es mitunter zu Wiederholungen.

Ein besonderes Gewicht erhält der Band durch die Rückübersetzung von Kisch-Texten, die in andere Sprachen, vor allem ins Tschechische, übertragen worden sind und von denen die Originalmanuskripte wahrscheinlich nicht mehr vorhanden sind. Die Beiträge Egon Erwin Kischs in den „Lidové noviny“ wurden von Josef Poláček ausfindig gemacht und ins Deutsche übersetzt. Wer die originalen Texte, die mitunter auch telefonisch durchgegeben wurden, ins Tschechische übertragen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Vermutlich wurden sie von verschiedenen Redakteuren der Zeitung, nicht selten unter Zeitdruck, übersetzt. Die Qualität dieser Übertragungen ist unterschiedlich; oft wurden sie nur oberflächlich und sprachlich unzureichend hergestellt. Es war nicht immer leicht, sie in eine dem Autor angemessene deutsche Form zurückzutransponieren. Mit den Feuilletons und Reportagen über Vorgänge und Begebenheiten in Berlin und in Deutschland während der Jahre von 1922 bis 1924 wird ein wichtiger, weitgehend unbekannter Bereich im Werk Egon Erwin Kischs erschlossen.

Die Interviews sind zum Teil im Nachlaß gesammelt. Nicht überall läßt sich die genaue Quelle ermitteln. Von 1925 an steht der renommierte Autor, der kommunistische Schriftsteller Egon Erwin Kisch zunehmend im Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit. Etliche dieser Interviews vor allem aus den zwanziger Jahren sind wahrscheinlich aus Werbegründen arrangiert worden und nicht ganz ernst zu nehmen. Handelt es sich auch nicht in jedem Falle um authentische Äußerungen, so liefern die Befragungen doch wichtige Informationen über Werk und Entwicklung Egon Erwin Kischs. Von den Interviewern wurden Daten und Sachverhalte oft ungenau wiedergegeben; in den Anmerkungen sind die fehlerhaften Angaben nicht überall berichtigt worden.

Die ursprünglich für diesen Band vorgesehene Auswahl von Arbeiten, die nicht gezeichnet sind und die wahrscheinlich von Egon Erwin Kisch stammen, konnte aus Raumgründen nicht berücksichtigt werden.

Aufgenommen wurden nur Texte, die eindeutig als Arbeiten Egon Erwin Kischs erkennbar und mit seinem vollen Namen oder mit E. E. Kisch, E. E. K. oder e. e. k. gezeichnet sind. Lediglich der ohne Zweifel von Kisch stammende Artikel „Das Ende vom ‚Walzertraum‘“ (vgl. „Marktplatz der Sensationen“, in: „Gesammelte Werke“,

Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 108–109) ist nicht signiert. Außerdem wurden Beiträge einbezogen, die Kisch unter dem Pseudonym Matthias Brunhauser (Mathias Brunhauser, Mat. Br.) veröffentlicht hat. Bei der Beschaffung und Zusammenstellung der Texte lag ein von Josef Poláček erarbeitetes bibliographisches Verzeichnis zugrunde.

Verschiedene kürzere Texte vorwiegend aus dem Nachlaß, besonders Reden, Erklärungen, Antworten auf Umfragen usw., tragen keine Überschriften. Die Titel wurden von den Herausgebern eingefügt; sie sind in den bibliographischen Hinweisen durch Sternchen gekennzeichnet.

Wir waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzupassen. Austriazismen und Eigenheiten der Prager deutschen Sprache sind beibehalten worden. Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Gebräuchliche Abkürzungen sind, in Angleichung an die anderen Bände der Ausgabe, zum Teil aufgelöst worden. Hervorhebungen im Text, vor allem von Namen, wie sie im Zeitungsdruck üblich sind, wurden nur in begründeten Fällen übernommen. Redaktionelle Zwischenüberschriften, besonders bei den Interviews, wurden zumeist eliminiert.

Bei der Bereitstellung der Texte wurden wir unterstützt vom Literarischen Archiv des Museums für tschechische Literatur, Prag, vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin, von der Deutschen Bücherei, Leipzig, und der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Ihnen gilt unser Dank. Für Unterstützung bei der Suche nach Kisch-Texten und ihrer Beschaffung danken die Herausgeber außerdem den Herren Dr. Werner Berthold (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Jürgen Born (Düsseldorf), Dr. Heinz Gittig (Berlin), Dr. Hans Hautmann (Linz), Dr. Hans Kronberger (Wien), Dr. Ernst Rutkowski (Wien) und Manfred Wilhelm (Berlin). Der besondere Dank gilt den Herren Augustin Knesl (Prag) und Prof. Dr. Dieter Schlenstedt (Berlin), die wichtige Texte fanden und zur Verfügung stellten. Prof. Dr. Dieter Schlenstedt als Gutachter des Bandes hat durch seine kritischen Hinweise zur besseren Anordnung der Texte beigetragen.

Für Auskünfte und Hinweise bei der Abfassung der Anmerkungen sind die Herausgeber den Herren Friedrich Baadke (Berlin), Dr. Ivo Barteček (Bohumín), Frau Dr. Viera Glosíková (Prag), den Herren Prof. Dr. Wolfgang Kießling (Berlin), Dr. Emanuel Macek (Prag), Václav Merhaut (Prag), Dr. Radko Pytlík (Prag), Frau Lenka Reinerová (Prag), den Herren Horst Schulz (Berlin), Prof. Dr. Pavel Trost (Prag), Dr. Reinhard Urbach (Wien), Dr. Jiří Veselý (Prag), Frau Dr. Gabriela Veselá (Prag) und den Herren Dr. Ulrich Weinzierl (Wien) und Dr. Vladimír Zahradníček (Prag) zu Dank verpflichtet.

BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE

7 *Schwimmend im Tintenstrom* – Handschrift mit Streichungen und Korrekturen. Auf der ersten Seite oben links ist von Kisch eingefügt: „1.Juni 1938". Der Text ist offenbar als Vorwort zu den Erinnerungen gedacht, über deren Herausgabe Kisch im Jahre 1936 mit dem Verlag Alfred A.Knopf in New York einen Vertrag abgeschlossen hatte. Die Erinnerungen sollten englisch unter dem Titel „Crawling in the inky river" erscheinen. Ende Dezember 1938 schickte Kisch die ersten 166 Seiten des Manuskripts von Frankreich aus an den Verlag Alfred A.Knopf.

8 *Die Akten des Leiermanns František Hajs* – Der Text gehört wahrscheinlich nicht zum „Marktplatz der Sensationen", muß aber mittelbar den Erinnerungen zugerechnet werden. Das Manuskript liegt in zwei Versionen vor. Das erste Typoskript enthält handschriftliche Änderungen, das zweite weist nur noch einige Striche und Zeichen am Rande auf. Im Titel steht über „Leiermanns" das Wort „Drehorgelspielers", ohne daß die Korrektur ausgeführt worden wäre.

12 *Als Kriegsberichterstatter* – Es liegen zwei Typoskripte vor, auf der ersten Seite jeweils als „1. Fassung" und als „2. Fassung" bezeichnet. Die erste Fassung enthält handschriftliche Änderungen.

22 *Literatur in Berlin* – Der Text ist in der Ausgabe „Sensation Fair" von 1941, nicht aber in der deutschen Ausgabe von 1942 enthalten. Im Nachlaß sind zwei Typoskripte vorhanden, das erste mit handschriftlichen Änderungen. Die Kopie einer späteren Abschrift weist kleine handschriftliche Korrekturen und verschiedene Fragezeichen, stenographische Bemerkungen und Deleaturzeichen auf. Der ursprüngliche Titel lautet: „Reportage in Berlin".

31 *Die Moral der Truppe* – In das Kapitel hat Kisch Textpartien aus dem Kriegstagebuch „Schreib das auf, Kisch!" übernommen. Das Typoskript ist mit Strichen, Fragezeichen und Deleaturzeichen am Rande versehen.

38 *Kriegspropaganda und ihr Widerspiel* – Das Typoskript enthält handschriftliche Korrekturen und eine größere handschriftliche Ergänzung im vorletzten Absatz.

60 *Karl Kraus* – Das Typoskript weist viele Streichungen und handschriftliche Änderungen auf. Streichungen, die den Kontext beeinträchtigen, wurden nicht berücksichtigt und sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

77 *Die Ruinen der Mayas* – Das Typoskript enthält viele Streichungen und handschriftliche Änderungen.

79 *Richtige Volkskunst* – Der Text liegt in zwei Fassungen vor. Beide Typoskripte weisen größere Streichungen und handschriftliche Änderungen auf. Unserem Text liegt die spätere Fassung zugrunde.

86 *Läuse auf dem Markt* – Der Aufsatz ist aus einem größeren fortlaufenden Text herausgelöst; er beginnt mit Seite 9 und endet auf Seite 13. Das Typoskript enthält handschriftliche Änderungen und Streichungen.

90 *Humboldt vor Mexiko* – Das Typoskript enthält viele Streichungen und handschriftliche Änderungen. Eine größere Streichung, die den Kontext zerstört hätte, wurde nicht berücksichtigt und ist durch eckige Klammern gekennzeichnet. Am linken Rand des Manuskripts stehen Fragezeichen, Bemerkungen und Deleaturzeichen. Auf der ersten Seite links oben ist von Kisch angefügt: „2. Hälfte korrigiert f. ‚F. D.' Sept. 1942." – Den Vortrag „Humboldt, Mexiko und die Rassenfrage" hielt Kisch am 24. Juni 1942 im Heinrich-Heine-Klub.

99 *Humboldt in Mexiko* – Das Typoskript enthält nur wenige handschriftliche Korrekturen und Streichungen. Auf dem ersten Blatt links oben ist mit Bleistift notiert: „Etwas korrigierter in Mappe Mexiko II. Bd." Eine Handschrift, überschrieben „Vortrag über Humboldt in Mexiko", mit vielen Änderungen und Streichungen, stimmt weitgehend überein mit den Seiten 99 bis 108 unseres Textes. Dieses Manuskript hat Kisch seiner Schwägerin Rosl Jungmann geschenkt. Auf dem ersten Blatt oben rechts steht die Widmung: „Für Rosl zum Geburtstag. 19. 12. 1944. Egon." Einzelne Passagen des Aufsatzes über Humboldt sind eingearbeitet in den Beitrag „Die wissenschaftliche Konquista", den das „Freie Deutschland", 1. Jg., Nr. 11, México, 15. September 1942, S. 11–13, abdruckte (vgl. „Gesammelte Werke", Band IX, Berlin und Weimar 1983, S. 478–485). Eine leicht veränderte Fassung der „grundlegenden Kontroverse über das Rassenproblem" am Ende des Aufsatzes brachte die „Demokratische Post" am 15. September 1944 unter dem Titel „Zwiegespräch Humboldts mit einem Nazi" (vgl. S. 273 ff.).

126 *Von Škubánken* – Der Text liegt in vier Fassungen vor. Die erste Fassung, Handschrift und Typoskript, enthält viele handschriftliche Änderungen und Streichungen. Die zweite Fassung, ein Typoskript mit handschriftlichen Änderungen, ist auf dem ersten Blatt mit der Notiz versehen: „Orig. 1947". Das Typoskript der dritten Fassung ist am Rande mit vielen Strichen, Fragezeichen und Deleaturzeichen versehen, enthält aber nur einzelne Korrekturen, offenbar von Gisela Kisch. Auf dem ersten Blatt oben rechts ist notiert: „Bodo 1947. Jarmila 24. 2. 50/2. 7. 54". Unserem Text liegt die dritte Fassung zugrunde. Eine vierte, gekürzte Fassung blieb unberücksichtigt. Unter dem Titel „Škubánky" ist der Text, von Jarmila Haasová-Nečasová übersetzt, enthalten in: Se-

brané spisy E. E. Kische, sv. 8 (Gesammelte Werke E. E. Kischs, Bd.8), Praha 1955, S.237-244.

134 *Die überwältigte böse Stiefmutter* – Der Text liegt in zwei Fassungen vor. Die Handschrift trägt den Titel: „Die überwältigte Stiefmutter". Auf dem ersten Blatt oben links ist notiert: „Sonntag 15.Juni 47". Unserem Text liegt die zweite Fassung zugrunde, ein Typoskript mit vielen Streichungen und handschriftlichen Korrekturen.

142 *Gummifabrik* – Die Arbeit wurde von Kisch nicht zu Ende geführt. Auf dem ersten Blatt der Handschrift steht links oben: „26. 2. 1947". Unserem Text ist die zweite Fassung zugrunde gelegt, ein Typoskript mit vielen Streichungen, handschriftlichen Änderungen und Notizen und Bemerkungen am Seitenrand. Von der Schlußpassage gibt es zwei Versionen.

151 *Tagebuchaufzeichnungen Weihnachten 1939** – Unserem Text liegen die handschriftlichen Aufzeichnungen zugrunde, die Kisch bei seiner Landung in New York Ende 1939 in einem Notizbuch machte. Das Heft enthält außerdem verschiedene kurze Notate, Konzepte, Adressen usw. Die Aufzeichnungen wurden von Josef Poláček unter dem Titel „Ein unbekanntes Dokument aus Egon Erwin Kischs Exil" in den „Philologica Pragensia", 13. Jg., Nr. 2, Praha 1970, S. 105–107, veröffentlicht. Die von Kisch gestrichenen Stellen sind in unserem Abdruck nicht berücksichtigt.

154 *Geburtstagswunsch für F. C. Weiskopf** – Der Text liegt in zwei Fassungen vor. Die Handschrift enthält zahlreiche Korrekturen, Streichungen und Einfügungen. Das Typoskript mit dem Vermerk „E. E. K. zum 40. Geburtstag von F. C. W., New York, 3. 4. 1940" ist offenbar nach dem Tode Kischs hergestellt worden.

157 *Bei den Tschechen von New York* – Das Typoskript enthält nur wenige handschriftliche Änderungen und Streichungen.

162 *Zum Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion** – Auf dem Typoskript oben rechts steht der handschriftliche Vermerk: „Tass N. Y.". Das Telegramm der Agentur TASS, New York, vom 30. Juni 1941, in dem Kisch gebeten wird, sein Urteil über den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion in einem Statement von zweihundert Worten abzugeben, ist im Nachlaß enthalten.

163 *Zum vierundzwanzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution** – Das Typoskript, unterschrieben „Egon Erwin Kisch (México)", ist nur an einer Stelle handschriftlich korrigiert. Der Text liegt auch in englischer Übersetzung vor. Im Nachlaß wird außerdem das Telegramm des New-Yorker Büros von TASS vom 7. November 1941 an Egon Erwin Kisch aufbewahrt, in dem sich das Büro für das Statement Kischs anläßlich des Jahrestages der Oktoberrevolution bedankt.

164 *Gruß an die Schriftsteller der Sowjetunion** – Das Typoskript weist nur eine handschriftliche Änderung auf.

165 *Einige Daten über Gustavo Regler* – Die Kopie des Typoskripts ist nur an einer Stelle handschriftlich korrigiert.

169 *Über Gustav Regler** – Das Typoskript enthält handschriftliche Korrekturen.

172 *Über den Tod Stefan Zweigs* – Das mit „Dr. Mateo Brunhauser" unterzeichnete Typoskript weist verschiedene handschriftliche Einfügungen auf. Auf einem beiliegenden Umschlag findet sich der handschriftliche Vermerk: „Andere Fassung gedr. Freies Dt., México, Nr. 5, März 1942". Der im „Freien Deutschland", 1. Jg., Nr. 5, México, März 1942, abgedruckte, nicht gezeichnete Aufsatz „Zum Tode von Stefan Zweig" stammt von Bodo Uhse.

174 *Zur Gründung des Verlages „Das Freie Buch"** – Das Typoskript ist an einer Stelle handschriftlich korrigiert.

175 *Deutsche Schriftsteller in Mexiko* – Lediglich auf einem Blatt des Typoskripts finden sich handschriftliche Änderungen und Streichungen.

179 *Exilland Mexiko** – Auf dem ersten Blatt des Typoskripts ist links oben handschriftlich notiert: „Für Halamski".

180 *Kulturarbeit in Mexiko* – Das Typoskript weist einige handschriftliche Änderungen und Streichungen auf.

185 *Widerstände* – Das Typoskript enthält einige handschriftliche Korrekturen und Streichungen.

187 *Erinnerung an Prag* – Der Text liegt in zwei Fassungen vor. Das Typoskript der zweiten Fassung weist handschriftliche Änderungen auf. Die beiden größeren Streichungen wurden nicht berücksichtigt und sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Der Unterüberschrift ist handschriftlich hinzugefügt: „(9. Juli 1942)". Am 9. Juli 1942 fand im Heinrich-Heine-Klub der Gedächtnisabend zu Ehren der Opfer von Lidice und Lichterfelde statt.

190 *Beziehungen zwischen Mexiko und Tschechoslowakei* – Der Text liegt in zwei Fassungen vor. Die Kopie des Typoskripts, die für unseren Text die Grundlage bietet, weist handschriftliche Korrekturen und Streichungen auf. Auf dem ersten Blatt links oben hat Kisch notiert: „Radio Nac. (Hora nacional.) XEFO IIIO KC. 27 de octubre 1942". Unter der Überschrift ist handschriftlich vermerkt: „In Mappe ‚Eigenes'" und „Korrigierte Kopie u. Übersetzung in Mappe Mexiko-Ms".

195 *Terror und Verachtung* – Das Typoskript weist zahlreiche handschriftliche Korrekturen und Streichungen auf. Auf dem ersten Blatt steht oben links der handschriftliche Vermerk: „fürs Schwarzbuch". Der Aufsatz wurde ins Spanische übersetzt und unter dem Titel „Desprecio y Barbarie en Checoslovaquia" in den Band „El Libro Negro del Terror Nazi en Europa. Testimonios de escritores y artistas de 16 naciones" (Schwarzbuch über den

Naziterror in Europa. Zeugnisse von Schriftstellern und Künstlern aus 16 Nationen) aufgenommen, der im April 1943 im Verlag El Libro Libre, México, erschien. Im Nachlaß fand sich außerdem eine gekürzte und veränderte Fassung des Aufsatzes in spanischer Sprache (vgl. „Die Tschechoslowakei unter Hitler", S.469ff.).

200 *„Im übrigen: Es lebe die Sowjetunion!"** – Von dem Text sind zwei Fassungen vorhanden. Die zweite Fassung, die Kopie des Typoskripts mit handschriftlichen Korrekturen, liegt unserem Abdruck zugrunde.

201 *Mein erster Besuch in der Sowjetunion** – Auf dem Typoskript finden sich einige Striche am Rande und Unterstreichungen im Text.

202 *Rede für André Simone** – Das Typoskript enthält einzelne handschriftliche Ergänzungen, Korrekturen und Streichungen. Der Text liegt auch als Typoskript in spanischer Übersetzung vor mit dem Vermerk: 27.5.43.

204 *Grabrede für Alfredo Miller** – Kopie eines Typoskripts ohne Korrekturen.

205 *„Deutsche, wohin?"* – Typoskript ohne Korrekturen. Das Protokoll der Gründungsversammlung des Nationalkomitees Freies Deutschland kam im November 1944 im Verlag El Libro Libre, México, heraus.

207 *Der ausgestrichene Klassiker: Georg Forster* – Der Text liegt in zwei Fassungen vor, handschriftlich und als Typoskript. Auf der ersten Seite des Typoskripts steht oben links: „20. Nov. 1944". Die Handschrift enthält die Zueignung: „Rudolf Leonhard, dem Märtyrer und Dichter gewidmet."

209 *Die Geschichte des unanständigsten Schüttelreimes der Neuzeit* – Typoskript ohne Korrekturen.

219 *Prozeß um Michailowitsch* – Das Typoskript enthält zahlreiche handschriftliche Änderungen und Streichungen. Am linken Seitenrand finden sich viele Striche, Fragezeichen und Deleaturzeichen. Der Bericht wurde unter dem Titel „Na Mihajlovičově procesu" tschechisch veröffentlicht in: Nedělní noviny, Praha, 7.Juli 1946.

229 *Bürgerliches Recht und Prozeßrecht in der Zwangsvollstreckung* – Prager Tagblatt, 29.Jg., Nr.357, 29.Dezember 1905, Morgen-Ausgabe, S.4 (gez. K.).

230 *Zehn Mädel* – In: Ein Ausflug in die „Deutschböhmische Ausstellung Reichenberg 1906". XXIII. deutsches Frühlingsfest in Prag am 26. und 27.Mai 1906, S.28.

231 *Die Klubfanatiker* – Bohemia, 80.Jg., Nr. 6, Prag, 6.Jänner 1907, Morgen-Ausgabe, S.26.

234 *Das Ende vom „Walzertraum"* – Bohemia, 80.Jg., Nr. 213, Prag, 4. August 1907, Morgen-Ausgabe, S. 5 (nicht gezeichnet). Kisch kommt im „Marktplatz der Sensationen" auf den Beitrag zu sprechen (vgl. „Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S.107–109).

236 *Conférence Monsieur Delbost und Mademoiselle Tugot* – Bohemia, 80.Jg., Nr.278, Prag, 8.Oktober 1907, Morgen-Ausgabe, S.9.
237 *Was kann uns Buddha lehren?* – Bohemia, 81. Jg., Nr. 79, Prag, 20.März 1908, S.7.
238 *„Nur ein Traum"* – Bohemia, 84.Jg., Nr.59, Prag, 28.Feber 1911, Morgen-Ausgabe, S.8.
240 *„Bühne und Welt"* – Bohemia, 84.Jg., Nr.60, Prag, 1.März 1911, Morgen-Ausgabe, S.9.
242 *Die Verhaftung eines Soldatenrates* – Neues Wiener Journal, 27.Jg., Nr.9197, 11.Juni 1919, S.5. Dem Beitrag ist die redaktionelle Bemerkung vorangestellt: „Herr Egon Erwin Kisch, der Gründer der Roten Garde, ersucht uns um Aufnahme folgender Mitteilungen, für deren Richtigkeit wir ihm die Verantwortung überlassen müssen."
243 *Rekurs gegen das Prügelpatent* – Der Rote Soldat, 1.Jg., Nr.39, Wien, 21.November 1919, S.6–7. Eine überarbeitete Fassung des Aufsatzes unter dem Titel „Protest gegen eine Verurteilung" nahm Kisch in die Sammlung „Wagnisse in aller Welt" auf (vgl. „Gesammelte Werke", Band V, Berlin und Weimar 1972, S.562–566).
247 *Das ewig Heutige* – Leitmeritzer Zeitung, 4.September 1923 (gez. Mathias Brunhauser). Unserem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.
250 *Heiligkeit* – Das Dreieck, 1924, Heft 3.
251 *Der Journalist Großmann* – Das Tagebuch, Sonderheft zum 50.Geburtstag von Stefan Großmann, Berlin, 18.Mai 1925, S.25–26.
252 *Was die Polizeiausstellung nicht zeigte* – A-I-Z, 5.Jg., Nr.20, Berlin 1926, S.4.
254 *Strafvollzug im zwanzigsten Jahrhundert* – A-I-Z, 5.Jg., Nr.22, Berlin 1926, S.8–9.
257 *„Lüg-ins-Land"* – Hamburger Volkszeitung, 11.Jg., Nr.113, 15.Mai 1928, S.8.
260 *Der gefunkte Fußball* – Prager Tagblatt, 53.Jg., Nr.127, 30.Mai 1928, Radio-Beilage.
264 *Beim Bataillon „Tschapajew"** – In: „Tschapajew". Das Bataillon der 21 Nationen, Berlin 1956, S.329.
265 *Den Kindern der ganzen Welt** – Die Volks-Illustrierte, 3.Jg., Nr.36, Prag, 7.September 1938, S.4. Am 28.August 1938 wurde in dem Dorf Hohlen bei Böhmisch-Leipa (Česká Lipa) der Grundstein für ein Kinderheim der Prager Genossenschaft Včela gelegt. Die Mitarbeiter der „Volks-Illustrierten" und der tschechischen Illustrierten „Svět v obrazech" schenkten dem künftigen Kinderheim ein „Goldenes Buch". Ein Beitrag von Romain Rolland und der hier abgedruckte Text von Egon Erwin Kisch leiten den Band ein.
*An das Deutsche Antifaschistische Komitee in Montevideo** – Aus dem Flugblatt bzw. der Einladung des Deutschen Antifaschistischen Komitees, Montevideo, für den 1.August 1942; wiedergegeben in: Wolfgang Kießling, Exil in Lateinamerika, Leipzig 1980, Abb.47.

266 *Ein großer Indioforscher* – Demokratische Post, 1.Jg., Nr.4, México, 1.Oktober 1943, S.5.

267 *Deutsche Schriftsteller über Mexiko* – Demokratische Post, 1.Jg., Nr.8, México, 1.Dezember 1943, S.3 (gez. Mat. Br.).

268 *„Hänsel und Gretel" in Mexiko* – Demokratische Post, 1.Jg., Nr.13, México, 15.Februar 1944, S.4. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Über die Erstaufführung der Kinderoper ‚Hänsel und Gretel', die, von der ‚Menorah' veranstaltet, im Gewerkschaftshaus der Electricistas stattfand, sendet uns Mathias Brunhauser folgenden etwas altertümlich gehaltenen ‚Wohlgemeinten Rapport'."

270 *Mexiko und Böhmen* – Demokratische Post, 1.Jg., Nr.24, México, 1. August 1944, S. 5. Es handelt sich um eine überarbeitete Fassung des Radiovortrags „Beziehungen zwischen Mexiko und Tschechoslowakei" (vgl. S. 190ff.). Die Antwort Kischs auf eine Zuschrift von Frau Dr. Else Volk, die die „Demokratische Post" am 1. September 1944 unter dem Titel „Die Anfänge der Inquisition in Mexiko" veröffentlichte, brachten wir bereits in Band IX, S.509–511.

273 *Zwiegespräch Humboldts mit einem Nazi* – Demokratische Post, 2.Jg., Nr.3, México, 15.September 1944, S.5. Dem Text liegt eine leicht veränderte Fassung der Schlußpassage des Aufsatzes „Humboldt in Mexiko" zugrunde (vgl. S.120–125).

277 *Keiner wird entkommen* – Demokratische Post, 2.Jg., Nr.8, México, 1.Dezember 1944, S.3 (gez. Matthias Brunhauser).

278 *Humboldt-Feier der mexikanischen Wissenschaft* – Demokratische Post, 3.Jg, Nr.10, México, 31.Dezember 1945, S.4 (gez. Matthias Brunhauser).

283 *Jarmila Veverková contra Balássy Etelka* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr.53, Brno, 30.Januar 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

286 *Kompromittierter Film* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr.90, Brno, 19.Februar 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

289 *Herrscher und Räuber* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 130, Brno, 13.März 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

293 *Theater ohne Drama* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 153, Brno, 25.März 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

295 *Sittenlosigkeit in der Weste* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr. 182, Brno, 11.April 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

298 *Teueres Bedürfnis* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr.201, Brno, 22.April 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

300 *Billiger Tatort* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr. 214, Brno, 29. April 1922, Morgen-Ausgabe, S.1.

302 *Das Bedürfnis, „hurra" zu rufen* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr. 238, Brno, 13.Mai 1922, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

304 *Grabbes Napoleon* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr.240, Brno, 14.Mai 1922, Morgen-Ausgabe, S.7.

306 *Vatermord* – Lidové noviny, 30.Jg., Nr.256, Brno, 23.Mai 1922, Morgen-Ausgabe, S.7.

309 *Eine Ausstellung von Erfindungen* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 265, Brno, 28. Mai 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
311 *Die gerächte Boheme* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 294, Brno, 14. Juni 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
313 *Wie das Porto ermäßigt wird* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 306, Brno, 21. Juni 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
316 *Am Tage von Rathenaus Ermordung* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 321, Brno, 29. Juni 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1-2.
319 *Kundgebungen gegen die Reaktion während einer Theaterpremiere* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 324, Brno, 1. Juli 1922, Morgen-Ausgabe, S. 3.
320 *„Die Maschinenstürmer"* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 332, Brno, 6. Juli 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
323 *Professor Einstein stellt die Vorlesungen ein* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 364, Brno, 23. Juli 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
324 *Café Kandelaber mit Büchern* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 391, Brno, 7. August 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
328 *Die Prager an der Ostsee* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 404, Brno, 14. August 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
331 *Das Haus zu den veränderten Nasen* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 431, Brno, 29. August 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
333 *Deutsche Bücher über böhmische Kunst* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 460, Brno, 14. September 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
336 *Die letzte Wedekind-Premiere* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 484, Brno, 27. September 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
338 *Vier neue Theater in Berlin* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 529, Brno, 21. Oktober 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
341 *Das Ende der Berliner Volkshochschule* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 540, Brno, 27. Oktober 1922, Morgen-Ausgabe, S. 7.
344 *Ein königliches Wort* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 563, Brno, 10. November 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1.
345 *Die Deutschen und Gerhart Hauptmann* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 583, Brno, 21. November 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
348 *Prager Tag in Hamburg* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 591, Brno, 25. November 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
351 *Über den Schauspielerstreik* – Lidové noviny, 30. Jg., Nr. 607, Brno, 4. Dezember 1922, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
354 *Bilanz der Berliner Theater* – Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 9, Brno, 6. Januar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 7.
358 *Die Karikatur in Deutschland* – Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 23, Brno, 14. Januar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 7.
360 *Ernste Zeit* – Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 49, Brno, 29. Januar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.
363 *„Aus dem Leben der Insekten" in Berlin* – Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 58, Brno, 3. Februar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 7.
364 *Der Autorenkatalog der Berliner Staatsbibliothek* – Lidové noviny, 31. Jg., Nr. 78, Brno, 14. Februar 1923, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.

Die stark veränderte deutsche Fassung unter dem Titel „Das Pantheon des Schrifttums“ erschien in der „Berliner Montagspost“, Nr.34, 12.September 1927, Erstes Beiblatt.

368 *Die Verarmung und Bereicherung der Berliner Straßen* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.93, Brno, 22.Februar 1923, Morgen-Ausgabe, S.1.

370 *Die Siegesallee* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.117, Brno, 7.März 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

374 *Verfilmter Tolstoi* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.149, Brno, 24.März 1923, Morgen-Ausgabe, S.7.

375 *Čapeks „RUR“ in Berlin* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr. 160, Brno, 30.März 1923, Morgen-Ausgabe, S.7.

376 *Auf dem Konsulat* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.178, Brno, 10.April 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

379 *Slavia gegen DFC* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.206, Brno, 25.April 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

382 *Die Untergrundbahn* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.235, Brno, 12.Mai 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

384 *Meeres- und Teuerungswellen* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.365, Brno, 24.Juli 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

387 *Garantiert echte Seekrankheit* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.402, Brno, 13. August 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

390 *Der Untergang des Buches in Deutschland* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.448, Brno, 7.September 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

392 *Liebe und Denkmäler im Tiergarten* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.479, Brno, 25.September 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

395 *Die tschechische Gaststätte in Berlin ist eingegangen* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr. 533, Brno, 24. Oktober 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

397 *Ein sich vergrößerndes wissenschaftliches Institut* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr. 538, Brno, 26. Oktober 1923, Nachmittags-Ausgabe, S.1–2.

401 *Sensations- und Erpressungspresse* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr. 580, Brno, 19.November 1923, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

405 *Weihnachtskrippen* – Lidové noviny, 31.Jg., Nr.634, Brno, 19. Dezember 1923, Morgen-Ausgabe, S.1.

407 *Das Land der Pfennige* – Lidové noviny, 32.Jg., Nr.47, Brno, 26.Januar 1924, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

409 *Berliner Archive* – Lidové noviny, 32.Jg., Nr. 141, Brno, 18. März 1924, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

414 *Prager Filme in Berlin* – Lidové noviny, 32. Jg., Nr. 258, Brno, 22.Mai 1924, Nachmittags-Ausgabe, S.4.

414 *Die Reisen des Samuel Kiechel* – Lidové noviny, 32.Jg., Nr.270 (richtig: 273), Brno, 31.Mai 1924, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

418 *Gespräch mit dem tschechoslowakischen Schachmeister* – Lidové noviny, 32.Jg., Nr.333, Brno, 4.Juli 1924, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

422 *Besuch als Vergeltung* – Lidové noviny, 32. Jg., Nr. 423, Brno, 23.August 1924, Morgen-Ausgabe, S.1–2.

425 *Franz Ferdinands Charakteristik* – Lidové noviny, 33. Jg., Nr. 198, Brno, 21. April 1925, Morgen-Ausgabe, S. 1–2.

427 *Die Spiegelung der Oktoberrevolution in der deutschen Literatur* – Iswestija, Nr. 244 (3178), Moskau, 23. Oktober 1927. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

433 *Zum Tode von Karel Noll* – Rudé právo, 9. Jg., Nr. 61, Praha, 11. März 1928. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

Vorwort zu „Prašná brána" – In: Spisy Egona Erwina Kische I., Prašná brána (Werke von Egon Erwin Kisch, Band I, Der Pulverturm), Praha 1928, S. 5–8.

436 *Roman? Nein, Reportage* – Čin, 1. Jg., Nr. 6, Praha, 5. Dezember 1929, S. 121. Dem Text liegt die Übersetzung aus dem „Kisch-Kalender", Berlin 1956, S. 185–186, zugrunde, die von Josef Poláček redigiert wurde.

438 *Jack Londons Werk – eine Reportage über sich selbst* – Duch novin, 3. Jg., Nr. 4, Praha, 25. April 1930, S. 123–125. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Der Autor stellte der Redaktion seine anläßlich des 13. Todestages von Jack London gehaltene Rede zur Verfügung, die bisher noch nicht einmal deutsch veröffentlicht worden ist. Wir bringen sie ungekürzt, um die Eigenart des Autors unangetastet zu lassen." Die Gedächtnisfeier anläßlich des 13. Todestages von Jack London fand am 20. November 1929 in der Hochschule für Musik in Berlin statt.

443 *Feldmarschall Wlastimil Burian-Buschek* – Lidové noviny, 38. Jg., Nr. 560, Brno, 7. November 1930, Morgen-Ausgabe, S. 13 (gezeichnet eg).

444 *Moskau vor dem 1. Mai* – Rudé právo, 12. Jg., Nr. 30, Praha, 5. Mai 1931, S. 2.

446 *Arbeiterkorrespondenten der UdSSR, Westeuropas und Amerikas – führende Kämpfer für die Sache des Sozialismus* – Nr. 115 (681), 18. Mai 1931. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde. Die Zeitung konnte nicht ermittelt werden.

447 *„Wir werden den Arbeitenden Europas und Amerikas vom gewaltigen kulturellen und ökonomischen Wachstum Sowjet-Mittelasiens erzählen"* – Prawda Wostoka, 9. Juni 1931. Der Zeitungsausschnitt fand sich im Nachlaß.

448 *Vorrede zu „Somráci" von Vašek Káňa* – In: Vašek Káňa, Somráci. Reportáž ze života bezpřístřešných v Bratislavě a v Praze (Stromer. Reportage aus dem Leben der Obdachlosen in Bratislava und Prag), Praha 1931, S. 5-6.

450 *Bei der Jugend gibt es nur einen Weg – mit der kommunistischen Partei* – Dem Text liegt ein undatierter Zeitungsausschnitt aus dem Russischen zugrunde. Die sowjetische Zeitung konnte nicht ermittelt werden. Dem Artikel ist die Bemerkung vorangestellt: „Egon Erwin Kisch ist ein revolutionärer deutscher Journalist, der eine eigenartige Gattung der pamphletistischen Skizze schuf. Er schrieb eine

Reihe von Skizzen über die UdSSR. Eines seiner letzten Bücher – ‚Egon Erwin Kisch beehrt sich darzubieten: Paradies Amerika' – deckt, trotz einiger Mängel, die Kulissen der amerikanischen ‚Demokratie' und den Klassencharakter der ‚Prosperität' auf." Wahrscheinlich wurde der Beitrag Ende 1931, Anfang 1932 veröffentlicht.

451 *Vorrede zu dem Band „Pozdrav Paříži"* – In: Pozdrav Paříži. Protifašistická lyrika Lit-brigáda Mladé gardy (Gruß an Paris. Antifaschistische Lyrik der Lit-Brigade Junge Garde), Praha 1933, S.5–6.

453 *Statt einer Empfehlung* – In: Evžen Klinger, Kto porazí Hitlera? (Wer bringt Hitler zu Fall?), Bratislava 1933, S.7 (Einleitung).

Grußbotschaft an die australischen Arbeiter – In: Kisch's Message From the World Committee To the Australian Workers, Sydney 1935. Der Grußbotschaft ist eine „Einleitung" vorangestellt:

„Egon Erwin Kisch, der berühmte tschechoslowakische Schriftsteller, wurde vom Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus zum Gesamtaustralischen Kongreß gegen Krieg und Faschismus in Melbourne vom 10. bis 12. November 1934 delegiert.

Er befand sich zur Zeit von Hitlers Machtergreifung in Berlin und wurde eingesperrt, doch später auf Grund seiner tschechischen Staatsangehörigkeit freigelassen.

Die Bundesregierung von Australien verwehrte ihm, in Fremantle zu landen.

Obwohl er am Kongreß selbst nicht teilnehmen konnte, sprach er jedoch auf einer der größten und leidenschaftlichsten Kundgebungen der Arbeiter, die je im Gebiet von Sydney abgehalten wurde.

Kisch überbrachte nach Australien Grußbotschaften von den deutschen Arbeitern und von Henri Barbusse vom Weltkomitee und vom Volksausschuß gegen Krieg und Faschismus.

Die Grußbotschaften lauten:

„Ich wurde vom Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus in Paris zum antifaschistischen australischen Kongreß entsandt. Ich grüße euch, Freunde und Genossen, im Namen der europäischen Antifaschisten und besonders im Namen unseres Vorsitzenden Henri Barbusse.

Die deutschen Arbeiter, die im heldenhaften Kampf gegen den Hitlerfaschismus stehen, werden mit Freude, mit Begeisterung hören, daß auf der anderen Seite der Erdkugel das arbeitende Australien ihren Kampf mit solidarischer Liebe verfolgt und nach Kräften unterstützt." – Die erste Grußbotschaft wurde zuerst französisch und dann in englischer Übersetzung, die zweite zuerst deutsch und dann englisch verlesen.

462 *Über Longens Tod* – In: Franta Sauer-St. Klika, Emil Artur Longen a Xena, Praha 1936, S.15–17.

464 *Rede vor dem Exiled Writers Committee in den USA** – Der Nachlaßtext liegt nur in englischer Sprache vor. Die Rede wurde wahrscheinlich Anfang 1940 in New York gehalten.

468 *Gruß aus Mexiko an das Allslawische Rundfunk-Treffen in Moskau** – Text aus dem Nachlaß. Aus dem Englischen übertragen.

469 *Die Tschechoslowakei unter Hitler** – Der Übersetzung liegt ein Typoskript aus dem Nachlaß in spanischer Sprache zugrunde. Es handelt sich um eine gekürzte und veränderte Fassung des Aufsatzes „Terror und Verachtung", der, ins Spanische übersetzt, unter dem Titel „Desprecio y Barbarie en Checoslovaquia" in das Schwarzbuch über den Naziterror in Europa aufgenommen wurde (vgl. S. 195ff.). Auf der ersten Seite des Typoskripts ist unten handschriftlich vermerkt: „Radio-Vortrag auf der Feria de libros, Mex. 1943". Aus dem Spanischen übersetzt von Horst Schulz.

471 *Der Erste Mai vom Himmel aus* – Rudé právo, Nr. 104, Praha, 3. Mai 1946, 3. Ausgabe, S. 2.

473 *Lieber Vašek Menger, mein alter Freund und Kamerad* – Text aus dem Nachlaß in tschechischer Sprache mit handschriftlichen Änderungen. Vašek Menger wurde am 22. Februar 1947 begraben.

475 *Boučku, alter Kamerad!* – Tvorba, 16. Jg., Nr. 9, Praha, 26. Februar 1947, S. 173–174. Der Nachruf wurde auch aufgenommen in: Sebrané spisy E. E. Kische, sv. 8 (Gesammelte Werke E. E. Kischs, Bd. 8), Praha 1955, S. 266–268.

477 *Rede im Schuhwerk** – Text aus dem Nachlaß in tschechischer Sprache. Stanislav Kostka Neumann (geb. 1875) starb am 28. Juni 1947; das Begräbnis fand am 3. Juli statt.

481 *Das Verbot der „Galgentoni"* – Der Morgen, Wien, 10. November 1922. Unserem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

483 *Egon Erwin Kisch debattiert über russische Presse* – Die Literarische Welt, 2. Jg., Nr. 26, Berlin, 25. Juni 1926, S. 6.

486 *Begegnung mit Egon Erwin Kisch* – Literární noviny, 1. Jg., Nr. 11, Praha, 29. September 1927, S. 1–2.

489 *Der rasende Reporter über den Film von heute* – Internationale Filmschau, 9. Jg., Nr. 11, Prag, 10. Oktober 1927, S. 8–9. Den Ausführungen Kischs stellte die Redaktion folgende Bemerkung voran: „Naturgemäß tragen die Äußerungen E. E. Kischs keinen fachlichen Charakter. Sie sind rein persönlich und impulsiv, wie es eben der Art dieses Schriftstellers entspricht. Nichtsdestoweniger werden seine temperamentvollen Ausführungen auch beim Fachmann lebhaftem Interesse begegnen."

492 *E. E. Kisch über Noll und Xena Longenová* – Večerní České Slovo, 10. Jg., Nr. 129, Praha, 5. Juni 1928, S. 3.

494 *Egon Erwin Kisch über Xena Longenová, Prag, Jaroslav Hašek, die Boheme, Literatur, Reportertum – und ein wenig über sich selbst* – Literární svet, 1. Jg., Nr. 18, Praha, 7. Juni 1928, S. 1+3. Dem Gespräch ist der Satz vorangestellt: „Durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände drucken wir unser Gespräch mit E. E. Kisch – dem Schriftsteller von Weltruf – gleichzeitig mit Sauerweins Abhandlung über den Journalismus ab; so stehen die Beiträge von zwei

der berühmtesten Journalisten der Gegenwart nebeneinander." Jules Sauerweins Aufsatz „Über den Journalismus" steht auf Seite 1 und 2 des Heftes.

498 *Egon Erwin Kisch über sein Porträt im neuen Werfel-Roman* – Wiener Allgemeine Zeitung, 4. Dezember 1929. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

499 *Reportage über einen Reporter* – Rozpravy Aventina, 5. Jg., Nr. 11, Praha, 5. Dezember 1929, S. 123.

501 *Kann ein Doktor Schriftsteller sein?* – Literární noviny, 3. Jg., Nr. 22 (62), Praha, 12. Dezember 1929, S. 1.

502 *Sind im verflossenen Jahre wesentliche Kunstschöpfungen geglückt?* – Die Welt am Abend, 8. Jg., Nr. 304, Berlin, 31. Dezember 1930, 1. Beilage.

503 *Rundfunk in aller Welt* – Die Sendung, 8. Jg., Nr. 5, Berlin, 30. Januar 1931, S. 75. Die Äußerungen Kischs stehen am Ende eines Aufsatzes, in dem u. a. Arthur Holitscher über den Rundfunk in den USA und in Japan befragt wurde.

504 *Bei Egon Erwin Kisch* – Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde. Es fehlen jegliche Angaben. Wahrscheinlich wurde das Interview von einer sowjetischen Zeitung im Februar oder März 1931 gemacht.

506 *„Ihre Meinung zu Heartfield, Genosse Kisch?"* – Aus: Brigada chudoshnikow (Künstlerbrigade), Nr. 4, Moskau 1931, S. 25. Abgedruckt in: John Heartfield, Der Schnitt entlang der Zeit, Dresden 1981, S. 275–276.

508 *Alle wollen nach der Sowjetunion!* – Welt am Sonntag, 12. April 1931, S. 3. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

511 *Egon Erwin Kisch in Taschkent* – Usbekistanska Prawda, 8. Juni 1931. Zugrunde liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß.

512 *Egon Erwin Kisch erzählt ...* – Berlin am Morgen, 4. Jg., Nr. 270, Mittwoch, 23. November 1932, S. 5.

513 *Das Einreiseverbot für Egon Erwin Kisch* – Zu dem Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß fehlen jegliche Angaben. Vermutlich handelt es sich um eine Nummer vom 24. November 1932.

515 *Die siebte Großmacht in der Sowjetunion* – Národní osvobození, 9. Jg., Nr. 355, Praha, 25. Dezember 1932, S. 5.

518 *Egon Erwin Kisch spricht über Deutschland* – Les Nouvelles Littéraires, 12. Jg., Nr. 564, Paris, 5. August 1933, S. 6. Aus dem Französischen übersetzt von Wolfgang Klein.

522 *„Ehrenwort, ich bin kein Lügner!"* – The Australian Journalist, 31. Januar 1935. Zitiert in: Julian Smith, On the Pacific Front, Sydney 1936.

523 *Egon Erwin Kisch über D 37* – Program D 37, sezóna 1936/37 (Spielzeit 1936/37), Band 6, Praha, 26. Januar 1937, S. 172–173. Unserem Text liegen zwei Blätter aus dem Nachlaß zugrunde. Am Schluß ist von Kisch handschriftlich tschechisch hinzugefügt: „Jungs,

habt Ihr ein Theater! Ihr könnt stolz auf E. F. Burian und E. F. Burian kann stolz auf Euch sein. Haltet Euch tapfer! – Egon Erwin Kisch – Prag, 28. Dezember 1936."

525 *„Ihr Hirten, Hirten ihr! ..."* – Haló noviny, 5. Jg., Nr. 96, Praha, 24. April 1937, S. 3.

526 *Egon Erwin Kisch an die Zeitschrift „Salud"* – Salud. List čsl. dobrovolníků ve Španělsku (Zeitung der tschechoslowakischen Freiwilligen in Spanien), Barcelona, Oktober 1937. Auf dem Zeitungsausschnitt im Nachlaß findet sich der handschriftliche Zusatz: „Egon Erwin Kisch – Belchite, 8. Oktober 1937."

527 *Die Rückkehr der Genossen Kisch und Simone* – Rudé právo, Nr. 71, Praha, 24. März 1946, 3. Ausgabe, S. 4.

529 *Der „rasende Reporter" wieder unter uns* – Svět práce, 2. Jg., Nr. 13, Praha, 28. März 1946, S. 10.

533 *Was uns die Delegierten und Gäste über die Rede des Genossen Gottwald sagten* – Rudé právo, Nr. 76, Praha, 30. März 1946, 3. Ausgabe, S. 6.
Besuch bei Egon Erwin Kisch – Österreichische Volksstimme, Jg. 1946, Nr. 95, Wien, 21. April 1946. Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde. Dem Beitrag ist die Bemerkung vorangestellt: „Unser Mitarbeiter hat den kürzlich aus Mexiko nach seiner Heimatstadt Prag zurückgekehrten ‚rasenden Reporter' Egon Erwin Kisch aufgesucht, dessen Name seit vielen Jahren in der österreichischen demokratischen Presse wohlbekannt ist."

536 *Egon Erwin Kisch in einem Interview für „Friheten"** – Friheten, Oslo, 24. Juli 1946. Das Interview ist überschrieben: „André Simone und Egon Erwin Kisch in einem Interview für ‚Friheten'." Der erste Teil des Interviews mit André Simone wurde weggelassen. – Aus dem Norwegischen übersetzt von Helmut Müssener.

538 *Eine Plauderei mit Kisch über Mexiko* – Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt in tschechischer Sprache aus dem Nachlaß ohne nähere Angaben zugrunde. Vermutlich ist der Beitrag im Sommer 1946 erschienen.

543 *Egon Erwin Kisch erzählt* – Die Weltbühne, 1. Jg., Heft 6, Berlin, 15. September 1946, S. 174–176.

546 *Egon Erwin Kisch entdeckt Brno* – Rovnost, Nr. 139, Brno, 15. Juni 1947, S. 6. Dem Beitrag ist das Faksimile einer handschriftlichen Eintragung ins Memorial der Redaktion angefügt: „Hallo, Gottwald! Ich wollte Dir nur sagen, daß es die Jungs von Rovnost großartig machen. – 12. 6. 1947 Egon Erwin Kisch."

549 *Egon Erwin Kisch über Jan Masaryk* – Neueste Nachrichten, Tel Aviv, 19. März 1948. Zugrunde liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß.

552 *Der rasende Reporter* – Arbeiter-Zeitung, Nr. 78, Wien, 2. April 1948, S. 3.

ANMERKUNGEN

7 *einem amerikanischen Verlag* – Im Jahre 1936 schloß Kisch mit dem amerikanischen Verleger Alfred A. Knopf einen Vertrag über die Herausgabe seiner Erinnerungen ab.

10 *Havlíček* – Karel Havlíček Borovský (1821–1856), tschechischer Politiker, Journalist und Schriftsteller; Begründer der tschechischen politischen Journalistik; Redakteur der „Národní Noviny" (Nationale Zeitung) und des „Slovan" (Der Slawe).

Hermandad – (span.) Bruderschaft; im Mittelalter Bündnis der kastilischen Städte gegen Adel und Königtum; im übertragenen Sinne Bezeichnung für die Polizei.

11 *Flamender* – Bummler.

Chantants – Cafés chantants: (franz.) Konzertcafés, Tingeltangel.

Bolestná zpomjnka na krutý boj ... – (tschech.) Schmerzliche Erinnerung an den erbitterten Kampf um die Königgrätzer Festungen, den Einfall der Preußen in Prag und deren Requisitionen in Böhmen im Jahre 1866. In Prag. František Hajs. Zu erhalten in Pankrác gleich am Tor Nr. 21.

12 *Jaký život, taková smrt ...* – (tschech.) Wie das Leben erwartet der Tod/einen jeden von uns,/aber wer den rechten Weg beschreitet,/scheidet glücklich aus dem Leben.

13 *Fleet Street* – Hier befinden sich die Redaktionsgebäude der großen Londoner Tageszeitungen.

15 *beim Mühlenbrand* – Vgl. „Debüt beim Mühlenfeuer" im „Marktplatz der Sensationen" („Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 128–138). Die Schittkauer Mühlen in Prag brannten am 9. Dezember 1912. Die „Bohemia" vom 10. Dezember 1912 brachte unter der Überschrift „Die Schittkauer Mühlen in Flammen" einen nicht gezeichneten Bericht.

König Nikita – Nikita Petrovič (1841–1921), von 1860 bis 1910 Fürst, von 1910 bis 1918 als Nikita I. König von Montenegro.

Kr. C. Ministarstvo unustraschnich djela – (serbokroatisch) Königliches Innenministerium.

16 *Konak* – (serbokroatisch) Herberge, Quartier; hier: Palast des Herrschers oder Amtssitz eines hohen Beamten.

Schwiegervater der europäischen Monarchen – Nikita I., König von Montenegro, war verschwägert mit dem Zaren von Rußland; seine Tochter Helene war die Frau Viktor Emanuels III., des Königs von Italien; seine Tochter Zoska war mit dem König von Serbien Peter I. verheiratet.

17 *Nazdar* – (tschech.) Heil.

18 *Detachement* – (franz.) Truppenkontingent.

18 *Marco Buisson* – Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Namen Paul Busson (1873–1924), österreichischer Journalist, Lyriker und Erzähler, Redakteur des „Neuen Wiener Tagblatts".

20 *Reitzes* – Hans Reitzes von Marienwert (geb. 1877), Inhaber des Bankhauses S. & M. Reitzes in Wien.

22 *Free-lancer* – Eigenbildung Kischs aus free-lance writer: (engl.) freier Schriftsteller und lancer: (engl.) Lanzenreiter.

23 *Herausgeber der „Zukunft"* – Der Publizist und Literaturkritiker Maximilian Harden (1861–1927) gab von 1892 bis 1922 die Wochenschrift „Die Zukunft" heraus.

24 *immerfort zeichnenden Maler* – Anstelle von „Maler" stand im Manuskript ursprünglich: „Professor Emil Orlik".
vom uralten Langstreckenläufer der Kritik – Hier folgte im Manuskript ursprünglich: „Alfred Klar". Gemeint ist der aus Prag stammende und in Berlin ansässige Literatur- und Theaterkritiker Alfred Klaar (1848–1927).

25 *Doktor Dykschy* – Gemeint ist Emil Faktor (1867–1942), ehemals Redakteur der „Bohemia" und Kollege Kischs; er ging 1911 nach Berlin.

26 *Reisebericht Alfred Kerrs* – Unter dem Titel „Ausflug" erschien der Bericht Alfred Kerrs in der „Neuen Rundschau", 24. Jg., Heft 8, Berlin, August 1913.
Difficile est satiram scribere – (lat.) Es ist schwer, eine Satire zu schreiben. Ironische Anspielung auf den Satz des römischen Satirikers Juvenal: Difficile est satiram non scribere! (Es ist schwer, keine Satire zu schreiben!)

28 *Weill* – Georg Weill (geb. 1882), Journalist und Schriftsteller; Mitarbeiter der „Humanité" und Freund von Jean Jaurès; von 1912 an sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter für Metz. Bei Ausbruch des Krieges hielt er sich in Paris auf und trat am 5. August 1914 als Freiwilliger in die französische Armee ein.
Zabern-Affäre – Am 28. November 1913 ließ der Kommandeur des in der elsässischen Stadt Zabern stationierten Regiments mit Waffengewalt gegen die Bevölkerung vorgehen, weil sie gegen die Beleidigung elsässischer Soldaten protestiert hatte. Der Gewaltakt rief scharfe Proteste in Deutschland und im Ausland hervor.
Rosenfeld – Kurt Rosenfeld (1877–1943), Jurist und sozialdemokratischer Politiker; 1918/19 preußischer Justizminister; Mitglied des Strafrechtsausschusses des Reichstags; Strafverteidiger in großen politischen Prozessen während der Weimarer Republik.

30 *Unter den Eingeladenen war selbstverständlich auch ich* – Vgl. „Bei den Heizern" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S. 173–177).

31 *Zolas „Débâcle"* – Émile Zolas Roman „La Débâcle" („Der Zusammenbruch") erschien 1892.
„Corriere della Sera" – (ital.) Abendkurier; 1883 gegründete, in Mailand erscheinende großbürgerliche Tageszeitung.

31 *Barzini* – Luigi Barzini (1874–1947), italienischer Journalist und Schriftsteller.
32 *Sonntag, 10. Januar 1915* – Vgl. „Schreib das auf, Kisch!“ („Gesammelte Werke“, Band I, Berlin 1960, S. 394 f.).
33 *Mittwoch, 13. Januar 1915* – Vgl. „Schreib das auf, Kisch!“ (Ebenda, S. 396).
34 *Wir sind bei einem deutschen Bauern einquartiert ...* – Vgl. „Schreib das auf, Kisch!“ (Ebenda, S. 401).
35 *König Peter von Serbien* – Peter I. (1844–1921), König von Serbien von 1903 bis 1918.
37 *von dem Abgeordneten Liebknecht* – Bei der Abstimmung im Reichstag am 2. Dezember 1914 stimmte Karl Liebknecht als einziger gegen die Kriegskredite.
38 *Kriegspressequartier* – Vgl. „Das Kriegspressequartier“ („Gesammelte Werke“, Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S. 298–303).
Eric von Janischfeld – Gemeint ist der Journalist, Regisseur, Theaterleiter und Musikpädagoge Karl von Lustig-Prean oder Karl Lustig-Prean von Preansfeld (1892–1965), der unter dem Pseudonym Erwin von Janischfeld Gedichte und Feuilletons veröffentlichte; er war von Kriegsbeginn an Referent im Kommando des Kriegspressequartiers; von März 1916 bis Kriegsende war er Adjutant des Kommandanten des Kriegspressequartiers.
39 *Erschießung des österreichischen Ministerpräsidenten* – Am 21. Oktober 1916 fiel der österreichische Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh (geb. 1859) einem Revolverattentat Friedrich Adlers zum Opfer.
Adler – Friedrich Adler (1879–1960), österreichischer sozialdemokratischer Politiker; während des ersten Weltkriegs Führer der „Linken“ in der österreichischen Sozialdemokratie.
Eckstein – Gustav Eckstein (1875–1916), Journalist und Philosoph; Mitarbeiter an sozialdemokratischen Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland.
Leuthner – Karl Leuthner (1869–1944), österreichischer sozialdemokratischer Journalist und Politiker; Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“; gehörte dem deutschnationalen Flügel der österreichischen Sozialdemokratie an.
40 *Austerlitz* – Friedrich Austerlitz (1862–1931), österreichischer sozialdemokratischer Journalist und Politiker; von 1895 an Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“.
Northcliffe – Alfred Charles William Harmsworth Viscount Northcliffe (1865–1922), englischer Zeitungsverleger; zu seinem Zeitungskonzern gehörten u. a. die „Daily Mail“ und die „Times“; 1918 Propagandaminister.
41 *Vernissage* – (franz.) Vorbesichtigung, Eröffnungsfeier einer Ausstellung.
auf den Namen des neuen (Karl) – Gemeint ist Karl I. (1887–1922), von 1916 bis 1918 letzter Kaiser von Österreich und als Karl IV. König von Ungarn.

41 *1917 kam eine Kommandierung* – Für den 1. Mai 1917 wurde Kisch ins Kriegspressequartier nach Wien kommandiert.

42 *verlangten die Interviewer eine Erklärung* – Vgl. „Egon Erwin Kisch über sein Porträt im neuen Werfel-Roman", S.498.

44 *Bethmann Hollweg* – Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), Reichskanzler von 1909 bis 1917.

45 *Renner* – Karl Renner (1870–1950), österreichischer sozialdemokratischer Politiker; von 1918 bis 1920 Staatskanzler.

Kerenski – Alexander Fjodorowitsch Kerenski (1881–1970), russischer Politiker; von Juli bis Oktober 1917 Ministerpräsident der Provisorischen Regierung.

48 *Czernin* – Ottokar Graf Czernin (1872–1932), österreichischer Diplomat und Politiker; von 1916 bis April 1918 Außenminister.

Hoffmann – Max Hoffmann (1869–1927), preußischer General; von August 1916 an Chef des Generalstabes Ober-Ost; vertrat bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk (Dezember 1917 bis März 1918) die annexionistischen Forderungen der Obersten Heeresleitung.

Adler – Max Adler (1873–1937), österreichischer Philosoph und Soziologe; Theoretiker des Austromarxismus.

49 *Zimmerwalder Konferenz* – Unter der Teilnahme von Delegierten aus zwölf Ländern fand im September 1915 in der schweizerischen Gemeinde Zimmerwald die erste internationale Sozialistenkonferenz während des ersten Weltkrieges statt; eine Gruppe von Revolutionären unter der Führung Lenins schloß sich zur Zimmerwalder Linken zusammen.

Rothziegel – Leo Rothziegel (1892–1919), österreichischer Revolutionär; vgl. „Der Kommunist Rothziegel gefallen" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.306).

50 *Stephan Haller* – Deckname für Bernhard Förster (geb. 1897 in Galizien), einer der Gründer der Roten Garde in Wien; nach den Zusammenstößen vor dem Parlament am 12. November 1918 aus Österreich ausgewiesen.

51 *Révész* – Béla Révész (1876–1944), ungarischer Journalist und Erzähler.

54 *Mein Artikel* – Die Reportage „Der Taucher" erschien am 18. Juli 1918 in der „Bohemia" und wurde unter dem Titel „Ein Spaziergang auf dem Meeresboden" in die Sammlung „Der rasende Reporter" aufgenommen.

als Beobachter und Bordphotograph übers Feindesland – Kisch schrieb darüber in der Reportage „Flug nach Venedig und Erkundungen daselbst", die die „Bohemia" am 30. Juli 1918 abdruckte und die unter dem Titel „Erkundungsflug über Venedig" in die Sammlung „Der rasende Reporter" übernommen wurde.

55 *Raid* – (engl.) Streifzug, Überraschungsangriff.

an einem Raid der Unterseebootflottille nach der Otrantostraße teilgenommen – Die Reportage „Die Fahrt unter Wasser" erschien in der

„Bohemia“ vom 28. August 1918 und ging unter dem Titel „Fahrt unter Wasser“ in die Sammlung „Der rasende Reporter“ ein.

55 *das Interview mit König Nikita* – Vgl. „Eilige Balkanfahrt“ in der Sammlung „Hetzjagd durch die Zeit“.

der Aufsatz über die türkische Donau-Insel – Vgl. „Ada Kaleh, Insel des Islam“ im „Rasenden Reporter“.

die Recherche über die ungarische Abstammung Dürers – Vgl. „Nachforschungen nach Dürers Ahnen“ im „Rasenden Reporter“.

56 *systemitisierte* – vorgesehene.

Horthy – Miklós Horthy von Nagybánya (1868–1957), ungarischer Politiker; 1918 Konteradmiral und Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Flotte; befehligte 1919 konterrevolutionäre Truppen gegen die ungarische Räterepublik; von 1920 bis 1944 Reichsverweser und faschistischer Diktator in Ungarn.

59 *Burzew* – Wladimir Lwowitsch Burzew (1862–1936), russischer Sozialrevolutionär; ging 1918 nach Frankreich ins Exil.

Kennan – George Kennan (1845–1924), amerikanischer Journalist und Schriftsteller; bereiste in den sechziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach Sibirien.

63 *die Werke Heinrich Heines angriff* – Vor allem in seinem Essay „Heine und die Folgen“ (1910).

65 *schon als Knabe nach Wien kam* – Karl Kraus, 1874 in Jičín geboren, kam 1877 nach Wien.

Spitzer – Daniel Spitzer (1835–1893), österreichischer Journalist und Schriftsteller.

„gern den gebührlichen Dank ...“ – Aus dem Gedicht „Jugend“, das in der „Fackel“, XIX. Jahr, Nr. 462–471, S. 183, vom 9. Oktober 1917 erschien.

66 *Herzl* – Theodor Herzl (1860–1904), der Begründer des politischen Zionismus, war von 1891 bis 1895 Pariser Korrespondent und später Redakteur der „Neuen Freien Presse“.

67 *„... weil deutsch gesinnte Jünglinge ...“* – Karl Kraus, „Und Hauptmann dankt“ („Die Fackel“, XV. Jahr, Nr. 378/379/380, Wien, 16. Juli 1913, S. 33; vgl. auch Kisch, „Briefe an den Bruder Paul und an die Mutter 1905–1936“, Berlin und Weimar 1978, S. 363).

68 *antisozialistischen Richter* – Im Manuskript heißt es „antifaschistischen Richter“; fraglos handelt es sich um einen Abschreibefehler.

69 *„Die geistige Welt des Kommunismus ...“* – Karl Kraus, „Hüben und drüben“ („Die Fackel“, XXXIV. Jahr, Nr. 876–884, S. 6, Mitte Oktober 1932).

Dollfuß – Engelbert Dollfuß (1892–1934), österreichischer Politiker; von 1932 bis 1934 Bundeskanzler und Außenminister; errichtete im März 1933 eine klerikalfaschistische Diktatur und unterdrückte den Aufstand der österreichischen Arbeiter im Februar 1934 mit Waffengewalt.

70 *Zörgiebel* – Karl Zörgiebel (1878–1961), sozialdemokratischer Politiker; von 1926 bis 1931 Polizeipräsident von Berlin; 1929 verbot

er in Berlin die Maidemonstration und richtete unter den unbewaffneten Demonstranten ein Blutbad an.

70 *„die sozialpolitischen Dinge scheinen mir ..."* – Karl Kraus, „Warum die Fackel nicht erscheint" („Die Fackel", XXXVI. Jahr, Nr. 890–905, S. 180f., Ende Juli 1934); Kraus schreibt: „Auch sollen sich Führer [der österreichischen Sozialdemokraten] im Ausland darüber beschweren, daß sie von der österreichischen Arbeiterschaft im Stich gelassen wurden, ein Vorwurf, der ja manches für sich hat, aber noch immer nicht die Einsicht herbeizuführen vermöchte, daß die sozialpolitischen Dinge, welche ja im Grunde mehr die Arbeiterschaft als die Intellektuellen betreffen (und wahrscheinlich auch die geistigen Dinge) bei Faulhaber, Innitzer und Mercier in besserer Obhut sein dürften als bei Hilferding, Bauer und Blum."

Faulhaber – Michael von Faulhaber (1869–1952), katholischer Geistlicher; von 1917 an Erzbischof von München-Freising; von 1921 an Kardinal; Führer des bayrischen Katholizismus.

Innitzer – Theodor Innitzer (1875–1955), österreichischer katholischer Geistlicher und Politiker; 1929/30 Bundesminister für soziale Verwaltung; von 1932 an Erzbischof von Wien; von 1933 an Kardinal; in einem Hirtenbrief billigte er 1938 die Annexion Österreichs durch den deutschen Faschismus.

Mercier – Désiré Joseph Mercier (1851–1926), belgischer katholischer Geistlicher und Philosoph; von 1906 an Erzbischof von Mecheln; während des ersten Weltkrieges einer der Führer des passiven Widerstandes gegen die deutsche Besatzung.

Hilferding – Rudolf Hilferding (1877–1941), sozialdemokratischer Politiker; emigrierte 1933 nach Frankreich; 1941 lieferte ihn die französische Polizei an die Gestapo aus.

Bauer – Otto Bauer (1882–1938), Führer der sozialdemokratischen Partei Österreichs; nach der Niederschlagung des Februaraufstandes 1934 emigrierte er in die Tschechoslowakei, später nach Frankreich.

Blum – Léon Blum (1872–1950), französischer rechtssozialistischer Politiker; 1936/37 und 1938 Ministerpräsident der Volksfrontregierung; 1940 verhaftet und von 1943 bis 1945 in den Konzentrationslagern Buchenwald und Dachau gefangengehalten.

72 *Im „Prager Tagblatt" hatte ich die Vorträge von Karl Kraus nie besprechen dürfen* – Kisch war Anfang 1906 beim „Prager Tagblatt" angestellt; Karl Kraus hielt seine erste Vorlesung in Prag am 12. Dezember 1910.

So griff ich ihn in Wochenblättern und Provinzzeitungen an – Vgl. „Vorlesung Karl Kraus" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S. 67–68) und „Vorlesung Karl Kraus" (ebenda, S. 108–109).

druckte nur meine erste Notiz – Der teilweise Abdruck des Kraus-Referats von Kisch erschien in der „Fackel", XII. Jahr, Nr. 313/314,

S. 60, vom 31. Dezember 1910. Vgl. „Eine Unterschlagung" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.73–74).

72 *mit einem unbändig aggressiven Essay* – Vgl. „Herr Karl Kraus" (ebenda, S.155–158).

„Keine Zeitung hat ..." – Vgl. „Herr Karl Kraus" (ebenda, S.158).

73 *antwortete er mit der Erklärung* – Es handelt sich um den Artikel „Bitte an Menschenfreunde", der in der „Fackel" vom 28. Februar 1911 erschien. Karl Kraus bezieht sich auf den Beitrag „Eine Unterschlagung" von Kisch, der am 3. Januar 1911 im „6 Uhr-Abendblatt" abgedruckt war (vgl. „Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.73–74).

74 *Der für ihn peinlichste Satz meines Buches* – Gemeint ist der Satz: „Was der alte Schmock aber druckte, war eine ihm vom Schauspieler Ernst Deutsch diktierte Szene, wie jener Inseratenagent (der weder schreiben noch lesen kann) von den Angehörigen eines erst Sterbenden den Auftrag für die Parte verlangt. Original von Kraus war die Feststellung, so akquiriere der Prager Journalist Kisch Todesanzeigen ..." („Gesammelte Werke", Band II/1, Berlin und Weimar 1968, S.460).

Karl Kraus dichtete nämlich eine Groteske – Karl Kraus, „Die mit dem Tod intim sind" („Die Fackel", XV. Jahr, Nr. 384–385, Wien, 13. Oktober 1913, S. 39–42; vgl. auch Egon Erwin Kisch, „Briefe an den Bruder Paul und an die Mutter 1905–1936", Berlin und Weimar 1978, S.365–367).

75 *auf andere Weise nicht hineinkommen konnten* – In dem Aufsatz „Nachruf" („Die Fackel", XX. Jahr, Nr. 501–507, Wien, 25. Januar 1919, S. 76) schreibt Kraus: „Ach, wenn der Neuen Freien Presse und allem Gelichter unserer Nacht nichts anderes widerfährt, als daß es das Opfer des Putsches von Feuilletonisten wird, die selbst diesen Beruf verfehlt haben und auf dem Umweg über die Rote Garde in eine Redaktion kommen möchten ..."

Die junge Nationalökonomin – Gemeint ist Ruth Fischer (1895–1961), Funktionärin der KPÖ und der KPD, Wortführerin einer ultralinken sektiererischen Politik; wurde als Renegatin 1926 aus der Partei ausgeschlossen.

von ... Hildenbrandt sei ein Buch erschienen – „Tageblätter" (1925), eine Sammlung von Aufsätzen, die Fred Hildenbrandt 1923/24 im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht hatte.

76 *in meinem Referat* – Vgl. „Journalismus als Buchliteratur" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.470–472).

dichtete ein wahres Drama darüber – Karl Kraus, „Literatur und Lüge" („Die Fackel", XXVII. Jahr, Nr. 697–705, Wien, Oktober 1925, S.103–105).

78 *Londa* – Diego de Londa (1524–1579), katholischer Geistlicher und Bischof in Mérida; bemühte sich um die Rettung und Erhaltung von Zeugnissen der Maya-Kultur.

78 *Stephens* – John Lloyd Stephens (1805–1852), amerikanischer Archäologe; unternahm mehrere Expeditionen in schwer zugängliche Gebiete im Süden Mexikos.

Waldeck – Jean Fréderic Maximilien de Waldeck (1766–1875), Maler und Archäologe; gab eines der ersten Werke über die Kultur der Mayas heraus.

Maler – Vgl. „Teoberto Maler, ein Mann in verzauberter Stadt" („Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S.694–700).

Charnay – Désiré Charnay (1828–1915), französischer Forschungsreisender und Archäologe.

Brasseur de Bourbourg – Charles-Etienne Brasseur de Bourbourg (1814–1874), französischer Theologe, Philosoph und Historiker; entdeckte und publizierte wichtige Maya-Texte.

Spinden – Herbert Joseph Spinden, amerikanischer Archäologe und Kunsthistoriker.

Thompson – Edward Herbert Thompson (1856–1935), amerikanischer Diplomat und Archäologe; von 1885 bis 1909 Konsul in Yucatán; bekannt durch seine Ausgrabungen in Chichen Itzá.

Blom – Frans Blom veröffentlichte 1936 „The Conquest of Yucatán" (Die Eroberung von Yucatán).

Peabody-Museum – Peabody's Museum of Archaeology and Ethnology gehört der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) an.

Carnegie Institution – Das Carnegie-Institut befindet sich in Washington.

Morley – Sylvanus Griswold Morley (1883–1948), amerikanischer Archäologe; im Auftrage des Carnegie-Instituts in Washington leitete er die Forschungsarbeiten in Chichen Itzá.

81 *Green grows the grass* – (engl.) Grün wächst das Gras.

82 *Zapata* – Emiliano Zapata (1873–1919), mexikanischer Bauernrevolutionär.

84 *Kitchen* – (engl.) Küche.

85 *Fray* – (span.) Bruder (Mönchstitel).

Rivera – Diego María Rivera (1886–1957), mexikanischer Maler und Graphiker.

86 *Yerbas piojeras* – (span.) Läusekraut.

dem weißen Heiland – Anspielung auf das Drama „Der weiße Heiland" (1920) von Gerhart Hauptmann.

94 *was tun, spricht Zeus* – In Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde".

95 *Bonpland* – Aimé Bonpland (1773–1858), französischer Naturforscher.

96 *Thorwaldsens berühmte Personifikation des Hoffnungsgedankens* – Gemeint ist die 1818 geschaffene Statue „Die Hoffnung" des dänischen Bildhauers Bertel Thorvaldsen (1768–1844).

97 *„die Natur, die immer unfaßlich ..."* – Schiller an Gottfried Körner im Brief vom 6. August 1797 (Hervorhebungen von Kisch).

97 *Humboldts „Eitelkeit und sein Bedürfnis ...“* – Frei zitiert aus dem Brief Schillers an Gottfried Körner vom 6. August 1797.
99 *Karl IV.* – Karl IV. (1748–1819), König von Spanien von 1788 bis 1808.
101 *Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne* – (franz.) Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien.
102 *Vauquelin* – Nicolas-Louis Vauquelin (1763–1829), französischer Chemiker; Professor der Chemie in Paris.
Klaproth – Martin Heinrich Klaproth (1743–1817), Chemiker und Naturforscher; Professor der Chemie an der Universität in Berlin.
Busch – Moritz Busch (1821–1899), Journalist und Schriftsteller; Anfang 1870 in das Preßbüro des Auswärtigen Amtes nach Berlin berufen, begleitete er Bismarck während des Deutsch-Französischen Krieges; er schrieb darüber in dem Buch „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ (1878).
105 *rappele le plus beaux lacs des montagnes de la Suisse* – (franz.) erinnern an die schönsten Gebirgsseen der Schweiz.
Peñón de los Baños – (span.) Bäderfelsen.
106 *Itúrbide* – Agustín de Itúrbide (1783–1824), mexikanischer Politiker; Führer des konservativen Flügels der Unabhängigkeitsbewegung gegen die Spanier; als Agustín I. 1822/23 Kaiser von Mexiko.
107 *Maximilian von Habsburg* – Maximilian Ferdinand (1832–1867), Erzherzog von Österreich; mit Hilfe Napoleons III. 1864 als Kaiser von Mexiko eingesetzt; 1867 in Querétaro erschossen.
116 *von Buch* – Leopold von Buch (1774–1853), Naturforscher; Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.
120 *„Atlas du Royaume de la Nouvelle Espagne“* – (franz.) Atlas des Königreichs von Neu-Spanien.
Bazaine – François-Achille Bazaine (1811–1888), Marschall von Frankreich; unter Napoleon III. von 1863 bis 1867 Befehlshaber der Interventionstruppen in Mexiko.
Díaz – Porfirio Díaz (1830–1915), mexikanischer Politiker und General; von 1877 bis 1880 und von 1884 bis 1911 Präsident mit diktatorischen Vollmachten; 1911 durch Revolution gestürzt.
Bolívar – Simón Bolívar (1783–1830), Befreier Südamerikas vom spanischen Kolonialjoch.
Juárez – Benito Juárez (1806–1872), mexikanischer Politiker; von 1858 an Präsident von Mexiko.
„Benemérito de la Patria“ – (span.) Wohltäter des Vaterlands.
121 *Fomento* – Ministerio de Fomento: (span.) Ministerium für Ackerbau und öffentliche Arbeiten.
avant la lettre – (franz.) vor der Zeit.
126 *Rais* – Karel Václav Rais (1859–1926), tschechischer Erzähler.
Kraus – Oskar Kraus (1872–1942), Professor für Philosophie an der deutschen Universität in Prag; sein Schülerepos „Die Meyeriade“ erschien 1892.

131 *Prachanda* – Ableitung von prach: (tschech.) Pulver, Staub: zerstoßene getrocknete Birnen.
pané – paniert.
133 *Marmaggi* – Francesco Marmaggi (geb. 1876), italienischer Geistlicher und vatikanischer Diplomat; von 1923 bis 1925 Nuntius in Prag.
Kordač – František Kordač war von 1919 bis 1931 Prager Erzbischof.
138 *Erforscher des Ods* – Karl von Reichenbach (1788–1869), Naturforscher und Fabrikant; er glaubte eine besondere Naturkraft, das Od, entdeckt zu haben, das, Magnetismus, Elektrizität und Licht in sich vereinigend, nur von sensitiven Menschen wahrgenommen wird.
139 *Vogt* – Carl Vogt (1817–1895), Naturforscher und Politiker; als Vertreter der Linken gehörte er 1848/49 der Frankfurter Nationalversammlung an; er folgte dem Parlament auch nach Stuttgart, wo er in die „Reichsregentschaft" gewählt wurde.
140 *Absolon* – Karel Absolon (1887–1960), tschechischer Zoologe, Speläologe und Paläoanthropologe.
141 *Siehe das Buch „Rasender Reporter"* – Gemeint ist die Reportage „Ein Spaziergang auf dem Meeresboden".
au fond – (franz.) im Grunde.
142 *„Treugolnik"* – Vgl. die Reportage „Galoschen" in „Zaren, Popen, Bolschewiken".
143 *New-Yorker Weltausstellung* – Sie fand 1940 statt, als Kisch sich in New York aufhielt.
144 *Twisting* – (engl.) Garnherstellung.
Nitárna – (tschech.) Garnherstellung.
149 *Goodyear* – Charles Goodyear (1800–1860), amerikanischer Chemiker; erfand 1839 das Vulkanisieren von Kautschuk und 1852 die Herstellung von Hartgummi.
der größte Gummimagnat Amerikas – Anspielung auf den 1898 gegründeten größten Kautschukkonzern der USA und der kapitalistischen Welt, der sich des Namens Goodyear bediente: The Goodyear Tire and Rubber Co.
Dunlop – John Boyd Dunlop (1840–1921), schottischer Tierarzt und Erfinder; führte 1888 den Luftreifen für Fahrräder ein, der später für Kraftfahrzeuge weiterentwickelt wurde.
šašek – (tschech.) Spaßvogel, Schalk, Narr.
mit etwas Billigerem und ebenso Elastischem – Eine andere Version für die Fortführung der Reportage ist hier von Kisch handschriftlich eingefügt: „vielleicht mit Luft? Während er solche Luftschlösser baut, erlebt Mr. Dunlop, daß der zukünftige Weltumspanner Goodyear in Paris wegen Schulden eingesperrt wird ... Nie früher rollte das Rad der Geschichte so schnell ab wie nun. Die Nachfolger können, so schnell sie sich auch der Patente bemächtigen, den Vorsprung der Erst-Erfinder kaum einholen."

151 *Guild of American Writers* – (engl.) Verband amerikanischer Schriftsteller.
Immigration Officer – (engl.) Beamter der Einwanderungsbehörde.
152 *Assarab Betewet* – Jüdischer Fast- und Trauertag zur Erinnerung an den Beginn der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar.
Skyskrapers – (engl.) Wolkenkratzer.
Grete und F. F. C. – Gemeint sind wahrscheinlich Grete und F.C.Weiskopf.
Lounge – (engl.) Gesellschaftsraum.
Reni – Gemeint ist Henriette Begun (geb. 1899), Ärztin und vor 1933 Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands.
my turn ist – Ich bin dran (mit einer Runde Bier oder Schnaps).
Hier war ich vor 10 Jahren – Vgl. „Mit den Schwarzfahrern der Ozeane" in „Paradies Amerika".
Stowaways – (engl.) blinde Passagiere.
153 *Don't you understand, she passed away?* – (engl.) Verstehen Sie nicht, sie ist gestorben?
Fischer – Louis Fischer (geb. 1896), amerikanischer Journalist.
Laurin – Arne Laurin (1889–1945), Journalist und Theaterkritiker; emigrierte 1939 in die USA; vgl. „Arne Laurin" („Gesammelte Werke", Band IX, Berlin und Weimar 1983, S.515–516).
Visitors-Visa – (engl.) Besuchervisum.
Immigration-Visa – (engl.) Einwanderungsvisum.
154 *show up* – (engl.) sich zeigen, erscheinen.
Paul Kisch – Ein entfernter Berliner Verwandter Kischs, der in die Vereinigten Staaten emigriert war.
Bond – (engl.) Bürgschaft.
Re-Enter-Permit – (engl.) Passierschein für Wiedereinreise.
Literaturgeschichte, nach Stämmen geordnet – Anspielung auf die vierbändige „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (1912–1928) des Literarhistorikers Josef Nadler (1884–1963).
158 *Zirounitz* – Žirovnice, Stadt in Südostböhmen, bekannt durch Perlmuttwarenherstellung.
Kasejowitz – Kasejovice, Stadt in Südwestböhmen, bekannt durch Spitzenmacherei.
Roosevelt – Theodore Roosevelt (1858–1919), amerikanischer Politiker; 1899/1900 Gouverneur des Staates New York; von 1901 bis 1909 Präsident der Vereinigten Staaten.
159 *čamrdáci* – (tschech.) Knopfmacher.
Waldes – Jindřich Waldes (geb. 1878), tschechischer Industrieller; Mitinhaber der Firma Waldes & Co., einer Metallwarenfabrik in Prag; Filialen der Firma gab es auch in den USA.
Most – Johann Joseph Most (1846–1906), Sozialdemokrat, später Anarchist; zuerst in der österreichischen, dann in der deutschen Arbeiterbewegung Redakteur an sozialdemokratischen Zeitun-

gen; von 1874 bis 1878 Mitglied des deutschen Reichstages; 1878 aus Deutschland ausgewiesen, ging er nach England, später in die Vereinigten Staaten; Führer anarchistischer Gruppen in den USA.

160 *Liwanzen* – Eine Art Eierkuchen.

Schkubanken – Vgl. „Von Škubánken", S. 126.

Nepomuk – Johann von Nepomuk (um 1340–1393), legendäre Gestalt eines katholischen Märtyrers; angeblich Generalvikar des Erzbischofs von Prag; nach einem Streit mit dem Erzbischof soll Wenzel IV. (1361–1419), König von Böhmen seit 1363, Johann von Nepomuk haben foltern und in der Moldau ertränken lassen.

das Beichtgeheimnis der Königin – Johann von Nepomuk war angeblich Beichtvater von Königin Jutta, der Frau Wenzels IV.

„Anabasis" ... der antibolschewistische Feldzug der tschechoslowakischen Legion – Die im Frühjahr 1917 aus tschechischen und slowakischen Kriegsgefangenen gebildete Freiwilligen-Legion stellte sich nach der Oktoberrevolution auf die Seite der Interventen und beherrschte 1918 einen Teil des Wolgagebiets; 1919/20 wurde sie von der Roten Armee nach Sibirien und dem Fernen Osten zurückgedrängt; auf Grund des im Februar 1920 vereinbarten Waffenstillstands wurde die Legion in Wladiwostok eingeschifft und in die Tschechoslowakei gebracht; die Rückkehr der tschechoslowakischen Legion über Sibirien nach Wladiwostok und in die Heimat bezeichnet man nach dem Titel des historischen Werkes von Xenophon als „Anabasis".

161 *Kropotkin* – Pjotr Alexejewitsch Fürst Kropotkin (1842–1921), russischer Anarchist; von Proudhon und Bakunin beeinflußter Theoretiker der anarchistischen Bewegung.

Náprstek – Vojtěch Náprstek (1826–1894), tschechischer Liberaler und Revolutionär; emigrierte 1848 in die Vereinigten Staaten und kehrte 1858 nach Prag zurück.

die erste Zeitung verbreitete – Vojtěch Náprstek gab in den Vereinigten Staaten eine deutsche antiklerikale Zeitschrift, die „Milwaukee-Flugblätter" (1852–1854), heraus, die auch von tschechischen Emigranten gelesen wurde.

Schlesinger – Libor Alois Schlesinger (1806–1893), Teilnehmer der Revolution von 1848; gehörte der Prager Deputation an, die im März 1848 dem Kaiser in Wien Forderungen unterbreitete; nach der Niederlage der Revolution emigrierte er in die Vereinigten Staaten.

Pohl – Václav Pohl (1817–1893), Tischler, Farmer und Kaufmann; Teilnehmer der Revolution von 1848; Vorsitzender der tschechoslowakischen Vereinigung in New York (1850) und Mitbegründer der Tschechoslowakischen Unterstützungsgesellschaft in Saint Louis (1854).

Pfingstaufstand – Der am 12. Juni 1848 in Prag ausgebrochene Pfingstaufstand, auch Juniaufstand genannt, wurde am 17. Juni

vom Befehlshaber der Prager Garnison, dem Fürsten Windischgrätz, blutig niedergeschlagen.

161 *Arnold* – Emanuel Arnold (1800–1869), Führer der tschechischen radikalen Demokraten; Teilnehmer der Revolution von 1848; Organisator der sogenannten Maiverschwörung von 1849; von 1849 bis 1857 eingekerkert.

Havlíček – Karel Havlíček Borovský (1821–1856), tschechischer Politiker, Journalist und Schriftsteller; Begründer der tschechischen politischen Journalistik; in der Revolution 1848/49 Anhänger des liberalen Flügels; von 1851 bis 1855 in Tirol interniert.

Mracek – František Mráček (1829–1896), tschechischer Journalist und Architekt; lebte von 1857 bis 1862 in den Vereinigten Staaten; Redakteur tschechoamerikanischer Zeitschriften.

162 *Wenzel Mašek* – Vojtěch Mašek (1839–1907), lebte von 1861 zunächst als Journalist, später als Kaufmann in den Vereinigten Staaten; förderte die Bildungsbestrebungen tschechischer Einwanderer.

Jonas – Karel Jonáš (1840–1896), amerikanischer Journalist und Diplomat tschechischer Herkunft; von 1884 bis 1888 amerikanischer Konsul in Prag; wegen seiner Schrift „Über die Germanisation an den österreichischen Gymnasien und Realschulen" (1859) war er in Österreich polizeilich verfolgt worden und zunächst nach London emigriert.

Ogarew – Nikolai Platonowitsch Ogarjow (1813–1877), russischer Lyriker und Publizist; unter dem Einfluß von Herzen entwickelte er sich zum revolutionären Demokraten; emigrierte 1856 nach London und gab mit Herzen den Almanach „Polarstern" heraus.

Lesikar – Josef Lidumil Lešikar (1806–1887), lebte seit 1853 in den Vereinigten Staaten; einer der ersten tschechischen Einwanderer in Texas; Mitbegründer der tschechischen Presse in den USA.

Mikulanda – Jakub Mikolanda (1851–1907), tschechischer Journalist; ging 1883 in die Vereinigten Staaten, wo er als Redakteur tschechischer Zeitungen arbeitete und sozialistische Ideen propagierte.

Haymarket-Riots – (engl.) Heumarkt-Unruhen. Bei einer Protestkundgebung auf dem Haymarket in Chicago am 4. Mai 1886 wurden durch eine Bombe vier Arbeiter und sieben Polizisten getötet; acht Arbeiter wurden zu Unrecht beschuldigt, die Bombe geworfen zu haben.

Klacel – František Matouš Klácel (1808–1882), tschechischer katholischer Geistlicher, Philosoph und Publizist; wegen seiner progressiven Auffassungen von der katholischen Kirche verfolgt, wanderte er 1869 in die Vereinigten Staaten aus.

165 *Daladier* – Edouard Daladier (1884–1970), französischer Politiker; von 1938 bis 1940 Ministerpräsident der Volksfrontregierung; Mitunterzeichner des Münchener Abkommens von 1938.

165 *Reynaud* – Paul Reynaud (1878–1966), französischer Politiker; von März bis Juni 1940 Ministerpräsident; versuchte vergeblich, den Waffenstillstand mit Hitlerdeutschland zu verhindern; von 1942 bis 1945 in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert.

169 *Pétain* – Henri-Philippe Pétain (1856–1951), französischer Marschall und Politiker; von 1940 bis 1944 Staatschef der profaschistischen Vichyregierung.

Laval – Pierre Laval (1883–1945), französischer reaktionärer Politiker; 1940 Vizepräsident und von 1942 bis 1944 Ministerpräsident des profaschistischen Vichyregimes; als Kollaborateur hingerichtet.

171 *als die „Serpa Pinto" ankam* – Der portugiesische Passagierdampfer „Serpa Pinto", mit dem viele deutsche Antifaschisten nach Mexiko gelangten, kam am 16. Dezember 1941 in Veracruz an.

172 *Mölders* – Werner Mölders (1913–1941), einer der erfolgreichsten Jagdflieger der faschistischen Luftwaffe.

Udet – Ernst Udet (1896–1941), einer der erfolgreichsten Jagdflieger im ersten Weltkrieg; von 1938 an Generalflugzeugmeister der faschistischen Luftwaffe; verübte Selbstmord.

Tod Stefan Zweigs – Stefan Zweig nahm sich am 23. Februar 1942 im brasilianischen Exil das Leben.

173 *„Teiresias"* – Vermutlich handelt es sich um das Trauerspiel „Tersites" (1907).

in seinem letzten Buch – Gemeint ist „Brasilien. Land der Zukunft" (1941).

175 *Quisling* – Vidkun Quisling (1887–1945), norwegischer faschistischer Politiker; stand von 1942 bis 1945 an der Spitze einer mit den Hitlerfaschisten kollaborierenden Marionettenregierung.

Seyß-Inquart – Arthur Seyß-Inquart (1892–1946), Führer der Nationalsozialisten in Österreich; 1938/39 Reichsstatthalter in Wien; von 1939 bis 1945 Reichsminister in der Hitlerregierung; in Nürnberg 1946 als Kriegsverbrecher zum Tode verurteilt.

178 *„Überfall auf Wyst"* – Der Roman erschien 1944 unter dem Titel „Leutnant Bertram".

„Morgendämmerung" – Der Roman kam 1944 unter dem Titel „Vor einem neuen Tag" heraus.

Einladung des Präsidenten Avila Camacho – Manuel Avila Camacho (1897–1955), mexikanischer Politiker; Staatspräsident von 1940 bis 1946; empfing am 24. Juli 1942 eine Delegation der nach Mexiko emigrierten deutschen Schriftsteller.

179 *„Das neue Braunbuch"* – Der Band erschien im April 1943 unter dem Titel „El Libro Negro del Terror Nazi en Europa. Testimonios de escritores y artistas de 16 naciones" (Schwarzbuch über den Naziterror in Europa. Zeugnisse von Schriftstellern und Künstlern aus 16 Nationen).

Mannerheim – Carl Gustaf Emil Freiherr von Mannerheim (1867–1951), finnischer Feldmarschall und Politiker; Befehlsha-

ber der finnischen Armee während des Krieges gegen die Sowjetunion 1939/40 und von 1941 bis 1944.

183 *„Unholdes Frankreich"* – Der autobiographische Bericht „Unholdes Frankreich", im Oktober 1942 im Verlag El Libro Libre erschienen, kam 1954 unter dem Titel „Der Teufel in Frankreich" heraus.

„Der Protektor" – Der Roman erschien im November 1943 unter dem Titel „Lidice".

„Roman eines Manuskripts" – Der Roman erhielt den Titel „Das verlorene Manuskript" (veröffentlicht im Juli 1943).

„Das Leben des Städtchens Sered" – Der Roman des österreichischen Schriftstellers Leo Katz (1892–1954) kam im Januar 1944 unter dem Titel „Totenjäger" heraus.

Prado – Manuel Prado y Ugarteche (1889–1967), peruanischer Politiker; von 1939 bis 1945 und von 1956 bis 1962 Staatspräsident.

184 *„Führer durch Sowjetkrieg und Frieden"* – Die Broschüre erschien im November 1942.

„Was wird aus Deutschland?" – Die Schrift „Was wird aus Deutschland? Das Hitlerregime auf dem Wege zum Abgrund" von Paul Merker kam im Februar 1943 heraus.

186 *Klemperer* – Otto Klemperer (1885–1973), Dirigent und Komponist; emigrierte 1933 in die Vereinigten Staaten und war Leiter des Philharmonic Orchestra in Los Angeles; als Gastdirigent trat er auch in anderen amerikanischen Staaten auf.

Wise – Stephen Samuel Wise (1874–1949), führender amerikanischer Zionist; rief 1917 den Kongreß amerikanischer Juden ins Leben; gründete 1936 den Jüdischen Weltkongreß, dessen Präsident er bis zu seinem Tode war.

187 *Goldmann* – Nahum Goldmann (1894?–1982), einer der Führer der zionistischen Bewegung.

Menorah – Bezeichnung für den siebenarmigen Leuchter, Symbol des Judentums.

Hatikwa – (hebr.) Hoffnung.

188 *Rienzi* – Cola di Rienzo (1313–1354), römischer Humanist und Staatsmann; hielt sich 1350 in Prag auf, um König Karl IV. für eine römische Republik im Rahmen des Römischen Reiches deutscher Nation zu gewinnen.

der blinde König – Johann von Luxemburg (1296–1346), König von Böhmen von 1310 an, seit 1339 erblindet.

Petrarca – Francesco Petrarca (1304–1374), italienischer Dichter und Gelehrter; als Gesandter der Mailänder Visconti kam er 1356 zu Kaiser Karl IV. nach Prag.

Wallenstein – Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein (1583–1634) wurde 1621 zum Militärbefehlshaber von Prag ernannt.

der Held von Bürgers „Lenore" – Vgl. „Lenore" („Gesammelte Werke", Band II/2, Berlin und Weimar 1969, S.303–309).

188 *Chateaubriand* – François-René Vicomte de Chateaubriand (1768–1848), französischer Schriftsteller; besuchte Karl X. von Frankreich 1831 in seinem Prager Exil.
189 *Doriot* – Jacques Doriot (1898–1945), französischer Politiker; gründete 1936 die antikommunistische Parti Populaire; setzte sich 1940 für eine enge Zusammenarbeit der Vichy-Regierung mit Nazideutschland ein; gründete 1941 eine französische Freiwilligen-Legion, die sich am Krieg gegen die Sowjetunion beteiligte.
192 *No me diga!* – (span.) Was Sie nicht sagen!
194 *Hostinsky* – Jiří Hostinský (1654–1726), Jesuitenpater; ging 1686 nach Mexiko, wo er als Missionar arbeitete.
Januschka – Daniel Januske, auch Januschka (gest. 1724), Jesuitenpater; ging 1691 nach Mexiko, wo er als Missionar arbeitete.
Steffel – Matthias Steffel, „Tarahumarisches Wörterbuch nebst einigen Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Tarahumaren in Neu-Biscaya, in der Audiencia Guadalaxara, im Vice-Königreiche Alt-Mexico oder Neu-Spanien", Brünn 1791.
Wenzelslaus Linck – Václav Link (1736–1797), Jesuitenpater; arbeitete viele Jahre in Mexiko als Missionar.
Hrdlička – Aleš Hrdlička (1869–1943), amerikanischer Anthropologe tschechischer Herkunft; vgl. „Ein großer Indioforscher", S.266.
Juarez-Drama – Gemeint ist Werfels Drama „Juarez und Maximilian" (1924).
„La Novia Vendida" – (span.) „Die verkaufte Braut".
„Stabat mater" – Das Chorwerk „Stabat mater" für Soli, Chor und Orchester von Antonín Dvořák, 1876/77 entstanden, wurde zuerst 1883 in London aufgeführt.
196 *gegen das Ritualmordmärchen* – Vgl. „Marktplatz der Sensationen" („Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 29).
198 *Cheltschitzki* – Petr Chelčický (etwa 1390–1460), tschechischer Philosoph.
202 *Simone* – André Simone, eigentl. Otto Katz (1893–1952), tschechischer Journalist und Schriftsteller; seit 1922 in Berlin; Mitglied der KPD; Direktor der Piscator-Bühne und Leiter des Verlags der Internationalen Arbeiterhilfe; emigrierte 1933 nach Frankreich und später nach England; mit Alexander Abusch Redakteur des „Braunbuchs über Reichstagsbrand und Hitler-Terror" (Paris 1933); von 1941 bis 1946 in Mexiko; Mitbegründer der Zeitschrift „Freies Deutschland"; kehrte 1946 zusammen mit Kisch in die Tschechoslowakei zurück.
„Neun Männer im Eis" – Das Buch mit dem Untertitel „Dokumente einer Polartragödie" erschien 1929 in Berlin.
203 *Gegenprozeß* – Der Internationale Untersuchungsausschuß zur Aufklärung des Reichstagsbrandes, eine Kommission namhafter Juristen, untersuchte im Londoner Gegenprozeß vom 14. bis 20. September 1933 die Hintergründe des Brandes.

203 *Grandi* – Dino Grandi (geb. 1895), italienischer faschistischer Politiker; von 1929 bis 1932 Außenminister; von 1932 bis 1939 Botschafter in London.
„J'accuse" – (franz.) Ich klage an; der Band erschien 1941 in London.
204 *Miller* – Alfred Miller, eigentl. Alfred Fortmüller (1903–1943), Arbeiter, Lehrer, Journalist; lebte von 1929 an in den USA; ging 1937 als Korrespondent des „Daily Worker" nach Mexiko; Mitglied der Liga für deutsche Kultur in Mexiko; Mitbegründer der Bewegung Freies Deutschland.
205 *fern vom deutschen Harz* – Miller stammte aus Niedersachsen.
fern von den amerikanischen Bergen Montanas – Im Staate Montana gab Miller eine kommunistische Tageszeitung heraus.
207 *„Die Entdeckerfreude ..."* – Wilhelm Scherer, „Geschichte der deutschen Literatur" (1883).
219 *Michailowitsch* – Draža Dragoljub Mihailović (1893–1946), jugoslawischer General; nach der Kapitulation Jugoslawiens 1941 Befehlshaber der serbischen Četniks; Verhandlungen zwischen Tito und Mihailović im Oktober 1941 über die Zusammenarbeit von Partisanen und Četniks scheiterten am Widerstand Mihailovićs; Mihailović richtete seinen Kampf zunehmend gegen die nationale Befreiungsbewegung.
221 *Dynastie Obrenowitsch* – Obrenović, 1817 begründete und 1903 erloschene serbische Herrscherdynastie.
Alexander – Alexander I. (Obrenović) (1876–1903), König von Serbien von 1889 an; wurde durch eine Offiziersverschwörung ermordet.
einem anderen Alexander – Alexander I. (Karadjordjević) (1888–1934), von 1914 bis 1918 Regent von Serbien; von 1918 bis 1921 Regent und von 1921 an König von Jugoslawien.
in Marseille ermordet – König Alexander I. und der französische Außenminister Barthou fielen am 9. Oktober 1934 in Marseille einem Attentat zum Opfer (vgl. „Landung in Australien", Beginn der Reportage „Weg zu den Antipoden").
223 *Tommy-gun* – (engl.) Halbautomatisches Gewehr.
224 *Četniks* – Bewaffnete monarchistische Kampfgruppen in Jugoslawien, die von der Londoner Exilregierung gesteuert wurden und sich zunehmend auf den Kampf gegen die Volksbefreiungsarmee unter Tito orientierten.
Nedić – Milan Nedić (1877–1946), jugoslawischer General und profaschistischer Politiker; von 1941 bis 1944 Ministerpräsident der serbischen Marionettenregierung.
229 *Kohler* – Josef Kohler (1849–1919), Jurist und Schriftsteller; von 1888 an Professor in Berlin.
231 *Nisus und Euryalus* – Freundespaar aus Vergils „Aeneis", Neuntes Buch.
Halfback – (engl.) Läufer.

233 *Umpires* – (engl.) Schiedsrichter.
Time – (engl.) Zeit; hier: Ende der Spielzeit.
236 *Chat noir* – (franz.) Schwarzer Kater; Name des ersten Kabaretts, das 1881 in Paris eröffnet wurde; hier Bezeichnung für Kabarett überhaupt.
237 *Winternitz* – Moriz Winternitz (1863–1937), Indologe; von 1902 an Professor der indischen Philologie und der Ethnologie an der Prager deutschen Universität.
240 *Zappert* – Bruno Zappert (1845–1892), Dramaturg und Verfasser von Volksstücken; zu seinen erfolgreichsten Stücken gehört die Gesangsburleske „Der Böhm in Amerika" (1880).
sit venia verbo – (lat.) mit Verlaub.
243 *Oppenheimer* – Franz Oppenheimer (1864–1943), Ökonom und Soziologe; Vertreter des „liberalen Sozialismus".
245 *verhaftet* – Kisch wurde vermutlich am 10. November 1919 in Wien verhaftet.
247 *Speidel* – Ludwig Speidel (1830–1906), Journalist und Schriftsteller; von 1872 an Theaterkritiker der „Neuen Freien Presse"; ein Feuilleton Speidels nahm Kisch in seine Sammlung „Klassischer Journalismus" auf.
251 *Voyeur* – (franz.) Zuschauer, heimlicher Beobachter.
Großmann – Stefan Großmann (1875–1935), Journalist und Schriftsteller; begründete 1920 die Zeitschrift „Das Tage-Buch".
„Berichte aus Österreichs Strafanstalten" – Stefan Großmanns Bericht „Österreichische Strafanstalten" kam 1905 in Wien heraus.
252 *„Vogel im Käfig"* – Das Schauspiel „Der Vogel im Käfig" wurde 1906 veröffentlicht.
253 *Sült* – Wilhelm Sült, revolutionärer Führer der Berliner Elektrizitätsarbeiter, wurde Ende März 1921 verhaftet und auf dem Wege zu einer Vernehmung im Berliner Polizeipräsidium erschossen.
258 *zu deren Haß und Verachtung Lassalle aufgerufen* – Vgl. den Aufsatz von Ferdinand Lassalle, „Die Presse, der Hauptfeind der gesunden Entwicklung", den Kisch in seine Sammlung „Klassischer Journalismus" aufgenommen hat.
261 *Aston Villa* – Englischer Fußballklub.
266 *Hrdlička* – Vgl. 5. Anm. zu S. 194.
Humpoletz – Humpolec, Stadt in Südostböhmen.
267 *Smithsonian-Institut* – Das Anfang des 19. Jahrhunderts von James Smithson (1754–1829) gestiftete und 1846 begründete Smithsonian-Institut in Washington hat vor allem die Ethnologie und Archäologie der amerikanischen Ureinwohner zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht.
Lumholtz – Karl Lumholtz (1851–1922), Forschungsreisender und Ethnograph; bereiste u. a. Mexiko.
Boas – Franz Boas (1858–1942), amerikanischer Ethnologe und Anthropologe deutscher Herkunft; von 1896 an Professor der Anthropologie an der Columbia-Universität in New York.

267 *Poppitz bei Znaim* – Karl Anton Postl (1793–1864) wurde in Popice bei Znojmo geboren.

268 *„Kajütenbuch"* – „Das Kajütenbuch oder Nationale Charakteristiken" (1841).

eine daraus herausgeschälte Kurzgeschichte – „Die Prärie von Hyacinto" ist die erste Erzählung des „Kajütenbuchs".

„Der Virey und die Aristokraten" – Der Roman „Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812" kam 1835 heraus.

„In Mexiko" – Friedrich Gerstäckers vierbändiges Werk „In Mexiko. Charakterbild aus den Jahren 1864–1867" erschien 1871.

Karl Mays vierbändigen Zyklus – Es handelt sich um den Romanzyklus „Waldröschen" (1882), der u. a. die Teile „Benito Juarez" und „Der sterbende Kaiser" enthält.

269 *Sindicato de Electricistas* – (span.) Gewerkschaft der Elektrizitätsarbeiter; für manche Theateraufführungen des Heinrich-Heine-Klubs wurde das Teatro de los Electricistas, das Theater der Elektrizitätsarbeiter, in Anspruch genommen.

271 *Konjasch* – Antonín Koniáš (1691–1760), einer der leidenschaftlichsten Verfechter der Gegenreformation in Böhmen.

273 *Frailes* – (span.) Hier: Brüder.

Steffel – Vgl. 3. Anm. zu S. 194.

Linck – Vgl. 4. Anm. zu S. 194.

Hänke – Thaddaeus Haenke (1761–1816), Botaniker und Forschungsreisender; unternahm mehrere Expeditionen durch Süd- und Mittelamerika.

277 *„None shall escape"* – (engl.) Keiner wird entkommen; der Film, hergestellt von der Columbia Picture Corp. nach einer Idee von Alfred Neumann und Joseph Than in der Regie des ungarischen Emigranten André de Toth, hatte am 3. Februar 1944 Premiere.

„Deudas imperdonables" – (span.) Unverzeihliche Schuld.

283 *Indivisibiliter ac inseparabiliter* – (lat.) Unteilbar und untrennbar.

Extra Hungariam non est vita – (lat.) Außerhalb Ungarns ist kein Leben; Wahlspruch der ungarischen Nationalisten.

285 *Sic transit gloria jundi* – Wortspiel zu: Sic transit gloria mundi: (lat.) So vergeht der Ruhm der Welt; junda: (tschech.) Spaß, Jux.

Nuseller Kerle – Kerle aus dem Prager Vorort Nusle.

286 *eines kolossalen Filmwerkes* – Es handelt sich um den Film „Fridericus Rex" in der Regie von Arsen von Czerépy.

289 *Hugo Schenk* – Vgl. „Eine Frau, die auf Hugo Schenk wartet" im „Prager Pitaval".

Karl von Österreich – Karl I. (1887–1922), Kaiser von Österreich und König von Ungarn von 1916 bis 1918.

290 *Menelik aus Abessinien* – Menelik II. (1844–1913), Kaiser von Äthiopien von 1889 an.

Z Portartura jede fúra ... – (tschech.) Aus Port Arthur fährt 'ne Fuhre, auf ihr sitzt Kanimure. Und gleich kochen sie Tee, Tee,

Schokolade, schwarzen Kaffee. (Text eines vor dem ersten Weltkrieg populären tschechischen Couplets.)

290 *die zusammengewachsenen Schwestern Blažek* – Vgl. „Die zusammengewachsenen Schwestern" im „Marktplatz der Sensationen".

291 *Guiteau* – Charles Guiteau (1840–1882), Advokat französisch-kanadischer Herkunft; wegen des Attentats auf den amerikanischen Präsidenten zum Tode verurteilt.

Garfield – James Abram Garfield (1831–1881), amerikanischer Politiker; 1881 Präsident der Vereinigten Staaten.

der Mörder Grasl – Vgl. „Man überwältigt den Grasel" im „Prager Pitaval".

Rinaldo Rinaldini – Titelheld eines Räuberromans von Christian August Vulpius (1762–1827).

Trenck – Friedrich Freiherr von der Trenck (1726–1794), Offizier in preußischen, russischen und österreichischen Diensten; von 1754 bis 1763 von Friedrich II. in Magdeburg gefangengehalten.

sein Oheim – Franz Freiherr von der Trenck (1711–1749), österreichischer Offizier; 1746 zu lebenslänglichem Kerker auf dem Brünner Spielberg verurteilt.

292 *Rothschild* – Mayer Anselm Rothschild (1743–1812), Gründer des Frankfurter Bankhauses.

295 *Smíchover Arena* – Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden in den Prager Vorstädten kleine Sommertheater, die man Arenen nannte, u.a. in Smíchov.

Pištěk – Jan Pištěk (1847–1907), tschechischer Schauspieler, Sänger und Theaterleiter; von 1877 an Direktor eines Opern-, Operetten- und Schauspielensembles; das nach ihm benannte Ensemble trat noch in den zwanziger Jahren in Prag auf.

Rote Sieben – Tschech.: Červená sedma; ein vom Prager Kabarettisten Jiří Červený (1887–1962) gegründetes und geleitetes politisch-satirisches Kabarett; es existierte von 1918 bis 1922.

Weinberger Theater – Das Prager Weinberger städtische Theater (Divadlo na Vinohradech) wurde 1907 gegründet.

Kvapil – Jaroslav Kvapil (1868–1950), tschechischer Lyriker, Dramatiker und Regisseur; von 1912 an Leiter des Schauspielhauses im Prager Nationaltheater.

297 *„Echo Prahy"* – Vgl. Anm. zu S. 401.

„Sv. Vojtěch" – Sv. Vojtěch. Apologetický měsíčník pro lid katolický: (tschech.) Der hl. Adalbert. Apologetisches Monatsblatt für die katholische Bevölkerung; die Zeitschrift erschien von 1904 bis 1935 in Prag.

298 *non olet* – (lat.) stinkt nicht.

302 *Rašín* – Alois Rašín (1867–1923), tschechischer Politiker; 1918/19 und 1922/23 Finanzminister.

Polemik mit Keynes – Der britische Nationalökonom John Maynard Keynes (1883–1946) veröffentlichte am 6. April 1922 im Hinblick auf die bevorstehende Wirtschaftskonferenz in Genua einen

Aufsatz zum Problem der Stabilisierung der europäischen Währungen, auf den Rašín am 16. April 1922 polemisch antwortete.

304 *„Als Drama, der Form nach ...“* – Grabbe an Kettembeil im Brief vom 2. Oktober 1830.

305 *Lloyd Georges Gespräch mit Wirth* – Während der Weltwirtschaftskonferenz in Genua vom 10. April bis 19. Mai 1922 kam es zu Gesprächen zwischen dem britischen Premierminister David Lloyd George (1863–1945) und dem Reichskanzler Joseph Wirth (1879–1956).

307 *Diurnist* – Tagelohnschreiber.

Hasenclevers Drama „Der Sohn“ – Walter Hasenclevers Tragödie „Der Sohn“ erschien 1914.

„Psychopathologie des Alltagslebens“ – Die Studie über „Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum“, „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“, von Sigmund Freud kam 1904 heraus.

308 *Adamus* – Franz Adamus, eigentl. Ferdinand Bronner (1867–1948), österreichischer Dramatiker, Lyriker und Erzähler; zu „Familie Wawroch“ vgl. „Schleifplatz im Heinegarten“ in den „Abenteuern in Prag“ („Gesammelte Werke“, Band II/1, Berlin und Weimar 1968, S.387).

311 *Rauscher* – Ulrich Rauscher (geb. 1884), Journalist, Schriftsteller und Diplomat; 1920/21 Pressechef der Reichsregierung.

Mühsam – Erich Mühsam, einer der Führer der bayrischen Räterepublik, war 1919 zu fünfzehn Jahren Festungshaft verurteilt worden.

316 *Rathenaus Ermordung* – Der deutsche Außenminister Walther Rathenau war am 24. Juni 1922 durch Angehörige der „Organisation Consul“ ermordet worden.

317 *Eitel Friedrich von Preußen* – Eitel Friedrich (1883–1942), Prinz von Preußen; zweiter Sohn Wilhelms II.

318 *Luegeraner* – Anhänger des österreichischen christlich-sozialen Politikers Karl Lueger (1844–1910), eines fanatischen Antisemiten; von 1897 an Bürgermeister von Wien.

„Von kommenden Dingen“ – Walther Rathenau, „Von kommenden Dingen“, Berlin 1917.

319 *„Theater der Zehntausend“* – Gemeint ist das Große Schauspielhaus in Berlin.

320 *eine telefonische Meldung* – Vgl. „Kundgebungen gegen die Reaktion während einer Theaterpremiere“, S.319.

322 *Martin* – Karlheinz Martin (1888–1948), Regisseur und Theaterleiter.

Dieterle – Wilhelm Dieterle (1893–1972), Schauspieler, Regisseur und Theaterleiter.

323 *Selbstmord der Rathenau-Mörder* – Am 17. Juli 1922 waren die beiden am Attentat auf Walther Rathenau beteiligten Fischer und Kern in

der Ruine Saaleck in Thüringen von der Polizei umstellt worden und hatten sich augenscheinlich umgebracht.

325 *Deml* – Jakub Deml (1878–1961), tschechischer katholischer Geistlicher, Lyriker, Erzähler und Essayist; „Pro budoucí poutníky a poutnice" (Für künftige Pilger und Pilgerinnen) kam 1913 in Prag heraus.

326 *Bookseller* – (engl.) Buchhändler.

Libraires – (franz.) Buchhändler.

327 *„Der freche Franz"* – Kischs Sammlung „Der freche Franz und andere Geschichten" erschien 1906 in Berlin.

329 *Krátký* – Vgl. „Die tschechische Gaststätte in Berlin ist eingegangen", S. 395.

Bráník, Podolí – Vororte von Prag, an der Moldau gelegen.

330 *„Aus dem Leben der Insekten"* – Vgl. „‚Aus dem Leben der Insekten' in Berlin", S. 363.

333 *Eden in Vršovice* – Lunapark im Prager Vorort Vršovice.

334 *Matějček* – Antonín Matějček (1889–1950), tschechischer Kunsthistoriker; Professor an der Karls-Universität Prag.

Meister des Hohenfurther Passionszyklus – Meister des Altars von Vyšší Brod (Hohenfurt) in Böhmen, anonymer Meister, der Mitte des 14. Jahrhunderts an der Spitze einer Malerwerkstatt stand; zu ihren Hauptwerken gehören neun Tafelbilder aus dem Leben Christi für das Zisterzienserkloster in Vyšší Brod.

Meister des Wittingauer Altarwerkes – Meister des Altars von Třeboň (Wittingau) in Böhmen, anonymer Meister, der um 1380 für die Augustinerkirche in Třeboň Tafelbilder mit Szenen aus der Passionsgeschichte für den Altar malte.

335 *Gersoniden* – Druckerfamilie, die den hebräischen Buchdruck in Mitteleuropa einführte; der Stammvater, Gerson ben Salomo Kohen, begründete Anfang des 16. Jahrhunderts die erste hebräische Druckerei in Prag.

Novák – Arne Novák (1880–1939), tschechischer Literatur- und Kunsthistoriker; Professor der tschechischen Literatur an der Masaryk-Universität in Brno.

als Komenský aus der Heimat flüchten mußte – Jan Ámos Komenský (1592–1670), tschechischer Pädagoge und Philosoph, Wortführer der Exulanten aus dem Kreis der Brüdergemeinde nach der Niederlage des böhmischen Ständeheeres in der Schlacht am Weißen Berg (1620), verließ Böhmen 1628.

336 *in einen der herrlichsten Barockpaläste* – Gemeint ist das Palais Mac Newen in der Palackého ulice; in diesem Palais, dem heutigen František-Palacký-Museum, wohnte und starb der tschechische Historiker, Philosoph und Politiker František Palacký (1798–1876).

Wildgans – Anton Wildgans (1881–1932), österreichischer Lyriker, Dramatiker und Theaterleiter; von 1921 bis 1923 und 1930/31 Direktor des Wiener Burgtheaters.

336 *Müller* – Hans Müller (1882–1950), österreichischer Lyriker, Erzähler und Dramatiker.

337 *Asch* – Schalom (Scholem) Asch (1880–1957), jiddischer Erzähler und Dramatiker; lebte von 1906 bis 1910 in Palästina, später in den USA, in England und in Israel.

Heijermans – Herman Heijermans (1864–1924), niederländischer Dramatiker, Erzähler und Publizist.

339 *Eisenbach* – Vgl. 3. Anm. zu S. 482.

Millenkowich – Max von Millenkowich (1866–1945), österreichischer Schriftsteller und Theaterleiter; 1917/18 Direktor des Wiener Burgtheaters.

Paul – Adolf Paul (1863–1943), Dramatiker und Erzähler schwedischer Herkunft; die Komödie „Die Sprache der Vögel" erschien 1911.

340 *Tagger* – Der österreichische Lyriker, Erzähler und Dramatiker Theodor Tagger (1891–1958) schrieb später unter dem Namen Ferdinand Bruckner.

342 *Merz* – Alfred Merz (1880–1925), Geograph und Ozeanograph; von 1922 bis 1925 Leiter des Instituts für Meereskunde in Berlin.

doch er mußte seine Vorlesungen einstellen – Vgl. „Professor Einstein stellt die Vorlesungen ein", S.323.

Dessoir – Max Dessoir (1867–1947), Ästhetiker und Psychologe; Professor in Berlin seit 1897.

345 *Braut Kaiser Wilhelms II.* – Hermine, verw. Prinzessin von Schönaich-Carolath, die Wilhelm II. Ende 1922 heiratete.

Rathenau-Prozeß – Der Prozeß gegen die Mörder Walther Rathenaus vor dem Leipziger Reichsgericht fand vom 2. bis zum 14. Oktober 1922 statt.

Force majeure – (franz.) höhere Gewalt.

346 *der Reichskanzler resignierte* – Am 14. November 1922 trat die zweite Regierung des Reichskanzlers Joseph Wirth zurück.

„Vor Sonnenaufgang" – Das Drama wurde am 20. Oktober 1889 von der „Freien Bühne" in Berlin uraufgeführt.

348 *Káďa* – Karel Káďa-Pešek (1895–1970), tschechischer Fußballspieler, der dem AC Sparta Prag angehörte; zählte Anfang der zwanziger Jahre zu den besten Mittelläufern in Europa.

349 *Eda Beneš* – Edvard Beneš (1884–1948), tschechischer Politiker; von 1918 bis 1935 Außenminister; 1921/22 Ministerpräsident; war in seiner Jugend Mitglied des Sportklubs Slavia Prag.

350 *bei der roten Farbe des Preiselbeerkompotts* – Rot heißt tschechisch červený.

351 *Schauspielerstreik* – Der Streik der Schauspieler in Berlin begann am 25. November und endete offiziell am 10. Dezember 1922.

352 *Ifflandring* – Albert Bassermann war 1911 der Ifflandring verliehen worden.

354 *„Vatermord"* – Vgl. S.306.

„Die Maschinenstürmer" – Vgl. S.320.

354 *„Die Schwärmer"* – Das Schauspiel von Robert Musil wurde Anfang 1923 in der Tribüne uraufgeführt.
„Olympia" – Die Tragikomödie von Ernst Weiß wurde am 18. März 1923 von der Jungen Bühne im Berliner Renaissancetheater uraufgeführt.
„RUR" – Vgl. „Čapeks ‚RUR' in Berlin", S.375.
„Aus dem Leben der Insekten" – Vgl. „‚Aus dem Leben der Insekten' in Berlin", S.363.
Crommelynck – Fernand Crommelynck (1888–1970), belgischer Dramatiker französischer Sprache; die Komödie „Le Cocu magnifique" („Der Hahnrei") wurde 1920 uraufgeführt.
„Sonnenspektrum" – Vgl. „Die letzte Wedekind-Premiere", S.336.
die neugegründeten Berliner Theater – Vgl. „Vier neue Theater in Berlin", S.338.
355 *Lauckner* – Rolf Lauckner (1887–1954), Lyriker, Dramatiker und Verfasser von Filmszenarien; seine Szenenfolge „Schrei aus der Straße" war am 15. Dezember 1922 im Theater in der Kommandantenstraße aufgeführt worden.
356 *zum erstenmal in München* – Bertolt Brechts „Trommeln in der Nacht" wurden am 29. September 1922 in den Münchener Kammerspielen uraufgeführt.
Hollaender – Felix Hollaender (1867–1931), Dramaturg, Regisseur und Theaterleiter; im Auftrage Max Reinhardts leitete er von 1920 bis 1923 das Deutsche Theater in Berlin.
358 *Raemaekers* – Louis Raemaekers (geb. 1869), niederländischer Zeichner und Maler.
359 *sein erstes Buch* – Die graphische Folge „Das Gesicht der herrschenden Klasse" erschien 1921 im Malik-Verlag Berlin.
„Ecce homo" – Die Mappe kam 1923 heraus.
crimen laesae majestatis – (lat.) Majestätsverbrechen.
361 *Bacchanale gefällig?* – Vgl. „Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.439–441.
362 *jídlo nad úplavicí* – (tschech.) Essen an der Ruhr (Essen hier im Sinne von Mahlzeit und Ruhr im Sinne von Durchfall).
K + M + B – Pražský film (Prager Film) war eine regelmäßige Kolumne in den „Lidové noviny" (jeweils am Montag), in der Begebenheiten des täglichen Lebens, u. a. auch komische Übersetzungsfehler, glossiert wurden; unterzeichnet war diese Kolumne mit den Initialen K + M + B, hinter denen sich folgende Journalisten und Mitarbeiter der „Lidové noviny" verbargen: Karel Zdeněk Klíma (1883–1942), Chefredakteur der „Lidové noviny"; Vojtěch Mixa (1887–1953); Eduard Schmidt mit seinem Pseudonym Eduard Bass (1888–1946).
Besetzung von Essen – Am 11. Januar 1923 besetzten französische und belgische Truppen Essen und Gelsenkirchen und in den folgenden Tagen zwei Drittel des Ruhrgebietes.
sračičky – (tschech.) Kram, Dreckzeug, Mist.

363 *„Theater ohne Drama“* – Vgl. S. 293.
Savonarolas Szenen – Die Szenenfolge „Savonarola“ nach dem Werk „La Renaissance“ (1877) des französischen Diplomaten und Schriftstellers Joseph-Arthur Comte de Gobineau (1816–1882), in der Inszenierung von Meinhard und Bernauer, hatte am 23. Dezember 1922 im Theater in der Königgrätzer Straße Premiere.
„Blauer Vogel“ – Name einer russischen Theatergruppe, die sich, inspiriert durch die Inszenierung des Stückes „Der blaue Vogel“ von Maurice Maeterlinck durch Stanislawski, gebildet hatte.
Bernauer – Der österreichische Schauspieler, Theaterleiter, Regisseur und Dramatiker Rudolf Bernauer (1880–1953) hatte 1911 zusammen mit dem Schauspieler und Theaterleiter Karl Meinhard das Theater in der Königgrätzer Straße übernommen.
Pirchan – Emil Pirchan (1884–1957), Architekt, Bühnenausstatter und Schriftsteller; von 1920 an Leiter der Bühnenausstattung an den Staatstheatern in Berlin.
Pringsheim – Klaus Pringsheim (1883–1972), Kapellmeister, Dirigent und Musikschriftsteller; bis 1925 musikalischer Oberleiter der Reinhardt-Bühnen in Berlin.

364 *Ensemble der Meinhard-und-Bernauer-Theater* – Zu den Theatern von Karl Meinhard und Rudolf Bernauer gehörten neben dem Theater in der Königgrätzer Straße auch das Berliner Theater, das Komödienhaus und das Theater am Nollendorfplatz.

366 *Rétif de la Bretonne* – Nicolas-Edmonde Rétif de la Bretonne (1734–1806), französischer Buchdrucker und Schriftsteller; Verfasser erotischer Romane.
Epistola LIIII. nobilium Moraviae – (lat.) LIIII. Brief an die mährischen Edelleute.
Histoire de Jean Hus et de Jerôme de Prague – (franz.) Die Geschichte von Jan Hus und von Hieronymus von Prag.
Sněm království českého 1861–1891 ... – (tschech.) Der Landtag des Königreichs Böhmen 1861–1891. Verl.: Rohlíček und Sievers in Prag.
Orbis terrarum pictus – (lat.) Der Erd- und Weltkreis in Bildern; 1658 von Jan Komenský herausgegebenes Lehr- und Anschauungsbuch.

367 *Goll* – Jaroslav Goll (1846–1929), tschechischer Schriftsteller und Historiker; schrieb in tschechischer und in deutscher Sprache; gemeint ist wahrscheinlich der zweite Teil seiner „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischen Brüder“: „Petr Chelčický und seine Lehre“, Prag 1882.
Sbírky pramenů – (tschech.) Quellensammlung.
Scriptores Rerum Bohemicorum – (lat.) Böhmische Chronisten.
Archiv český ... – (tschech.) Böhmisches Archiv oder Alte schriftliche Denkmäler Böhmens und Mährens.
Athenaeum – Von 1884 bis 1893 gab Masaryk die von ihm gegründete Zeitschrift „Athenaeum“ heraus.

367 *„Austrian Terrorism in Bohemia"* – Der Band „Austrian Terrorism in Bohemia. Introduced by T. G. Masaryk": (engl.) Österreichischer Terrorismus in Böhmen. Eingeleitet von T. G. Masaryk, erschien 1916 in London.

368 *Carpe horam!* – (lat.) Nutze die Stunde!

Mercier – Louis-Sébastien Mercier (1740–1814), französischer Journalist und Schriftsteller; seinen Aufsatz „Öffentliche Bedürfnisanstalten" aus dem „Tableau de Paris", 1781, nahm Kisch in die Sammlung „Klassischer Journalismus" auf.

Wolff – Theodor Wolff (1868–1943), Journalist und Schriftsteller; von 1894 an Pariser Korrespondent und von 1907 bis 1933 Chefredakteur des „Berliner Tageblatts".

370 *„Aus dem Leben der Insekten"* – Vgl. „‚Aus dem Leben der Insekten' in Berlin", S.363.

Tourniquet – (franz.) Drehkreuz.

371 *Begas* – Reinhold Begas (1831–1911), Hofbildhauer der Hohenzollern.

Schaper – Fritz Schaper (1841–1919), Bildhauer; schuf das Standbild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg für die Siegesallee.

Uphues – Joseph Uphues (1850–1911), Bildhauer; bekannt vor allem durch das Standbild Friedrich II. von Preußen für die Siegesallee.

Eberlein – Gustav Eberlein (1847–1926), Bildhauer, Maler und Schriftsteller.

372 *Otto I.* – Otto I. (um 1128–1184), Markgraf von Brandenburg von 1170 bis 1184.

Heinrich des Kindes – Mit dem minderjährigen Heinrich von Landsberg, 1319/20 Markgraf von Brandenburg, erlosch das brandenburgische Geschlecht der Askanier.

die Markgrafschaft Brandenburg eroberte – Im Vertrag von Fürstenwalde von 1373 verzichteten die Wittelsbacher gegen eine Entschädigungssumme von 500000 Gulden zugunsten der Söhne Karls IV. auf ihre Rechte auf die Mark Brandenburg.

373 *Pardubitz* – Ernst von Pardubitz (1297–1364), Erzbischof von Prag von 1344 an; Ratgeber Karls IV.

von Portici – Dietrich von Portitz (um 1300–1367), unter Karl IV. Probst von Vyšehrad und Kanzler von Böhmen; von 1361 an Erzbischof von Magdeburg.

das ganze neunte Buch seiner Geschichte – Gemeint ist die tschechische Fassung der „Geschichte Böhmens" des tschechischen Historikers und Politikers František Palacký (1798–1876); sie erschien 1848–1876 unter dem Titel „Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě" (Die Geschichte der tschechischen Nation in Böhmen und Mähren); der Titel des neunten Buches lautet: „Čechy za krále a císaře Karla IV." (Böhmen unter König und Kaiser Karl IV.).

373 *Otto der Faule* – Mit Otto dem Faulen, von 1365 bis 1373 Markgraf von Brandenburg, und dem Verkauf der Mark an Karl IV. endete die Herrschaft der Wittelsbacher in Brandenburg.

374 *der schönste Film* – Es handelt sich um „Polikuschka", 1919 gedreht, aber erst im Oktober 1922 aufgeführt; das Drehbuch schrieben N. Efros und F. Ozep; Regie führte A. Samin; die Titelgestalt wurde von Iwan Moskwin gespielt; vgl. auch „Die verfilmte Seele" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S.446–448).

375 *Moskwin* – Iwan Michailowitsch Moskwin (1874–1946), russisch-sowjetischer Schauspieler und Regisseur.

„Kid" – Der Film „The Kid", von und mit Charlie Chaplin, war am 6.Februar 1921 uraufgeführt worden.

Hilarsche Inszenierung – Hugo Hilar (1885–1935), tschechischer Publizist, Regisseur und Theaterleiter; von 1921 bis 1935 Leiter des Schauspielhauses des Prager Nationaltheaters; „Aus dem Leben der Insekten" in der Inszenierung von Hilar wurde am 8. April 1922 im Nationaltheater uraufgeführt.

376 *Pick* – Otto Pick (1887–1940), Lyriker, Erzähler, Journalist und Übersetzer; Feuilletonredakteur der „Prager Presse".

378 *Prager „Fišpanka"* – Vgl. „Die Wirtschaft in der Fišpanka" in der Sammlung „Prager Kinder".

383 *urbi aut orbi* – (lat.) entweder in die Stadt oder in die Welt; Anspielung auf die Segensformel des Papstes: urbi et orbi (der Stadt und dem Erdkreis).

386 *„Lidovky"* – Volkstümliche Bezeichnung der „Lidové noviny".

391 *Manz in Wien* – Gemeint ist die 1849 gegründete Manzsche Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Schrolls Kunstpublikationen – Schroll, ein Verlag in Wien, der vorwiegend Kunstbücher herausgibt.

395 *via facti* – (lat.) tatsächlich.

Vojan – Eduard Vojan (1853–1920), tschechischer Schauspieler; von 1888 an Mitglied des Nationaltheaters in Prag.

396 *Powidlkolatschen* – Kleine runde mit Pflaumenmus bestrichene Kuchenstücke.

397 *Skarlandt* – Julius Skarlandt (1879–1950), tschechischer Diplomat und Schriftsteller; von 1920 bis 1923 Konsul in Berlin.

Rakouský vojáci ... – (tschech.) Österreichische Soldaten, tschechische Reservisten rücken ins Feld ein ...

A já sám a sám – (tschech.) Und ich allein und allein.

„Národní politika" – (tschech.) Nationale Politik; tschechische konservative, in Prag herausgegebene Tageszeitung.

398 *Davon habe ich Ihnen schon erzählt* – Gemeint ist die Reportage „Dům obětí" (Das Haus der Opfer), erschienen in den „Lidové noviny", 31.Jg., Nr. 156, Brno, 28. März 1923, Morgen-Ausgabe, S. 1–2; deutsch ist sie unter dem Titel „Das ist das Haus der Opfer" in die Sammlung „Der rasende Reporter" eingegangen.

399 *Küstriner Putsch* – Am 1. Oktober 1923 unternahm die „schwarze Reichswehr“ unter Führung des ehemaligen Majors Bruno Buchrucker in Küstrin einen Putschversuch; vgl. „Bürgerkrieg um die Festung Küstrin“ in der Sammlung „Der rasende Reporter“.

400 *in partibus hostilium* – (lat.) in feindlichen Gebieten.

401 *„Echo Prahy“* – (tschech.) Echo von Prag; von 1902 bis 1914 und 1919 anfangs wöchentlich, später zweimal wöchentlich erscheinende Boulevardzeitung mit dem Untertitel: „Radikales Volksblatt, den öffentlichen Fragen Prags gewidmet“.

402 *Ereignisse in Küstrin* – Vgl. Anm. zu S. 399.

406 *Reach* – Siegmund Reach (1859–1935), Prager Buchhändler, Antiquar und Sammler von Pragensien; gab Fotosammlungen, Ansichten und Radierungen des alten Prag heraus.

407 *Wandel der Verhältnisse* – Am 15. November 1923 war die neue Rentenmark zum Kurs von 1 Rentenmark = 1 Billion Papiermark in den Verkehr gebracht worden.

408 *Marx* – Wilhelm Marx (1863–1946), Zentrumspolitiker; von 1923 bis 1925 Reichskanzler.

Stresemann – Gustav Stresemann (1878–1929), Mitbegründer und Vorsitzender der Deutschen Volkspartei; 1923 Reichskanzler.

413 *28. Oktober 1918* – Wahrscheinlich meint Kisch den 9. oder 10. November 1918, als Wilhelm II. abdankte und nach Holland floh; am 28. Oktober 1918 wurde die Tschechoslowakische Republik proklamiert.

414 *Bang* – Herman Bang (1857–1912), dänischer Schriftsteller; der Roman „Mikael“ (1904) kam 1906 in deutscher Übersetzung heraus.

„Michael“ – Der Film „Michael“ wurde 1924 von der Ufa gedreht; Regie führte Karl Theodor Dreyer.

Slezak – Walter Slezak (geb. 1902), österreichischer Schauspieler; in den zwanziger Jahren in Berlin; ging Anfang der dreißiger Jahre in die Vereinigten Staaten.

„Fridericus Rex“ – Vgl. „Kompromittierter Film“, S. 286.

Am 31., dem letzten dieses Monats ... – Kischs Besprechung geht hier ohne besondere Kennzeichnung in freies Zitat über; bei der Übersetzung wurde die Ausgabe von 1866 zugrunde gelegt.

417 *Drake* – Sir Francis Drake (um 1540–1596), englischer Seefahrer; nahm teil an der Seeschlacht gegen die spanische Armada im Kanal 1588.

Johann von Leyden – Johann Bockelson, genannt Johann von Leiden (1510–1536), Führer der Wiedertäufer von Münster.

418 *Réti* – Richard Réti (1889–1929), tschechoslowakischer Schachmeister, Schachtheoretiker und Schachpädagoge.

Tartakower – Savielly Grigoriewitsch Tartakower (1887–1957), russischer Schachmeister und Schachtheoretiker; lebte von 1924 an in Paris.

Spielmann – Rudolf Spielmann (1883–1942), österreichischer Schachmeister.

418 *Grünfeld* – Ernst Grünfeld (1893–1962), österreichischer Schachmeister und Schachtheoretiker.

419 *Capablanca* – José Raoul Capablanca y Grauperra (1888–1942), kubanischer Schachmeister; von 1921 bis 1927 Weltmeister; Réti besiegte Capablanca im New-Yorker Turnier 1924.

Lasker – Emanuel Lasker (1868–1941), deutscher Mathematiker, Philosoph und Schachmeister; von 1894 bis 1921 Weltmeister.

Charousek – Rudolf Charousek (1873–1900), aus Prag stammender österreichischer Schachmeister und Schachtheoretiker.

in meinem Buch – Richard Rétis Buch „Die neuen Ideen im Schach" erschien 1922.

422 *Mach* – Zdeněk Mach (1877–1954), tschechoslowakischer Schachtheoretiker.

Federación de Ajedrez – (span.) Schachverband.

Im vorigen Jahr beklagte ich mich – Vgl. „Meeres- und Teuerungswellen", S.384.

Aufführung der „Tonka Šibenice" – Die Komödie „Tonka Šibenice na onom světě" (Tonka Šibenice im Jenseits) wurde im Oktober 1921 in der Revoluční scéna (Revolutionären Bühne) in Prag unter der Regie von Emil Artur Longen aufgeführt; die Titelrolle spielte Xena Longenová; 1923 wurde das Stück im Prager Adria-Theater von Longen neu einstudiert, wiederum mit Xena Longenová.

424 *Nové Štrbské Pleso* – Kurort in der Hohen Tatra.

425 *Nikitsch* – Die Aufzeichnungen von Paul Nikitsch-Boulles erschienen als Buch unter dem Titel „Vor dem Sturm. Erinnerungen an Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand" in Berlin 1925.

Este – Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, war aus der Ehe der Erbtochter des Hauses Este, Maria Annunciata von Sizilien, mit Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder Franz Josephs I., hervorgegangen; er begründete die österreichische Linie des Hauses Este.

426 *Baron Parish* – Oskar Parish (1863–1925), Großgrundbesitzer und konservativer Politiker; Herrenhausmitglied; von 1899 an Baron von Senftenberg.

Chotek – Sophie Gräfin von Chotek (1868–1914), heiratet 1900 Erzherzog Franz Ferdinand.

428 *Herzog* – Rudolf Herzog (1869–1943), Erzähler, Lyriker und Dramatiker; Verfasser von Unterhaltungsromanen.

Landsberger – Arthur Landsberger (1876–1933), Erzähler und Dramatiker; Verfasser von Unterhaltungsromanen.

„Der Untertan" – Der Vorabdruck des Romans in der Münchener Zeitschrift „Zeit im Bild" wurde nach Kriegsausbruch 1914 eingestellt.

430 *Dinter* – In der Vorlage steht „Ginter"; zweifellos ist der völkische Schriftsteller Artur Dinter gemeint, der mit seinem Volksstück „Das eiserne Kreuz" (1913) während des ersten Weltkriegs und danach Erfolge erzielte.

431 *dramatische Biographien* – Die Szenenfolge „Lenin, Liebknecht, Luxemburg“ von Fritz Groß erschien 1926 in Wien.

Fuchs schrieb ein Schauspiel – „Aufruhr im Mansfelder Land“, ein „Massendrama in 26 Szenen“, von Rudolf Fuchs erschien 1928.

433 *Zum Tode von Karel Noll* – Der tschechische Schauspieler Karel Noll (geb. 1880) starb am 1. März 1928 in Prag.

„Pasáci, pasáci ...“ – (tschech.) Etwa: Ihr Hirten, Hirten ihr!; Anfangszeile des Zuhälterliedes aus Kischs Roman „Der Mädchenhirt“; unter diesem Titel wurde die von Emil Artur Longen wahrscheinlich in Zusammenarbeit mit Kisch dramatisierte Fassung des Romans am 27. November 1921 in der Revoluční scéna (Revolutionären Bühne) in Prag uraufgeführt; in den Hauptrollen traten Emil Artur Longen und Xena Longenová auf; Karel Noll spielte einen Flößer namens Venca Krotil; auch in einer späteren Version des Stückes unter dem Titel „Pasák holek“ (Der Mädchenhirt), das im Theater Vlasta Burians unter der Regie von Longen im September 1925 in Prag inszeniert wurde, verkörperte Noll den Flößer Venca Krotil.

Detektiv Steidl – Gestalt aus der Tragikomödie „Die Hetzjagd“ (vgl. „Gesammelte Werke“, Band I).

in der „Gestohlenen Stadt“ – Die Komödie wurde unter dem Titel „Ukradená Praha“ (Das gestohlene Prag) im Mai 1924 unter der Regie von Emil Artur Longen im Prager Theater Apollo aufgeführt; eine spätere Inszenierung unter dem Titel „Král zlodějů“ (König der Diebe) im Theater Rokoko fand im Dezember 1924 statt; in beiden Aufführungen spielte Noll den „schwarzen Ritter“.

Reise des Dampfers „Lanna 8“ – Vgl. „Die Reise um Europa in 365 Tagen“ („Gesammelte Werke“, Band I); unter dem Titel „Z Karlína do Bratislavy parníkem ‚Lanna 8‘ za 365 dní“ (Aus Karlín nach Bratislava mit dem Dampfer „Lanna 8“ in 365 Tagen) wurde die Komödie tschechisch am 30. Dezember 1921 in der Revoluční scéna (Revolutionären Bühne) in Prag aufgeführt; Hauptautor dieser ersten dramatisierten Fassung war Jaroslav Hašek; eine zweite, überarbeitete Fassung stammt von Egon Erwin Kisch; sie lag der Inszenierung des Prager Theaters Rokoko Ende 1924 unter dem Titel „Z Prahy do Bratislavy za 365 dní“ (Von Prag nach Bratislava in 365 Tagen) zugrunde; in beiden Aufführungen spielte Karel Noll die Rolle des Kapitäns Struha.

434 *Macek* – Antonín Macek (1872–1923), tschechischer Schriftsteller, Literaturkritiker und Übersetzer; gab 1914 unter dem Titel „Temnou Prahou“ (Durch das dunkle Prag) eine ins Tschechische übertragene Auswahl von Kischtexten heraus.

435 *Burian* – Vlastimil (Vlasta) Burian (1891–1962), tschechischer Theater- und Filmschauspieler; als „König der Komiker“ in der Tschechoslowakei bezeichnet.

435 *Longenová* – Xena Longenová (1891–1928), tschechische Schauspielerin; berühmt als Darstellerin der Titelheldin in Kischs „Himmelfahrt der Tonka Šibenice".
Noll – Vgl. „Zum Tode von Karel Noll", S. 433.
Longen – Emil Artur Longen, eigentl. Emil Artur Pittermann (1885–1936), tschechischer Schauspieler, Regisseur, Dramatiker und Maler; begründete im September 1920 die Revoluční scéna (Revolutionäre Bühne) in Prag, die bis Januar 1922 existierte.
„Der Fall des Generalstabschefs Redl" – Unter dem Titel „Vyzvědačská aféra obrsta Redla" (Die Spionageaffäre des Obersten Redl) erlebte die Tragikomödie am 22. Januar 1924 im Theater Rokoko ihre Prager Premiere; Emil Artur Longen spielte den Redl, Xena Longenová die Franci Malíková (Franzi Mittringer der deutschen Fassung); die Aufführung wurde 175mal wiederholt.
„Piccaver im Salon Goldschmied" – Gemeint ist die Komödie „Tajemství Goldschmiedova salónu, Kamzíkova ulice" (Das Geheimnis des Salons Goldschmied, Gemsengasse), die Ende 1923 von Emil Artur Longen im Prager Theater Rokoko inszeniert wurde; zugrunde lag Kischs Reportage „Die Geheimnisse des Salons Goldschmied", später aufgenommen in die Sammlung „Hetzjagd durch die Zeit" („Gesammelte Werke", Band V).
„Der König der Diebe" – Vgl. 4. Anm. zu S. 433.
„Die Versteigerung von Castans Panoptikum" – Das Stück wurde im November 1922 im Berliner Theater Die Rampe uraufgeführt; in Prag wurde das Stück im Juli 1923 unter dem Titel „Kdo koupí Rothschilda?" (Wer kauft den Rothschild?) von Emil Artur Longen mit Xena Longenová in der Rolle der „feschen Böhmin" inszeniert; eine gekürzte Fassung des Textes findet sich in der Sammlung „Der rasende Reporter" unter dem Titel „Versteigerung von Castans Panoptikum am 24. Februar 1922".
„Von Prag nach Bratislava in 365 Tagen" – Vgl. 5. Anm. zu S. 433.
„Die Mutter des Mörders" – Gemeint ist die Szenenfolge „Senzace žurnalisty" (Sensation eines Journalisten) mit dem Einakter „Matka vrahova" (Die Mutter des Mörders), die am 18. November 1924 unter der Regie von Emil Artur Longen im Prager Theater Rokoko uraufgeführt wurde; das Dramolett geht zurück auf den Text „Die Mutter des Mörders und ein Reporter", der in die Sammlung „Der rasende Reporter", später unter dem Titel „Die Mutter des Mörders" in den „Marktplatz der Sensationen" aufgenommen wurde.
„Ferda Mestek de Podskal, Inhaber des Flohtheaters" – Es handelt sich um das Stück „Jak si obšláp Ferda Mestek de Podskal koncesi na bleší divadlo" (Wie Ferda Mestek de Podskal die Konzession fürs Flohtheater einholte) mit dem Untertitel „Pražská historická groteska z doby stanného práva v letech devadesátých" (Prager historische Groteske aus der Zeit des Standrechts in den neunziger Jahren), das am 16. März 1925 im Prager Theater Rokoko Premiere

hatte; Regie führte Emil Artur Longen, Ferda Mestek wurde gespielt von Vlasta Burian, Mesteks Frau von Xena Longenová, Statthalter Thun von Emil Artur Longen; der kleinen Komödie liegt das Feuilleton „Dramaturgie des Flohtheaters" aus der Sammlung „Die Abenteuer in Prag" zugrunde (vgl. „Gesammelte Werke", Band II/1).

435 *„Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice"* – Vgl. 4. Anm. zu S. 422.

443 *Burian-Buschek* – Vgl. 1. Anm. zu S. 435; in der deutschen Version des Films hieß der falsche Feldmarschall František Procházka; die Bezeichnung Buschek ist unklar.

Orloj – Gemeint ist die astronomische Turmuhr am Altstädter Rathaus in Prag, abgeleitet von horologium: (lat.) Uhr.

„K. u. k. Feldmarschall" – Der tschechische Tonfilm „C. a K. polní maršálek" mit Vlasta Burian in der Hauptrolle entstand 1930; der Film lief in Deutschland auch unter dem Titel „Der falsche Feldmarschall"; den echten Feldmarschall spielte Roda Roda; das Drehbuch schrieb Václav Wassermann nach einer Idee von Emil Artur Longen; Regie führte Karel Lamač.

448 *Káňa* – Vašek Káňa, eigentl. Stanislav Řáda (geb. 1905), tschechischer Journalist, Erzähler und Dramatiker.

450 *Kautsky* – Karl Kautsky (1854–1938), sozialdemokratischer Politiker und Theoretiker der II. Internationale.

Bauer – Otto Bauer (1882–1938), österreichischer sozialdemokratischer Politiker; Haupttheoretiker des Austromarxismus; 1918/19 Staatssekretär des Äußeren.

453 *„Dav"* – (tschech.) Menschenmenge, Masse; slowakische marxistische Zeitschrift für Literatur, Wissenschaft, Kunst und Politik; von 1924 bis 1937 mit Unterbrechungen in Bratislava herausgegeben.

456 *die kommunistischen Stoßtrupps* – Im Mai 1929 wurde auf Anweisung des sozialdemokratischen Innenministers Severing der Rote Frontkämpferbund verboten.

457 *Osthilfe-Affäre* – Vom 10. bis 25. Januar 1933 führte der Haushaltsausschuß des Reichstags eine finanzpolitische Debatte über die sogenannte Osthilfe, die Bereitstellung von Staatsmitteln für verschuldete ostelbische Großgrundbesitzer und Großbauern; dabei wurden Fälle von Korruption aufgedeckt, in die auch der Reichspräsident Hindenburg und seine engsten Freunde verwickelt waren.

Streicher – Julius Streicher (1885–1946), Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer".

460 *ihre eigenen Leute ermordet* – Am 30. Juni 1934 ließ die Hitlerclique im Einvernehmen mit der Reichswehrführung durch die SS ein Blutbad unter ihren eigenen Anhängern, vor allem unter SA-Führern, anrichten.

Dollfuß – Engelbert Dollfuß (1892–1934), österreichischer klerikalfaschistischer Politiker; von 1932 bis 1934 Bundeskanzler.

462 *Longens Tod* – Emil Artur Longen (geb. 1885) starb am 24. April 1936 in Benešov.

463 *„Revoluční scéna"* – Die von Emil Artur Longen in Prag gegründete „Revolutionäre Bühne" wurde am 3. September 1920 eröffnet und existierte bis Januar 1922.

Sauer – Franta Sauer (1882–1947), tschechischer Schriftsteller, Verleger, Schauspieler und Rezitator.

Rovenský – Josef Rovenský (1894–1937), tschechischer Schauspieler, Regisseur und Drehbuchautor.

Hořejší – Jindřich Hořejší (1886–1941), tschechischer Lyriker und Übersetzer.

in dem dramatisierten „Mädchenhirt" – Vgl. 2. Anm. zu S. 433.

Neumann – Angelo Neumann (1838–1910), Sänger und Bühnenleiter; leitete von 1885 an das Deutsche Landestheater, später auch das Neue Deutsche Theater in Prag.

père noble – (franz.) Heldenvater.

„Piccaver im Salon Goldschmied" – Vgl. 6. Anm. zu S. 435.

„Ferda Mestek de Podskal" – Vgl. 11. Anm. zu S. 435.

464 *„Mutter des Mörders"* – Vgl. 10. Anm. zu S. 435.

in der „Gestohlenen Stadt" – Vgl. 4. Anm. zu S. 433.

an der dramatisierten „Lanna 8" – Vgl. 5. Anm. zu S. 433.

Exiled Writers Committee – (engl.) Komitee exilierter Schriftsteller.

466 *Ernst Reinhardt* – Alexander Abusch schrieb in der Illegalität und im Exil unter dem Pseudonym Ernst Reinhardt.

468 *Roeder* – Ralph Roeder, Schriftsteller und Historiker; als Beauftragter der Hilfskomitees amerikanischer Schriftstellerorganisationen half er vielen emigrierten antifaschistischen Schriftstellern, vor allem in Mexiko.

das Allslawische Rundfunktreffen in Moskau – Das Treffen fand im Mai 1943 in Moskau statt.

469 *Nejedlý* – Zdeněk Nejedlý (1878–1962), tschechischer Politiker, Historiker, Musikwissenschaftler und Publizist; gehörte zu den Gründern und Organisatoren des Allslawischen Ausschusses in Moskau während des zweiten Weltkriegs.

Vrbenský – Bohuslav Vrbenský (1882–1944), tschechischer Politiker; von 1940 an Mitglied des tschechoslowakischen Staatsrates in London; arbeitet 1943/44 in Moskau.

472 *nationale Sozialisten* – Bürgerliche Partei in der ČSR.

473 *Skauten* – Angehörige bürgerlicher tschechoslowakischer Jugendorganisationen in der Nachfolge der englischen Pfadfinderbewegung gleichen Namens; 1949 nach der Gründung des Tschechoslowakischen Jugendverbandes aufgelöst.

Falken – Gemeint sind die Sokoln: (tschech.) Falken, Mitglieder der bürgerlichen Massenorganisation für Körpererziehung und Körperkultur in der Tschechoslowakei.

Vašek Menger – Václav Menger (1888–1947), tschechischer Schauspieler und Schriftsteller.

474 *Noll* – Vgl. „Zum Tode von Karel Noll", S.433.
Hamlet – Kellner im Prager Nachtcafé „Montmartre" (vgl. „Zitate vom Montmartre" in der Sammlung „Die Abenteuer in Prag").
Opočenský – Gustav Roger Opočenský (1881–1949), tschechischer Lyriker und Publizist.
Mach – Gemeint ist wahrscheinlich Josef Mach (1883–1951), tschechischer Lyriker, Journalist und Übersetzer.
Waltner – Josef Waltner (1883–1961), tschechischer Kabarettist, Sänger, Textdichter und Theaterleiter; Besitzer des Nachtcafés „Montmartre".
Ančík – Zdena Ančík (1900–1972), tschechischer Journalist und Schriftsteller; Redakteur des „Rudé právo" und Herausgeber der Werke Jaroslav Hašeks.
Bouček – Vgl. „Boučku, alter Kamerad", S.475, und Anm. dazu.
475 *Boučku* – Antonín Bouček (1880–1947), tschechischer Journalist; Redakteur des „Rudé právo"; von 1926 bis 1930 bei der „Internationalen Presse-Korrespondenz" in Berlin.
477 *Fučík* – Julius Fučík (1903–1943), tschechischer Kulturpolitiker, Journalist und Schriftsteller; Mitarbeiter des „Rudé právo".
Urx – Eduard Urx (1903–1942), slowakischer und tschechischer Journalist, Literaturkritiker und Schriftsteller; von 1930 bis 1938 Redakteur des „Rudé právo".
Šantroch – Vratislav Šantroch (1910–1941), tschechischer Journalist und Funktionär der kommunistischen Jugendbewegung; Redakteur des „Rudé právo".
Konrad – Kurt Konrad, eigentl. Kurt Beer (1908–1941), tschechischer Journalist und Historiker; Redakteur des „Rudé právo" und der Zeitschrift „Tvorba".
Krejčí – Jan Krejčí (1903–1941), tschechischer Journalist; Mitarbeiter des „Rudé právo".
478 *Neumann* – Stanislav Kostka Neumann (1875–1947), tschechischer Lyriker, Erzähler, Essayist und Publizist; er starb am 28.Juni 1947, das Begräbnis fand am 3.Juli statt.
Bezruč – Petr Bezruč, eigentl. Vladimír Vašek (1867–1958), tschechischer Lyriker; vgl. „Ein Tag mit Petr Bezruč" („Gesammelte Werke", Band II/2).
481 *„Letzte Nacht in Castans Panoptikum"* – Vgl. 8.Anm. zu S.435.
482 *Paulsen* – Max Johann Heinrich Paulsen (1876–1956), Schauspieler und Theaterleiter; als Filmschauspieler trat er unter dem Namen Peter Petersen auf; von 1898 bis 1923 als Schauspieler am Wiener Burgtheater; von August 1922 bis Juli 1923 Direktor des Burgtheaters.
Senders – Ernestine (Tini) Elisabeth Senders (1874–1941), österreichische Schauspielerin; von 1904 bis 1932 am Wiener Burgtheater.
Eisenbach – Heinrich Eisenbach (1870–1923), österreichischer Schauspieler und Theaterleiter; leitete das „Budapester Orpheum"

in Wien, wo mit Erfolg Volksstücke, Possen und Schwänke aufgeführt wurden.

482 *Mistinguett* – Jeanne-Marie Bourgeois, genannt Mistinguett (1875–1956), französische Chansonette und Schauspielerin.

Kramer-Glöckner – Josephine (Pepi) Kramer-Glöckner (1874 bis 1954), österreichische Schauspielerin; bis 1918 vorwiegend am Residenztheater Wien; von 1918 bis 1927 am Prager Neuen Deutschen Theater.

Geyer – Siegfried Geyer, eigentl. Siegfried Geyerhahn (1883 bis 1945), Dramaturg, Stückeschreiber und Theaterleiter; von September 1922 waren die Kammerspiele der Renaissancebühne in Wien unter der Oberleitung von Eugen Robert angegliedert worden, die Leitung lag in den Händen von Siegfried Geyer.

483 *Suworin* – Alexej Sergejewitsch Suworin (1834–1912), russischer Journalist; von 1876 an Herausgeber der Zeitung „Nowoje wremja" (Neue Zeit); sein „Tagebuch" kam 1923 in der Sowjetunion heraus.

484 *Kolzow* – Michail Jefimowitsch Kolzow, eigentl. Fridland (1898–1942), russisch-sowjetischer Journalist und Schriftsteller; von 1922 an Mitarbeiter der „Prawda".

485 *„Petschat i Revoluzije"* – (russ.) Siegel und Revolution; sowjetische Monatsschrift für Kritik und Bibliographie; erschien von 1921 bis 1930 in Moskau.

487 *„Salon der Frau Goldschmied"* – Vgl. 6. Anm. zu S. 435.

„Ferda Mestek de Podskal" – Vgl. 11. Anm. zu S. 435.

Vančura – Vladislav Vančura (1891–1942), tschechischer Erzähler, Dramatiker und Filmregisseur.

Čapek-Chod – Karel Matěj Čapek-Chod (1860–1927), tschechischer Journalist, Erzähler und Romancier.

Olbracht – Ivan Olbracht, eigentl. Kamil Zeman (1882–1952), tschechischer Journalist und Schriftsteller; Mitbegründer der KPTsch und bis 1929 Redakteur des „Rudé právo".

Toman – Karel Toman, eigentl. Antonín Bernášek (1877–1946), tschechischer Lyriker.

Hora – Josef Hora (1891–1945), tschechischer Journalist, Lyriker und Erzähler; von 1921 bis 1929 Redakteur des „Rudé právo".

Seifert – Jaroslav Seifert (geb. 1901), tschechischer Lyriker.

488 *„Erinnerungen des Scharfrichters Mydlář"* – Gemeint ist das vierbändige Werk des tschechischen Journalisten, Erzählers und Kulturhistorikers Josef Svátek (1835–1897), „Paměti katovské rodiny Mydlářů v Praze" (Erinnerungen der Scharfrichterfamilie Mydlář in Prag), erschienen 1886–1890 in Prag.

sein Leben in der Landwüste verbringt – Emil Artur Longen zog sich oft in die Kleinstadt Poříčí nad Sázavou in der Nähe von Prag zurück, um dort zu arbeiten.

Šrámek – Fráňa Šrámek (1877–1952), tschechischer Lyriker, Erzähler und Dramatiker.

488 *Rettigová* – Magdaléna Dobromila Rettigová (1785–1845), tschechische Schriftstellerin; Autorin eines populären Kochbuches für den Haushalt.

Mathesius – Bohumil Mathesius (1888–1952), tschechischer Lyriker, Publizist, Literaturwissenschaftler und Übersetzer.

Sejfullina – Lidija Nikolajewna Sejfullina (1889–1954), russisch-sowjetische Erzählerin.

Žilavka – Ein minderwertiger jugoslawischer Perlwein.

489 *den charakteristischen Typ des Prager Menschen und Sozialironikers* – In der Vorrede „Sociální ironik" (Sozialironiker) zu seiner ins Tschechische übertragenen Auswahl von Kischtexten, die 1914 unter dem Titel „Temnou Prahou" (Durch das dunkle Prag) in Prag erschien, schrieb Antonín Macek: „Kischs soziale Ironie hat etwas von Swift abbekommen: Der Schriftsteller läßt sich nicht von der modernen Philanthropie hinreißen, denn er sieht allzu klar, wo die Wurzeln der menschlichen Not verborgen sind. So wird er zum Sozialironiker aus tiefer Einsicht in die Wurzeln der menschlichen Not, aus Einsicht in die maßlosen Übel des Klassenstaates ..."

„Mutter" – Der sowjetische Film „Matj" (Die Mutter) hatte 1926 Premiere; das Drehbuch nach dem Roman von Maxim Gorki schrieb N. Sarchi; Regie führte Wsewolod Illarionowitsch Pudowkin.

„Die Weber" – Der Film „Die Weber" wurde am 14. Mai 1927 uraufgeführt; das Drehbuch nach dem Drama von Gerhart Hauptmann schrieben Fanny Carlsen und Willy Haas; Regie führte Friedrich Zelnik; in den Hauptrollen spielten Paul Wegener und Wilhelm Dieterle.

„Die Hose" – Der Film „Die Hose. Skandal in einer kleinen Residenz" hatte am 20. August 1927 Premiere; das Drehbuch nach der Komödie von Carl Sternheim schrieb Franz Schulz; Regie führte Hans Behrendt; in den Hauptrollen spielten Werner Krauß, Jenny Jugo und Rudolf Forster.

490 *„Berlin, die Sinfonie einer Großstadt"* – Der Reportage-Film „Berlin. Die Symphonie einer Großstadt" wurde am 23. September 1927 uraufgeführt; das Drehbuch schrieben Walter Ruttmann und Karl Freund nach einer Idee von Carl Mayer; Regie führte Walter Ruttmann.

Fairbanks – Douglas Fairbanks (1883–1939), amerikanischer Filmschauspieler.

Lloyd – Harold Lloyd (1893–1971), amerikanischer Filmschauspieler.

Gish – Lillian Gish (geb. 1896) und Dorothy Gish (1898–1968), amerikanische Filmschauspielerinnen.

Keaton – Buster Keaton, eigentl. Joseph Francis Keaton (1895–1966), amerikanischer Filmkomiker.

Lubitsch – Ernst Lubitsch (1892–1947), Schauspieler und Filmregisseur; ging 1922 nach Hollywood.

490 *„Chang"* – Der amerikanische Dokumentarfilm „Chang" wurde am 3. September 1927 uraufgeführt; Regie führten Marian Cooper und Ernest B. Schoedsack.

„Zehn Tage, die die Welt erschütterten" – Der sowjetische Film „Oktjabr. Desjat dnej, kotorje potrjasli mir" („Oktober. Zehn Tage, die die Welt erschütterten"), 1927 anläßlich des 10. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution frei nach der Reportage von John Reed gedreht, kam 1928 heraus; das Drehbuch schrieben Sergej Michailowitsch Eisenstein und Grigorij Wassiljewitsch Alexandrow; Regie führte Eisenstein.

die Biographie Reeds – Vgl. „John Reed, ein Reporter auf der Barrikade" („Gesammelte Werke", Band IX, Berlin und Weimar 1983, S. 91–104).

„Die Vorbestraften" – Der Film wurde 1927 gedreht; das Drehbuch schrieben Erich Kraft und Rudolf Meinert; Regie führte Rudolf Meinert; in den Hauptrollen spielten Eugen Klöpfer, Margarete Schlegel und Albert Steinrück.

491 *Buch über Max Hoelz* – Vgl. „Sieben Jahre Justizskandal Max Hoelz" („Gesammelte Werke", Band IX, Berlin und Weimar 1983, S. 152–170).

„Die Frauengasse von Algier" – Der Film wurde am 10. Mai 1927 uraufgeführt; das Drehbuch schrieb Robert Reinert; Regie führte Wolfgang Hoffmann-Harnisch; in den Hauptrollen spielten Maria Jacobini, Camilla Horn und Jean Bradin (vgl. „Memoiren eines Filmstatisten" in der Sammlung „Wagnisse in aller Welt").

Hugenberg – Alfred Hugenberg (1865–1951), Industrieller und deutschnationaler Politiker; Gründer des Hugenberg-Konzerns, der Zeitungsverlage und Nachrichtenbüros umfaßte und 1927 auch die größte deutsche Filmfirma Ufa unter seine Kontrolle brachte.

492 *Noll* – Der tschechische Schauspieler Karel Noll (geb. 1880) war am 1. März 1928 in Prag gestorben; vgl. „Zum Tode von Karel Noll", S. 433.

in einer Wein- und Kaffeestube ernstlich verletzt – Karel Noll war in einer Prager Weinstube in einen Streit mit russischen Emigranten geraten und verprügelt worden.

Longenová – Die tschechische Schauspielerin Xena Longenová starb am 23. Mai 1928 durch Selbstmord; das Begräbnis fand am 29. Mai statt.

493 *Prozeß Klepetář und Michálko* – Im Mai 1928 fand vor dem Prager Schwurgericht der Prozeß gegen den Journalisten Jan Michálko, den Angestellten Mikuláš Sýkorský und den Arzt Jan Klepetář statt; die drei waren angeklagt, die Schwägerin Sýkorskýs ermordet zu haben.

494 *Pichl* – Jiří Pichl (1872–1952), tschechischer Journalist und Politiker; Chefredakteur der Zeitung „České slovo"; viele Jahre Syndikus des Syndikats tschechischer Journalisten.

494 *Dušek* – Cyril Dušek (1881–1924), tschechischer Journalist und Diplomat.

Journalisten-Syndikat – Die Organisation entstand 1911 als Syndikat der Journalisten von Prager Tageszeitungen; Syndikus war Cyril Dušek; nach dem ersten Weltkrieg wurde sie in ein Syndikat der tschechischen Tagespresse umgewandelt und 1926 in das Syndikat tschechischer Journalisten.

Todesnachricht – Vgl. 3. Anm. zu S. 492.

Gellner – František Gellner (1881–1914), tschechischer Journalist, Lyriker und Erzähler; während des ersten Weltkriegs als Soldat vermißt.

Wolker – Der tschechische Lyriker, Erzähler und Essayist Jiří Wolker (geb. 1900) starb 1924 an Tuberkulose.

Otschered – (russ.) Reihe, Schlange; Kisch hat wahrscheinlich im Gespräch das russische Wort verwendet, das der Interviewer unverändert übernahm.

497 *„La Débâcle"* – Émile Zolas Roman „La Débâcle" („Der Zusammenbruch") kam 1892 heraus.

Macek – Der tschechische Schriftsteller, Literaturkritiker und Übersetzer Antonín Macek (1872–1923) gab 1913/14 drei Auswahlbände mit Texten von Egon Erwin Kisch in eigener Übersetzung heraus.

498 *„Barbara"* – Franz Werfels Roman „Barbara oder Die Frömmigkeit" kam 1929 im Paul Zsolnay Verlag Berlin-Wien-Leipzig heraus.

Werfel-Biographie Spechts – Richard Spechts Biographie „Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung" erschien 1926 in Berlin.

Blei – Der österreichische Erzähler, Dramatiker, Essayist und Literaturkritiker Franz Blei (1871–1942) gehörte während des ersten Weltkriegs ebenso wie Werfel und Kisch dem Wiener Kriegspressequartier an.

Kaus – Gina Kaus, eigentl. Gina Zinner-Kranz (geb. 1893), österreichische Erzählerin und Dramatikerin.

499 *Groß* – Otto Groß (1877–1920), Psychologe und Kulturkritiker; Schüler Sigmund Freuds.

Krzyzanowski – Der Lyriker Ottfried Krzyzanowski, Verfasser weniger puritanisch strenger Gedichte, starb im November 1918.

Mencken – Henry Louis Mencken (1880–1956), amerikanischer Publizist und Literaturwissenschaftler.

Grey – Zane Grey (1875–1939), amerikanischer Schriftsteller; Verfasser von Wildwestromanen.

501 *Prager Verfilmung des „Mädchenhirten"* – Der erste tschechische Tonfilm „Der Mädchenhirt" wurde Ende 1929 in Prag uraufgeführt; Regie führte Hans Tintner; in den Hauptrollen spielten Werner Fuetterer, J. Rovenský und Ly Corelli.

„Tonka Šibenice" – Der tschechoslowakische Tonfilm „Die Galgentoni. Tonka Šibenice" nach Egon Erwin Kisch wurde 1930 in Prag ur-

aufgeführt; das Manuskript schrieb Willy Haas; Regie führte Karl Anton; in den Hauptrollen spielten Ita Rina und Franz Lederer.

501 *Šutersche Weinstube* – 1886 gegründete und heute noch bestehende Weinstube in der Palackého ulice in der Prager Neustadt.

502 *„Enthusiasmus – die Symphonie des Donbass"* – Der sowjetische Tonfilm „Simfonija Donbassa/Entusjasm" („Donbass-Sinfonie") von 1930 berichtet über die Bildung eines Jugendkollektivs, das den Plan der Bergarbeiter im Donezgebiet erfüllen hilft.

Wertow – Dsiga Wertow (1896–1954), sowjetischer Filmregisseur; bahnbrechend auf dem Gebiet des Dokumentar- und Reportagefilms.

„Mann mit der Kamera" – Der sowjetische Experimentalfilm „Tschelowek s kinoapparatom" („Der Mann mit der Kamera") kam 1929 heraus.

503 *Proriw* – (russ.) Unterbrechung der Arbeit; Rückstand in der Planerfüllung.

„Panzerkreuzer Potemkin" – Der sowjetische Film „Bronenosez Potjomkin" in der Regie von Sergei Michailowitsch Eisenstein wurde 1925 uraufgeführt.

„Dokument von Schanghai" – Der sowjetische Dokumentarfilm „Schangaiski dokument" in der Regie von Jakow Bloch kam 1928 heraus.

505 *GICHL* – Gosudarstwenoje isdatelstwo chudoschestwenoj literatury: (russ.) Staatsverlag für schöne Literatur.

Vaillant-Couturier – Paul Vaillant-Couturier (1892–1937), französischer Journalist, Lyriker und Erzähler; von 1926 an Chefredakteur der Zeitung „l'Humanité".

Meine Reiseroute bilden Magnitogorsk ... – Diese Reise kam nicht zustande; statt dessen bereiste Kisch Mittelasien.

„Poem über den Fünfjahrplan" – Gemeint ist das Epos „Der große Plan" (1931) von Johannes R. Becher.

eine revolutionäre Oper – Am 13. Dezember 1930 war Brechts Lehrstück „Die Maßnahme", vertont von Hanns Eisler, in der Berliner Philharmonie mit Helene Weigel, Alexander Granach, Ernst Busch und dem Arbeiterchor von Groß-Berlin uraufgeführt worden.

506 *Meshrabpomfilm* – Meshdunarodnaja rabotschaja pomoschtsch filmom: (russ.) Internationale Arbeiterhilfe durch den Film; von 1928 bis 1936 in Moskau bestehende Filmfirma; die Verfilmung von Pliviers Roman kam nicht zustande.

511 *„Andulka Šafářová"* – Populäres tschechisches Marschlied.

„Roztomilá Baruška" – (tschech.) Allerliebste Baruška; populäres tschechisches Marschlied.

Vršovitzer Kirchweih – Die Kirchweih im Prager Vorort Vršovice fand alljährlich Ende September, Anfang Oktober statt.

„Hej Slované" – (tschech.) Auf, ihr Slawen! 1834 von dem slowakischen Dichter Samo Tomášik (1813–1887) geschriebenes patriotisches Lied.

511 *Kramář* – Karel Kramář (1860–1937), tschechischer Politiker; Wortführer einer antikommunistischen und antisowjetischen Politik.

512 *einen Vortrag zu halten* – Vgl. „Das Einreiseverbot für Egon Erwin Kisch", S.513.

„China geheim" – Der Band erschien Anfang 1933 im Erich Reiß Verlag, Berlin.

514 *Mein Bruder* – Gemeint ist Paul Kisch (1883–1944), von 1918 bis 1938 Redakteur der „Neuen Freien Presse" in Wien.

520 *Scheringer* – Der Reichswehroffizier und ehemalige Nationalsozialist Richard Scheringer (geb. 1904), 1930 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" aus der Reichswehr ausgestoßen und zu anderthalb Jahren Festungshaft verurteilt, wurde während der Haft mit den Zielen der KPD bekannt; im März 1931 gab er eine Erklärung gegen Hitler ab.

Baron – Erich Baron (1881–1933), Journalist und Schriftsteller; Generalsekretär der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland und Herausgeber der Zeitschrift „Das neue Rußland"; erlag den Mißhandlungen der Faschisten.

Association des Ecrivains et Artistes Révolutionnaires – (franz.) Vereinigung revolutionärer Schriftsteller und Künstler.

522 *Masefield* – John Masefield (1878–1967), englischer Lyriker, Dramatiker, Erzähler und Essayist.

Barrie – Sir James Matthew Barrie (1860–1937), schottischer Romanschriftsteller und Dramatiker.

Hardy – Thomas Hardy (1840–1928), englischer Erzähler, Lyriker und Dramatiker.

Pinero – Sir Arthur Wing Pinero (1855–1934), englischer Schauspieler und Dramatiker.

Stephenson – Vgl. „Landung in Australien" („Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S.416).

523 *D 37* – Divadlo 37, Name eines 1933 von dem tschechischen Regisseur, Schauspieler, Theaterleiter, Dramatiker und Komponisten Emil František Burian (1904–1959) unter dem ursprünglichen Namen D 34 gegründetes avantgardistisches Theater.

524 *Klicpera* – Václav Kliment Klicpera (1792–1859), tschechischer Erzähler und Dramatiker.

„Mistr Pleticha" – (tschech.) Meister Ränkeschmied; Possenspiel von einem unbekannten Autor des 15.Jahrhunderts; die Premiere im Theater D 37 fand am 11.Februar 1936 statt; Regie führte Emil František Burian.

525 *den „Mädchenhirt" auf der „Revoluční scéna"* – Vgl. 2.Anm. zu S.433.

527 *am Donnerstag aus London* – Am 21.März 1946 kamen Egon Erwin Kisch und André Simone in Prag an.

529 *Dabei bricht er sich beide Beine* – Vgl. „Landung in Australien" („Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S.354).

ans Sterbebett seiner Mutter – Ernestine Kisch, geboren am 11.September 1862, starb am 9.Mai 1937.

529 *Stadtrat in Prag* – Bei den letzten Gemeindewahlen der ersten tschechoslowakischen Republik, die zwischen dem 22. Mai und dem 12. Juni 1938 stattfanden, wurde Kisch als Vertreter der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei in die Gemeindevertretung von Prag gewählt.

530 *Negrín* – Juan Negrín (1889–1956), spanischer Gelehrter und Politiker; von 1937 bis 1945 Ministerpräsident der Volksfrontregierung und der republikanischen Exilregierung in Mexiko.

del Vayo – Julio Alvarez del Vayo (geb. 1891), spanischer linkssozialistischer Politiker; von 1931 bis 1933 Botschafter in Mexiko; 1936/37, 1938 und von 1939 bis 1945 in der republikanischen Exilregierung Außenminister.

Bečka – Vermutlich ist der tschechoslowakische Politiker Bohdan Bečka (geb. 1863) gemeint; von 1923 bis 1925 Finanzminister.

„Sensation Fair" – So lautet der Titel der amerikanischen Ausgabe vom „Marktplatz der Sensationen"; der Band wurde von Guy Endore übersetzt; er erschien 1941 im Verlag Modern Age Books, New York.

in der Zeitschrift „Nová doba" in New York – „Nová doba" (Neue Zeit), eine in den USA herausgegebene tschechische Arbeiterzeitung; die Übersetzung stammte von Lenka Reinerová.

„Descubrimientos en México" – So lautet der Titel der spanischen Ausgabe von Kischs „Entdeckungen in Mexiko", die im August 1945 im Verlag Nuevo Mundo in México erschien; der Band wurde von Wenceslao Roces übersetzt.

532 *del Río* – Dolores del Río (geb. 1905), mexikanische Filmschauspielerin.

„La fiesta brava" – (span.) Das prächtige Fest.

Haas – Hugo Haas (1901–1968), tschechischer Theater- und Filmschauspieler und Regisseur; emigrierte 1939 in die Vereinigten Staaten.

Williams – Esther Williams (geb. 1923), amerikanische Filmschauspielerin.

533 *Hotel Alcron* – Das Hotel befindet sich in der Štěpánská ulice, in der Nähe des Wenzelsplatzes.

534 *Foscht* – Der österreichische Arbeiterfunktionär Josef Foscht, ursprünglich Sekretär des Landesverbandes der Kriegsinvaliden Wiens, 1937 in die Schweiz und 1938 nach Frankreich emigriert, kam im April 1942 nach Mexiko und war dort Vorsitzender der Parteigruppe der Kommunistischen Partei Österreichs.

Katz – Leo Katz (1892–1954), österreichischer Journalist und Schriftsteller; der Roman „Die Totenjäger" kam im Januar 1944 im Verlag El Libro Libre in México heraus.

Rubin – Marcel Rubin (geb. 1905), österreichischer Komponist und Musikschriftsteller; emigrierte 1938 nach Frankreich und kam 1942 nach Mexiko; von 1944 an Mitglied des Vorstandes des Heinrich-Heine-Klubs.

534 *„Austria Libre"* – (span.) Freies Österreich; Zeitschrift der österreichischen Antifaschisten in Mexiko; die erste Nummer kam am 15. August 1942 heraus, 1944/45 erschien sie zweisprachig, 1946 nur noch in deutsch.

Volk – Else Volk (geb. 1880), österreichische Malerin, Publizistin und Übersetzerin; von Januar 1944 an Vizepräsidentin der ARAM, der politischen Organisation der österreichischen Antifaschisten in Mexiko.

MUDr. Volk – Richard Volk (gest. 1943), österreichischer Arzt und Universitätsprofessor; Leiter der Lupus-Heilstätten in Wien.

Römer – Ernst Römer (geb. 1893), österreichischer Musiker und Dirigent; kam 1938 nach Mexiko; Mitbegründer und Vizepräsident des Heine-Klubs.

Alwin – Carl Alwin (1891–1945), Dirigent und Komponist; von 1920 bis 1938 an der Wiener Staatsoper; 1939/40 Dirigent in Chicago; von 1941 an in Mexiko.

535 *In diesem Dorf heiratete ich* – Egon Erwin Kisch und Gisela Lyner heirateten am 29. Oktober 1938 in Versailles.

meine Gisel ist eine Wienerin – Gisela Lyner wurde am 23. Mai 1895 in Busk im damaligen Österreich-Ungarn, heute Sowjetunion, geboren und wuchs in Wien auf.

Writers League – (engl.) Schriftstellerverband.

Clementis – Vladimír Clementis (1902–1952), slowakischer Politiker und Publizist; von 1945 bis 1948 Staatssekretär im Außenministerium; von 1948 bis 1950 Außenminister.

Kopecky – Václav Kopecký (1897–1961), tschechischer Politiker und Publizist; von 1945 bis 1953 Informationsminister.

537 *brach beide Beine* – Vgl. „Landung in Australien" („Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S. 354).

Denken Sie nur an Triest – Über die Zugehörigkeit Triests kam es nach dem zweiten Weltkrieg zu Auseinandersetzungen zwischen Jugoslawien und Italien; eine endgültige Regelung erfolgte erst 1975.

538 *Cárdenas* – Lázaro Cárdenas y del Rio (1895–1970), mexikanischer Politiker; Führer der linksbürgerlichen Revolutionären Nationalpartei, der späteren Partei der Mexikanischen Revolution; von 1934 bis 1940 Staatspräsident.

Lombardo Toledano – Vicente Lombardo Toledano (1894–1968), mexikanischer Politiker und Publizist; von 1936 bis 1941 Generalsekretär der mexikanischen Gewerkschaftsvereinigung; Mitbegründer und Vorsitzender des lateinamerikanischen Gewerkschaftsbundes CTAL.

539 *Camacho* – Manuel Avila Camacho (1897–1955), mexikanischer General und Politiker; von 1940 bis 1946 Staatspräsident.

540 *Er schrieb eine Reihe von Büchern* – Lombardo Toledano schrieb Bücher über mexikanische Geschichte, vor allem über die Geschichte der Arbeiterbewegung, und über philosophische Fragen.

541 *Taller Grafico Popular* – (span.) Werkstatt für Volksgraphik.

Posada – José Guadalupe Posada (1851–1913), mexikanischer Graphiker und Illustrator; Begründer der revolutionär-demokratischen Richtung in der neueren mexikanischen Kunst.

Aleš – Mikoláš Aleš (1852–1913), tschechischer Maler, Zeichner und Illustrator.

Mendez – Leopoldo Mendez (geb. 1902), mexikanischer Graphiker, Wandmaler und Illustrator; Initiator und Vorsitzender der Taller Grafico Popular (Werkstatt für Volksgraphik).

542 *Peonen* – (span.) Landarbeiter, Tagelöhner, proletarisierte Indios.

543 *„Ich klage an"* – Gemeint ist der Band „J'accuse!" von André Simone, der 1941 in London erschien.

544 *Hola, amigo! Como estás?* – (span.) Hallo, Freund! Wie geht es dir?

ein satirisches Buch – Es handelt sich um den Roman „Adel im Untergang", der im Oktober 1944 im Verlag El Libro Libre herauskam; vgl. „Ein humoristisches Buch Ludwig Renns" („Gesammelte Werke", Band IX, Berlin und Weimar 1983, S.512–513).

545 *Monsterfilm mit Spencer Tracy* – Der amerikanische Film „The Seventh Cross" in der Regie von Fred Zinnemann wurde am 12. Juli 1944 uraufgeführt; in den Hauptrollen spielten Spencer Tracy, Signe Hasso und Jessica Tandy.

„Unholdes Frankreich" – Der Erlebnisbericht von Lion Feuchtwanger, später unter dem Titel „Der Teufel in Frankreich" erschienen, kam im Oktober 1942 in Mexiko heraus.

ein prophetisches Buch von F. C. Weiskopf – Der Roman „Vor einem neuen Tag" ist im September 1944 erschienen.

eine zweibändige Geschichte vom Abgeordneten Paul Merker – „Deutschland – Sein oder Nichtsein?"; Band 1 erschien im Mai 1944, Band 2 im Juli 1945.

eine Geschichte des Preußentums von Alexander Abusch – „Der Irrweg einer Nation" kam im Dezember 1945 heraus.

546 *noch nicht in Deutschland erschienen* – „Entdeckungen in Mexiko" kamen im Frühjahr 1947 im Aufbau-Verlag Berlin heraus.

547 *Büchlein der Lidová knihovna* – Gemeint ist der Band „V pěti dílech světa" (In fünf Kontinenten), ins Tschechische übersetzt von Jarmila Haasová, erschienen im Verlag Lidová kultura (Volkskultur), Praha 1936, als Band 4 der Reihe Lidová knihovna (Volksbibliothek).

Dort wird man meine „Galgentoni" spielen – Das Svobodné divadlo (Freie Theater) in Brno brachte im Juni 1947 Kischs „Tonka Šibenice" (Die Galgentoni) heraus.

548 *Drouet* – Jean-Baptiste Drouet (1763–1824); über Drouet schrieb Kisch im französischen Exil eine historische Reportage, deren Manuskript nach dem Einmarsch der Hitlerwehrmacht 1940 verlorengegangen ist.

549 *die Macocha* – Vgl. „Die überwältigte böse Stiefmutter", S. 134.

549 *Reportage über eine Besserungsanstalt* – Vgl. „Magdalenenheim" in den „Prager Kindern", „Büßende Magdalenen" in den „Abenteuern in Prag" und „Magdalenenheim" im „Marktplatz der Sensationen".
Masaryk – Jan Masaryk (1886–1948), tschechischer Politiker und Diplomat; von 1919 bis 1922 Botschafter in Washington; von 1925 bis 1938 Botschafter in London; während des zweiten Weltkriegs Außenminister der tschechoslowakischen Exilregierung in London; von 1945 bis 1948 Außenminister.
550 *sein Bruder* – Herbert Masaryk (1880–1915), tschechischer Porträt- und Landschaftsmaler.
551 *Hilsner* – Über den Fall Hilsner schreibt Kisch im „Marktplatz der Sensationen" (vgl. „Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 29).
Bass – Eduard Bass, eigentl. Schmidt (1888–1946), tschechischer Journalist, Kabarettist und Schriftsteller; von 1933 bis 1938 Chefredakteur der bürgerlich-demokratischen Zeitung „Lidové noviny".
z těch gojimů – (tschech.) von diesen Gojim (im abwertenden Sinne).
552 *Suter* – Vgl. „Die Ballade von Sutter's Fort" in „Paradies Amerika".
553 *die Dame „Revolution"* – Gemeint ist Emča, genannt Revoluce, eigentl. Anna Čacká, Chantant-Tänzerin in Prag.
mit ... Beneš Fußball gespielt – Darüber schreibt Kisch im „Marktplatz der Sensationen" („Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 89).
Evatt – Herbert Vere Evatt (1894–1965), australischer Jurist und Politiker; von 1941 bis 1949 Außenminister; vgl. „Landung in Australien" („Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S. 368).
554 *Edison, als er in Prag war* – Thomas Alva Edison (1847–1931) besuchte Prag im September 1911; vgl. „Edison in Prag" („Gesammelte Werke", Band VIII, Berlin und Weimar 1983, S. 99–102).
Bernard – Tristan Bernard (1866–1947), französischer Dramatiker und Romancier.

PERSONENREGISTER FÜR DIE BÄNDE I–X

Zugrunde gelegt ist jeweils die erste Auflage: Band I 1960, Band II/1 1968, Band II/2 1969, Band III 1961, Band IV 1962, Band V 1972, Band VI 1973, Band VII 1967, Band VIII und IX 1983. Auch fiktive Namen sind einbezogen. Bei tschechischen Namen wurde vielfach die von Kisch gebrauchte deutsche Schreibweise beibehalten.

REGISTER DER ERWÄHNTEN WERKE EGON ERWIN KISCHS

ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DER BÄNDE I–X

Den Seitenangaben liegt jeweils die 1. Auflage der Bände zugrunde. Von den Herausgebern eingefügte Zwischentitel wurden nicht aufgenommen. Auch die Interviewtitel blieben unberücksichtigt. Titel, die nicht von Kisch stammen, sind durch einen Stern gekennzeichnet. Die Kapitel der beiden ersten Teile der „Abenteuer in Prag" (Band II/1) sind lediglich im Inhaltsverzeichnis ausgewiesen; diese Titel wurden auch hier übernommen.

INHALT

Texte aus dem Nachlaß

Nachträge

Rückübersetzungen und Übersetzungen

Interviews

Anhang